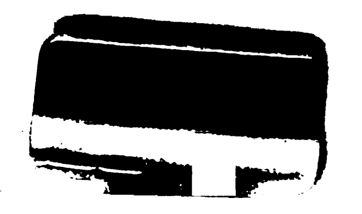
Hermann Stegemann

Geschichte des Krieges




In Memory of
STEPHEN SPAULDING
1907 – 1925
CLASS of 1927
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Dritter Band

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Dritter Band

Mit zwei farbigen Kriegskarten
und zwei Nebenkarten

87. bis 89. Tausend



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Inhalt des dritten Bandes

Der Seekrieg vom 2. August 1914 bis 24. Februar 1915

Das strategische Verhältnis im Februar 1915

Der Feldzug im Westen vom 15. Febr. bis 18. März 1915

Der Feldzug im Osten vom 21. Febr. bis 25. April 1915

Der Feldzug im Westen vom 5. April bis 9. Mai 1915

Der Feldzug im Osten vom 25. April bis 14. Mai 1915



Seite

Der Feldzug im Westen vom 9. Mai bis 28. Juni 1915

Der Feldzug im Osten vom 14. Mai bis 7. Juli 1915

Der Feldzug im Osten vom 7. Juli bis 13. Nov. 1915



Der Feldzug im Osten vom 21. Febr. bis 25. April 1915

Der Feldzug im Westen vom 5. April bis 9. Mai 1915

Die politische und militärische Lage im April 1915 und Italiens Eintritt in den Krieg

Der Feldzug im Osten vom 25. April bis 14. Mai 1915



Seite

Der Feldzug im Westen vom 9. Mai bis 28. Juni 1915

Der Feldzug im Osten vom 14. Mai bis [illegible] 1915

[illegible] ug im [illegible] 191[illegible]

Der Feldzug im Westen vom 16. Juni bis 30. Okt. 1915

Der Balkanfeldzug vom 28. Juli 1914 bis 25. Jan. 1916

Der Dardanellen-Feldzug vom 3. Dez. 1914 bis 10. Jan. 1916

Karten

Quellenverzeichnis

(Fortsetzung)

Bei Süd- und Bugarmee 1915, Kriegsberichte von Offizieren des A.O.K. Linsingen. Berlin und Stuttgart 1917, Deutsche Verlags-Anstalt.

Berghaus, Erwin, Vier Monate mit Mackensen. Stuttgart 1916, Verlag von Julius Hoffmann.

Buschenhagen, Fritz, Dr., Die Herbstschlacht in der Champagne und im Artois 1915. Berlin 1916. Verlag Mittler & Sohn.

Clapp, J., Edwin, Dr. Britisches Seekriegsrecht und die Neutralen im Kriege 1914/16. Übersetzt von Dr. Erich Zimmermann. Berlin 1916, Verlag Mittler & Sohn.

Clemenz, B., Generalfeldmarschall v. Woyrsch und seine Schlesier. Berlin, Verlag Carl Flemming.

Curti, A., Dr., Der Handelskrieg. Berlin 1917, Carl Heymanns Verlag.

Delbrück, Joachim, Die Durchbruchsschlacht in Westgalizien. München 1917, Georg Müller.

Dick, C., Das Kreuzergeschwader. Berlin 1917. Verlag Mittler & Sohn.

Die Champagne-Herbstschlacht 1915, vom Armee-Oberkommando 3. München und Leipzig, Verlag Albert Langen.

Dixon, Macneile, W., Die britische Flotte im Weltkrieg. Zürich 1917, Art. Institut Orell Füßli.

Ein Stabsoffizier, Gallipoli, Der Kampf um den Orient. Berlin, August Scherl, G. m. b. H.

F . . ., Hubert, La Guerre navale. Paris 1916, Payot & Co.

Guérard, Von Reims bis zu den Argonnen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Grethlein & Co.

Immanuel, Oberst, 33 Monate Krieg. Berlin 1917, Verlag Mittler & Sohn.

Immanuel, Oberst, Wie wir die westrussischen Festungen erobert haben. Berlin 1916, Verlag Mittler & Sohn.

Kalau vom Hofe, Unsere Flotte im Weltkrieg 1914/16. Berlin 1917, Verlag Mittler & Sohn.

Kriegsberichte, österr.-ung., Die Eroberung von Belgrad 1915. Wien 1917, Verlag L. W. Seidel & Sohn.

Kriegsberichte, österr.-ung., Das österr.-ung. Nordheer im Frühjahrsfeldzug in Galizien.

Lehmann, Karl, Bayerische Pioniere im Weltkrieg. München 1918, Verlag R. Piper & Co.

Masefield, John, Gallipoli. London 1917, by William Heinemann.

Meyer, Gustav, Der Durchbruch am Narew (Juli-August 1915). Oldenburg i. Gr. 1919. Verlag von Gerhard Stalling.

Mit dem Braunschweigischen Infanterieregiment Nr. 92 nach Galizien und Russisch-Polen, Aus dem Kriegstagebuch eines 92ers. Braunschweig 1917, Druck von Albert Limbach.

Mittler, Toeche, Siegfried, Dr., Unsere Auslandskreuzer. Berlin 1915, Verlag Mittler & Sohn.

Mönckeberg, Carl, Unter Linsingen in den Karpathen. Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlags-Anstalt.

v. Mücke, Die Taten der „Emden" und anderer Kreuzer. Leipzig, Hesse & Becker Verlag.

Müller-Brandenburg, Die Schlacht bei Grodeck-Lemberg. Oldenburg i. Gr. 1918. Verlag von Gerhard Stalling.

Niemann, Hans, Die Befreiung Galiziens. Berlin 1916, Verlag Mittler & Sohn.

Oskar, Prinz von Preußen. Die Winterschlacht in der Champagne. Oldenburg, Verlag Gerhard Stalling.

Pehlemann, Die Kämpfe der Bugarmee. Oldenburg i. Gr. 1918. Verlag Gerhard Stalling.

Plüschow, Günther, Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau. Berlin 1916, Verlag Ullstein & Co.

Prigge, Major, Dardanellen-Kriegstagebuch. Weimar 1916, Gustav Kiepenheuer, Verlag.

Reventlow, zu, E., Graf, Der Einfluß der Seemacht im Großen Krieg, Berlin 1918, Mittler & Sohn.

Rothkirch, Leonhard, Graf v., Gorlice—Tarnow. Oldenburg i. Gr. 1918, Verlag von Gerhard Stalling.

Schmückle, Schwäbische Kunde aus dem großen Krieg. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

The Complete despatches of Lord French 1914/1916. London 1917. Chapman & Hall.

Veltzé, Alois, Unteilbar und Untrennbar. Wien 1917, Verlag für vaterländische Literatur.

Vogel, Dr., Hofprediger, Bis Pinsk mit der Garde-Kavallerie. Stiftungsverlag in Potsdam.

Wüst, Paul, Weichselübergänge 1915. Wiesbaden 1916, Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.

Vorwort

Der Weltkrieg ist zu Ende, und der Schriftsteller, der es unternahm, die Geschichte des Krieges aufzuzeichnen, wie sie sich ihm im Augenblicke des Geschehens darstellte, steht heute vor der Frage, ob er die im Jahre 1917 und 1918 erschienenen Bände seines Werkes einer Überarbeitung unterziehen soll. Ich glaube, diese Frage verneinen zu dürfen und verneinen zu müssen. Nicht, als ob ich nichts zu verbessern, nicht manches anders zu fassen, vieles zu ergänzen wüßte, sondern weil ich der Überzeugung lebe, daß die Grundanschauung des Werkes und die strategische Auffassung der kriegerischen Handlungen unerschüttert sind. Ehe ich an eine Bearbeitung denken kann, muß ich die Aufgabe zu Ende führen, die ich mir selbst gestellt habe, und das Werk vollenden, das meine „persönliche, jedem fremden Einfluß entzogene Arbeit" war, ist und bleiben wird.

Meine Freunde wissen, daß mich der Ausgang des Krieges nicht überrascht hat, aber ich leite daraus nicht das Recht ab, aus der Zurückhaltung hervorzutreten, die ich mir auferlegt habe, um diesem Werke jede sensationelle Färbung fernzuhalten und es vor jedem fremden Eingriff zu bewahren.

Wer die ersten beiden Bände prüfend liest — vielleicht jetzt noch einmal liest — und dem Spiel von Licht und Schatten folgt, das in Schilderungen und Betrachtungen darüber gestreut liegt, wird heute, da der Weltkrieg der Geschichte angehört, gewiß manches schärfer sehen als zur Zeit des Geschehens. Ich muß es mit diesem Hinweis bewenden lassen und möchte nur noch ausdrücklich sagen, daß ich den dritten Band mit demselben Gefühl der Verantwortung und demselben Bewußtsein seiner Unfertigkeit aus der Hand gebe wie die früheren Bände.

Er umfaßt, entsprechend der Anzeige im Vorwort des zweiten Bandes, die großen Feldzüge des Jahres 1915 im Osten und Südosten Europas und die Durchbruchsschlachten im Westen. Er gibt zugleich den entscheidenden Aufschluß über die Gliederung des Werkes, indem er erkennen läßt, in welcher Weise die einzelnen Feldzüge und Wahrung der synchronistischen Darstellung einheitlich gefaßt sind. So findet der Leser in diesem Band den Balkanfeldzug vom 28. Juli 1914, dem Tage der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, bis zur Beendigung der deutsch-österreichisch-bulgarischen Offensive und zur Eroberung Montenegros im Januar 1916 hintereinander erzählt, den italienisch-österreichischen Feldzug

des Jahres 1915 aber noch nicht geschildert, da dieser im Zusammenhang mit der deutsch-österreichischen Offensive des Jahres 1917 dargestellt werden soll. Neu ist im dritten Band die an die Spitze gestellte Schilderung des Seekrieges vom Beginn der Feindseligkeiten bis zum Frühling 1915, von der ich im Vorwort des zweiten Bandes nichts sagte, weil ich den tragenden Gedanken nicht preisgeben wollte, aus dieser Perspektive den Krieg noch einmal vom Beginn bis zu der am Ende des zweiten Bandes stehenden Winterschlacht in Masuren zu überblicken, um zugleich in seine ursächlichen Zusammenhänge und in seine tragischen Tiefen zu leuchten. Da der Umfang des dritten Bandes den des ersten und zweiten Bandes übertrifft, mußte ich diesmal darauf verzichten, Auszüge aus den Betrachtungen zur Kriegslage des „Bund" beizugeben, doch sei erwähnt, daß die Anschauungen, die in diesen Betrachtungen niedergelegt wurden, in der Darstellung selbst nicht verlassen worden sind.

Der vierte Band wird die Geschichte des Krieges zu Ende führen, also die Feldzüge der Jahre 1916—1918 enthalten und die großen Zusammenhänge aufzuzeigen suchen, die diesem Kriege das Gepräge der größten militärischen und politischen Auseinandersetzung aller Zeiten verleihen. Es wird die Aufgabe des Verfassers sein, den Stoff dieses vierten und letzten Bandes so zu gliedern und zusammenzufassen, daß die größere Zeitspanne, die in diesem Bande zur Behandlung gelangt, nicht willkürlich verkürzt erscheint. Die gewaltige Steigerung, die den kriegerischen Begebenheiten der letzten Jahre des Weltringens innewohnt, wird dabei dem Verfasser von selbst die Feder zu mächtigerer Linienführung beschwingen.

Die Frage, ob der Verfasser zu einem längeren Schlußwort genötigt wird, um die im ersten Bande gegebene Darstellung „Zur Vorgeschichte des Krieges" gewissermaßen einer Durchsicht zu unterziehen und dabei auch die sogenannte Schuldfrage zu erörtern, läßt sich heute noch nicht beantworten, doch ist gewiß, daß darüber nur dann mit Nutzen geschrieben werden kann, wenn sich die Archive aller Mächte gleich weit öffnen, wie sie sich im Jahre 1914 alle gleich eng öffneten.

Der Weltkrieg hat vier Jahre und elf Monate gedauert. Deutschland hat vier Jahre und zwei Monate mit den Waffen Widerstand geleistet und focht wie Österreich-Ungarn, wie das von ihm zuvor besiegte Rußland, wie Bulgarien und die Türkei, bis zur völligen Erschöpfung. Es ist den vereinigten Anstrengungen der ganzen gegen das artfremde Deutsche Reich gerichteten politischen Weltkoalition erlegen.

Die neue politische Machtverteilung bestätigt die Vorherrschaft Englands und der von angelsächsischen Anschauungen getragenen Vereinigten Staaten von Amerika. Das darf man angesichts der triumphierenden geschichtlichen Rückkehr Frankreichs an den Rhein nicht übersehen. Insofern entspricht der Ausgang des Krieges der politischen Entwicklung, die den

alten Kontinent mehr und mehr in ein nachgeordnetes Verhältnis zu dem insularen Weltstaat und dem neuen Kontinent geraten sieht, und kennzeichnet die militärgeographischen Bedingungen, denen sich Deutschland im Jahre 1914 vergeblich zu entwinden trachtete.

Im Jahre 1893, also zu einer Zeit, da man in Deutschland wohl noch nicht an eine Gegnerschaft Englands oder gar Nordamerikas dachte und noch die Möglichkeit besaß, sich mit England zu verständigen, ist die Theorie der deutschen Kriegführung in einem Zweifrontenkrieg von Bismarck in einer Weise erörtert worden, die auch heute noch von Interesse ist, obwohl Deutschland im Weltkrieg unter veränderten Umständen eine andere Lösung des strategischen Problems gesucht hat. Es sei mir daher gestattet, diese so lange zurückgelegte Reminiszenz zu jener Rede Moltkes über die Kriegsdauer in Beziehung zu setzen, die ich im Vorwort des ersten Bandes als warnendes Leitmotiv angeführt habe. Wir finden darüber in dem Werke „Fürst Bismarck 1890—1898"*) Hermann Hofmanns folgende Sätze des verabschiedeten Kanzlers:

„Feldmarschall Moltke war von der Stärke unserer Stellung auf der Westgrenze mit Rücksicht auf unsere Befestigungen in Straßburg, Metz, Mainz und Koblenz so überzeugt, daß er es, wenn der Krieg mit zwei Fronten ausbräche, für möglich hielt, sich an der Westgrenze so lange auf die Defensive zu beschränken, bis der russische Krieg zu Ende geführt sei. Er war der Ansicht, daß die französische Kriegführung unfähig sei, bei unseren Eisenbahnverbindungen und Befestigungen auf der Westgrenze letztere zu durchbrechen, und glaubte daher den russischen Krieg bis zum Abschluß führen und dann erst Frankreich gegenüber von der Defensive zum Angriff übergehen zu können."

„... es ist eine zweifellose Tatsache, daß Graf Moltke sich in diesem Sinne ausgesprochen hat und daß er der Meinung gewesen ist, Deutschland könne, im Besitz von Metz und Straßburg mit Mainz und Koblenz dahinter, für den Fall eines Doppelkrieges die Defensive gegen Frankreich auf unbestimmte Zeit hinaus aufrecht erhalten und währenddessen seine Hauptkraft nach dem Osten verwenden.

... Wir müssen es als eine Überhebung ansehen, wenn wir die Auffassung des großen Strategen mit unserem Votum irgendwie unterstützen wollen; nur möchten wir den anzweifelnden Artikeln der „National-Zeitung" und analogen Preßäußerungen gegenüber hinzufügen, daß (bei) eine(r) defensive(n) Kriegführung Deutschlands gegen Frank-

*) Fürst Bismarck 1890—1898. Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten" von Hermann Hofmann, früher leitender politischer Redakteur der „Hamburger Nachrichten". Zwei Bände. (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1913.) Vgl. S. 192—195 des zweiten Bandes.



reich, solange wir im Besitz von Metz und Straßburg sind und solange die Deckung durch das neutrale belgische und luxemburgische Gebiet besteht, nicht, wie die offiziösen Blätter, um für die Militärvorlage Stimmung zu machen, behaupten, das linke Rheinufer, sondern allein ein Teil des Elsasses den Schutz der deutschen Truppen entbehren würde."

Als Bismarck diese Sätze schrieb, stand Deutschland am Ende des ersten Lustrums der Regierung Wilhelms II. Ein Vierteljahrhundert später erlag es im größten aller Kriege der größten aller Koalitionen. Aber auf den Zusammenbruch des wilhelminischen Deutschland, auf die Revolution und einen vollendeten Gewaltfrieden wird eine Erneuerung Deutschlands und des deutschen Geistes, und eine Auferstehung und Läuterung des Volkes — dieses Volkes „so kindlich, doch so groß" — Platz greifen, bewegt sich doch die deutsche Geschichte seit Jahrhunderten zwischen Gipfeln und Abgründen, um immer wieder aus tiefster Tiefe zur Höhe emporzusteigen.

Mit Gottfried Keller, der im Jahre 1844 am „alten großen Grabe Deutschland" um den „Riesenleichnam" des deutschen Volkes klagte, spreche ich heute:

„Und ich erkannte! Ja, du bist ein Grab!
Jedoch ein Grab voll Auferstehungsdrang!
O deutsches Volk, ich ruf' es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang!
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie geklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!"

Bern, den 24. Juni 1919.

Hermann Stegemann

Der Seekrieg
vom 2. August 1914 bis 24. Februar 1915

Zusammenhänge

Der Krieg, der die breit und behaglich lebende Welt im Sommer des Jahres 1914 überfallen hatte, war schon im Februar des Jahres 1915 allen Vorstellungen entwachsen, die vor Beginn dieser längst erwarteten kriegerischen Auseinandersetzung der europäischen Großmächte Geltung gehabt hatten. Er forderte mehr Blut, als alle Kriegskundigen geahnt, verzehrte größere Werte, als alle Volkswirtschaftler berechnet hatten, und eröffnete politische Durchblicke, die in völlig unbekannte Fernen und auf gewaltsame Lösung der verwickeltsten Probleme deuteten. Neue, im Krieg entstandene und vom Krieg genährte nationale, politische und soziale Gedanken und Gefühle begannen in Kraft zu schießen. Aber noch lagen sie als Keime unter der Erde, noch triumphierte der alte, mächtige Geist, der den Krieg als Fortsetzung der Machtpolitik entfesselt hatte.

Löst man sich von den Leidenschaften des Tages und sucht man einen Standpunkt zu gewinnen, der über die Gegenwart und das Erlebnis hinausragt, so erscheint der Krieg — wie man sich auch zur äußeren Veranlassung und zur sogenannten Schuldfrage stellen möge — als Frucht und Krisis des Imperialismus. Er entsprang einer Politik, die von allen auf Bewahrung und Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einflusses bedachten Nationen mit mehr oder minder großem Geschick betrieben worden ist. Er erschien erst dann als eine besondere Art gewaltsamer Auseinandersetzung, und zwar als Ideenkrieg, als er so viele Opfer gefordert hatte, daß eine höhere begriffliche Bestimmung notwendig wurde, um die Völker zur Durchwatung eines solchen Blutmeeres willig zu machen.

Die Atmosphäre des Weltkrieges war zu Beginn des Kampfes anders zusammengesetzt als im Frühling des Jahres 1915 und erfuhr im Laufe der Zeit eine völlige Umwandlung, so daß die Umwertung des Weltkrieges in einen Ideenkrieg schließlich Weltgeltung erlangt hat. Das wurde Deutschland zum Verhängnis. Der Gegensatz innerer staatlicher Auffassungen und Ordnungen, der Preußen-Deutschland von den Westmächten mit ihrer Demokratie trennte und der Bildung einer gemeinsamen politischen Weltanschauung und Weltstimmung gegen Deutschland in der Zeit vor dem Kriege so förderlich gewesen war, trug zu dieser begrifflichen Bestimmung des Krieges als eines Ideenkampfes, eines Kampfes „für Recht und Gerechtigkeit" und gegen den „preußischen Militarismus" mächtig bei, und die Verletzung der belgischen Neutralität nahm Deutschland die Kraft, dagegen Berufung einzulegen. *)

---

*) Vgl. S. 7 des ersten und S. 481 des zweiten Bandes.

Deutschland und Österreich-Ungarn besaßen gegenüber solchen Triebkräften zum Kriege zunächst nichts als die Überzeugung, für ihren staatlichen Bestand und ihre Selbstbestimmung zu kämpfen, eine Überzeugung, die sie festhalten mußten wie das Herz in der Brust, und von der sie nicht lassen durften, so verführerisch die Kriegskarte auch lockte. Doch genügte dieser Glaube auf die Dauer nicht zur Beharrung im feurigen Ofen des Völkerkrieges, wenn das deutsche Volk sich nicht zugleich zu neuen politischen Idealen durchrang. Aber — ach — das war unsäglich schwer, denn man mußte den Ideenkampf auskämpfen, ohne die kriegerische Kraft zu schwächen, die erfahrungsgemäß stets auf völlige Sammlung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten gestellt ist und die Hingabe jeder Lebensfaser fordert.

Die Kriegführung hatte vom 2. August 1914 bis 24. Februar 1915 gewaltige Feldzüge entbunden. Sie trug Gewicht auf Gewicht herbei und ließ die Wagschalen unter dem Aufprall der Schlachten klirrend auf und nieder schwanken, blieb aber im Grunde dem elementarsten aller Gesetze, dem der Erhaltung der Kräfte, und zwar sowohl der seelischen als auch der körperlichen Kräfte, unterworfen. Da die seelische Kraft und das geistige Spannvermögen eines Volkes in hohem Maße vom Ernährungszustand abhängig sind, waren die Mittelmächte auch auf diesem Gebiet von vornherein im Nachteil gegen ihre Feinde, die, ringsum gelagert, das Meer beherrschten und sich seiner zum eigenen Nutzen und zum Schaden der eingekreisten Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns nach Gefallen bedienten. Davon gibt die Führung des Seekrieges und des mit diesem verbundenen Handelskrieges beredte Kunde.

Die Darstellung der Kämpfe zu Wasser und der Bekämpfung des freien Handels muß daher von dem Begriff der Freiheit der Meere ausgehen, wenn man den großen Problemen dieses Weltringens gerecht werden und das Verhältnis der inneren Spannung in den kriegführenden Staaten zu der äußeren Politik und die daraus sich ergebende Wirkung auf Gang und Verlauf des Krieges richtig erkennen will.

Da uns diese Darstellung zu den Anfängen des Krieges zurückführt, sei darauf Bedacht genommen, den Seekrieg mit den Geschehnissen des Landkrieges zu verweben und die Landfeldzüge noch einmal in großen, von taktischen Einzelheiten gereinigten Zügen heraufzubeschwören, gleichsam als spiegelten sie sich im Meere, von dem aus wir die strategischen Zusammenhänge mit größerer Freiheit betrachten können.

Die Freiheit der Meere

Die Freiheit der Meere, das Recht aller, den Ozean zu befahren und friedlichen Handel zu treiben, ob auch Krieg herrsche zwischen zwei oder mehreren Nationen, ruht auf der Anschauung, daß das Weltmeer den

Menschen keine bleibende Stätte bietet, sondern dazu bestimmt ist, Schiffe auf seinem Rücken zu tragen und die Länder zu verbinden, die es zu trennen scheint. Das Weltmeer ist Gemeinbesitz der Menschheit. Nur die Küstengewässer sind besonderen Hoheitsrechten unterworfen und gehören zu den Herrschaftsgebieten derjenigen Staaten, an deren Landfeste die Woge schlägt. Sind die Meere nach allgemeiner Anschauung die öffentlichen Verkehrsstraßen der Völker, gehören sie außer einem drei Meilen breiten Küstenstreifen keiner Nation, so muß die Freiheit der Meere im Frieden wie im Kriege gewährleistet und die gemeinsame Benutzung des Ozeans unter allen Umständen gesichert werden, denn mit der Antastung der Freiheit der Schiffahrt wird ein völkerverbindendes Gesetz gebrochen und der Krieg aus einem Zusammenstoß erklärter Gegner zum allgemeinen Konflikt.

So wie die Dinge noch heute liegen, ist die Freiheit der Meere nicht nur von veralteten Kriegsregeln, vor allem von der Ausübung des Beuterechts, sondern von der Verteilung der Seegewalt unter den Völkern der Erde abhängig. Besitzt eine einzelne Nation auf dem Meere so große Macht, daß sie allen anderen Völkern darin überlegen ist, so bleibt die Freiheit der Meere dem souveränen Ermessen dieser maritimen Vormacht überliefert und wird dadurch je nach den politischen Absichten und Interessen der seebeherrschenden Nation zur Tatsache oder zur Schimäre.

Als Großbritannien im achtzehnten Jahrhundert die führende Rolle auf dem Weltmeer an sich nahm, wurde ihm von der Geschichte die Aufgabe auferlegt, sich mit diesem Konflikt der Gewalten und der Rechte auseinanderzusetzen und ihn im Sinne der Gerechtigkeit und im Geiste der Menschlichkeit zu lösen. Das war leichter gedacht als getan, doch darf man nicht verkennen, daß England die Seepolizei mit Größe und Würde geübt hat. Darüber hinaus gelang die Lösung nicht. Und das ist zu begreifen, denn der Grundsatz, daß die Meere frei seien, vertrug sich weder mit der Vorherrschaft einer einzelnen Macht noch mit der von allen Machtstaaten betriebenen Ausdehnungspolitik. England war als die maritime Vormacht und als das von der See am meisten abhängige Land gezwungen, sich eine gewisse Handlungsfreiheit zu sichern. Es wahrte sich gewissermaßen das Recht, den Grundsatz, daß die Meere frei seien, auf besondere Art auszulegen und die völkerrechtlichen Übereinkünfte und Verabredungen über die Freiheit der Meere zu ändern und zu kürzen. Die Freiheit der Meere blieb also in Englands Belieben gestellt und wurde der Wohlfahrt Englands untergeordnet, mit anderen Worten: Englisches Recht brach Völkerrecht.

Jeder Krieg rief solchen Gefahren. England hielt sich von der Beteiligung an Festlandskriegen nicht nur deshalb möglichst fern, weil es seinen Degen lieber einem Verbündeten in die Hand drückte, sondern auch, weil es als Seemacht dem Landkrieg fernstand und seine politischen Ziele meist auf andere Weise zu erreichen wußte. Admiral Mahan hat in seinem be-

rühmten Buche vom „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" den Satz geprägt: „Die natürlichen Triebe einer Seemacht gelten dem Frieden, da außerhalb ihrer Meeresküsten so vieles auf dem Spiele steht." Das ist richtig, kennzeichnet aber nur die Verletzlichkeit eines auf seine Seemacht gestellten Staates und nicht etwa die moralische Grundsätzlichkeit der von diesem Staate befolgten Politik.

Englands herrschende, aber verletzliche Weltstellung ruhte zu Beginn des Weltkrieges auf der Seegewalt, die es durch die Entente cordiale befestigt und mehr als je zuvor zum ausschlaggebenden Faktor seiner Politik gemacht hatte. Solange die Welt sich zum Imperialismus bekannte, durfte es an dieser Hegemonie nicht rütteln lassen. Dadurch wurde das Problem von der Freiheit der Meere zum Kardinalproblem der Weltpolitik erhoben. Keine seefahrende Nation, kein handeltreibendes Volk, kein auf Zufuhr oder Ausfuhr angewiesener Staat war an der Lösung des Problems unbeteiligt. Es bedurfte eines Weltkrieges, diese weltwirtschaftliche Interessenverflechtung klarzustellen.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des maritimen Übergewichts Englands ist im neunzehnten Jahrhundert ins Riesenhafte gewachsen. Als die Dampfschiffahrt den Seemann von Äolus' Launen unabhängig machte, reifte Englands Überlegenheit zur Allgegenwärtigkeit. Zu diesem wunderbaren Ergebnis der modernen Technik tat die britische Seestrategie das Ihre. Getragen von der welterfassenden egozentrischen Politik ihres Landes, schuf sich Englands Flotte im Laufe eines Menschenalters ein Netz von Kohlenstationen und Stützpunkten, das fein verzweigt die ganze Erde umspannte und die britische Seemacht zur Herrin der „kleiner" gewordenen Welt machte.

Man bedurfte freilich der Erfindung der Dampfmaschine nicht, um die Lage zu erkennen, in die die politische Welt durch die britische Vorherrschaft zur See versetzt worden war. Die Machtvollkommenheit Englands, den Begriff der Freiheit der Meere nach eigener Rechtsanschauung zu bestimmen, war schon im Jahre 1778 so groß, daß die übrige Welt die englische Seeherrschaft schon damals als eine Verneinung der Freiheit der Meere empfand und sich dagegen auflehnte.

England hatte während des Krieges mit den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und Spanien das Seebeuterecht rücksichtslos wahrgenommen und seinen Kapern freie Hand gelassen, Bannware und Feindesgut auch von den Schiffen befreundeter Nationen wegzunehmen. Da trat Katharina II. als Schützerin des freien Handels auf. Sie verlangte in einem 1780 veröffentlichten Manifest, daß neutrale Schiffe von Hafen zu Hafen und in den Küstengewässern ungehindert fahren, daß sie alle Güter, auch die von Untertanen kriegführender Länder, bis auf Kriegsbannware verfrachten, daß nur Waffen und Schießvorräte als Kriegsbannware

gelten dürften und endlich, daß ein Hafen nur dann als gesperrt anzusehen sei, wenn die feindlichen Schiffe das Ein- und Auslaufen wirklich verhindern könnten. Da England im Gegensatz zu Amerika, Frankreich und Spanien diese vier Grundforderungen ablehnte, schloß Katharina mit Schweden, Dänemark und Holland eine Liga der „bewaffneten Neutralität", um dem Drucke Englands wirksam zu begegnen. Der Bund trat ins Leben, erreichte aber nichts, weil er keinen Waffenbund darstellte, und erstarb, ehe er recht geatmet hatte. Katharinas Nachfolger, Zar Paul, erneuerte das Neutralitätsbündnis im Jahre 1800, indem er statt der inzwischen von England niedergeschlagenen Niederlande Preußen zum Beitritt gewann. Aber England ließ sich von diesem „Nordischen Bund" nicht einschüchtern. Pitt erklärte, daß die von Katharina aufgestellten Grundsätze eine jakobinische Folgerung aus den Menschenrechten seien, erhöhte durch großzügige Maßnahmen den Ertrag der englischen Landwirtschaft und die Zufuhren aus Indien und verließ sich im übrigen auf Britanniens „hölzerne Mauern". Die Flotte gestattete ihm, dem ganzen Festland zu trotzen. Kurz darauf machte die Ermordung des Zaren Pitts letzten Besorgnissen ein Ende. Der Bund löste sich auf, und es wurde still von der „Freiheit der Meere", einem Ausdruck, der schon durch Hugo Grotius seine volle begriffliche Prägung erhalten hat. So ist auch auf einem Fest, das die französischen Konsuln im Oktober 1800 zu Ehren der Abgesandten der Vereinigten Staaten von Amerika in Paris veranstaltet hatten, ein Trinkspruch ausgebracht worden, der in die Worte mündete: „Nous buvons à l'union de l'Amérique avec les puissances du Nord pour faire respecter la liberté de la mer." Amerika leistete übrigens der Aufforderung zum Beitritt zur Liga des Nordens keine Folge, sondern hielt sich damals von einer Verflechtung einer Politik mit der Politik europäischer Staaten fern.

Das neunzehnte Jahrhundert versuchte die Freiheit der Meere auf andere Weise sicherzustellen. Es brachte völkerrechtliche Verträge zustande und stellte Grundsätze auf, die für alle beteiligten Staaten bindend sein sollten. Vergebliche Liebesmühe — als der Weltkrieg ausbrach, wurden die im Laufe von hundert Jahren geschaffenen Bestimmungen, die man in der Pariser Deklaration vom Jahre 1856, der zweiten Haager Konferenz vom Jahre 1899 und der Londoner Seerechtserklärung vom Jahre 1909 niedergelegt hatte, binnen wenigen Wochen entwertet, verstümmelt und zerpflückt und das Meer dem Krieg in beispielloser Weise dienstbar gemacht. Der eigentliche Seekrieg, d. h. die Bekämpfung der feindlichen Streitkräfte auf dem Meere, und der Handels- oder Wirtschaftskrieg, das ist das Bestreben, dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden und seinen Willen durch Aushungerung zu brechen, entwuchsen, wie von einer unhemmbaren Elefantiasis befallen, allen völkerrechtlichen Bestimmungen, rissen sich von allen Regeln los und schritten nicht nur über die Rechte der Neutralen, sondern auch über

die Gesetze der Menschlichkeit hinweg. Daran war nicht zuletzt das eigentümliche Mißverhältnis, richtiger die Inkongruenz der Verhältnisse, schuld, vor die sich Deutschland und England als Feinde gestellt sahen.

Deutschlands und Englands strategische Lage zur See

Der Verlauf des Seekriegs ist von vornherein durch das strategische Mißverhältnis bestimmt worden, in dem sich Deutschland gegenüber England befand, ein Mißverhältnis, das so einseitig bestimmt war, daß der Krieg zu Wasser als ein ungleicher Zweikampf Deutschlands und Englands ausgetragen wurde und die übrigen Teilhaber der feindlichen Koalitionen nur als Helfer im Streite erschienen. Diese Feststellung erinnert an die Wurzeln des Weltkrieges.

Als England in den Krieg eintrat, war seine vollkommene militärische Überlegenheit zur See gegenüber Deutschland so fest gegründet, daß es sich die Aufgabe stellen konnte, Deutschland vom Meere abzuschneiden, ohne seine eigene Flotte durch eine klassische Blockade der deutschen Küste aufs Spiel zu setzen. Die britische Staatskunst hatte sich diese Überlegung gesichert, als sie die französische Republik veranlaßte, die Bewachung des Mittelmeeres zu übernehmen und die eigene Flotte in den britischen Heimatgewässern sammelte. Gestützt auf diese ungeheure Macht, verschloß England die Nordsee, indem es seine Hauptflotte zwischen der norwegischen Küste und den Orkneyinseln aufstellte und den Ärmelkanal durch leichtere Kräfte sperrte. Das war ein strategischer Angriff, der sich auf die insulare Grundstellung stützte und aus der Entfernung wirkte, ein Angriff, der seine erdrosselnde Offensivwirkung unter der Hülle einer Verteidigungsanstalt verbarg.

Der Durchführung des großen Planes, Deutschland auf diese Weise völlig vom freien Meere abzuschneiden, stellten sich lediglich völkerrechtlich Bedenken in den Weg, denn die Nordsee war ein freies Meer und bespülte die Küsten neutral gebliebener Staaten, aber militärischen Erwägungen gehorchend, schritt England darüber hinweg, wie Deutschland über die Neutralität Belgiens hinweggeschritten war. Die Briten fanden dabei wohl Widerspruch, aber niemand, der ihnen in den Weg getreten wäre. Die Zeiten des Nordischen Bundes waren vorbei.

Der englische Operationsplan war meisterhaft ersonnen und wurde mit überlegener Ruhe ins Werk gesetzt. Eine Flotte, die 56 Linienschiffe mit mehr als einer Million Tonnen Gewicht, 43 Panzerkreuzer, 55 geschützte Kreuzer, 260 Zerstörer und 40 Hochseetauchboote ins Feld führte, konnte es wohl wagen, die Nordsee zu blockieren und zugleich das Weltmeer im Auge zu behalten, um über der Weltgeltung der britischen Vormachtstellung zu wachen.

Die zahlenmäßige Überlegenheit der britischen Flotte hätte freilich nicht genügt, den Plan durchzuführen. Das strategische Mißverhältnis zwischen den beiden Hauptgegnern wurde nicht so sehr durch die Zahl als vielmehr durch geographische Bedingungen bestimmt. Die englische Flotte verfügte über alle Häfen und Flußmündungen Englands als Ausfallsstellungen und erfreute sich voller strategischer Freiheit und Bewegungsfähigkeit, die deutsche dagegen lag im Nordseewinkel zwischen Jütland und Friesland eingeklemmt und war wohl fähig, wie ein Kettenhund aus ihrem Schlupfwinkel herauszufahren und die Deutsche Bucht vom Feinde freizuhalten, aber nicht imstande, gegen die breit vorgespannte britische Grundstellung anzugehen, ohne ihre einzige Rückzugslinie zu gefährden.

Auch wenn die deutsche Flotte beträchtlich stärker, selbst wenn sie der britischen Flotte nahezu ebenbürtig gewesen wäre, hätte sie sich diesem geographischen Zwangsverhältnis nicht entwinden können. Die deutsche Seemacht bildete also, im Zusammenhang der Kriegserscheinung betrachtet, von Anfang an und bis zum Ende des Krieges nichts anderes als eine starke Verteidigungsflanke. Nur die deutschen Heere, nicht die Flotte waren fähig, die Entscheidung im Sinne Friedrichs des Großen zu suchen, der lange vor der Erörterung der „attaque brusquée" als erster die Ansicht vertreten hatte, daß Preußens Kriege „kurz und vif" sein müßten, da ein langwieriger Krieg die vortreffliche preußische Mannszucht zerstöre, das Land entvölkere und seine Hilfsquellen erschöpfe.

Zwischen den beiden Flotten bestanden tiefgehende Unterschiede. Die britische Flotte schwamm im stolzen Gefühle einer von der Geschichte zweier Jahrhunderte bekräftigten Überlegenheit auf der weiten See, die deutsche trat als eine neue Schöpfung zum Daseinskampf an. Jene war das natürliche Instrument einer weise, kraftvoll und rücksichtslos geführten Weltpolitik und als Waffe seemännisch veranlagt, diese war der maritime Ausdruck der militärischen Macht und als solche gegründet, um Deutschland gewissermaßen in die Weltpolitik einzuführen und die Weltgeltung Deutschlands sinnfällig zu verkörpern, also nicht organisch gewachsen, sondern zweckbewußt organisiert.

Als der Krieg ausbrach, besaß Deutschland 30 Linienschiffe, 14 Panzerkreuzer, 35 kleine Kreuzer, 100 Torpedoboote und 28 Tauchboote, von denen 20 Linienschiffe, 5 Panzerkreuzer, 25 leichte Kreuzer, 84 Torpedoboote und 12 Tauchboote modernen Anforderungen entsprachen. Die deutsche Seerüstung hatte England schon im Jahre 1901 beunruhigt und zu größeren Rüstungen veranlaßt, war aber trotz aller Anstrengungen Wilhelms II. noch nicht weit genug gediehen, England von einem Kriege abzuschrecken, wenn der politische Augenblick zur endgültigen Auseinandersetzung rief. Die Flottenpolitik Wilhelms II. und seines Beraters, des Admirals v. Tirpitz, war auf der Erwägung aufgebaut, die deutsche Seemacht könne so stark gemacht werden, daß England das Wagnis eines Krieges scheuen werde, da es einen

Teil seiner eigenen Armada aufs Spiel setzen müßte, um in diesem Kriege obzusiegen. Diese Schlußfolgerung hat sich sowohl in politischer als auch in strategischer Beziehung als falsch erwiesen. England scheute dieses Wagnis ebensowenig, wie es den Wettbau gescheut hatte, bei dem es zur Schaffung einer Großkampfflotte von ungeahnten Ausmaßen übergegangen war.

Die Politik Edwards VII. erleichterte England dieses Wettrüsten, denn England verfügte seit dem Abschluß der Entente cordiale im strategischen Sinne über die Flotte Frankreichs. Auch die Schlußfolgerung, daß England seine Armada aufs Spiel setzen müsse, um der deutschen Flotte Herr zu werden, traf nur unter gewissen Voraussetzungen zu. Sie gründete sich wohl auf die Tatsache, daß die britische Seestrategie seit mehr als hundert Jahren das Clausewitzsche Vernichtungsprinzip vertrat und stets darauf ausgegangen war, den Gegner zum Kampf herauszufordern, mit Übermacht anzugreifen und vom Meere zu vertilgen. Man übersah, daß die Strategie der britischen Admiralität keine souveräne war, sondern wie ihr Instrument, die Flotte, der Staatskunst dienstbar wurde. Forderte diese, daß die britische Flotte **nicht** aufs Spiel gesetzt werde, so erfuhr die Strategie eine Änderung in dem Sinne, daß die Admiralität erwog, wie der Feind bezwungen werden könne, ohne die eigene Armada, dieses kostbare Werkzeug der britischen Weltpolitik, einer gefährlichen Schwächung auszusetzen.

Es fehlt nicht an Beispielen in der britischen Seekriegsgeschichte, die von einer solchen risikolosen Strategie berichten. Hatte doch Admiral Lord Torrington schon im Jahre 1690 — also in der Frühzeit britischer Seeherrschaft — den Ausdruck „fleet in beeing" geprägt, als Rechtfertigung einer Strategie, die durch das stumme Vorhandensein der Flotte und zuwartendes Verhalten den Sieg erringt, ohne die Flotte aufs Spiel zu setzen. Wurde der Grundsatz der „fleet in beeing" im Jahre 1914 hervorgeholt, um die englische Armada über den Krieg hinaus zu erhalten, so war die deutsche Berechnung falsch. Das sollte die deutsche Flotte bald erfahren.

Verglichen mit den Briten, die das Weltmeer als einen Binnensee betrachten konnten, der überall an englisches Ufer schlug, schwammen die Deutschen fremd und heimatlos auf der See, denn sie besaßen auf der weiten Erde nur einen einzigen befestigten Stützpunkt, das entlegene Tsingtau. Und Tsingtau war zwar ein trefflicher Hafen, eine aufblühende Handelsstation und eine von der Natur mit köstlichen Reizen geschmückte Stadt, aber kein Exponent ausschauender Weltpolitik. Das Pachtgebiet von Kiautschou, Bülows „Platz an der Sonne", konnte nur gedeihen, wenn Deutschland mit England zusammenging und Japan sich mit der Niederlassung Deutschlands in seiner Interessensphäre abfand. Das war nicht geschehen.

So blieb als einziger wirklicher Flottenstützpunkt nur noch Helgoland, das indes nichts anderes war als ein vorgeschobener Posten, eine schwimmende Batterie, die den Aufmarsch der Flotte sichern, den leichten See-

streitkräften als Zuflucht dienen und dem Gegner das Ansteuern der Deutschen Bucht unmöglich machen konnte, aber keine über See reichende Geltung besaß.

Die englische Flotte war schon lange vor dem Ausbruch des Krieges zum Waffengang bereit. Sie war seit dem September 1912 in den heimischen Gewässern versammelt und wurde im Juni 1914 zu einer großen Probemobilmachung aufgeboten, die alle Schiffe in Bewegung brachte. Als der politische Himmel sich im Juli vollends verdüsterte, beschloß die britische Admiralität, die Flotte nach Beendigung der Manöver und der großen Flottenschau auf der Reede von Plymouth zusammenzuhalten. Winston Churchill ging sogar noch weiter. Er befahl dem kommandierenden Admiral Sir John Jellicoe, die eingeschifften Reserven nicht zu entlassen, die Vorräte zu ergänzen und sich Tag und Nacht zur Ausfahrt bereit zu halten. In der Tat fuhr am 26. Juli ein Teil der Armada in Gestalt der 1. Flotte, 29 Linienschiffe, 4 Schlachtkreuzer und 9 Panzerkreuzer stark, plötzlich aus und nahm Kurs nach Osten. Als die Schiffe am Tage darauf auf ihren Ankerplatz zurückkehrten, erschien diese kurzläufige Bewegung im Lichte einer Erkundung, die auf größere Dinge schließen ließ. Um dieselbe Zeit jagte die deutsche Hochseeflotte, die an der norwegischen Küste manövveriert hatte, mit äußerster Kraft den heimischen Gewässern zu, um ihre strategische Grundstellung zu beziehen. Am 28. Juli lag schon verhaltene Spannung über den Ankerplätzen der beiden Flotten, obwohl man auf den deutschen Schiffen noch nicht an England als Gegner glauben wollte. Am 29. Juli trafen beide Armaden die letzten Vorbereitungen zum Kriege, am 2. August fielen zu Lande die ersten Schüsse, und am 4. August erklärte England an Deutschland den Krieg. Englands und Deutschlands Flaggen, die sich im Laufe der letzten 25 Jahre achten gelernt hatten, waren über Nacht zu Feinden geworden.

Die englische Kriegsflotte deckte in erster Linie die Überführung der Armee Frenchs nach Frankreich. Sie erblickte darin mit Recht die Voraussetzung zur Sicherstellung Frankreichs, denn dieses erschien durch den Einmarsch der Deutschen in Belgien und die in die linke Flanke des französischen Heeres zielende Umfassung schwer bedroht und — was für England ungleich wichtiger war — die flandrische Küste, Albions Festlandsglacis, drohte in deutsche Hand zu fallen. Die deutsche Flotte war nicht in der Lage, ihre Gegnerin an der Lösung dieser gewaltigen Aufgabe zu hindern. Sie mußte sich damit begnügen, Nordflanke und Rücken des eigenen Heeres zu decken, wenn sie nicht zu einer Vernichtungsschlacht auslaufen wollte, die der Brite annehmen oder verweigern konnte. Das war ein bitterer strategischer Verzicht.

Die britische Flotte löste ihre Aufgabe glatt. Unter ihrem Schutze erreichte die alte britische Feldarmee, erreichten die kanadischen, australischen und indischen Hilfsvölker, die Divisionen Kitcheners und das große englische Volksheer nacheinander die französische Küste und warfen das Gewicht ihrer von Mond zu Mond anschwellenden Masse in die unsicher schwankende

französische Wagschale, die dadurch vor dem Aufschnellen bewahrt wurde. Während Joffre die französischen Armeen sammelte und zurechtschob, überbrückten die Briten gewissermaßen den Ärmelkanal und schlossen die britische Operationsbasis unmittelbar an die französische Grundstellung an.

Gleichzeitig legte die britische Flotte einen Sicherungsgürtel um die Nordsee und sandte Kampf- und Begleitgeschwader über den Ozean, um die deutschen Kreuzer zu jagen, die deutschen Handelsschiffe aufzubringen, Truppen aus aller Welt herbeizuholen und die Eroberung der deutschen Kolonien einzuleiten.

Alle Häfen des Mutterlandes, alle Schlupfwinkel der Orkneyinseln und der Irischen See, alle Kohlenstationen der britischen Herrschaftsgebiete, alle Reeden der verbündeten und befreundeten Mächte standen der britischen Flotte zur Bewältigung dieser Riesenaufgabe zur Verfügung und — was das Entscheidende war — sie bedurfte keiner Schlacht, um sie ungestört durchzuführen, solange Deutschland seine Geschwader nicht zum Kampf auf Leben und Tod gegen den Feind sandte. Zu einer solchen Herausforderung fehlte der deutschen Flotte zwar weder Mut noch Wille, wohl aber die zahlenmäßige Stärke, die strategische Freiheit und die Einwilligung der Obersten Heeresleitung, die den Krieg zu Lande auskämpfte. Unter diesen Umständen konnte eine große Seeschlacht nur aus Zufälligkeiten oder aus einer Strategie hervorgehen, die nach Hoffen und Harren alles auf einen Wurf setzte, um dem kraftverzehrenden Schwebezustand ein Ende zu machen.

Aber wenn auch die deutsche Flotte nicht dazu überging, die britische Armada auf hoher See zu einer Entscheidung herauszufordern, so drückte sie doch trotz ihrer strategischen Gebundenheit auf die Entwicklung des Krieges. Tirpitz sammelte seine Hauptmacht in der Deutschen Bucht und ließ sich nicht zu einer Zweiteilung seiner Kräfte verleiten, obwohl die Ostsee und der Kaiser-Wilhelm-Kanal zu doppeltem Spiele lockten. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal wirkte um so stärker auf die strategische Lage, je weniger sich der deutsche Admiralstab im Vertrauen auf diese „innere Linie" zu einer Teilung seiner Kräfte hergab. Er gestattete der deutschen Admiralität, die Hauptkraft in der Nordsee zu vereinigen, ohne die Ostsee zu entblößen. Es war nicht mehr die 62 Meter breite, 9 Meter tiefe Fahrrinne, die Kiel und Brunsbüttel seit dem Jahre 1896 miteinander verband, sondern eine ungleich leistungsfähigere Wasserstraße. Der Kanal war in den letzten Jahren vor dem Kriege vertieft, verbreitert und mit weit größeren Schleusen ausgestattet worden und bildete einen Wasserweg, auf dem die größten Linienschiffe in zehn Stunden von der Nordsee in die Ostsee gelangen konnten. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal war in dieser Gestalt die einzige strategische Operationslinie von Bedeutung, über die die deutsche Marine verfügte. Er allein setzte die Deutschen instand, das „fleet in beeing-Prinzip" in gewissem Ausmaß auch in ihren Kriegsplan aufzunehmen.

Die Deutschen führten den kleinen Krieg zur See mit frischem Eifer und ungekühltem Mut. Kreuzer, Torpedoboote und Unterseeboote durchfurchten die Nordsee, um den Feind zu beunruhigen, zu ermüden, ihm Nadelstiche und kleine Schläge zu versetzen, ihm den Schlaf zu rauben und ihn wenn möglich in Kanonenschußweite von Helgoland zur Schlacht zu locken. Es war die Taktik des Schwächeren. Sie führt zwar selten zum Siege, entsprach aber den Bedingungen, unter denen Deutschland zur See zu fechten verurteilt war, wenn es nicht alles auf einen Wurf setzen wollte.

Kämpfe und Maßnahmen in der Nordsee

Während die Landheere in Belgien und Frankreich um die strategische Überlegenheit rangen, begegneten sich deutsche und englische Schiffe auf der von kurzen Wellen gepeitschten, nebelverhängten grauen Flut der Nordsee und lieferten einander zahlreiche Erkundungsgefechte und zwei größere Treffen. Die Deutschen suchten dem Gegner zunächst die Handlungsfreiheit zu schmälern, indem sie die britischen Gewässer mit Minen spickten. Schon am Tage nach der englischen Kriegserklärung schlich sich der deutsche Dampfer „Königin Luise“ in die Themsemündung und streute Minen in die Fahrrinne, die von den Kriegsdocks Sherneß und Chatam seewärts führte. Zwei Tage verhüllte der Themsenebel das gefährliche Schiff, dann wurde das Fahrzeug von der 3. Zerstörerflottille entdeckt und nach kurzem Kampf vernichtet. Am 8. August bereitete eine der von ihm gelegten Minen dem kleinen Kreuzer „Amphion“ den Untergang. England zieh Deutschland alsbald der Verletzung des Völkerrechts, weil es durch diese Minenstreuung friedliche Kauffahrer gefährdet habe, und sicherte sich dadurch die moralische Überlegenheit bei der Befreiung von den Fesseln der Londoner Deklaration.

Unterdessen brachen sich die deutschen Westarmeen durch Belgien Bahn. Während Lüttich fiel und bei Mülhausen mit wechselndem Erfolg gekämpft wurde, pflügten starke britische Zerstörer von 800 Tonnen Gehalt und kleine deutsche Torpedoboote, die nur 400 bis 600 Tonnen verdrängten, die schäumende Nordsee. Vorsichtig begaben sich die ersten Tauchboote auf den Kriegspfad. Am 18. August sichtete der kleine Kreuzer „Birmingham“ das deutsche Tauchboot U 15 und brachte es durch Geschützfeuer zum Sinken.

Vergebens warteten die deutschen Küstenwerke auf den Feind. Die Engländer hatten Wichtigeres zu tun. Sie häuften ihre leichten Streitkräfte im Kanal, um French ungestört Verstärkungen und Erhaltungsmittel zuzuführen, denn die britische Feldarmee war durch den Vormarsch der 1. und 2. deutschen Armee auf Tirlemont und Brüssel in Gefahr geraten, erdrückt zu werden, ehe sie ihren Aufmarsch an der Sambre vollzogen hatte.

Rasch wuchs der Krieg in die erste Krise. Im Westen wurden die großen Grenzschlachten geschlagen. Der Vormarsch des deutschen Nordflügels hatte Raum gewonnen, die Belgier waren nach tapferem Widerstand bei Haelen, Tirlemont und Aerschot zum Weichen gebracht worden, Namur reif zum Fall und die belgische Feldarmee unter die Mauern Antwerpens geflüchtet, um dort eine Flankenstellung zu beziehen. Die Südflügel der Westheere waren in heftige Vorkämpfe verwickelt. Am 17. August war General Pau vor Mülhausen erschienen und hatte die zum Gegenangriff vorgeführten Brigaden Gaedes in den Hardtwald zurückgeworfen, während General Bataille durch die Vogesen auf Kolmar rückte und Dubail und Castelnau sich zwischen St. Dié und Toul zum großen Zentrumsstoß bereitstellten. Zwischen Verdun und Maubeuge ordneten sich die Armeen Ruffey, Lanrezac und French, um dem deutschen Vormarsch die Spitze abzubrechen und die Maas—Sambre-Linie zu verteidigen, bis Castelnau das Schicksal gewendet hatte. Der französische Feldzugsplan ging, wie heute mit größerer Sicherheit dargestellt werden kann als vor zwei Jahren, auf eine Durchbrechung der deutschen Westfront zwischen Metz und Straßburg aus und zielte in gerader Richtung auf Mainz und die Maingrenze. Er bedrohte die großen Rochadelinien des Rheintals, die durch die Verschiebung des Schwergewichtes des deutschen Angriffs nach dem Nordflügel zur Unterbrechung lockten, und erschien als klassischer Gegenzug zu der weitausholenden Schlieffenschen Umfassungsbewegung. Dieser „coup droit" hatte in dem französischen Aufmarschplan „mit doppeltem Boden" wohl verborgen gelegen, schoß aber zu spät und zu unvollkommen in Gestalt, um die englisch-französische Nordflanke vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Angriff und Gegenangriff verflochten sich vom 19. bis 24. August zu der großen Schlachtenfolge, die ihre Donner von Mons und Charleroi bis Mülhausen sandte. Die Schlacht bei Mörchingen und Saarburg und die Schlacht in den Vogesen endeten mit dem Rückzug der Franzosen über die Seille und die Nordvogesen auf Nancy und die Mortagne, die Begegnungsschlachten an der Semois und bei Longwy endeten mit dem Rückzug der Franzosen über die Maas, und die Schlachten bei Mons und Charleroi führten zu überstürztem Rückzug des schwergeprüften englisch-französischen Nordflügels auf der Oise.

In diesem Augenblick schritten die Engländer zu ihrem ersten größeren Unternehmen in der Nordsee.

Das Treffen bei Helgoland

Vizeadmiral Beatty erschien am 28. August vor der Deutschen Bucht und forderte die deutsche Kreuzerflotte zum Kampf heraus. Da die deutsche Flotte nur wenige große Panzerkreuzer besaß, lag die Versuchung nahe,

diese aus den Flußmündungen zu locken, in einer Lauerstellung zu überfallen und zu vernichten und die deutsche Flotte dadurch zu verkrüppeln. Beatty traf hierzu die trefflichsten Anstalten. Er beschränkte sich nicht darauf, den Panzerkreuzern einen Hinterhalt zu legen, sondern spannte ein feingewobenes Netz, um alle deutschen Kräfte, die sich zum Kampf locken ließen, zum Schlagen zu zwingen. Zu diesem Zwecke teilte er seine Streitkräfte, ohne sie aus der Hand zu geben, in zwei starke Geschwader. Konteradmiral Christian erhielt den Befehl, die Tauchboote des Kommodore Keyes, zwei Zerstörerflottillen und ein Panzerkreuzergeschwader zwischen der Jade- und der Emsmündung aufzustellen und den auslaufenden Feind aus der Flanke anzugreifen, während Beatty selbst zwei Zerstörerflottillen, ein Geschwader leichter Kreuzer und das 1. Geschwader britischer Schlachtkreuzer zwischen Helgoland und Langeoog zum Kampf entwickelte. Am 27. August stießen Beattys Zerstörerflottillen unter Führung des Kommodore Tyrwhytt, der seine Flagge auf dem leichten Kreuzer „Arethusa" gehißt hatte, gegen die Helgoländer Postenkette vor, die sich als Kreisbogen von Langeoog in nördlicher Richtung um Helgoland zog und einen Sicherungsschleier vor die Deutsche Bucht legte. Der britischen Meereskavallerie folgte das 1. Geschwader der leichten Kreuzer, „Birmingham", „Lowerstoft", „Southampton", „Falmouth" und „Liverpool". Auf dem rechten Flügel marschierten Christians Panzerkreuzer „Euryalus", „Cressy", „Hogue", „Aboukir" und „Bacchante" auf, Schiffe von 12 000 Tonnen, die hinter den Zerstörern Tyrwhytts langsam gen Wangeroog zogen. Kommodore Keyes brachte die Tauchboote in Stellung und begab sich dann mit den Zerstörern „Lurcher" und „Firedrake" auf die Suche nach dem Feind. Beattys Hauptmacht harrte, von vier Zerstörern begleitet, in sicherer Entfernung auf den Augenblick zum Eingreifen. Das 1. Geschwader britischer Schlachtkreuzer bestand aus den Riesen „Lion", „Tiger" und „Prinzeß Royal" und war durch „Invincible" und „New Zealand" verstärkt worden. Das Flaggschiff „Lion" verdrängte 30 000 Tonnen, lief 28 Seemeilen und schleuderte Breitseiten von 4536 Kilogramm Gewicht. Das ganze Geschwader verdrängte 124 000 Tonnen und trug als schwerste Kaliber 24 Geschütze zu 30,5 Zentimeter in den Kampf.

Am frühen Morgen des 28. August erfolgte der erste Zusammenstoß. Er mischte seine Donner mit der Schlacht bei St. Quentin—Guise. Die See lag ruhig, an der Küste schien die Sonne, Helgoland verschwamm in Dunst, auf der Doggerbank ballte sich die Trübe zu Nebel. Um 7 Uhr brachen die britischen Zerstörer unter der Führung der Kreuzer „Arethusa" und „Fearles" nordwestlich von Helgoland in die deutsche Vorpostenlinie und schwenkten scharf nach Südwesten, um die Flottille von ihrem Stützpunkt Helgoland abzuschneiden. Die deutschen Torpedoboote standen unter der Führung des Korvettenkapitäns Wallis, der sein Wimpel auf V 187 gesetzt hatte. Sie wurden von dem Einbruch in ihre rechte Flanke

völlig überrascht. Die schlechte Sicht hatte den Feind verborgen, bis er dicht neben ihnen auftauchte. Als sie sich von Abschneidung bedroht sahen, gaben sie dem Stoß nach und wichen in der Richtung auf Helgoland aus. Dabei wurde V 187 im Nebel abgeschnitten und zum Kampf gezwungen. Als Wallis sich von Feinden umringt sah, machte er kehrt und stieß gegen die Verfolger vor. Nach kurzem, heldenmütigem Widerstand erlag das Boot dem Kreuzfeuer seiner Bedränger und sank in die Tiefe. Wallis fiel.

Während die deutschen Torpedoboote von den Zerstörern gejagt wurden, traten die kleinen Kreuzer „Stettin" und „Frauenlob" auf den Plan und nahmen den Kampf mit „Arethusa" und „Fearleß" auf. Das Gefecht zog sich in südwestlicher Richtung und näherte sich allmählich dem Feld, auf dem Beatty die Streitkräfte Christians bereitgestellt hatte. Da verhüllte tief streichender Nebel die Kämpfenden und zwang sie, das Gefecht abzubrechen. Der Vorhang fiel, das Vorspiel war zu Ende.

Die deutschen Torpedoboote sammelten sich unter den Batterien von Helgoland, nur „Frauenlob" und der Kreuzer „Stettin" suchten im Nebel nach „Arethusa", die sie stark angeschossen hatten und mit den Zerstörern auf mühsamer Flucht wähnten.

Unterdessen waren stärkere deutsche Kräfte in Bewegung geraten. Auf allen Schiffen tönten Trommel und Horn, und klar zum Gefecht stießen „Straßburg", „Ariadne", „Köln" und „Stralsund" aus der Weser, „Mainz" aus der Ems zum Angriff vor, um die nach Südwesten enteilenden englischen Zerstörer zu fassen. Die deutschen Kreuzer brannten darauf, an den Feind zu kommen. Niemand dachte daran, daß der Nebel schwerere Schiffe verberge. Unversehrt gewannen die kleinen Kreuzer die hohe See. Schliefen die britischen Tauchboote oder warteten sie auf edleres Wild? — Ungestüm jagten „Straßburg", „Ariadne", „Köln", „Mainz" und „Stralsund" in den dichter ziehenden Dunst, in dem „Arethusa", „Fearleß" und die britischen Zerstörerflottillen untergetaucht und verschwunden waren. Kaum waren die unvorsichtigen Verfolger in die dichte Dunstschicht eingetreten, so prallten sie an die englischen Zerstörer, die nicht weggelaufen waren, sondern nur die Entfernung zwischen sich und der Hauptmacht verkürzt hatten, und, von dem 1. Geschwader ihrer leichten Kreuzer unterstützt, den Kampf alsbald wieder aufnahmen. Der Kreuzer „Mainz", der mit Nordostkurs heranbrauste, trat zuerst ins Gefecht. Das Schiff lief dem 1. Geschwader geradezu in den Rachen. Es gelang ihm noch, die Meldung abzusenden, daß schwere englische Streitkräfte im Anmarsch seien, dann schlugen die 15-Zentimeter-Geschosse der britischen Kreuzer auf ihm ein. Es war ein aussichtsloser Kampf. „Mainz" stritt bis zum letzten Atemzug und schwamm noch mit wehender Flagge, als Beattys Schlachtgeschwader heranrauschte. Der britische Admiral hatte sich entschlossen, seine ganze Stärke einzusetzen, da ihm das Erscheinen feindlicher Panzerkreuzer gemeldet worden war. Das war ein Irrtum.

Die leichten Kreuzer der deutschen Städteklasse, die durchschnittlich 4000 Tonnen Wasser verdrängten und als größtes Kaliber Geschütze zu 10,5 Zentimeter führten, verdienten diese Bezeichnung nicht. Der Nebeldunst hatte ihre Umrisse spukhaft vergrößert und den Feind zum Glauben gebracht, daß die großen Kreuzer auf das Gefechtsfeld getreten seien. Der Kreuzer „Köln", der den Zerstörern am stürmischsten gefolgt war, hatte den Kurs Beattys bereits gekreuzt und lag mit „Arethusa" und der 3. Zerstörerflottille im Kampf verbissen, als ihn die schweren Salven der Schlachtkreuzer im Vorbeistreichen faßten und vernichteten. Kurz darauf stieß die kleine „Ariadne" im Nebel auf Beattys Flaggschiff. Sie drehte zwar rasch ab, um sich rückwärts zu retten, vermochte aber dem Feind nicht mehr zu entrinnen. Den Tod vor Augen, nahm sie den ungleichen Kampf heldenmütig auf sich und griff den Riesen „Lion" mit wehender Flagge an. Doch die erste Breitseite traf sie ins Leben. Verkrüppelt und in Brand geschossen, wehrte sie sich noch, bis ihr letztes Geschütz im Wasser lag. Als sie verstummt war, drehte Beatty nach Westen ab. Er war den Minenfeldern näher gekommen, als ihm lieb war, und fürchtete auf deutsche Unterseeboote zu stoßen. Von dicken deutschen Schiffen war nichts zu hören, nichts zu sehen. Die kleinen Kreuzer „Stralsund" und „Straßburg" hatten beizeiten einen Haken geschlagen und entgingen dadurch dem Verderben. „Stralsund" erschien noch rechtzeitig bei der sinkenden „Ariadne", um die Reste der Besatzung aufzunehmen. Sie gingen mit der Flagge, den Verwundeten und dem Lied „Deutschland, Deutschland über alles" von dem sinkenden Schiff. Die Überlebenden der Kreuzer „Mainz" und „Köln" wurden von den britischen Zerstörern gerettet.

Das erste größere Seetreffen ist nicht zur Reife gediehen, denn die britischen Unterseeboote und das Geschwader Christians waren nicht zum Schuß gekommen, und die deutschen Schlachtkreuzer hatten ihre Ankerplätze nicht verlassen. Als „Köln" den letzten Hilferuf aussandte, war es zu spät, auszulaufen und das Schicksal der kleinen Kreuzer zu wenden. So endete das von den Deutschen tapfer, aber zusammenhanglos geführte erste Seetreffen mit einem Siege der Briten, die ihre alte Meisterschaft in der Heranführung überlegener Streitkräfte und der Verwendung der verschiedenen Schiffstypen im Gefecht aufs neue bewiesen hatten.

Die allgemeine strategische Lage und der Seekrieg

Das Treffen bei Helgoland hatte auf die allgemeine strategische Lage keinen Einfluß. Diese war inzwischen zu Lande neu bestimmt worden, und zwar hatte der Umschwung, der sich dort angebahnt hatte, der zurückhaltenden englischen Seestrategie durchaus recht gegeben. Hierüber schafft ein einziger Blick auf die Schlachtfelder des Ostens und des Westens Klarheit.

General Joffre hatte sich am 30. August nach dem Verlust der Schlacht bei St. Quentin—Guise vom Verfolger losgerissen und den erkämpften Zeitgewinn zur Sammlung von Verstärkungen benutzt. Er wich über die Aisne und die Marne ins Seinebecken und verankerte sich zwischen Paris und Verdun. Durch diesen Rückzug machte er dem Feinde endlich die Umfassung seiner ausgesetzten strategischen Flanke unmöglich. Da der linke Flügel der deutschen Westarmeen sich zwischen Nancy und St. Dié festgerannt hatte, war Joffre instand gesetzt, seinen eigenen linken Flügel um eine ganze Armee zu verstärken und nach den Umständen zu handeln.

Nun kam alles auf Moltkes Verhalten an. Das Problem des Feldzuges war in ein Trilemma gepreßt und spiegelt sich in einem Fragesatz folgendermaßen: „War Moltke in der Lage, seine Angriffsmasse rechtzeitig zu zügeln oder ihr eine andere Richtung zu weisen und gestützt auf den Ourcq und die Marneübergänge dem Feind im Marnebogen Schach zu bieten, während eine neugeballte Streitmacht gegen die schwachbewehrten englischen Grundstellungen an der französischen Nordküste vorging, oder stürmten die deutschen Armeen, von Siegen und Hoffnungen trunken, über den Gipfelpunkt ihrer Offensive dem Feinde nach und suchten die Entscheidung in einer Hauptschlacht zwischen Paris und Verdun, um diese um jeden Preis auszukämpfen?

Es war ein spannungsvoller Augenblick, ein Augenblick, der über den Feldzug, vielleicht sogar über den Krieg entschied. Die gefährliche Lage der Österreicher, die am 28. August an der Zlota-Lipa geschlagen worden waren und sich bei Lemberg verzweifelt ballten, um trotz ihrer ungünstigen Lage eine neue Schlacht zu liefern und nach zwei Seiten Front zu machen, erschwerte den Deutschen den Angriffsfeldzug im Westen, aber noch mehr hatten sie ihn sich selbst erschwert, indem sie drei Korps vom Umfassungsflügel wegnahmen und nach Ostpreußen sandten, weil die preußische Grenze von den Russen überflutet worden war. Hindenburg hatte zwar die Russen bei Tannenberg vernichtend geschlagen und dem Feldzug im Osten dadurch eine neue bestimmende Wendung gegeben, aber der Feldzug im Westen war durch den unzweckmäßigen, am falschen Punkt erfolgten Kraftentzug und das Scheitern des Angriffs auf die Maas-Mosel-Flanke zum Stillstand verurteilt worden. Darüber gab man sich im deutschen Lager erst Rechenschaft, als Joffre zum Angriff schritt und die Schlacht an der Marne entbrannt war.

Moltke hatte ihr nicht mehr ausweichen können. Die Zügel waren ihm durch die Finger geglitten, und der rücksichtslos vorprallende rechte Heeresflügel in die Zange geraten, statt in der Staffel zu folgen, während das Zentrum am Mittellauf der Marne mühsam Raum gewann. Aber jetzt kam Moltke rasch zu neuem Entschluß. Hastig brach er die Schlacht ab und entzog die Armee der Umfassung, die sie auf den Katalaunischen Feldern mit Vernichtung zu bedrohen schien, durch eiligen Rückzug nach Norden.

Er wußte kein anderes Mittel, die zerfahrene strategische Lage wieder zu befestigen, verzichtete auf rücksichtslose Durchführung der ungünstig eingeleiteten Schlacht und opferte den vorgefaßten Angriffsplan, dem General Foch, der feinste Kopf der französischen Schule, dieses Schicksal schon vor dem Kriege vorausgesagt hatte. *)

Während das deutsche Westheer sich mühsam aus der Marneschlacht löste und den Rückzug antrat, wichen die Österreicher schwer geschlagen vom San auf den Dunajec, um sich dort in der Verteidigung zu stellen. Um dieselbe Zeit gewann Hindenburg in der Schlacht an den masurischen Seen seinen zweiten Sieg und damit Zeit und Raum zur Durchführung eines neuen deutschen Kriegsplanes.

Auf alle diese grundstürzenden Ereignisse übte der Seekrieg keinen Einfluß.

Unterseeboot, Seemine und Handelskrieg

Da wurde die Stille, die über der Nordsee lagerte, plötzlich durch drei weithinhallende Entladungen unterbrochen. Ein deutsches Tauchboot rächte das Torpedoboot und die kleinen Kreuzer, die am 28. August bei Helgoland verloren gegangen waren, durch eine unerhörte Tat.

U 9 steuerte am 21. September unter der Führung des Kapitänleutnants Otto Weddigen von Helgoland westwärts, um gegen den Ärmelkanal

---

*) General Foch wendet sich im dritten Kapitel seines Werkes „De la conduite de la guerre" (Paris-Nancy, Berger-Levrault), dessen Vorwort mit den bezeichnenden Worten „in memoriam in spem" schließt, gegen die Meinung, daß die Deutschen in einem künftigen Kriege den Weg durch Belgien einschlügen — irrt also in diesem Punkt —, um grundsätzlich richtig festzustellen, daß ein solcher kraftverzehrender Flügelangriff sich totlaufen könne und dem Verteidiger das Vergeltungsschwert in die Hand drücke.

Fochs Betrachtungen lauten wörtlich:

„Verrons-nous deux actions allemandes se préparer l'une en Alsace-Lorraine, l'autre sur le Rhin inférieur? Ce seraient là deux attaques au lieu d'une, séparées en outre par une distance telle qu'elles seraient distinctes. On n'y peut songer.

Mais cette action unique, pour éviter l'obstacle de nos places fortes, peut avoir intérêt, dira-t-on, à se développer par le Rhin inférieur, en Belgique, plutôt qu'en Alsace-Lorraine, et alors elle s'y produira. Ce n'est pas à prévoir, car la concentration va avoir pour premier objet la réunion de toutes les forces dans le plus bref délai possible; elle nécessite l'emploi le plus large des chemins de fer, des quais de débarquement, etc., etc. Elle s'effectuera donc incontestablement et uniquement dans la région qui en est la mieux pourvue. La région du Rhin inférieur n'est pas comparable, à ce point de vue, aux pays d'Alsace-Lorraine. La concentration de l'avenir est écrite sur le terrain par le nombre et la densité des quais de débarquement. Ils sont en Alsace-Lorraine. D'autres considérations l'y imposent encore, comme on le verra par la suite.

En tout cas et si, méconnaisant leurs intérêts, ou guidés par des considérations qui nous échappent, les Allemands se déterminaient à violer soit la neutralité belge soit la neutralité suisse, il faudrait y voir des avantages pour nous

und die Themsemündung vorzustoßen. In der Morgenfrühe des 22. September sichtete Weddigen an der holländischen Küste drei britische Panzerkreuzer. Er tauchte und ging zum Torpedoangriff auf die großen Schiffe über, die mit 9 Knoten Geschwindigkeit gemächlich einherzogen. Es waren Christians Panzerkreuzer „Hogue", „Aboukir" und „Cressy". Sie kreuzten zwischen der Themsemündung und Hoek van Holland, versahen sich keines Feindes und fühlten sich so sicher, daß sie ihre Zerstörer-Begleitflottille gegen 6 Uhr entlassen hatten, obwohl die Ablösung noch nicht zur Stelle war. Das Meer lag glatt, die Sicht war gut, ein paar Fischerbarken am Horizont und kein Periskop zu sehen.

Weddigen wartete, bis der Feind querab stand, und schoß dann den Kreuzer „Aboukir" aus der Mitte heraus. Schwerfällig drehte sich der wunde Riese auf die Seite und verschwand nach zwölf Minuten in der Tiefe. „Hogue" und „Cressy" vergaßen ihre eigene Sicherheit und suchten die Besatzung zu retten. „Cressy" stoppte und „Hogue" wendete, während der Ausguck das feindliche Tauchboot zu entdecken suchte. Da fuhr Weddigens zweiter Schuß aus dem Rohr und traf „Hogue" so schwer, daß das Schiff binnen vier Minuten kenterte und sank. Kalten Blutes ging U 9 trotz Wirbel und Trümmer an „Cressy" heran und schleuderte sein drittes Geschoß. Man sah die Blasenbahn an Bord des Engländers näher und näher kommen, konnte sich aber des Torpedos nicht mehr erwehren. Die Maschinen lagen still, das Schiff war nicht bewegungsfähig und der stählerne Fisch schoß

---

1. Car, indépendamment des obstacles qu'ils auraient à renverser sur leur route, du fait de ces petites nations, ils s'affaibliraient des détachements à laisser devant Anvers, ou à Bruxelles.

2. Ils nous fourniraient l'occasion de les attaquer en flanc avec toutes nos forces réunies, à la condition que, de notre côté, nous ayons maintenu et poursuivi:
   a) La réunion de toutes nos forces en une seule masse, sans détachements;
   b) Dans une même région, la mieux outillée en chemins de fer et quais de débarquement, seul moyen de la terminer dans le moindre temps;
   c) A la condition de donner à cette concentration, par la profondeur, une forme qui lui permette de faire face, en cas de nécessité, au nord, à l'est, au sud."

Der Verlauf des Sommerfeldzuges des Jahres 1914 hat Foch recht gegeben, obwohl Joffre seine Heeresmasse am 4. September noch nicht dicht und tief genug vereinigt hatte, um mit Sicherheit zu schlagen und den Sieg mehr der Einsicht Moltkes in die Zerfahrenheit der allgemeinen strategischen Lage im Westen und Osten und dem daraus sich ergebenden Rückzugsbefehl als der eigenen Kraft verdankte. Anders im Sommer 1918. Da war Foch Oberbefehlshaber der englisch-französisch-amerikanischen Streitkräfte und wehrte die Fortsetzung der deutschen Offensive, die der strategischen Zwangslage ein Ende zu machen suchte, indem sie auf 1914 zurückgriff, trotz schwerer Niederlagen so lange ab, bis er, teils aus eigenem Entschluß und infolge des Eintreffens amerikanischer Truppen, teils vom Gegner durch Ansetzen umfassend gedachter Durchbruchsversuche dazu gezwungen, eine starke, dicht und tief geballte Masse in zentraler Aufstellung zur Verfügung hatte. Mit dieser machte er den Umständen entsprechend nach verschiedenen Himmelsrichtungen Front und faßte den vorprallenden Feind mit überlegenen Angriffsmitteln in der Flanke, wie er es einst gelehrt hatte. H. St.

spitz darauf zu. Vergebens peitschte „Cressys" leichte Artillerie das Meer, der Torpedo fand sein Ziel und schlug dem Schiff eine schwere Wunde. Trotzdem hielt es sich mit starker Schlagseite aufrecht und schoß wütend um sich, während es die Maschinen in Gang zu bringen suchte. Da traf es Weddigens vierter Torpedo ins Leben. Das Panzerschiff bäumte sich hoch auf, schlug seitlings ins Wasser und begann sich dann rasch zu füllen und zu sinken. Was noch lebte, glitt an der Bordwand ins Meer. Es war 10 Minuten nach 8 Uhr, eine halbe Stunde nach dem Untergang des ersten Schiffes. Während holländische Fischerboote sich daran machten, die im Wasser Treibenden zu retten, entwich U 9 mit äußerster Kraft, denn jetzt nahten von allen Seiten britische Zerstörer, um die Tat zu rächen. Sie kamen viel zu spät. Weddigen wurde zwar am Nachmittag erspäht und gejagt, entrann aber im Abenddunkel den mahlenden Schrauben, tauchte unter der englischen Postenkette hindurch und kehrte am 23. September unbeschädigt nach Helgoland zurück. Englands 7. Kreuzergeschwader war gesprengt, von 2265 Mann wurde knapp ein Drittel gerettet.

Die Tatsache, daß England zwar die Wogen beherrschte, aber des Gegners zur See noch nicht so Herr geworden war, daß er aufgehört hätte, seinen Angriffsgeist zu betätigen, wurde durch die gleichzeitige Vernichtung dieser drei schweren Schiffe auf einen Schlag offenbar. Das Unterseeboot ward von diesem Tage an der Schrecken einsam ziehender großer Schiffe. Weddigens Tat rief in Deutschland himmelstürmende Hoffnungen wach, und mit Feuereifer warf man sich auf den Bau einer Tauchbootflotte, der die deutsche Marineleitung vor dem Kriege allzulange ablehnend gegenübergestanden hatte.

In England übte der Verlust der Schiffe und so vieler Seeleute tiefe Wirkung, aber man faßte sich rasch und suchte sich den als gefährlich erkannten Feind mit Minen und Fangvorrichtungen vom Leibe zu halten, doch war kein Zweifel mehr, daß der Seekrieg in eine neue Epoche getreten war. Alle kriegerischen Bewegungen, alle Schlachten zwischen hochbordigen Schiffen in der Nordsee und auf den fernen Meeren mußten verblassen, wenn Deutschland die Tauchbootwaffe im Handelskrieg verwandte und als Kaper ausrüstete, um für die Aushungerung Mitteleuropas durch die Versenkung feindlicher Handelsschiffe Vergeltung zu üben.

Dazu lockte nicht nur der Erfolg Weddigens, sondern auch die Besetzung der flandrischen Küste, die im Oktober vollzogen wurde. Die Eroberung Antwerpens und die Besetzung der flandrischen Küste verlängerten zwar die strategische Flanke des deutschen Westheeres und stellten die deutsche Flotte vor größere Aufgaben, setzten diese aber in die Lage, ihre Ausfallstellung zu erweitern und ihre Basis gegen den Ärmelkanal vorzuschieben. See- und Landkrieg wuchsen allmählich in eins. Die Kriegführung zur See litt darunter. Während im Westen nach der Erstarrung der Aisneschlacht

und der Beendigung des Wettlaufes zum Meere um die Yserübergänge gekämpft wurde, im Osten Hindenburg zusammen mit den Österreichern an der polnischen Weichsel und am San um die Entscheidung rang und die Wage, schwer und schwerer von vergossenem Blut, unsicher hin und her schwankte, begann die Kriegführung zu Wasser zum rücksichtslosesten Minenkrieg auszuarten.

Der Abbau der Londoner Seerechtserklärung und Amerika

England und Deutschland trieben sich gegenseitig immer tiefer in ein Labyrinth völkerrechtsfeindlicher Vergeltungsmaßregeln. England hatte die Hoffnung aufgegeben, daß der Gegner durch das Schwert Rußlands und den Degen Frankreichs fallen werde, und dehnte deshalb die Blockade immer weiter aus, um dem belagerten Deutschland alle Hilfs- und Erhaltungsquellen abzuschneiden, Deutschland rächte sich, indem es dem Gegner mit Tauchbooten und Streuminen zu Leibe ging.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika hatte sich vergeblich ins Mittel gelegt, um im eigenen Interesse das äußerste zu verhüten und die Freiheit der Meere wenigstens in beschränktem Umfang sicherzustellen, und den Kriegführenden schon zu Beginn der Feindseligkeiten vorgeschlagen, sie möchten die nicht vertraglich gebundene Londoner Deklaration als Grundlage für ihr Verhalten gegenüber den Neutralen annehmen. Deutschland und Österreich-Ungarn hatten dem Vorschlag zugestimmt, Rußland und Frankreich dagegen hatten die Antwort aufgeschoben, um sich mit England über ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen. England sprach für sie und sich, als es am 20. August 1914 erklärte, daß es der Londoner Deklaration grundsätzlich beitrete, daß die Vorschriften des als Londoner Erklärung bekannten und am 26. Februar 1909 unterzeichneten Abkommens von den Regierungen der Entente „so weit als möglich" innegehalten werden sollten, daß aber eine Reihe von Zusätzen und Einschränkungen dazu zu machen seien. Eine Verfügung des britischen Kronrates, „Order in Council" genannt, schuf zu diesem Zwecke neues Recht. Man schlug kurzerhand die bedingten Bannwaren zu den unbedingten und machte dadurch Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zu Konterbande. Ferner erklärte England, daß von bedingter Bannware stets angenommen werden müsse, sie sei für die deutschen Streitkräfte bestimmt, falls sie „an oder für einen Agenten des feindlichen Staates" oder „an oder für einen Handeltreibenden oder irgendeine andere Person, die unter der Kontrolle des feindlichen Staates stehe", gerichtet sei. Aus diesem Paragraphennetz gab es kein Entrinnen; Deutschlands überseeischer Handelsverkehr wurde durch diese einseitige Neuordnung der Dinge mit einem Zuge bis auf die Wurzel ausgerottet.

Im engmaschigen Gewebe dieser einschränkenden Zusätze zur Londoner Deklaration fing sich fortan alles, was noch von neutralen Ländern unmittelbar nach den kriegführenden Staaten Mitteleuropas verschifft wurde. Aber auch der mittelbare Handelsverkehr der Neutralen mit Deutschland wurde im Schleppnetz britischer „Orders in Council" gefangen. Die britischen Verordnungen hoben die Verkehrsfreiheit der Neutralen unter sich auf, indem sie bestimmten, daß die Kriegsfahrzeuge der Entente das Recht hätten, bedingte Bannware auch dann wegzunehmen, wenn sie von einem neutralen Hafen zum anderen verschifft werde. Das britische Prisengericht entschied also aus eigenem Recht, ob die aufgebrachten Sendungen, die von einem neutralen Lande in das andere unterwegs waren, für Deutschland bestimmt waren.

Da Amerikas Handel dadurch am stärksten getroffen wurde, erhoben die Vereinigten Staaten gegen das Vorgehen Englands Einspruch und erreichten, daß die Verordnung vom 20. August durch eine Verfügung vom 29. Oktober ersetzt wurde, kamen aber dadurch aus dem Regen unter die Traufe. Die neue Verordnung enthielt nämlich die Bestimmung, daß Sendungen „an Ordre", d. h. für ungenannte Empfänger, von nun an auch im Handel mit Neutralen unzulässig seien. So schuf England, von „Order in Council" zu „Order in Council" weiterschreitend, im Laufe der Jahre nach Bedürfnis neues Recht, um Deutschland unmittelbar und mittelbar von der Außenwelt abzuschneiden. Da England und seine Bundesgenossen im Vertrauen auf die eigene Seegewalt und getragen von der gemeinsamen politischen Grundstimmung gegen das militaristische Deutschland vor dem schwersten Druck auf die Neutralen, die überdies selbst auf den Bezug überseeischer Waren angewiesen waren, nicht zurückschreckten, so gelang es der Entente in der Tat, Deutschland und Österreich die Zufuhr von Erhaltungsmitteln und Rohstoffen vollständig abzuschneiden. Deutschland und Österreich-Ungarn wurden zu wirtschaftlichen Binnenstaaten herabgedrückt, die aus sich selbst leben und die mit ihrem Schwert eroberten Gebiete bis aufs Blut aussaugen mußten, um den Krieg um Sein oder Nichtsein durchzukämpfen.

Doch was England auch zum Zwecke der Niederwerfung Deutschlands tun mochte, die Beherrschung des Ozeans sicherte ihm einen unschätzbaren moralischen Vorteil, denn es verletzte durch seine Übergriffe wohl internationale Verträge und kränkte die Rechte der Neutralen, brachte aber — abgesehen von der Ausstreuung von Minen — durch seine Maßnahmen kein Menschenleben in Gefahr. Deutschland hingegen setzte Menschenleben aufs Spiel, wenn es seine U-Boote als Kaper verwendete, denn das Tauchboot war nicht geeignet, die Besatzung und die Fahrgäste aufgebrachter Schiffe an Bord zu nehmen, und nur in wenigen Fällen und unter schwerer eigener Gefährdung in der Lage, eine Prise zu bemannen

und wegzuführen. Ging Deutschland auf dem Wege der Vergeltung so weit, die überseeische Fernblockade durch eine unterseeische Belagerung Englands zu beantworten, so öffnete es unberechenbaren Gefahren Tür und Tor.

Im Spätherbst 1914 besaßen die deutschen Tauchboote noch nicht genügende Armfreiheit, sich der Bekämpfung des englischen Seehandels zu widmen, aber sie begannen sich jetzt drohend im Kanal zu zeigen und die britische Küstenwacht ernstlich zu beunruhigen. Die englischen Tauchboote waren vom Glück weniger begünstigt, blieben aber nicht müßig. Am 13. September war dem englischen Boot E 9 bei Helgoland die Vernichtung des kleinen Kreuzers „Hela" gelungen, und am 6. Oktober vernichtete ein Schuß des Bootes E 3 das Torpedoboot S 116. Am 15. Oktober schlug sich das Glück wieder auf die Seite der Deutschen. Weddigen griff den Kreuzer „Hawke" an und brachte ihn mit einem einzigen Torpedo zur Strecke.

Torpedoboote im Gefecht

Erst am 17. Oktober kam es in der Nordsee wieder zu einem Zusammenstoß über Wasser ziehender Schiffe. Eine deutsche Halbflottille, bestehend aus den Torpedobooten S 115, S 117, S 118 und S 119, traf auf eine Halbflottille britischer Zerstörer, die unter der Führung des Kreuzers „Undaunted" von Harwich ausgelaufen war und sofort auf die kleine deutsche Streitmacht Jagd machte. Die Deutschen drehten ab und versuchten zu entrinnen, wurden aber bald von den weit überlegenen Verfolgern eingeholt und zum Kampf gezwungen. Die Briten trugen 7520 Tonnen, 2 Geschütze zu 15,2 Zentimeter, 18 zu 10,2 Zentimeter Kaliber, 20 Torpedorohre und 800 Mann in den Streit. Die Deutschen waren kaum halb so stark. Als „Undaunteds" Buggeschütze zu sprechen begannen, machten sie Front. Der englische Kreuzer hielt sich feuernd abseits und überließ den Nahkampf den Zerstörern, starken, modernen Schiffen, die von den kleinen deutschen Booten wenig zu befürchten hatten. Die Deutschen versuchten das einzige, was ihnen zu tun übrigblieb, und brachen rücksichtslos gegen den Feind vor, um ihre Torpedos zu schleudern, ehe sie von der schwereren britischen Artillerie zusammengeschossen wurden. Aber der Weg war zu weit und der britische Kanonier zu rasch. Die deutschen Boote kamen nicht zu sicherem Schuß. Die Granaten des Gegners fegten Oberbauten, Kamine, Brücken und Torpedorohre vom Deck und brachten Boot um Boot zum Sinken. Völlig zerschossen gingen die schwarzen Gesellen mit wehender Flagge in die Tiefe. Von 400 Mann Besatzung fielen 29 Mann und ein Offizier in englische Gefangenschaft.

Deutsche Kreuzer vor Yarmouth

Bis auf diesen Tag waren die Kämpfe in der Nordsee von Bord zu Bord ausgefochten worden. Da erschien am 3. November ein deutsches Kreuzergeschwader unter der Führung des Konteradmirals Hipper dicht vor der englischen Ostküste. Es stieß durch die Minenfelder gegen Yarmouth vor, verjagte die britischen Wachtschiffe, beschoß die Küstenbatterien, streute eigene Minen und trat unangefochten den Rückmarsch an. Ein britisches Tauchboot, das den Feind zu fassen versucht hatte, und zwei britische Wachtboote gerieten auf die vom Feinde zurückgelassenen Minen und versanken. Dem heimkehrenden deutschen Geschwader wurden erst die eigenen Minen gefährlich. Der Panzerkreuzer „Yorck" stieß vor der Wilhelmshavener Reede auf die Jadesperre und flog in die Luft.

Der rücksichtslose Vorstoß der deutschen Kreuzer rief in England Beunruhigung hervor, stachelte aber auch den nationalen Stolz und trieb zahlreiche Rekruten unter Kitcheners Fahnen. Trotzdem ließ sich die britische Admiralität nicht verleiten, die große Flotte den Zufällen eines durch Streuminen und Tauchboote gefährdeten Aufmarsches vor der britischen Küste auszusetzen, und vermied es, eine Kordonstellung zu beziehen, die dem Feinde Gelegenheit geboten hätte, einzelne Geschwader mit Übermacht anzufallen. Weit im Norden lagen Englands größte schwimmende Zitadellen unter dem Oberbefehle des Admirals Jellicoe im Schutze der Orkneyinseln als „fleet in beeing" wohlgeborgen, während Kreuzergeschwader und leichte Streitkräfte unter Beigabe älterer Linienschiffe die Verschiffungen der Truppen deckten, die Zufuhren Englands sicherten und die Versorgung Deutschlands unterbanden.

Die britische Admiralität blieb bei ihrem Vorsatz, Ausfälle der deutschen Geschwader, die in der Versenkung einzelner Schiffe und der Beschießung einzelner Strandbatterien und Küstenorte gipfelten, mit Fassung zu ertragen. Diese Ausfälle waren lästig, schufen Unruhe, brachten Verluste, waren aber ohne Einfluß auf die strategische Lage, die durch den Kleinkrieg weder zu Lande noch zur See entscheidend bestimmt wird.

Auch die Luftangriffe, die im September einsetzten, änderten daran nichts. Sie machten den Krieg erbitterter und grausamer, da sie unter der Bevölkerung der kriegführenden Länder zahlreiche Opfer forderten, störten industrielle Betriebe und erzeugten vorübergehende Paniken, blieben aber dem großen Kriege fremd. Bald wußten deutsche, französische, belgische und englische Städte von diesen Schrecken zu erzählen.

Deutschland freute sich des Vorstoßes seiner Kreuzer gegen die englische Küste, auf die seit den Revolutionskriegen kein feindliches Geschoß mehr niedergegangen war. Hippers Vorstoß war trotz der Zurückhaltung der britischen Seestrategie ein Wagnis gewesen, denn Beattys fliegende Ge-

schwader waren den deutschen Panzerkreuzern weit überlegen, und der Zufall, der auf dem flüssigen Elemente eine große Rolle spielt, konnte die Deutschen bei einem solchen „Raid" leicht unter die Kanonen der britischen Schlachtkreuzer führen und sie zwingen, sich bis zum bitteren Ende zu schlagen. Man muß daher Hippers Vorstoß im Licht der allgemeinen Kriegslage betrachten, um den tieferen Grund seines rücksichtslosen Vorgehens zu erkennen.

Als die deutschen Kreuzer zum erstenmal an der englischen Küste erschienen, drückte der Krieg schwer auf die Gemüter der Völker Mitteleuropas, so sorglich die Obrigkeit den Ernst der Lage zu verbergen trachtete. Der Versuch Hindenburgs, dem Feldzug im Osten eine neue Bahn zu öffnen, indem er kühn in den Weichselbogen eindrang und dadurch die Österreicher befähigte, vom Dunajec auf den San zu rücken, schien gescheitert. Die Österreicher hatten trotz opferreicher Anstürme die Sanlinie nicht überwinden können, und die Armee Hindenburgs war gezwungen worden, von der Bedrohung der Weichsellinie abzulassen und sich vor Warschau der Umfassung zu entziehen, um auf die Warta zurückzuweichen. Przemysl wurde abermals eingeschlossen, die Russen erstiegen die Karpathen zum zweiten Male, bedrohten Ungarn, pochten an die Tore Krakaus und wälzten über eine Million Streiter, zur Masse geballt, durch Polen gegen die schlesische Grenze. Im Westen drehte sich der Krieg im Kreise. Der Feldzug begann in den blutigen Schlachten, die seit dem 16. Oktober um den Besitz Yperns ausgekämpft wurden, vollends zu erstarren. Der Beistand des Meeres hatte die Belgier am Yserkanal davor bewahrt, ihre letzte Schlacht zu verlieren und Foch gestattet, ihnen zu Hilfe zu kommen. French war bei Ypern am 30. Oktober in die Verteidigung geworfen worden, behauptete sich aber im Bunde mit den Franzosen gegen den Ansturm der Deutschen, die mit dem Aufgebot der äußersten Kraft zwischen Armentières und Dixmuiden angegriffen und die Blüte ihrer Jugend geopfert hatten, um die Entscheidung an sich zu raffen, ehe das letzte Blatt von den Bäumen fiel. Am 10. November begann sich im deutschen Lager die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß dies nicht mehr möglich war, und am 15. November ging die Schlachtenfolge in Flandern vor den Toren Yperns zur Neige, um in schweren Stellungskämpfen auszubluten.

Wenn in diesen düster verschatteten Tagen deutsche Kreuzer vor Englands Küste erschienen, so beunruhigten sie nicht nur die englische Bevölkerung und erschwerten England die Benützung seiner Häfen, sondern wirkten auch auf die Stimmung des eigenen Volkes. Es war keine Schicksalswende wie in den ersten Septembertagen, aber die Erstarrung des Feldzuges kam dem deutschen Volke stärker zum Bewußtsein als der unbefriedigende Ausgang der entscheidend gedachten Sommerfeldzüge, die unter Siegeskränzen begraben lagen. Die bedrückten Gemüter richteten sich an den Taten der Flotte auf, der damals auch in fernen Meeren ein Erfolg beschieden war.

Das asiatische Kreuzergeschwader, das Tsingtau verlassen und die Südsee durchquert hatte, traf an der chilenischen Küste auf ein britisches Geschwader, stellte es zum Kampf und erfocht am 1. November vor Coronel den ersten Seesieg, den der Weltkrieg dem deutschen Volke aufgespart hatte. Wenige Tage später, am 8. Dezember, wurde das siegreiche Geschwader bei den Falklandsinseln von den Briten vernichtet.

Inzwischen wuchs der Landkrieg in neue Gestalt. Hindenburg stellte sich plötzlich dem durch Polen und Galizien vorrückenden Feinde entgegen und stieß ihm nach dem kühnen Flankenmarsch von Kreuzburg nach Thorn das Vergeltungsschwert tief in die rechte Weiche. Bei Wloclawec, Kutno und Lodz geschlagen, bei Limanowa von den Österreichern umfaßt, trat Nikolai Nikolajewitsch den Rückzug anf Warschau an und richtete sich auf dem Weichselglacis und am Dunajec zur Verteidigung ein.

Im Westen rüstete Joffre zum ersten Angriff auf den deutschen Kordon.

Der Überfall von Scarborough und die Luftangriffe auf Cuxhaven und Yarmouth

Am 16. Dezember, dem Tage, da die Franzosen zum ersten Angriff auf die deutsche Wehrstellung antraten und die Russen hinter die Rawka und den Dunajec zurückgingen, lief das deutsche Kreuzergeschwader zu einem neuen Überfall auf die englische Küste aus. Gestützt auf die Hochseeflotte, die Admiral v. Ingenohl in Bewegung setzte, erschien das Kreuzergeschwader bei Tagesgrauen vor den Küstenplätzen Scarborough und Hartlepol. Hipper machte sich durch die Minensperre Bahn, verjagte die britischen Wachtboote und zerstörte die Küstenbatterien, die Wasser- und Gaswerke und die Signalstation Widby. Diesmal forderte die Beschießung unter der friedlichen Bevölkerung größere Opfer. Die britische Flotte war nicht zu sehen. Gegen Mittag traten die Deutschen den Rückmarsch an und erreichten, von aufkommendem Wetter mit Sturzseen überschüttet, noch einmal ungefährdet die heimischen Gewässer. In England rief man ungeduldig nach Vergeltung.

Auch dieser zweite Vorstoß gegen englisches Land blieb ohne Bedeutung. In welchem Umfange er zur Deckung deutscher Minendampfer diente, entzieht sich der Beurteilung. Jedenfalls wurde der von beiden Seiten entfesselte Minenkrieg der Handelsschiffahrt gefährlicher als den Kriegsschiffen und riß manches Fahrzeug der britischen und nordischen Handelsflotten in die Tiefe.

Die Entwicklung des Minenkrieges hatte schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten zu heftigen Erörterungen Anlaß gegeben. Als die „Königin Luise" am 6. August vor Sherneß die ersten Minen legte, erhob die englische

Regierung sofort Einspruch gegen dieses Vorgehen; Winston Churchill erklärte am 7. August im Unterhaus, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt müsse auf eine solche Kriegführung gelenkt werden, denn sie bringe die ganze neutrale Schiffahrt in Gefahr. Sir Edward Grey verschärfte den Einspruch Englands, indem er am 12. August in einer öffentlichen Bekanntmachung erklärte, daß die Deutschen überall Minen streuten, ohne auf die neutrale Schiffahrt Rücksicht zu nehmen, und kündete Gegenmaßnahmen an. Zugleich warnte er die Neutralen und riet ihnen, die Nordsee zu meiden. Auch die deutsche Regierung hatte sich zum Wort gemeldet und am 7. August eine Mitteilung an die neutralen Mächte gerichtet, in der sie diesen mitteilte, daß die Zufahrtsstraßen zu den englischen Häfen durch deutsche Minen gesperrt würden. Auf die Anklagen der englischen Minister erwiderte sie, daß in der Nordsee keine deutschen Kontaktminen gelegt seien, die den neutralen Handel gefährdeten, sondern daß dies einzig und allein unmittelbar an der englischen Küste der Fall sei.

Als die deutschen Vorstöße gegen die englische Küste sich häuften und deutsche Tauchboote vor der Themsemündung erschienen, schritten die Engländer selbst zur völligen Absperrung ihrer Gewässer und legten einen Minengürtel um England, der nur bestimmte Fahrrinnen offen ließ. Zugleich erklärte die britische Regierung, daß infolge der willkürlichen Minenlegung durch deutsche Schiffe unter neutraler Flagge die ganze Nordsee als Kriegsgebiet angesehen werden müsse. Die Deutschen wehrten sich gegen die Behauptung, daß sie sich neutraler Flaggen bedienten, und wiesen darauf hin, daß die Schließung der Nordsee völkerrechtswidrig sei, da sie keine Blockade der deutschen Häfen darstelle. In diesem Wortwechsel verhallten die Einsprüche der benachteiligten neutralen Nordseestaaten ungehört. Ihre Einrede gegen das Legen von Minen in der Nord- und Ostsee, das in jedem Falle eine Bedrohung der Handelsschiffahrt darstellte, hatte keine Kraft, da die größte neutrale Macht, die Vereinigten Staaten, sich wie zu Zeiten des Nordischen Bundes weigerte, diesen Protest zu ihrer eigenen Sache zu machen.

Die Kriegführenden hatten die schiefe Bahn betreten, die von Maßnahme zu Gegenmaßnahme, von Vergeltung zur Wiedervergeltung führte, und waren daran, die vielberufene Freiheit der Meere gänzlich zu vernichten.

Aus diesem Widerstreit ging die Handelssouveränität keines einzigen Staates ungekränkt hervor.

Der Handelskrieg wurde erbitterter geführt als der Geschwaderkampf. Erst gegen Ende des Jahres kam es in der Nordsee wieder zu lebhafterer Gefechtstätigkeit.

Am 25. Dezember durchbrachen englische leichte Kräfte die Helgoländer Sperre und setzten Wasserflugzeuge aus, die den Auftrag hatten, die Küstenforts und die Anlagen von Cuxhaven zu zerstören. Sie erreichten ihr

geographisches Ziel und warfen Bomben auf Batterien und Flugzeugschuppen, mußten aber bald den Rückzug antreten. Dabei gerieten sie in aufquellenden Dunst und verloren Weg und Richtung. Sechs Flugzeuge gingen zugrunde.

Am 31. Dezember gelang einem deutschen Tauchboot der erste Nachtangriff. Englands 5. Panzergeschwader zog in langsamer Fahrt an der Kanalküste entlang. Es kam von Sherneß und war auf dem Marsch nach Plymouth. Der Mond schien hell, die See war bewegt. Fünf schwere Schiffe fuhren in Kiellinie, ohne Zerstörer, nur vom kleinen Kreuzer „Topaze" begleitet, westwärts. Nach Mitternacht begann es scharf zu blasen, und um 2 Uhr schwoll der Wind zum Sturm. Da wurde das Schlußschiff „Formidable" plötzlich von einem Torpedo getroffen und legte sich todwund auf die Seite. Sofort stoben die anderen auseinander und suchten im Zickzack das Weite. Sie gehorchten einem Befehle der Admiralität, die seit dem Untergang des 7. Geschwaders bei Hoek van Holland jede Hilfeleistung verboten hatte, um nicht mehrere Schiffe in Gefahr zu bringen. „Formidable" hielt sich noch eine Stunde über Wasser, dann sprudelte eine neue Blasenbahn, und vom zweiten Schuß getroffen, neigte sich das 15 000-Tonnen-Schiff langsam zum Untergang. Mit ihm sanken 514 Mann und 34 Offiziere in die Tiefe.

Am 20. Januar 1915 erwiderten die Deutschen den Luftangriff auf Cuxhaven. Zum erstenmal erschienen deutsche Luftschiffe über England. Sie warfen Bomben auf Yarmouth, erhöhten die Schrecken des Krieges und stachelten die öffentliche Meinung Englands und der angelsächsischen Welt zu heftigerer Parteinahme gegen deutsches Wesen.

Unterdessen war zu Lande Großes geschehen. Engländer und Franzosen hatten vom 17. Dezember bis 12. Januar Sturm auf Sturm gegen die deutschen Linien ausgeführt, sie aber nicht zum Einsturz gebracht. Die Deutschen hatten sich der Bedränger durch Gegenstöße erwehrt, die auf dem Hartmannsweilerkopf und vor den Toren von Soissons gipfelten. Im Osten war der Kampf im Frost erstarrt. Die Karpathen hallten vom Geschützdonner, hinter Schneewehren rüsteten Nikolai Nikolajewitsch und seine Gegner zu neuem Angriff. In Masuren und auf dem polnischen Glacis brodelten blutige Stellungskämpfe.

Die strategische Wage stand im Gleichgewicht. Es zu brechen und die Schalen umzustürzen, sammelten die Gegner in Ost und West neue Kräfte. Joffre plante die erste Schlacht in der Champagne, Nikolai Nikolajewitsch einen Angriff auf Ungarn, und Falkenhayn und Conrad rüsteten zum großen doppelseitigen Angriff der russischen Kordonstellung, der in den Karpathen zu den schweren Kämpfen um den Jablonikapaß, die Beskidklause, den Zwinin, den Lupkow- und den Duklapaß führte und in Masuren in Hindenburgs gewaltiger Winterschlacht gipfeln sollte.

Das Treffen an der Doggerbank

Als Deutsche und Österreicher zum Angriff auf die Karpathenpässe übergingen und Hindenburg sich anschickte, den russischen Nordflügel zu umfassen, kam es in der Nordsee zum ersten großen Treffen.

Das deutsche Kreuzergeschwader war am 23. Januar in See gegangen und steuerte spät abends mit nordwestlichem Kurs an Helgoland vorbei in der Richtung auf die Doggerbank gegen die englische Küste. Die kleinen Kreuzer „Kolberg", „Rostock" und Graudenz" bildeten die Vorhut, dahinter marschierte Hippers Hauptmacht, die Schlachtkreuzer „Seydlitz", „Moltke", „Derfflinger" und „Blücher", die von zwei Torpedobootsflottillen begleitet waren. Ob man an einen neuen „Raid" dachte oder nur auf Aufklärungsmanöver ausging, bleibe dahingestellt. Die Nacht verlief ruhig. Als der Morgen graute, stand das Geschwader nordwestlich von Helgoland in der Nähe der Doggerbank. Kurze Wellen, leichter Dunst und schwacher Wind verhießen einen günstigen Tag. Kurz darauf sichteten die kleinen Kreuzer feindliche Zerstörer, die ihnen rasch entgegenliefen. Die ersten Schüsse rollten über die See. Sie schlugen an das Ohr Beattys, der mit seinen Schlachtkreuzern nördlich der Doggerbank stand. Er befahl allen erreichbaren Schiffen, sich am Kampf zu beteiligen. Um 8 Uhr wuchsen die Rauchsäulen der feindlichen Schlachtgeschwader über den Horizont. Als Hipper die Stärke des Feindes gewahr wurde, der mit voller Kraft herankam, schwenkte er auf Südostkurs, um Wind und Sonne für sich zu haben und den Gegner nach der deutschen Küste hinzuziehen. Darauf erhöhte Beatty seine Geschwindigkeit auf 27 Knoten und stürmte zum laufenden Gefecht auf parallelem Kurs heran.

Der erste Geschwaderkampf begann.

In diesem Kampf standen vier deutsche gegen fünf britische Schlachtkreuzer, und zwar „Seydlitz", „Moltke", „Derfflinger" und „Blücher" gegen „Lion", „Tiger", „Prinzeß Royal", „New Zealand" und „Indomitable". „Seydlitz" und „Lion" trugen die Admiralsflagge. Das deutsche Geschwader war nicht homogen gebildet und dem britischen weder an Gefechtskraft noch an Geschwindigkeit gewachsen. Der starke moderne Schlachtkreuzer „von der Thann" war nicht zur Stelle, und „Blücher" im Vergleich zu „Seydlitz" und „Moltke" ein schwacher Kämpfer. So wurde es für die Deutschen ein schwerer Kampf.

Hipper marschierte in Kiellinie, die kleinen Kreuzer und die Torpedoboote sammelten sich außerhalb des Feuerbereichs seitwärts und vorwärts der Schlachtlinie und harrten des Augenblicks, da eigene oder Feindesnot sie zum Torpedoangriff rief. „Seydlitz" führte, dahinter folgte „Moltke", Schwesterschiffe, die 22000—23000 Tonnen Wasser verdrängten, als schwerste Stücke 10 Rohre von 28 Zentimeter Kaliber besaßen, eine Breitseite von

3276 Kilogramm Gewicht schleuderten und 28 Seemeilen liefen. Als drittes Schiff folgte „Derfflinger", ein starker Kämpfer, frisch aus der Schmiede, von 26 600 Tonnen Verdrang, mit 8 Turmgeschützen von 30,5 Zentimeter Kaliber und von überlegener Geschwindigkeit. Vermutlich lief „Derfflinger" dicht vor „Blücher", um diesem schwachen, langsamen Schiff den Kampf zu erleichtern. „Blücher" verdrängte nur 15 800 Tonnen, führte als schwerste Waffe nur acht 21-Zentimeter-Geschütze und lief nur 25 Seemeilen.

Beattys Flagge flog über den schönsten britischen Schlachtkreuzern. „Lion" und „Prinzeß Royal" verdrängten 26 800 Tonnen, führten 8 Rohre von 34,3 Zentimeter Kaliber und warfen eine Breitseite von 4536 Kilogramm; der Riese „Tiger" verdrängte 28 500 Tonnen, trug 8 Rohre von 34,3 Zentimeter Kaliber und besaß eine stärkere Mittelartillerie als seine Vormänner. Auch „New Zealand" und „Indomitable", die ein geringeres Ausmaß hatten, und nur 19 000 und 17 600 Tonnen Wasser verdrängten, waren schwer bewaffnet. Sie brachten 8 Geschütze von 30,5 Zentimeter Kaliber zu Gewicht und warfen eine schwerere Breitseite als „Seydlitz" und „Moltke".

Beatty wollte die Beschießung von Hartlepool und Yarmouth rächen. Bis zur äußersten Spannung aufgeheizt, stießen die britischen Schiffe durch die kurzgehende See. Um 9 Uhr vormittags fiel Beattys Probeschuß. Als der Pulverblitz das lange Rohr verließ, lagen noch 18 000 Meter zwischen den rauchspeienden Geschwadern. Die Schiffsrümpfe waren erst zur Hälfte über den Horizont gestiegen. Der Schuß war zu kurz, überbrachte aber die Herausforderung zum Kampf. Die britischen Zerstörer nahmen das Zeichen wahr und hingen sich wie eine Meute an „Blücher", um Hippers Schlußschiff festzuhalten. „Blücher" erwehrte sich ihrer mit einigen Salven, geriet aber bald in den Schußbereich Beattys, der nun mit überlegener Geschwindigkeit an Hippers Schlachtordnung vorbeizog und sich allmählich auf gleiche Höhe mit der deutschen Linie setzte. Der schwache Ost trieb gewaltige Rauchmassen in das Schußfeld und erschwerte beiden Gegnern das Zielen. Trotzdem rollte Salve auf Salve über die graue See. Um 10 Uhr war das Gefecht in vollem Gange. Turmhoch sprangen die Wassersäulen beim Aufschlagen der Geschosse, Gasschwaden und Wasserstaub malten phantastische Erscheinungen in die Luft, gischtsprühend, feuerumzuckt rasten die Panzerkolosse durch die gepeinigte See. Der Brite nützte seine überlegene Geschwindigkeit, soweit ihm Hippers gesteigerte Fahrt dazu Raum ließ. „Blücher" erhielt von dem vorbeifegenden Geschwader Beattys Salve auf Salve; „Lion", „Tiger", „Prinzeß Royal" und „New Zealand" kamen nacheinander zum Schuß auf den unglücklichen Kreuzer, als sie in 16 000 Meter Entfernung vorüberzogen, und jagten ihre Breitseiten in das verzweifelt fechtende Schiff. Es war verloren, wenn Hipper es nicht herausriß, aber daran war nicht zu denken, denn Hipper durfte die Fahrt nicht vermindern, sonst stellte ihm Beatty vermöge seiner überlegenen Geschwindig-

keit ein Bein und schnitt ihn von seiner Grundstellung ab. So blieb es beim laufenden Gefecht, das von dem deutschen Geschwader unter Aufopferung des Kreuzers „Blücher" durchgekämpft werden mußte.

Vergebens sucht „Blücher" sich dem Verhängnis zu entziehen. Die elektrischen Maschinen werden zerschossen, Finsternis überall, die nur von ausbrechenden Bränden erhellt wird. Durchlöchert wie ein Sieb, ein Gehäuse des Grauens, in dem Geschoßsplitter, Eisenteile, zerrissene Leiber durcheinanderwirbeln, sackt das Schiff achteraus und versucht mit letzter Kraft nach Norden abzudrehen. Aber „Indomitable" bleibt hinter ihm und schießt das in Rauch und Flammen gehüllte Wrack vollends zusammen. Bis zuletzt antworten „Blüchers" Kanonen. Sie jagen zum Torpedoschuß ansetzende Zerstörer unter Verlusten zurück und verstummen erst, als das Schiff sich auf die Seite legt und die Geschütze auf der hohen Seite die Schlünde ohnmächtig gen Himmel kehren. Da ruft die Glocke die Überlebenden auf Deck. Eine letzte Meldung: „Sämtliche Maschinen versagen!" erreicht den Admiral, dann naht das Ende. Zwei Torpedotreffer öffnen der Vernichtung den Weg ins Innere. Drei Hurra, zerrissene Klänge der „Wacht am Rhein", und „Blücher" geht auf den Grund der See. In mächtigem Schwall füllt das Meer den geöffneten Leib, der rote Kiel des langsam kenternden Schiffes taucht ans Licht, um langsam wieder zu versinken. Über die Bordwand gleitet der Rest der Besatzung ins Wasser. Von 900 Mann werden 200 von britischen Zerstörern gerettet.

Unterdessen hatte Beatty Hipper eingeholt. „Lion" und „Tiger" richteten ihre Rohre im Vorbeiziehen nacheinander auf „Derfflinger", „Moltke" und „Seydlitz", dann stürmten die Geschwader auf parallelem Kurs in gleicher Höhe dahin und schleuderten sich Schlag auf Schlag ihre Breitseiten zu. „Lion" und „Tiger" bekämpften Hippers Flaggschiff, „Prinzeß Royal" und „New Zealand" maßen sich mit „Moltke" und „Derfflinger". Auch „Indomitable" suchte nach dem Ausscheiden „Blüchers" wieder Anschluß an das Gefecht. Das deutsche Feuer vereinigte sich auf das feindliche Flaggschiff und traf es gut. Der Vormast brach, ein Schornstein sank, und um 11 Uhr schlug eine Granate in die Maschine und setzte eine Kesselanlage außer Betrieb. Auch Beattys stärkstes Schiff „Tiger" erhielt schwere Wunden und begann abzufallen. Um 11 Uhr mußte der Brite seine Schlachtlinie ändern, denn „Lion" und „Tiger" begannen achteraus zu sacken.

Admiral Hipper hielt seine vier Hauptkämpfer zusammen, war aber nicht imstande, die Lage zu übersehen und die Wirkung seiner trefflichen schweren Artillerie richtig einzuschätzen. Vielleicht machte die Preisgabe des Kreuzers „Blücher" stärkeren Eindruck auf ihn als die Verschiebung in der feindlichen Schlachtlinie, über deren Bedeutung man an Bord der Deutschen nicht völlig im klaren war. Auch die deutschen Schiffe empfingen

tiefe Wunden. „Seydlitz" war eine Zeitlang von „Lion" und „Tiger" zugleich beschossen worden. Schwere Treffer zerschlugen die Aufbauten und im Hinterschiff brach ein großer Brand aus, der Qualm und Flammen bis zur Höhe der Masten spie. „Derfflinger" kam mit geringeren Beschädigungen davon. „Moltke" war kaum getroffen worden. Auf dem kleinen Kreuzer „Kolberg" wehten Rauch- und Flammenfahnen.

Die Briten hatten stärker gelitten, als der deutsche Admiral ahnte, und die Wage stand um 11 Uhr nahezu im Gleichgewicht, obwohl „Blücher" schon als Wrack achteraus sackte. Kurz nach 11 Uhr war die britische Schlachtordnung zerrissen. „Lion" und „Tiger" schoren aus. Da „Lions" Maschinen zu versagen begannen, rief Beatty den Zerstörer „Attack" heran und ließ sich von diesem zur „Prinzeß Royal" bringen, die unterdessen das Gefecht führte. Mit Mühe erreichte der Zerstörer das vorausstürmende Schiff, auf dem um 1/21 Uhr Beattys Flagge stieg.

Als Admiral Beatty die Brücke der „Prinzeß Royal" betrat, näherte sich das Treffen dem Ende. „Blücher" war im Sinken, die Deutschen hatten nach Osten abgedreht und Helgoland lag nur noch 70 Seemeilen östlich vom Ort des Gefechts. Beatty befahl daher, nach Norden abzudrehen und trat den Rückmarsch an. Er kam aus schwerem Kampf. „Lion" mußte von „Indomitable" abgeschleppt werden. „Tiger" lag mit starker Schlagseite im Wasser und erwehrte sich mühsam deutscher Torpedos.

So endete das erste große Treffen in der Nordsee seltsam genug. Die Deutschen entzogen sich dem Feind, der von Anfang an als Angreifer aufgetreten war, mit geringeren Beschädigungen, als dieser trotz seiner schwereren Bestückung erlitten hatte, ließen aber ihr langsamstes Schiff auf der Strecke. Die Engländer handelten kräftig und geschickt, führten ihre Hauptmacht geschlossen an den Feind, schossen dessen schwächstes Schiff wie eine schwimmende Scheibe zusammen, vermochten aber die Schlachtordnung unter der Wucht des deutschen Feuers nicht innezuhalten und kehrten mit zwei verkrüppelten Schiffen heim. Das Gefecht war von beiden Seiten aufgegeben worden und ist im Grunde unentschieden geblieben.

Nordseesperre und Unterseebootkrieg

Die strategische Lage erfuhr durch das Treffen an der Doggerbank keine Änderung. England hielt seine große Flotte bei den Orkneyinseln zurück und lieh dadurch der Nordseesperre das nötige Rückgrat, während die deutsche Flotte dem Landheer in Nord- und Ostsee Rücken und Flanke deckte und ihre Tauchboote gegen Englands Küste sandte, um für die Aushungerungspolitik Vergeltung zu üben.

Die deutschen Unterseeboote begannen ihren Wirkungskreis um diese Zeit zu erweitern. Sie stießen von Zeebrügge gegen Westen vor, schlüpften unter Netzen und Sperrketten durch und drangen tief in den Kanal.

Am 30. Januar erschien ein deutsches Tauchboot vor Liverpool und versenkte drei englische Dampfer, ein zweites tauchte vor Le Havre auf und bettete das von Australien kommende Proviantschiff „Taku Maru" auf den Grund des Kanals. Nun war kein Zweifel mehr gestattet — die Tauchbootwaffe hatte sich des Handelskrieges bemächtigt.

Anfangs versuchten die deutschen Unterseeboote den Handelskrieg nach den Regeln durchzuführen, die der Überwasserkreuzer befolgte, aber bald sahen sie sich gezwungen, davon abzugehen und ein abgekürztes, vom Völkerrecht nicht anerkanntes Verfahren einzuschlagen, um zum Ziele zu gelangen. Das Tauchboot war leicht zu verletzen und durfte sich daher keinen Widerstand, weder einen Rammversuch noch einem Kanonenschuß aussetzen, wenn es neben einem Handelsschiff auftauchte, um seine Ladung zu untersuchen. Daraus erwuchsen rasch verhängnisvolle Verwicklungen, da die britischen Kauffahrer bewaffnet wurden und der Versenkung Widerstand entgegensetzten.

Am 1. Februar erließ der deutsche Admiralstab eine Bekanntmachung an die Neutralen und erklärte, daß Deutschland gegen die Verschiffung von Truppen und Kriegsmaterial von England nach Frankreich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vorgehen werde, und am 4. Februar erklärte Großadmiral v. Tirpitz die Gewässer von Großbritannien einschließlich des Kanals als Kriegsgebiet und warnte die Handelswelt davor, die Gefahrzone vom 18. Februar an zu befahren. Der Reichskanzler fügte dieser Verkündigung eine Denkschrift bei, in der dargelegt wurde, daß die Neutralen auf ihren Rechten, mit Deutschland Handel zu treiben, nicht bestanden hätten, und daß Deutschland nicht stillhalten und Hungers sterben könne. Da der Admiralstab in seiner Erklärung zum Ausdruck brachte, daß nicht nur alle feindlichen Handelsschiffe zerstört würden, sondern daß es auch nicht immer möglich sein werde, sich vom Charakter der Schiffe zu überzeugen und die Neutralen vor Gefahren zu bewahren, weil englische Schiffe auf Befehl der britischen Admiralität unter neutralen Flaggen führen, erhoben die Vereinigten Staaten von Amerika alsbald Einspruch gegen Deutschlands Vorgehen.

Präsident Wilson machte die deutsche Regierung darauf aufmerksam, daß den Seestreitkräften der kriegführenden Mächte lediglich das Recht zustehe, neutrale Schiffe anzuhalten und zu untersuchen, verwahrte sich dagegen, daß man die Haltung der Vereinigten Staaten als unneutral bezeichne, weil sie von einem Einspruch gegen die Verletzung ihrer Rechte als Neutrale abgesehen hätten, und erklärte, daß er von Deutschland Rechenschaft fordern werde, wenn ein deutsches Kriegsfahrzeug ein amerikanisches Schiff auf

hoher See vernichte und das Leben amerikanischer Bürger in Gefahr bringe. Zugleich legte Wilson nach der anderen Seite Verwahrung ein, indem er in London gegen den Mißbrauch der amerikanischen Flagge Einspruch erhob. Wilson war genötigt, eine Protestpolitik auf zwei Fronten zu führen, war jedoch nicht in der Lage, ihr nach beiden Seiten Nachdruck zu verleihen. Die Gemeinsamkeit der Sprache und angelsächsischer Anschauungen, die Sympathie, die Amerika mit England verband, der Einfluß, den die Weltkonjunktur auf den amerikanischen Markt ausübte und die Abneigung gegen den militaristischen deutschen Obrigkeitsstaat wirkten bewußt und unbewußt auf die Politik des freien amerikanischen Volkes. Bald zeigte sich, daß Wilsons Einsprüche sich gegenüber England immer mehr abstumpften, um sich desto schärfer gegen Deutschland zu kehren, das seiner geographischen Zwangslage durch verzweifelte Vergeltungsmaßregeln zu entrinnen trachtete und dadurch die Lage verschlimmerte, statt sie zu verbessern. Die Versicherung der deutschen Regierung, daß Deutschland einen Kampf um Sein oder Nichtsein führe, machte in Washington geringen Eindruck, da man diese Regierung nicht als die Wortführerin des deutschen Volkes betrachtete und gestützt auf die einseitig unterrichtete Presse und beeinflußt durch die belgische Frage in Deutschland den Angreifer und den Feind der Freiheit sah.

Doch trotz der Zuspitzung, die die Lage zur See durch das Wettsteigern der Blockadeerklärungen und die Übergriffe Deutschlands und Englands erfahren hatte, hellte sich der Himmel im Februar 1915 noch einmal auf, als die deutsche Regierung die Vereinigten Staaten wissen ließ, daß Deutschland den Unterseebootkrieg aufgeben würde, wenn England von seinem völkerrechtswidrigen Versuch abstände, das deutsche Volk auszuhungern. Im Auftrage Bethmanns gab der deutsche Botschafter Graf Bernstorff am 17. Februar in Washington die Erklärung ab, die deutsche Regierung könnte sich damit einverstanden erklären, daß die von Amerika einzuführenden Lebens- und Erhaltungsmittel unter der Aufsicht amerikanischer Beamter an die deutsche Zivilbevölkerung verteilt würden.

Wilson ergriff die Gelegenheit und sandte am 24. Februar 1915 an Deutschland und England zwei gleichlautende Noten. Er machte darin den Vorschlag, den Gebrauch von Minen auf hoher See aufzugeben, Treibminen überhaupt auszuschalten und verankerte Kontaktminen nur in Kanonenschußweite vom Hafen zu legen und mit einem Herkunftszeichen zu versehen; Deutschland sollte Tauchboote gegen Handelsschiffe nur aussenden, um sie anzuhalten und zu durchsuchen, England dagegen die Versorgung Deutschlands mit Lebensmitteln geschehen lassen, die an amerikanische Vertreter in Deutschland zu senden seien und von der deutschen Regierung nicht mit Beschlag belegt werden dürften.

Es war ein wohlerwogener, verständiger Vorschlag, aber er konnte in der Atmosphäre des Vernichtungskrieges nicht gedeihen.

Deutschland nahm die Bedingungen in der Hauptsache an, machte jedoch seine Zustimmung von dem Verhalten Englands abhängig. England benutzte die Gelegenheit, in seiner Antwort an Wilson alle Rechtsverletzungen aufzuzählen, die Deutschland in diesem Kriege begangen hatte, vor allem die Behandlung der Bevölkerung Belgiens und Frankreichs, das Auslegen von Minen auf hoher See, die Vernichtung von Lebensmittelschiffen, das Beschießen britischer Küstenorte und das zuletzt in Anwendung gebrachte Mittel, die Versenkung britischer Handelsschiffe ohne vorhergehende Warnung, und erklärte, hierauf gestützt, daß Rücksichten der Menschlichkeit in bezug auf die Lebensmittelzufuhr für die friedliche Bevölkerung eines kriegführenden Landes zurücktreten müßten, wenn der Kriegführende blockiert sei, und das sei Deutschland, da alle Zugangsstraßen zur See von und nach Deutschland durch einen Gürtel von Kreuzern wirksam überwacht würden. Mit kurzen Worten, England wollte von seinem Aushungerungskrieg nicht ablassen und behandelte Deutschland als belagerte Festung, um es zur Unterwerfung zu zwingen.

Damit war Wilsons Versuch, die Gegner in die Grenzen des Völkerrechts zurückzuführen, wie man es vor Ausbruch des Weltkriegs ausgelegt hatte, endgültig gescheitert. Die englische Regierung bestand unerbittlich auf der Aushungerung Mitteleuropas, obwohl England nicht in der Lage war, eine klassische Blockade durchzuführen. Die Briten handelten rücksichtslos, aber umsichtig, denn sie waren zur Überzeugung gelangt, daß die in der Entente cordiale vereinigten Mächte nicht fähig waren, Deutschland und Österreich-Ungarn mit den Waffen allein zu besiegen. Zu dieser Erkenntnis stimmten die strategischen Zeichen nur allzugut. Schlug doch in den Tagen, da diese Noten gewechselt wurden, Hindenburg die russische Nordarmee in der Winterschlacht in Masuren abermals bis zur Vernichtung, während Joffre in der Winterschlacht in der Champagne vergebens die deutsche Westfront zu durchbrechen suchte.

Kämpfe und Maßnahmen in der Ostsee

In der Ostsee hatte der Seekrieg die Rollen anders verteilt als in der Nordsee.

Die deutsche Flotte beherrschte das Baltische Meer so weit, daß der Schiffsverkehr zwischen Deutschland und Skandinavien nur geringe Störungen erlitt, und bannte die Russen rasch in die Rigaische Bucht und den Finnischen Meerbusen. Die russische Ostseeflotte fügte sich in dieses Zwangsverhältnis und beschränkte sich darauf, die Küsten Kurlands, Livlands und Finnlands zu verteidigen, zuweilen einen Ausfall zu unternehmen und den russischen Nordarmeen den Rücken zu decken.

Die Russen hatten ihre Vorbereitungen zum Kriege auch zur See so zeitig getroffen, daß ihre Küsten schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten wohlverwahrt lagen. Am 28. Juli 1914 erloschen alle wichtigen Leuchtfeuer an den Ufern des Baltischen und des Schwarzen Meeres, die Feuerschiffe verschwanden von ihren Ankerplätzen, die Strandbatterien wurden bemannt und Torpedoboote ausgesandt, um die Fahrstraßen zu bewachen und auslaufende Dampfer anzuhalten. Am 31. Juli schritten die Russen zu kriegerischen Maßnahmen. Sie brachten im Finnischen Meerbusen einen deutschen Dampfer auf und führten ihn nach Reval, schleppten einen holländischen Dampfer nach Hangoe, versenkten ihn dort am 1. August als Hafensperre und sprengten dann Docks und Staden der finnischen Hafenstadt in die Luft.

Auf diese Verteidigungsmaßnahmen antworteten die Deutschen am 2. August mit einem Vorstoß gegen Libau. Die kleinen Kreuzer „Augsburg“ und „Magdeburg“ erschienen am Abend auf der Libauer Reede und suchten den Feind. „Augsburg“ schoß die Werften in Brand, „Magdeburg“ klärte gen Norden auf. Von der russischen Flotte war nichts zu sehen.

Als deutsche Torpedoboote zur Stelle waren, lief das Ostseegeschwader dreist auf den Finnischen Meerbusen zu, um den Feind zum Kampf herauszufordern. Es fand die Russen zwischen Reval und Helsingfors in unangreifbarer Stellung. Auf Dagoe, Ösel und den Aalandsinseln waren Strandbatterien aufgepflanzt, im Moongrund lauerten Torpedoboote, und der Finnische Meerbusen war durch einen Minengürtel gesperrt. Hinter der Sperre kreuzten Torpedoboote und Tauchboote, und im Hintergrund rauchten die Schlote des baltischen Kampfgeschwaders, das zwar keine modernen Linienschiffe, aber 4 ältere, schwer bestückte Panzerschiffe, 5 Panzerkreuzer, 50 Zerstörer und 8 Tauchboote zählte. Die Deutschen kreuzten eine Zeitlang zwischen Libau und Gotland und warteten auf den Feind. Als der Russe die Herausforderung nicht annahm, sondern auf seinen Ankerplätzen liegen blieb, kehrten die großen deutschen Schiffe nach Kiel zurück und überließen den kleinen Kreuzern das Feld.

Am 26. August traf die Deutschen in der Ostsee der erste Verlust. Der kleine Kreuzer „Magdeburg“, der sich im Nebel bis Odensholm vorgewagt hatte, um die Küste zu erkunden, stieß wenige Meilen von Baltischport auf felsigen Grund und blieb haften. Vom Feind beschossen, wehrte er sich, bis die Mannschaft durch ein Torpedoboot geborgen war, dann sprengte der Kommandant das Schiff in die Luft.

Die deutschen Tauchboote fanden wenig Arbeit. Erst am 11. Oktober kam ein Boot zum Schuß. Die russischen Kreuzer „Bajan“ und „Pallada“ hatten sich aus dem Finnischen Meerbusen herausgewagt und waren im Begriff, gegen Gotland vorzustoßen, als U 26 die „Pallada“ angriff und mit zwei Treffern in die Tiefe sandte. Das Schiff ging mit Mann und

Maus zugrunde. Der U-Bootschrecken scheuchte die Russen wieder nach Helsingfors. Sie schlossen den Rigaischen Meerbusen und die Küstengewässer von Aaland und zogen sich hinter ihre Minensperre zurück.

Die russische Seestrategie genügte dadurch der Abwehr und erhielt die Ostseeflotte unverletzt, handelte also im Grundsatz ähnlich wie die Deutschen in der Nordsee, ohne sich deren Ausfallstätigkeit in entsprechendem Umfang zu eigen zu machen. Als die Novemberstürme brausten, wurde es still im Baltischen Meere.

Während des Winters arbeiteten die Russen eifrig an der Verstärkung ihrer Ostseegeschwader, um im Frühling 6 Linienschiffe, 6 Panzerkreuzer, 80 Zerstörer und 12 eigene und britische Tauchboote gegen den Feind zu führen. Doch noch war es nicht so weit, noch lagen die russischen Dreadnoughts vom Eis umschlossen in den Häfen von Kronstadt und Helsingfors oder ungetakelt im Dock, während leichte deutsche Kräfte in phantastischen Frostpanzern an den Grenzen des hartgefrorenen Finnischen Meerbusens entlangstrichen und auf die Gelegenheit warteten, Hindenburgs Frühlingsfeldzug in der Flanke zu begleiten. Die Ostsee blieb Deutschland hold, und die deutsche Flagge wehte dort noch unangefochten vom Mast, als sie in der Nordsee schon schwere Gefechte bestanden hatte und in fernen Meeren nach kurzem glänzenden Kreuzerkrieg längst in die Tiefe gesunken war.

Der Kreuzerkrieg in fernen Meeren

Der Ausbruch des Weltkrieges hatte den Seeverkehr in vollem Gedeihen überrascht. Auf allen Meeren zogen Handelsschiffe und Luxusdampfer ihre Bahn. Die deutsche Handelsflagge wehte auf den größten und schönsten Fahrzeugen und erfreute sich begründeten Ansehens. Erst in den letzten Tagen des Juli wurde die Handelsschiffahrt unruhig. Warnzeichen kündeten politische Stürme. Am 31. Juli sandte die deutsche Admiralität Funksprüche aus und begann die großen deutschen Dampfer vor dem Anlaufen französischer und russischer Häfen zu warnen. Am 2. August empfing Admiral Souchon, der Führer der deutschen Mittelmeerdivision, der an diesem Tage schon mit den Kreuzern „Goeben“ und „Breslau“ vor Bône und Philippeville erschienen war und die Hafenanlagen der algerischen Küstenstädte beschossen hatte, die überraschende Warnung: „Seid auf der Hut vor englischen Schiffen!“

Doch nicht von Souchons kleinem Geschwader sei hier erzählt, dem einzigen, das einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des Krieges gewonnen hat, sondern vom echten Kreuzerkrieg auf hoher See, vom Schicksal Tsingtaus und von dem ruhmvollen Ende des großen deutschen Kreuzergeschwaders, das seine Flagge trotzig um den halben Erdball getragen hat.

Während die deutschen Handelsschiffe auf die Warnung ihrer Funkwarten neutrale Häfen aufsuchten, um sich den überall lauernden Feinden zu entziehen, setzte die Handelsschiffahrt der Ententemächte ihre Tätigkeit ruhig fort. Sie glaubte keinen Grund zu ernstlicher Besorgnis zu haben, da nur wenige deutsche Kriegsschiffe auf überseeischen Stationen lagen und die Geschwader Englands, Australiens, Frankreichs und Japans die Meere beherrschten. Trotzdem kam es zum klassischen Kreuzerkrieg, zu zahlreichen Angriffen deutscher Kreuzer auf Handelsschiffe der vereinigten Gegner und zuletzt zum Zusammenstoß feindlicher Geschwader, die sich auf dem freien Meere, in atlantischer Ferne auf Leben und Tod bekämpften.

Da in den ersten Tagen des Weltkrieges noch nicht zu erkennen war, daß der Seekrieg sich von den Fesseln des Völkerrechts befreien werde, ragte der Kreuzer-Handelskrieg anfangs als einziges Überbleibsel einer primitiven Zeit in die moderne Gegenwart. Wie einst Surcoufs und Nelsons Fregatten friedliche Handelsfahrer gejagt hatten, um sie als gute Prise heimzuführen oder nach Übernahme ihrer Besatzung zu versenken, so übten jetzt die deutschen kleinen Kreuzer und einige Hilfskreuzer, die auf den Stationen Ostasiens, Ostafrikas und an den amerikanischen Küsten die Reichsflagge zeigten, das Handwerk der Korsaren. Aber welch ein Unterschied zwischen einst und jetzt! Einst gingen Holzschiffe von wenigen hundert Tonnen Nutzlast zugrunde, die in ihrem Bauche wohl kostbare Rohstoffe trugen, aber als einfache hölzerne Schale keinen großen Wert darstellten und deren Verlust die Versorgung Europas nur wenig schmälerte. Jetzt wurden Schiffe von 4000 bis 40 000 Tonnen in die Tiefe gesandt, die Waren im Werte von vielen Millionen an Bord trugen, selbst zur Weltversorgung unentbehrlich waren und als Wunderwerke der Technik mit den alten Seglern nicht verglichen werden konnten. Ihr Verlust schädigte nicht nur den Eigentümer und den Heimatstaat, sondern die ganze Menschheit. Gerade der Kreuzerkrieg, der auf Englands Betreiben vom Völkerrecht wohl konserviert in die moderne Zeit hinübergenommen worden war, zeigte, daß eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen zivilisierten Staaten im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr geeignet war, Weltkonflikte zu lösen, sondern dazu beitrug, sie zu verschärfen und neue, unbekannte Konflikte zu entfesseln. Und dennoch haftete an diesen Kreuzerjagden, besonders an den Kämpfen, die in den südlichen Meeren zwischen den Kriegsschiffen der feindlichen Mächte ausgefochten wurden, etwas wie ein letzter romantischer Schimmer.

Die strategische Lage im Stillen Ozean

Im Frühsommer des Jahres 1914 dachte im fernen Osten niemand an Kriegsgefahr. Die deutschen Panzerkreuzer lagen in der Bucht von Kiautschou. Auch das Flaggschiff des englischen Chinageschwaders, „Mino-

taur", hatte vor Tsingtau Anker geworfen. Deutsche und Briten verkehrten auf das freundschaftlichste. Bordfeste, Wettspiele, Bälle und Ausflüge erfüllten den Hafen und das reizvolle Lauschangebirge mit fröhlichem Leben. Nach der Abfahrt des Engländers trat das deutsche Geschwader unter Führung des Vizeadmirals Grafen von Spee eine Reise in die Südsee an.

Den Kern der deutschen Streitmacht im Stillen Ozean bildeten die Panzerkreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau", Schwesterschiffe von 11 600 Tonnen Verdrang, bewaffnet mit 8 Geschützen zu 21 Zentimeter Kaliber, 6 Geschützen zu 15 Zentimeter und zahlreichen leichten Rohren. Sie liefen 23 Seemeilen und erfreuten sich zu Beginn des Krieges ihrer vollen Gefechtskraft. Außer ihnen befanden sich noch fünf kleine Kreuzer, „Emden", „Nürnberg", „Königsberg", „Leipzig" und „Dresden", die Kanonenboote „Eber", „Geier", „Jaguar" und ein einzelnes Torpedoboot auf den Weltmeeren zerstreut.

„Scharnhorst" und „Gneisenau" waren am 17. Juli vor Ponape angekommen, um im Karolinenarchipel von langer Fahrt zu ruhen. Der kleine Kreuzer „Emden" lag in Tsingtau, „Leipzig" war an die Westküste von Mexiko entsandt worden, löste dort das Stationsschiff „Nürnberg" ab und zeigte die Flagge vor Mazatlan, wo deutsche Untertanen durch den mexikanischen Bürgerkrieg an Leib und Leben bedroht schienen. Der Kreuzer „Nürnberg" befand sich auf der Fahrt von der mexikanischen Westküste nach Ponape und war am 27. Juli in Honolulu eingetroffen, während der Kreuzer „Dresden", auf sich gestellt, in den westindischen Gewässern kreuzte.

Am Abend des 1. August erhielt Graf Spee auf drahtlosem Wege die Kunde von der drohenden Kriegsgefahr, am Tage darauf die Mitteilung von der Kriegserklärung an Rußland und Frankreich und am 5. August die schwerwiegende Nachricht, daß auch England in den Krieg eingetreten sei. Der Admiral machte klar zum Gefecht. Er war ganz auf sich angewiesen; was er tat, tat er aus eigener Kraft und auf eigene Gefahr. Er wußte, daß die strategische Lage ihm nur geringe Aussichten ließ. Zunächst mußte er zwischen der Verankerung in Tsingtau und dem freien Ozean wählen. Eilte er nach Tsingtau, so wurde er dort von den überlegenen englisch-französisch-russischen Geschwadern eingeschlossen und konnte 1500 Mann und 50 Feuerschlünde zur Verteidigung des Platzes stellen, blieb er auf hoher See, so wurde er zum Wild, das die Verfolger über das weite flüssige Feld hetzten, und einander in die Arme trieben.

Dem deutschen Seemann wurde die Wahl nicht schwer. Er entschied sich für das freie Meer und die große Bewegung und beschloß, sich nach der südamerikanischen Küste durchzuschlagen und unterwegs dem Feinde nach Vermögen Abbruch zu tun.

Hierzu traf Graf Spee sofort umfassende Anordnungen. Am 6. August brach er mit „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Nürnberg" von Ponape

auf, erreichte am 11. August das Marianeneiland Pagan, lud Vorräte und vereinigte sich mit den von Tsingtau dorthin befohlenen Troßdampfern und dem kleinen Kreuzer „Emden", der inzwischen schon die erste Beute heimgeführt hatte, zu einem starken, kampftüchtigen Geschwader. „Emden" war auf die Kunde drohender Kriegsgefahr am Abend des 1. August selbständig von Tsingtau ausgelaufen und hatte nordöstlichen Kurs eingeschlagen, um die Verbindungen von Wladiwostok zu unterbrechen, sobald die Kriegserklärung erfolgt war. Kaum empfing Kapitän v. Müller, der Führer des kühnen Schiffes, im Gelben Meer den Funkspruch, der ihm die Zügel freigab, so stieß er gegen Tsuschima vor, griff den russischen Dampfer „Rezan" auf und brachte ihn am 6. August nach Tsingtau. Dann folgte er dem Funkspruch des Admirals und steuerte in fliegender Fahrt gen Pagan.

Nach seiner Ankunft ging Graf Spee mit zwei großen, zwei kleinen Kreuzern und neun Troßdampfern in See.

Das deutsche Geschwader, das sich am 13. August in der Glut des Tropenabends vom Lande löste und unter schwarzen Rauchmassen in die Purpurbläue des Stillen Ozeans hinaussteuerte, war dem Tode geweiht.

Die Belagerung Tsingtaus

Drei Tage nach der Ausfahrt Spees aus dem Atoll von Pagan richtete Japan an Deutschland die befristete Aufforderung, das Pachtgebiet von Kiautschou auszuliefern und alle Schiffe aus den japanischen und chinesischen Gewässern zu entfernen, und schritt, als keine Antwort erfolgte, zum Angriff auf Tsingtau.

Tsingtau war auf den Angriff vorbereitet. Der Gouverneur von Kiautschou, Kapitän zur See v. Meyer-Waldeck, verfügte über 5000 Mann und war entschlossen, Stadt und Hafen bis zur Erschöpfung der Verteidigungsmittel zu halten. Angriffen von der Seeseite sah er mit Vertrauen entgegen, denn die Küstenwerke waren stark genug, dem Feind wirksamen Widerstand zu leisten. Desto schlimmer war es um die Verteidigung der Halbinsel Kiautschou gegen Angriffe vom Lande bestellt. Zwar querten drei Bergketten die Halbinsel, auf deren äußerster Spitze Tsingtau zwischen dem Chinesischen Meer und der Bucht von Kiautschou erbaut war, aber die Besetzung dieser natürlichen Grundstellungen erforderte mindestens 40000 Mann und zahlreiche Steilfeuergeschütze. Es blieb den Deutschen daher nichts übrig, als die Verteidigung zurückzuverlegen und sich in einzelnen Widerstandsnestern zu behaupten, um den Angreifer ins Kreuzfeuer zu bannen und möglichst lange von der Hauptlinie fernzuhalten. Diese zog sich auf den letzten Kuppen des Lauschangebirges hin und bestand aus fünf

Infanteriewerken, einer Anzahl Batterien und kleinen Forts und war durch ein Drahthindernis geschützt.

Die Feindseligkeiten wurden unmittelbar nach dem Ablauf des japanischen Ultimatums eröffnet. Am 24. August erschien eine japanische Torpedobootflottille und strich erkundend die Küste entlang. Weit draußen im Meere hing der Qualm großer Schiffe. Bald zeigte sich, daß die Japaner nicht daran dachten, Tsingtau durch einen gewaltsamen Angriff zu nehmen. Sie bereiteten sich gelassen auf eine umfassende Belagerung des Platzes vor. Ein Geschwader dickleibiger Linienschiffe und eine Armee von 40 000 Mann wurden in Bewegung gesetzt. Die Seestreitkräfte wurden von Vizeadmiral Kato geführt, der die japanischen Panzerschiffe „Suwo" und „Tango", das englische Panzerschiff „Triumph", die japanischen Kreuzer „Chitose" und „Takachiho" und zwei Zerstörerflottillen befehligte. Er besetzte einige Inselklippen, erklärte die Blockade und begann die Seeforts und den Hafen am 28. August aus der Ferne zu beschießen. Die Werke antworteten, und die im Hafen liegenden Kriegsschiffe machten sich bereit, ihren Anteil am Kampfe zu nehmen. Die deutschen Seestreitkräfte waren sehr gering. Außer einigen Flußkanonenbooten bestanden sie aus dem nach Tsingtau geflüchteten österreichischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", dem veralteten Stationsschiff „Jaguar" und dem Torpedoboot S 90. Meyer-Waldeck rüstete die Kanonenboote ab, verwendete Geschütz und Besatzung in den Landforts und hielt nur „Elisabeth", „Jaguar" und S 90 in Bewegung.

Das japanische Landungskorps bestand aus drei auserwählten Divisionen und wurde von General Kamio befehligt, zu dem 1500 Engländer unter General Barnadiston stießen, um das britische Placet zu bekräftigen. Da die Japaner dem Feldzug große politische Ziele gesteckt hatten, wurde er auf eine breite Grundlage gestellt. Das Landungskorps wurde nicht auf deutschem Pachtgebiet ausgeschifft, sondern in der chinesischen Provinz Schantung ans Land gesetzt und bemächtigten sich unter Bruch der chinesischen Neutralität der deutsch-chinesischen Schantungbahn, der von deutschen und chinesischen Privatunternehmern ausgebeuteten Kohlen- und Erzgruben, belegte die Städte Ostschantungs mit Truppen und schuf sich dadurch auf chinesischem Boden eine wirtschaftliche und militärische Machtstellung, die auf Kosten Chinas und Deutschlands errichtet wurde und zugleich geeignet war, Japans Macht gegenüber England zu mehren. Erst als dies geschehen war, rückte das Landungskorps gen Tsingtau.

Am 12. September begann der Angriff drohende Gestalt anzunehmen. Japanische Kavallerie drang in die neutrale Grenzzone von Tsimo ein, besetzte die Bahnhöfe Tsimo und Kiautschou und klärte gegen Latsoun auf. Am 27. September war Kamio auf der Landzunge so weit vorgedrungen, daß er Tsingtau in einer Entfernung von 20 Kilometern vollständig ein-

schließen konnte. Er spannte einen Belagerungsgürtel zwischen der Bucht von Kiautschou und dem Chinesischen Meer aus, schnitt Tsingtau dadurch von der unmittelbaren Verbindung mit dem chinesischen Festland ab und brachte das schwere Geschütz in Stellung.

Der Verteidiger ging sofort zu handelnder Gegenwehr über und straffte alle Muskeln, um dem Feind die Eroberung der Landzunge zu erschweren. Er machte Ausfälle zu Wasser und zu Lande und suchte sich den Feind möglichst lange vom Leibe zu halten. Ein einziges deutsches Flugzeug wachte im tiefblauen Herbsthimmel über dem meerumspülten Tsingtau, erkundete die Bewegungen der feindlichen Schiffe in den Buchten des Perlgebirges und die Stellungen der in den Lauschanschluchten erstehenden Belagerungsbatterien und wies den Festungsgeschützen und den aus der Bucht durch Flankenfeuer wirkenden Rohren der Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und „Jaguar" Ziel und Richtung. Die Überlegenheit der japanischen Batterien, die von Tag zu Tag vermehrt wurden, machte sich rasch geltend. Eng und enger wurde der Belagerungsring. Sparsamer feuerten die deutschen Geschütze, die Schießvorräte der Festung begannen zu schwinden.

Als es Oktober geworden war, stand Kamio dicht vor dem Drahthindernis des Platzes und setzte zum Sturm an. Aber noch war die deutsche Abwehr nicht am Ende ihrer Kraft. Der erste gewaltsame Angriff zu Lande wurde abgeschlagen und Katos Geschwader, das sich zu nahe herangewagt hatte, mit Verlusten abgewiesen. Das Linienschiff „Triumph" erhielt einen Weittreffer, der das Deck durchschlug und den Engländer kampfunfähig machte. Es schleppte sich schwer beschädigt nach Yokohama. In der Nacht des 17. Oktober unternahm das Torpedoboot S 90 einen Ausfall, schlich sich durch die japanische Postenkette und bereitete dem Kreuzer „Takaschiho" den Untergang, um sich dann, von Tsingtau abgeschnitten, an die südchinesische Küste durchzuschlagen. Zu Lande nahm der Kampf in den letzten Tagen des Oktober die Gestalt eines verzweifelten Ringens um die befestigten Hügelstellungen auf dem Lauschangebirge an. Am 29. Oktober stand Kamios Sturminfanterie hart vor den Zugängen der letzten Verteidigungslinie. Am 30. Oktober erfolgte ein allgemeiner Angriff. Sämtliche japanische Batterien und Kriegsschiffe eröffneten das Feuer und warfen Geschosse von 28 und 30,5 Zentimeter Kaliber auf die Küstenforts, die Werke auf den Hügeln, die Kasernen und die Hafenanlagen. Sie zerstörten die Infanteriewerke, fegten das Drahthindernis weg und steckten die Petroleumbehälter in Brand. Es war der Auftakt zum Sturm, der auf den 31. Oktober, den Geburtstag des Mikado, festgesetzt war. Am Abend rückten die Sturmkolonnen zusammen. 6000 Samurais hatten geschworen, dem Mikado Tsingtau als Geburtstagsgeschenk zu Füßen zu legen. Doch als sie in der Nacht mit Todesverachtung anliefen, standen die Deutschen hinter aus-

gegrabenen Geschützen und Maschinengewehren und empfingen die Stürmer mit so vernichtendem Feuer, daß der Angriff im Blut ertrank. Durch die Lehre gewitzigt, kehrten die Japaner zur Kanone zurück und kämpften die deutsche Artillerie und die verschütteten Gräben in achttägiger Beschießung vollends nieder.

Tsingtaus Schicksal reifte der Vollendung entgegen. Meyer-Waldeck traf die Vorbereitungen zur Vernichtung der ihm anvertrauten Werte. Die Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ und „Jaguar“ und das große Trockendock wurden versenkt, der Riesenkran umgelegt, die ganze Werft zerstört, die Geschütze der Küstenwerke gesprengt und die letzten Kartuschen in die Batteriestellungen der Forts Bismarck, Iltis, Moltke, Hsiduniwa und Tahtungching geschafft, um das Feuer des Belagerers nach Kräften zu erwidern. In der Morgenfrühe des 6. November, als der Mond noch hell am Himmel stand und die Bucht von Kiautschou dunkelglänzend wie eine Onyxschale in der Tiefe gebettet lag, verließ Leutnant Plüschow auf seinem Flugzeug die von Granaten zerwühlte Stätte und brach die Blockade, indem er über das zerklüftete Perlgebirge nach Süden entrann. Hinter ihm brauste der Lärm des entscheidenden Sturmes auf die zerschlagenen Werke.

Die Besatzung wehrte sich noch bis in die Nacht, dann war die Kraft ihrer Artillerie völlig erschöpft, die letzte Kartusche verschossen. General Yoshimi Yamada raffte 2000 Samurais zusammen und brach in die Mitte der letzten Verteidigungsstellung ein. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, hißte Meyer-Waldeck die weiße Fahne und bot die Übergabe des Platzes an. Am 9. November rückten die Japaner in die Stadt. Die Verteidiger hatten 170 Tote und 600 Verwundete, der Angreifer 4000 Mann eingebüßt. Die deutsche Flagge sank; über dem „Platz an der Sonne“ stieg das japanische Sonnenbanner und kündete das Ende eines deutschen Traumes.

Admiral Graf Spee und seine Feinde

Als Vizeadmiral Graf v. Spee am Abend des 13. August die Anker hob und von Pagan in die purpurne See hinaussteuerte, waren die russischen, japanischen, britischen, französischen und australischen Geschwader noch völlig im unklaren über den Verbleib der deutschen Schiffe. Das russische Geschwader lag noch in Wladiwostok, das französische Chinageschwader furchte die südchinesische See, das zur Verfolgung Spees aufgebotene japanische Geschwader machte sich zunächst bereit, die deutschen Karolinen-, Marschall- und Marianeninseln und Palau, also die unverteidigten Besitzungen Deutschlands in Mikronesien zu erobern, die englischen Streitkräfte sicherten die wichtigen Handelsstraßen in den indischen und arabischen Meeren

und das australische Geschwader machte sich auf, die deutschen Besitzungen südlich des Äquators zu erobern und die australischen Truppenverschiffungen nach Ägypten zu decken. Im Verlaufe dieser Bewegungen ergab sich indes von selbst eine Umzingelung des kleinen deutschen Geschwaders, das, von Feinden umgeben, ohne Hoffnung auf Hilfe und Entsatz, einsam im Stillen Ozean schwamm.

Der deutsche Admiral kannte die Übermacht, die sich um ihn zusammenzog, und war jeden Augenblick darauf gefaßt, den Rauch feindlicher Geschwader rings am Horizont aufsteigen zu sehen. Er mußte zunächst mit den englisch-australischen Streitkräften rechnen. Australien stellte einen Schlachtkreuzer von 19 200 Tonnen, „Australia", die modernen Schnellkreuzer von 5700 Tonnen „Sydney" und „Melbourne", den älteren Kreuzer „Encounter", drei Zerstörer und zwei Tauchboote ins Feld. Auf „Australia" wehte die Flagge des Vizeadmirals Patey, der im Stillen Ozean den Oberbefehl führte und der britischen Admiralität unterstellt war. Die Franzosen verfügten über die Kreuzer „Montcalm", „Desaix" und „Dupleix" zu 9500 und 7700 Tonnen, den Zerstörer „d'Ibreville" und das Torpedoboot „Mousquet". Gefährlicher war das englische Chinageschwader, der Panzerkreuzer „Minotaur", auf dessen Deck noch im Juni vor Tsingtau getanzt worden war, und die raschen, starken Jagdkreuzer „Hamshipre" und „Yarmouth". Die Russen zogen mit den Kreuzern „Askold" und „Semtschug" zu Felde. Die stärkste Macht wurde von Japan aufgeboten, das seine ehrgeizigen Pläne im Rahmen des Koalitionskrieges mit großer Klugheit und Tatkraft förderte. Es sandte die Panzerkreuzer „Kongo", „Kurama", „Asama" und „Tsukuba", den kleinen Kreuzer „Ibuki" und zwei Zerstörer aus, die Admiral Jamaja von Archipel zu Archipel auf den Spuren des Feindes in die amerikanischen Gewässer führte. Der Panzerkreuzer „Kongo", ein Riese von 28 000 Tonnen, war das stärkste Schiff im Stillen Ozean und „Tiger" und „Lion" ebenbürtig. Die japanischen Panzerkreuzer verdrängten 14 000 bis 15 000 Tonnen, trugen 4 Geschütze zu 30,5 Zentimeter Kaliber und machten 25 bis 27 Seemeilen, waren also weit stärker und schneller als „Gneisenau" und „Scharnhorst", die beiden großen Kreuzer, auf denen die Hoffnung des deutschen Admirals ruhte.

Admiral v. Spee konnte den Feind nicht daran hindern, die deutschen Besitzungen wegzunehmen, und suchte seine Aufgabe in anderen Zielen. Als die kurze Tropendämmerung des 13. August im Meer verglommen war, trat sein Geschwader in zwei Reihen den Marsch über den Ozean an. „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg" und „Emden" liefen langsam voraus, seitlich dahinter folgten mit kurzem Abstand die von dem Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" geführten Troßdampfer. Es war dunkel auf dem Meer, kein Licht glänzte, Wolken zogen über die südlichen Sterne.

Die Taten des Kreuzers „Emden"

Der deutsche Admiral hatte sich entschlossen, seine Kräfte zusammenzuhalten, und ließ nur den Kreuzer „Emden" frei.

Korvettenkapitän v. Müller hatte den Admiral gebeten, ihn zum Kreuzerkrieg in die indischen Gewässer zu entsenden. Als der 14. August tagte, erhielt er den Befehl: „Emden entlassen, wünsche guten Erfolg!" In einem schönen Bogen schor der Kreuzer aus der Kiellinie, riß ein Danksignal empor, rief den Troßdampfer „Markomannia" zu sich und löste sein Schicksal von dem des Geschwaders. Der Kreuzer „Emden", ein Schiff von 3650 Tonnen, leicht gepanzert und mit zehn Geschützen zu 10,5 Zentimeter Kaliber bestückt, ging mit einer Geschwindigkeit von 24 Seemeilen durch das Wasser. Nur durch den elektrischen Funken mit der Welt verbunden, begab er sich auf die Jagd, um Englands überseeischen Handel an der empfindlichsten Stelle zu treffen.

Am 10. September tauchte „Emden" im Golf von Bengalen auf und legte sich auf den Dampferweg Ceylon—Kalkutta. Kaum war das geschehen, so geriet der Schiffsverkehr des ganzen britischen und französischen Herrschaftsgebietes der östlichen Hemisphäre in Verwirrung. Binnen wenigen Tagen nahm und versenkte „Emden" sechs wertvolle feindliche Dampfer und sandte Besatzung und Fahrgäste mit dem siebenten nach Kalkutta. Am Abend des 18. September erschien „Emden" auf der Reede von Madras und schoß die Petroleumtürme der Birmanischen Ölkompagnie in Brand. Die Lagen der Küstenbatterien, die zu spät zum Feuern kamen, schlugen ohnmächtig hinter dem enteilenden Kreuzer ins Wasser. Der Brand der Ölbehälter schreckte die indische Schiffahrt noch tiefer in ihre Häfen. Kurz darauf tauchte der Korsar vor Ceylon auf, versenkte in vier Tagen vier Schiffe und sandte Besatzungen und Fahrgäste mit dem fünften nach Colombo.

Nun geriet die britische Admiralität in Bewegung. Sie rief alle Kriegsschiffe, die ihr zwischen Singapur und Aden zur Verfügung standen, zur Treibjagd, und bot sogar Russen und Franzosen auf, um des „Schreckens der indischen Meere" habhaft zu werden. Aber „Emden" war plötzlich verschwunden. Die indische See lag wieder in friedlicher Stille...

Am 10. Oktober fährt ein Kriegsschiff in das Atoll der Koralleninsel Diego Garcia ein. Das kleine, weltverlorene Eiland gehört zur britischen Chagosgruppe, die nur alle drei Monate von einem Dampfer angelaufen wird. Man weiß dort nichts vom Kriege und empfängt das Schiff, das die deutsche Flagge trägt, sehr freundlich. Es ist der kleine Kreuzer „Emden", der nach Aussage seines Kapitäns „mit der britischen Flotte manövriert". Er reinigt in Diego Garcia Kessel und Kiel, nimmt Kohlen ein und verläßt nach wenigen Tagen das palmenumkränzte Eiland, um — seine Manöver mit der britischen Flotte fortzusetzen.

Unterdessen durchsuchten die britischen Schnellkreuzer die indischen Meere nach dem kühnen Feind. Am 15. Oktober gelingt es „Emdens" gefährlichstem Gegner, dem Kreuzer „Yarmouth", die „Markomannia" und zwei Kohlenschiffe Müllers aufzugreifen. Doch das ficht „Emden" wenig an, als Antwort versenkt der Korsar vor Colombo einen englischen Dampfer, bemächtigt sich des Kohlendampfers „Exford", wendet sich gegen die Westküste Indiens und lähmt den indischen Handel durch die Vernichtung von fünf wertvollen Schiffen aufs neue. Millionen gehen mit den versenkten Schiffen verloren, Handel und Wandel liegt darnieder, die Versicherungsprämien steigen, die Truppenverschiffungen stocken. Nach britischer Rechnung liegen bereits 2 211 000 Pfund Sterling auf dem Grund des Meeres.

Doch der Kreis verengert sich, in dem die Treiberkette das edle Wild zu fassen sucht. Von Osten nahen die japanischen Panzerkreuzer „Nischin" und „Kasuga", die Franzosen „Dupleix" und „d'Ibreville", die Russen „Askold" und „Jemtschug", von Westen zieht die vor Aden liegende Kreuzerdivision heran und „Yarmouth" kreuzt schon in „Emdens" Kielwasser.

Am 24. Oktober schließen die Verfolger die Malakkastraße. Der französische Kreuzer „Dupleix" streift im Golf von Bengalen, das Torpedoboot „Mousquet" kreuzt auf der Höhe von Penang, und im Hafen von Penang liegt der Zerstörer „d'Ibreville". Am 28. Oktober trifft dort der Russe „Jemtschug" ein, ein kleiner Kreuzer von 3180 Tonnen, der einen von ihm und „Askold" geleiteten Schiffszug verlassen hat, um an der Jagd auf „Emden" teilzunehmen. Er legt sich nach scharfer Fahrt im inneren Hafen des britischen Eilandes Pulo Penang müde zur Ruhe.

Die Nacht ist schwül, ein blasser Mond erhellt das träge wogende Meer. Im Hafen liegen zahlreiche vor „Emden" geflüchtete Handelsschiffe vor Anker. Die Hafenwache schläft, auch auf „Jemtschug" ist man lässig geworden. Gegen 4 Uhr morgens erscheint Rauch am Horizont, ein Kriegsschiff mit vier Kaminen steuert den Hafen an und fährt ohne Lotsen in den schmalen Sund. Erst als der Fremde im Hafenmund steht, wird die russische Wache auf ihn aufmerksam und sucht ihn zu erkennen. Er trägt vier Kamine, Gefechtsmasten und erscheint im opalisierenden Morgenlicht so groß wie ein 6000-Tonnen-Schiff. Ist es der Schattenriß des Engländers „Yarmouth" oder der des Franzosen „Dupleix"? Beide haben vier Schlote, aber „Dupleix" ist plumper, vorn stark belastet und trägt die Kamine paarweise auseinandergesetzt. Eher ist es „Yarmouth"; die vier schlanken, dicht hintereinander gestellten Kamine, der stark gepanzerte Kommandoturm und die sichere Fahrt deuten auf einen der Windhunde der englischen Städteklasse. Nur etwas kürzer und — ja — etwas schwächer erscheint der Schattenriß des Fremden! Der russische Wachoffizier ist seiner Sache noch nicht ganz sicher, als das Kriegsschiff schon mit kahlen Masten in den Hafen läuft. Wenn der Kreuzer nicht vier, sondern drei Kamine hätte, könnte man auf

„Emden“ raten. Er kommt näher, nur noch tausend Meter Wasser liegen zwischen ihm und „Jemtschug“, da stößt er plötzlich schwarzen Rauch in den erglühenden Morgenhimmel, reißt ein Flaggentuch hoch, das wie ein Ball am Mast emporfährt, und löst das Geschütz. Ein scharfer Schuß fegt über den Russen weg und die Flagge entfaltet die deutschen Farben. Die russische Wache sieht den vierten Schlot des Angreifers schwanken, wie wenn er aus Segeltuch aufgesetzt wäre, und „Emden!“ schreit der Wachoffizier und springt auf die Brücke — zu spät, schon wirbelt die Blasenbahn eines deutschen Torpedos im trägen Hafenwasser. Das Geschoß trifft „Jemtschugs“ Mittelschiff, reißt den Boden auf und dringt tief in die Maschine. Ein kurzes, verzweifeltes Gefecht, ein zweiter Torpedoschuß, und „Jemtschug“ sinkt auf den Grund. Kapitän Sipaillo und 85 Mann erleiden den Tod. „Emden“ rauscht aus dem Hafen. Hinter ihm fallen noch ein paar Schüsse, die der versteckt liegende Zerstörer „d'Ibreville“ abfeuert, aber sie treffen nicht, der kecke Kreuzer trägt sogar seinen künstlichen vierten Kamin unverletzt aus dem Gefecht ...

Es war ein tolles Wagestück. Kapitän v. Müller hatte die Sundastraße durchlaufen und war im Vertrauen auf seine Ähnlichkeit mit „Yarmouth“ keck in die Malakkastraße eingedrungen, um Penang zu überfallen, wo er einen britischen oder französischen Kreuzer zu finden hoffte. Da nur „Jemtschug“ zur Stelle war und „d'Ibreville“ hinter einem Vorsprung versteckt lag, mußte der Russe für Briten und Franzosen büßen.

Doch der Kampf ist noch nicht zu Ende. „Emden“ ist eben aus dem Sund ins freie Wasser gelangt, als am farbigen, von Morgendünsten schillernden Horizont ein zweites Kriegsfahrzeug auftaucht. Es scheint größer, als es in Wirklichkeit ist, und entpuppt sich als der französische Zerstörer „Mousquet“, der von einer dreitägigen Streife zurückkehrt.

Der Franzose hält „Emden“ für einen Bundesgenossen, zieht die Trikolore auf und wartet auf das Erkennungssignal des vermeintlichen englischen Freundes. Da steigt auf dem Kreuzer wiederum die deutsche Kriegsflagge, und eine Salve schlägt dicht hinter „Mousquet“ ins Wasser. „Emden“! Der Franzose, ein altes Boot von 310 Tonnen, nimmt den Kampf ohne Besinnen auf, schießt, schleudert zwei Torpedos, sieht sein Deck gefegt, die Maschine getroffen, den Boden aufgerissen und beginnt zu sinken. Kommandant Théroinne läßt die Flagge wehen, bis das Boot kopfüber in die Tiefe taucht. „Emden“ fischt einen Offizier und 29 Mann auf und verschwindet in einem Regensturm, der brausend von Sumatra gegen Malakka zieht. Das Geschwader des Admirals Geram, das von Hongkong herbeieilt, um „Jemtschug“ und „Mousquet“ zu rächen, findet den Feind weder vor Penang noch in der Malakkastraße. Ein paar Tage später setzt „Emden“ die französischen Gefangenen auf ein englisches Lastschiff und gibt sie frei, um den Kurs nach Süden zu nehmen und an der Südwestküste Sumatras entlang in die australischen Gewässer zu gelangen.

Der Überfall auf Penang hat „Emden“ zum Gespräch der Welt gemacht. Niemand versagt dem ritterlichen, listenreichen Kapitän und seinem Schiffe die Bewunderung. In England siegt der Sportgeist über den Haß und ruft ihm Beifall, und in Deutschland schlagen ihm alle Herzen. Nichts fehlt dem Schiff zum ewigen Nachruhm als ein heldenhaftes Ende.

Es soll ihm werden.

Während britische, französische und japanische Geschwader sich an der Nordwestküste Sumatras sammeln, dampft „Emden“ an der Südwestküste der großen Insel entlang und windet sich durch das Fahrwasser der Nikobarengruppe gen Südwesten. Kapitän v. Müller hat den Entschluß gefaßt, auf den Keeling- oder Kokosinseln die Kabel zu zerschneiden, die Australien mit Singapore und Mauritius verbinden, und die Funkwarte zu zerstören, die dem Feinde große Dienste leistet. Er befiehlt seinen Troßdampfern, zwei den Engländern abgenommenen Kohlenschiffen, den Weg dorthin allein zu suchen, und stößt von den Nikobaren in beschleunigter Fahrt gegen die Stationsinsel vor. Wohl hat er die Verfolger weit hinter sich gelassen, aber er weiß, daß er japanischen und australischen Geschwadern entgegenläuft und auf ein Zusammentreffen gefaßt sein muß. Blitzschnelles Handeln tut not, und auch diesem muß ein Glücksstern leuchten.

Die australischen und japanischen Seestreitkräfte, die sich vor „Emdens“ Bug befanden, geleiteten in diesen Tagen die australische Truppenmacht nach Ägypten. Die Hilfsvölker hatten sich am 1. November in Albany auf 38 Dampfern eingeschifft. Die Panzerkreuzer „Melbourne“, „Sidney“, „Ibuki“ und der neuseeländische Kreuzer „Pyramus“ gaben ihnen das Geleite. Die Führung hatte Kapitän Silver, der Kommandant des Panzerkreuzers „Melbourne“.

Der Geleitzug näherte sich in der Nacht auf den 9. November von Süden her den Kokosinseln. In der Morgenfrühe fing „Melbourne“ einen Hilferuf der drahtlosen Station auf, die das Nahen eines feindlichen Kreuzers meldete. Da es sich nur um „Emden“ oder „Königsberg“ handeln konnte, befahl Silver dem Kommandanten des Panzerkreuzers „Sidney“, Kapitän Glossop, sich gegen die Keelinginseln zu wenden, während „Melbourne“, „Ikubi“ und „Pyramus“ die Sicherung des Schiffzuges übernahmen. Um 7 Uhr löste sich „Sidney“ vom Geschwader und raste den Kokosinseln zu. Um 9 Uhr erreichte der schwerbewaffnete australische Kreuzer die Stationsinsel, über der der Rauch eines Kriegsschiffes hing. Kapitän Glossop erkannte in dem kleinen Gegner den Schrecken der indischen Meere und machte klar zum Gefecht.

Der Kreuzer „Emden“ war gegen Morgen vor der Stationsinsel erschienen und hatte sofort 50 Mann unter dem Befehle des Leutnants v. Mücke ausgeschifft, mit dem Auftrag, die Telegraphenstation und die Funkwarte zu zerstören. Aber die englische Wache war auf ihrem Posten. Kaum

tauchte „Emdens“ Schattenriß in die früh aufgehende Sonne, so schlug man auf der Station Lärm und sandte den Hilferuf in die Welt, der von Silver aufgefangen wurde. Kurz darauf fiel der Funkenturm unter den Beilen der Emdenleute. Die Zerstörung der Kabel war noch nicht vollendet, als der Kreuzer „Sidney“ am Horizont erschien. Auch Kapitän v. Müller war auf der Hut. Er warnte Mücke durch den Ruf der Schiffssirene, wartete aber seine Rückkehr nicht ab, sondern lief „Sidney“ rasch gefaßt entgegen, um nicht zwischen den Korallenklippen manövrieren zu müssen und ans Land gedrückt zu werden. Mit flatternden Gefechtsflaggen stieß „Emden“ zum klassischen Zweikampf in die hohe See. Es war ein ungleicher Kampf, „Sidney“ größer, stärker und schneller und „Emden“ außerdem noch eines Siebentels der Mannschaft beraubt. Da der Australier über das schwerere Geschütz und die stärkere Panzerung verfügte, suchte „Emden“ ihm im ersten Angriff dicht auf den Leib zu rücken und zuerst zum Schuß zu kommen. Um 9 Uhr 40 Minuten schlug „Emdens“ erste Granate auf „Sidney“ ein, drei Salven sprühten über Deck und Turm. Aber das schwere englische Geschütz gewann trotzdem bald die Oberhand. „Sidneys“ Feuer brachte den ersten Schornstein und den Vormast „Emdens“ zu Fall, setzte das Hinterschiff in Brand und beschädigte das Ruder. Auch der zweite und dritte Kamin wurden weggeschossen, die Aufbauten zerstört und die Besatzung rasch gelichtet. Ein Versuch Müllers, das aus allen Fugen qualmende Schiff noch zum Torpedoangriff vorzureißen, mißlang. Da drehte der Kapitän den wrackgeschossenen Kreuzer vom Feinde ab und setzte ihn mit der letzten Maschinenkraft am Südufer der nordöstlichen Kokosinsel auf die Klippen. „Sidney“ sandte ihm noch ein paar Lagen zu und griff dann ein zweites Schiff an, das am nördlichen Horizont aufgetaucht war. Es entpuppte sich als „Emdens“ Begleitdampfer „Buresk“ und wurde von der Mannschaft versenkt, bevor der Feind an Bord stieg. Nun wandte Glossop sich noch einmal dem alten Gegner zu. Als er sich „Emden“ näherte, lag der deutsche Kreuzer ohnmächtig auf den Klippen. Wild lief die Brandung über das Wrack, auf dem keine Spiere mehr stand und keine Kanone mehr sprechen konnte. „Sidney“ forderte den Feind zur Übergabe auf. Da keine Antwort erfolgte — die Zeichen waren nicht verstanden worden —, löste Glossop noch ein paar Schüsse. Erst als ein weißes Tuch über der zerschmetterten Bordwand erschien, stellte der Australier das Feuer ein und machte sich daran, dem wehrlosen Feind zu helfen. Kapitän v. Müller und der Rest der Besatzung begaben sich in ehrenvolle Gefangenschaft.

Unterdessen hatte Leutnant v. Mücke sich des alten Schoners „Ayesha“ bemächtigt, der abgetakelt im Hafen der Stationsinsel lag, und war mit dem verwahrlosten 97-Tonnen-Schiff, 50 Mann und 4 Maschinengewehren in See gegangen, um dem Feind nicht in die Hände zu fallen. Es gelang den Emdenleuten, „Sidney“ zu entrinnen und sich nach Sumatra durch-

zuschlagen. Am 27. November lief „Ayesha“ mit der deutschen Kriegsflagge am Mast in Padang ein. Am 29. November verließ das Schiff den Hafen wieder und kreuzte auf hoher See, bis der deutsche Dampfer „Choising“ herankam. Da der kleine, wurmstichige Segler dem Monsun nicht gewachsen war, versenkte Mücke das Schiff und stieg am 16. Dezember auf „Choising“ über, hißte kühl Flagge und Wimpel und steuerte nach Perim. Unter unsäglichen Schwierigkeiten durchbrachen die Emdenleute die britische Sperre und stiegen am 9. Januar im Roten Meere auf arabische Segelbarken über. Nach zweimaligem Schiffbruch erreichten sie das ungastliche Ufer und schlugen sich durch räuberische Beduinenstämme durch, um ihre Odyssee durch einen Wüstenmarsch nach Dschidda zu krönen. Im Frühling gelangten sie über Damaskus nach Konstantinopel und brachten am 23. Mai 1915 die letzte Flagge des Kreuzers „Emden“ ins deutsche Quartier.

Spees Fahrt von den Marschallinseln zur Osterinsel

Als die Brücke von Pera unter den Tritten der Emdenleute klang, hatte das deutsche Kreuzergeschwader seine Bahn längst vollendet.

Vizeadmiral Graf v. Spee war nach dem Ausscheiden des Kreuzers „Emden“ und des Dampfers „Markomannia“ nach den Marschallinseln gefahren und hatte am 19. August im Atoll Enivetok Anker geworfen. Nachdem die Kriegsschiffe ihre Kohlenräume in der Lagune frisch gefüllt hatten, setzte er die Fahrt am 22. August fort, um das Majuroatoll zu erreichen und dort auf den Kreuzer „Nürnberg“ zu warten, der von Enivetok nach Honolulu gesandt worden war und genauere Nachrichten über die Kriegslage in Europa und auf den Ozeanen einziehen sollte, als die aufgefangenen englischen und amerikanischen Funksprüche dem Geschwader zu übermitteln pflegten. Vor Majuro stieß der Russe „Rezan“, der inzwischen im Hafen von Tsingtau in einen deutschen Hilfskreuzer verwandelt worden war und mit den Geschützen und der Besatzung des alten Kreuzers „Kormoran“ auch dessen Namen übernommen hatte, zu Spees Geschwader. Graf Spee bestimmte ihn nebst dem Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ zu Kreuzfahrten in der Südsee und trat dann mit „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ den Marsch nach den englischen Christmasinseln an. Unterwegs ereilte ihn die Nachricht von der Eroberung Samoas durch die Australier. Am 6. September kehrte „Nürnberg“ zu dem Geschwader zurück, das am 7. September vor den einsamen Koralleninseln Anker warf. Der Kreuzer „Nürnberg“ war dem japanischen Schlachtkreuzer „Kongo“, der ihn vor Honolulu abfangen sollte, in einer mondhellen Nacht entwischt und wurde nun von Spee zur Zerstörung der Kabelstation nach der Laguneninsel Fanning entsandt.

Unterdessen machten sich „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ zu einem Vorstoß gegen Samoa bereit. Spee hoffte vor Apia australische Kriegsschiffe vor Anker zu finden und in kühnem Überfall zu vernichten. Das Glück war ihm nicht hold. Als „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ in der Frühe des 14. September vor Apia erschienen, war die Reede leer. Im Hafen wiegten sich ein paar Segelboote und auf dem Regierungsgebäude wehte die englische Flagge, die von 2000 Australiern geschützt wurde. Spee warf kurz entschlossen das Steuer herum und zog am Palmenstrand der verlorenen schönen Kolonie entlang seewärts.

Das deutsche Geschwader wandte sich den Gesellschaftsinseln zu und erreichte am 21. September das Eiland Bora-Bora und das Herrschaftsgebiet der französischen Trikolore. Als der 22. September tagte, standen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ vor Papeete, dem Hafen der Insel Tahiti. Papeete war von einem kleinen Fort und einigen Strandbatterien verteidigt. Schwere Regenwolken hingen um die hohen, kegelförmigen Berge, die Panzerkreuzer stampften in der hochgehenden See. Im Hafen lag das Kanonenboot „Zélée“, neben ihm der deutsche Frachtdampfer „Walküre“, den „Zélée“ vor einigen Tagen als Prise heimgeführt hatte. Auf dem französischen Kriegsfahrzeug wehte die Trikolore. Als am Mast des Admiralschiffes die deutsche Flagge stieg, begann das Fort zu feuern. Auf die erste Lage des Forts antworteten „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ mit den Steuerbordgeschützen, brachten das Werk zum Schweigen, „Zélée“ zum Sinken und setzten einen Teil der Stadt durch weitliegende Granaten in Brand. Da der Gouverneur die Kohlenvorräte angezündet hatte, erhob sich eine riesige Rauchsäule über den Palmenwäldern. Sie war noch sichtbar, als das Geschwader Tahiti schon lange hinter sich gelassen hatte, um den Marquesasinseln zuzusteuern.

Von diesem Augenblick an waren Spees Verfolger über das Marschziel des deutschen Geschwaders im klaren. Es lag irgendwo an der amerikanischen Südküste, und der Zickzackkurs, den die deutschen Schiffe seit der Abfahrt von Ponape eingehalten hatten, löste sich zu einer geraden Linie, die aus Polynesien in den inselfreien Ozean und der südamerikanischen Landfeste entgegenführte. Trotzdem ereilten die Verfolger das Kreuzergeschwader nicht mehr. Die Japaner, die ihm seit September auf den Fersen waren, hatten sich in den raschen Kreuz- und Querzügen des deutschen Admirals nicht zurechtgefunden. Es blieb ihnen nichts übrig, als den Feind an der Westküste Amerikas aufzuspüren und dem britischen Geschwader in die Arme zu treiben, das am Kap Hoorn heranzog.

Am 26. September trafen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ vor Nukuhiwa, der Hauptinsel der französischen Marquesasinseln, ein und vereinigten sich dort wieder mit dem Kreuzer „Nürnberg“ und dem Troß. Sechs Tage lag das Kreuzergeschwader in dem schönen Archipel vor Anker,

dessen grüne, wolkengekrönte Berge und tiefe, von Wasserstürzen brausende Fjorde sich den deutschen Seeleuten als letzte große Südsee-Erinnerung einprägten.

Am 3. Oktober trat das Geschwader den Marsch durch die einsame Weite des südlichen Stillen Ozeans an, um die Kreuzer „Dresden“ und „Leipzig“ an sich zu ziehen und dem Feind mit gesammelten Kräften entgegenzutreten.

Der Kreuzer „Dresden“ war im Juli 1914 durch den Kreuzer „Karlsruhe“ von der ostamerikanischen Küste abgelöst worden, wurde aber vor der Hissung des Heimatwimpels von der Kriegserklärung überrascht und setzte sofort das Kriegszeichen, um im Verein mit „Karlsruhe“ dem Handelskrieg obzuliegen. „Karlsruhe“ war bestimmt, in den ostamerikanischen Gewässern zu bleiben, und versenkte dort bis zum 26. Oktober etwa 100 000 Tonnen feindlichen Schiffsraum, fiel aber am 4. November auf hoher See einer Explosion der Pulver- und Torpedokammern zum Opfer. „Dresden“ kreuzte im August an der brasilianischen Küste und umfuhr dann in weitem Bogen das Kap Hoorn, um sich mit dem Kreuzergeschwader zu vereinigen. Am 4. Oktober schlug das erste Funkzeichen des Kreuzers „Dresden“ an die Antenne des Admirals v. Spee, und zwei Nächte später meldete der Funke den Kreuzer „Leipzig“, der den Japanern vor Mazatlan entgangen war. Der Admiral atmete leichter. Sein Befehl rief alle Kräfte nach der Osterinsel, dem einsamen Felseneiland, das als weit vorgeschobener Posten Südamerikas in der gewaltigen Brandung des Stillen Ozeans steht und den aus den Tropen zurückkehrenden Schiffer mit kühleren Winden und seltsamen Götterbildern empfängt. Die Strategie des deutschen Admirals feierte ihren ersten Triumph. Von den Marquesasinseln nahte er selbst mit „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Nürnberg“, von Mazatlan schoß „Leipzig“ heran und von den Juan-Fernandez-Inseln nahte „Dresden“ — die Vereinigung aller verfügbaren deutschen Seestreitkräfte auf einen einzigen Punkt des Erdballs, der einzigen strategischen Ausfallbasis des Stillen Ozeans, war geglückt. Am 12. Oktober wehte die Flagge des Grafen v. Spee über zwei Panzerkreuzern und drei kleinen Kreuzern, die auf der Osterinsel ihre Bunker füllten und sich zum Kampfe mit den feindlichen Geschwadern fertigmachten.

Die Verfolger des deutschen Geschwaders

Als die deutsche Streitmacht sich bei der Osterinsel vereinigte, standen die zur Verfolgung aufgebotenen Geschwader Japans, Australiens, Frankreichs und Englands auf dem flüssigen Feld noch weit zerstreut. Die französischen Streitkräfte fielen völlig außer Betracht, seit Graf Spee die Gewässer Polynesiens verlassen hatte, denn „Montcalm“, „Desaix“ und

„Dupleix“ wurden noch durch „Emden“ und „Königsberg“ in Atem gehalten und waren nicht fähig, sich an einer Sternjagd zu beteiligen. Auch die Australier waren nicht zu fürchten. Sie beschäftigten sich noch mit der Deckung der Truppenverschiffung nach Ägypten und der Eroberung der deutschen Besitzungen unter dem Äquator und wagten ihr stärkstes Schiff „Australia“ erst nach dem Untergang des Kreuzers „Emden“ auf die Spur des Grafen v. Spee zu setzen. Die Streitkräfte, die England in den asiatischen Gewässern unterhielt, wurden ebenfalls durch „Emden“ festgehalten, und das an der ostafrikanischen Küste kreuzende englische Geschwader konnte keine einzige Kanone abgeben, solange der deutsche Kreuzer „Königsberg“ die Zugänge des Roten Meeres unsicher machte.

„Königsberg“ hatte im Golf von Aden dem Handelskrieg obgelegen, war am 19. September überraschend vor Sansibar erschienen und hatte den dort vor Anker liegenden britischen Kreuzer „Pegasus“ vernichtet, der kurz vorher den Funkenturm von Daressalam beschossen hatte. Von Franzosen und Engländern gejagt, war der Kreuzer dann in die Rufidjemündung südlich von Sansibar geflüchtet und hielt dadurch die ihn verfolgenden Kreuzer „Chatam“ und „Weymouth“ und das Linienschiff „Goliath“ fest.

So kamen von den Verfolgern in Spees Kielwasser nur die Japaner in Betracht. Auch sie konnten ihm nicht mit versammelten Kräften folgen, da sie auf der Suche nach dem Kanonenboot „Geier“ waren, das sich aus den australischen Gewässern nach Hawai durchschlich und dort seit dem 15. Oktober von „Hizon“, „Asama“ und „Idzumo“ blockiert wurde. Die Macht, mit der sie dem deutschen Geschwader folgten, war freilich groß genug, da „Kongo“ an ihrer Spitze fuhr. Sie strebten zunächst danach, sich an der kalifornischen Küste mit dem Geschwader Moryama zu vereinigen, um dann in breiter Front südwärts vorzurücken, und zeigten ihre Rauchsäulen in den Tagen, da Graf v. Spee den Marsch von der Osterinsel in der Richtung auf die Juan-Fernandez-Inseln und Valparaiso antrat, auf der Höhe von San Franzisko und Esquimault.

Während der Mikado seine stärksten Schlachtkreuzer und Panzerkreuzer gegen Flanke und Rücken des deutschen Geschwaders in Bewegung setzte, führte Konteradmiral Cradock ein britisches Geschwader um das Kap Hoorn. Es war der nächste gegebene Feind. Aber auch er dachte nicht daran, sich blind auf Spee zu stürzen, sondern suchte sich vorher mit Jamaja und Moryama zu vereinigen.

Cradock hatte zu Beginn des Krieges an der Küste Floridas und in den westindischen Gewässern gekreuzt, Teilkräfte nach den Azoren entsandt und Jagd auf die deutschen Kreuzer „Dresden“ und „Karlsruhe“ und die Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kronprinz Wilhelm“ und „Kap Trafalgar“ gemacht. Die Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ und „Kap Trafalgar“ verfielen rasch der Vernichtung, „Kronprinz Wilhelm“

und der Kreuzer „Karlsruhe" dagegen befanden sich noch in vollem Besitz ihrer Handlungsfreiheit, als Cradock von der Admiralität Befehl erhielt, mit einem Teil seiner Streitkräfte zur Verfolgung des deutschen Kreuzergeschwaders aufzubrechen. Cradock ließ vier große Kreuzer im Atlantischen Ozean zurück und führte die Panzerkreuzer „Good Hope" und „Monmouth", den leichten Kreuzer „Glasgow" und den Hilfskreuzer „Otranto" auf den Spuren des nach Süden ausgewichenen Kreuzers „Dresden" um das Kap Hoorn. In den letzten Tagen des September kreuzte er schon an der chilenischen Küste. Die Admiralität sandte ihm noch das langsame, schwer bestückte Linienschiff „Canopus" nach, dessen 30,5-Zentimeter-Rohre ihm die artilleristische Überlegenheit sicherten, falls die Japaner nicht rechtzeitig zur Stelle waren. So zog sich das weitgespannte Netz allmählich wieder enger um das deutsche Geschwader zusammen, dessen Rauchsäulen in den letzten Tagen des Oktober noch ungesehen im Ozean verschwammen.

Am 27. Oktober dampfte das Panzerschiff „Canopus" mit zwei Troßschiffen aus der Magalhãesstraße heraus und erreichte am 1. November die Gegend von Valdivia. Das Geschwader Cradocks kreuzte auf der Höhe von Coronel. Der britische Admiral wußte „Canopus" in erreichbarer Nähe, von Japanern aber war nichts zu hören und nichts zu sehen. Sorglos sprühten die englischen Funksprüche von Schiff zu Schiff, als gäbe es nichts geheim zu halten.

Am 30. Oktober entsandte Cradock „Glasgow" nach Coronel, um Nachrichten einzuziehen. Am Nachmittag fing „Good Hope" plötzlich deutsche Funkzeichen auf. Sie gingen von einem nördlich stehenden Kriegsschiff aus. Cradock rief „Glasgow" sofort zurück und machte sich auf die Suche nach dem Feind. Er glaubte auf den ihm entkommenen Kreuzer „Dresden" oder auf den von den Japanern südwärts gejagten Kreuzer „Leipzig" zu treffen und dachte nicht an ein schweres Gefecht. „Monmouth" und „Glasgow" stießen in scharfer Fahrt gen Nordosten, „Otranto" folgte, während das Admiralschiff „Good Hope" sich weiter westlich hielt und das Manöver seitlich begleitete. Es war ein kalter Tag. Die Sonne kämpfte mit Regenwolken, der Wind wehte stark aus Süden, und eine schwere Dünung hob das graublaue Meer. Im Osten stieg der bleiche Schatten der Anden aus den Wogen. Dort lag auf dem 34. Breitegrad die Araucobai, dicht davor die Insel Santa Maria und am Nordende der Bai der kleine Salpeterhafen Coronel, in dem Cradock schon wiederholt Kohlen gefaßt hatte.

Gegen 4 Uhr erblickten die Engländer im Nordosten den ersten Rauch, kurz darauf stieg Säule um Säule über die Wellenkämme, die in der sinkenden Sonne wie flüssiges Feuer glänzten. Das Führerschiff „Monmouth" erkannte rasch, daß dort kein einzelner Kreuzer stand, sondern der Qualm eines südwärts steuernden Geschwaders über der Kimmung hing. Die Engländer waren auf Admiral v. Spees versammelte Macht gestoßen.

Die Schlacht bei Coronel

Als die Engländer die Stärke des Feindes erkannten, drehten sie rasch entschlossen nach Süden ab, um dem Flaggschiff Zeit zu lassen, sich an die Spitze zu setzen und die Führung zu übernehmen. Cradock kam zur Erkenntnis, daß ihm ein Kampf auf Tod und Leben bevorstand, und handelte danach. Er suchte dem Feind, dem der Stand der Sonne günstig war, zunächst den Wind abzugewinnen, und hielt auf Santa Maria zu, indem er seine Breitseiten zum Feuern auf die in Abständen heranziehenden Gegner fertigmachte. Bald schwanden die letzten Zweifel, das Schiff an der Spitze, das sich am höchsten aus den schwerrollenden Wogen hob, trug die deutsche Admiralflagge, Spees Kreuzergeschwader war zur Stelle und bot den Briten auf ihrem eigenen Element, dem Weltmeer, Trutz und Kampf.

Cradock erkannte „Scharnhorst", „Gneisenau" und weiter im Nordosten zwei kleine Kreuzer. Er konnte den Kampf vielleicht noch vermeiden, wenn er mit voller Kraft nach Süden lief, denn „Good Hope" und „Monmouth" waren den deutschen Panzerkreuzern an Geschwindigkeit ebenbürtig, und die Sonne stand dicht über dem Horizont. Er konnte auch den Versuch machen, auf „Canopus" zuzulaufen, der nur noch einen Tagesmarsch entfernt war, und das Linienschiff durch drahtlosen Befehl zur Eile anspornen, aber der britische Admiral dachte an das Ansehen der Flagge, die im steifen Süd über ihm knatterte, vertraute auf die Macht, die ihm zu Gebote stand, und rechnete damit, den Gegner im Kampfe so zu schädigen, daß er nicht mehr fähig war, die offene See zu behaupten.

Das britische Selbstvertrauen war nicht unbegründet, denn die Kampfkraft des britischen Geschwaders war noch völlig ungeschwächt, als Cradock mit dem Feinde zusammenstieß. „Good Hope" verdrängte 14 300 Tonnen, führte als schwerste Rohre zwei Geschütze zu 23,4 Zentimeter Kaliber und besaß eine starke Mittelartillerie von 16 Geschützen zu 15 Zentimeter Kaliber; „Monmouth" zählte als schwerste Stücke nur 14 Geschütze zu 15 Zentimeter Kaliber. Cradocks große Schiffe waren also den deutschen Panzerkreuzern nicht ebenbürtig und schleuderten bei voller Ausnützung ihrer Breitseiten dem Feinde nur 1115 Kilogramm Eisen zu, während „Scharnhorst" und „Gneisenau" zusammen 1776 Kilogramm Geschoßgewicht aufwenden konnten, aber der Abend nahte, und die Dunkelheit duldete kein langes Gefecht. Konnten „Good Hope" und „Monmouth" ihre ersten Salven auf das vorprallende feindliche Flaggschiff vereinigen, so gab das vielleicht den Ausschlag zugunsten der sieggewohnten Briten.

So sann und dachte der englische Admiral, als er sich um 5 Uhr an die Spitze seines Geschwaders setzte, Toppflaggen aufzog und alles zum Kampfe mit dem plötzlich dem Meere entstiegenen Geschwader Spee fertigmachte.

Auf den deutschen Schiffen brannte alles auf den Kampf mit den Briten.

Das deutsche Kreuzergeschwader war vier Tage nach seinem Eintreffen an der südamerikanischen Küste auf den Feind gestoßen, den es seit dem 28. Oktober zu finden und zur Schlacht zu stellen trachtete. Spee war von der Osterinsel in gemessener Fahrt nach den Juan-Fernandez-Inseln gegangen und unterwegs unvermutet auf den Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" gestoßen, der die australischen Gewässer verlassen hatte und sich auf der Suche nach günstigeren Jagdgründen befand. Er wurde vom Admiral mit zwei leeren Troßdampfern nach Valparaiso entsandt, um Kohlen aufzufüllen. Das Kampfgeschwader gab ihm das Geleite, hielt sich aber 30 Seemeilen vom Lande fern und kreuzte auf der Höhe von Valparaiso. In der Nacht auf den 1. November funkte „Eitel Friedrich", daß ein englischer Kreuzer am Abend vorher in Coronel, 200 Meilen südlich von Valparaiso, geankert habe. Die Spur der Engländer war entdeckt. Sofort nahm Graf Spee Kurs nach Süden. Unterwegs widmeten sich „Nürnberg", „Dresden" und „Leipzig" der Jagd, während „Scharnhorst" und „Gneisenau" so schnell wie möglich die Araucobai zu erreichen suchten. Als sich die Panzerkreuzer am Nachmittag ihrem Ziele näherten, verrieten ihnen starke Funkzeichen, daß mehrere fremde Kreuzer in der Nähe weilten. Gleich darauf erschienen im Westen große Rauchsäulen — man war auf den längst erwarteten, seit dem 28. September gemeldeten, seit dem 28. Oktober gesuchten Feind gestoßen.

Der Befehl des Admirals rief alle Schiffe heran. „Dresden", „Leipzig" und „Nürnberg" nahmen Kurs nach Süden, um den Anschluß an die Panzerkreuzer zu erreichen, die ihnen weit voraus waren. Mit äußerster Kraft stürmten und stampften die deutschen Schiffe durch die schwere, von Süden kommende See. Bis zu den Kommandobrücken spritzte der Schwall und ergoß sich in tollem Lauf in die unteren Batterien. Graf Spee stand auf der Brücke seines Flaggschiffes. Er hatte seine erste strategische Aufgabe gelöst und war im Begriff, daraus das taktische Ergebnis zu ziehen, den Gegner mit überlegenen Kräften anzugreifen und vernichtend zu schlagen, bevor der britische Admiral das Linienschiff „Canopus" heranrufen konnte oder die japanischen Geschwader den Deutschen in den Rücken fielen.

Ein Schlachttag voll heroischer Stimmung leuchtete dem ersten großen Seetreffen deutscher und englischer Panzergeschwader auf dem Weltmeere. Die Sonne war im Niedergang und die Schattenrisse der englischen Schiffe stiegen höher und höher in den goldsprühenden Westhimmel. Der Wind wuchs und höhlte die See zu schwerstürzenden Wogenschollen, die den Engländern mehr zu schaffen machten als den Deutschen, da die Kanonen „Good Hopes" und „Monmouths" tiefer lagen als die 21-Zentimeter-Geschütze der

deutschen Panzerkreuzer. Um Cradock wieder vom Lande abzudrängen, fuhr Spee mit äußerster Kraft. Er hielt sich zugleich etwa vier Striche an Steuerbord, damit er nicht in die Leestellung gedrängt wurde. Um 1/2 6 Uhr hatte „Scharnhorst" genügend Raum gewonnen und den Briten den Weg nach Coronel verlegt. Der Admiral ließ die Fahrt vermindern und zog „Gneisenau" und „Leipzig" dadurch wieder näher heran. Um 6 Uhr war „Dresden" noch eine Seemeile entfernt, „Nürnberg" dagegen noch weit zurück. Nun konnte die Schlacht jeden Augenblick beginnen.

Die Briten waren zum Kampf entschlossen. Sie zogen in schönen Abständen durchs Wasser, stampften schwer, waren aber trotz der über die Back stürzenden See und der hochlaufenden Dünung bereit, das Gefecht aufzunehmen. Admiral v. Spee beschloß, ihnen den ersten Schuß abzugewinnen. Er eröffnete auf 12 400 Meter das Feuer aus den Turmgeschützen und deckte „Good Hope" und „Monmouth" schon mit der dritten Salve ein. Nach wenigen Minuten wurde das Gefecht allgemein. „Scharnhorst" schoß auf „Good Hope", „Gneisenau" auf „Monmouth", „Leipzig" auf „Glasgow" und „Dresden" auf „Otranto". Solange die Sonne noch über dem Horizont stand und die deutschen Schiffe beschien, waren die englischen Kanoniere im Vorteil. Als das Tagesgestirn in die Wogen tauchte, verschwammen die Umrisse der Deutschen im Zwielicht auf dem grauen Hintergrunde des hohen Landes, während die Schattenrisse der Engländer sich schwarz und scharfgeschnitten vom glühenden Abendhimmel abhoben. Das wurde Cradock zum Verhängnis. Salve auf Salve schlug auf den britischen Panzerkreuzern ein. Unsicher schossen sie zurück. Rauch und Flammen stoben von „Good Hope", „Monmouth" begann zu sacken. „Otranto" schor nach den ersten Treffern in das splitternde Promenadendeck aus und lief auf Befehl des Admirals davon. Als die Dunkelheit einbrach, waren die englischen Panzerkreuzer schon so zerschossen, daß der britische Admiral sein Geschwader auflöste. Er unterrichtete das Linienschiff „Canopus" durch Funkzeichen vom Stand der Schlacht und befahl „Glasgow", sich zu „Canopus" zu retten. Der kleine Kreuzer „Glasgow", der trotz seiner 4900 Tonnen Verdrang und seiner stärkeren Bestückung von „Leipzig" in Schach gehalten worden war, stieß alsbald mit äußerster Kraft nach Süden und entrann. An den schwerverwundeten Panzerkreuzern vorbei, die das Gefecht mit wehenden Flaggen fortsetzten, lief er, dem Befehl des Admirals gehorchend, in die dämmernde Nacht, um sich mit „Canopus" zu vereinigen und den Rückweg ums Kap Hoorn zu suchen.

„Canopus" konnte das Schicksal nicht mehr wenden, das vernichtend über Cradocks große Kampfschiffe hereinbrach. Die deutsche Artillerie schoß trotz des schweren Seegangs, trotz aufkommender Regenböen und einfallender Finsternis mit verblüffender Sicherheit. „Good Hope" und

„Monmouth“ gerieten in Brand und zogen als Feuersäulen durch die wogende See. Um 7 Uhr 23 Minuten traf eine Salve das Mitteldeck „Good Hopes“ und riß es auf. Eine gewaltige Entladung erschütterte das Schiff. Turmhoch stiegen die Flammen, sprangen grüne und weiße Explosionssterne. Kurz darauf verschwamm der Schatten des Schiffes in der Dunkelheit. Kein Auge hat Cradocks Flaggschiff wiedergesehen.

„Monmouth“ versuchte, noch zum Torpedoschuß zu kommen und drehte schwerfällig auf den Feind zu, aber das Ruder versagte den Dienst, der wunde Kreuzer fiel wieder zurück und kam im Dunkel außer Sicht. Graf Spee schwenkte ab, um den letzten verzweifelten Manövern des Feindes zu entgehen, und sandte um ½8 Uhr die kleinen Kreuzer — „Nürnberg“ war inzwischen auf dem Kampffeld erschienen — auf die Suche nach dem Feind.

Es war Nacht geworden. Der Mond geisterte in den Regenwolken, der Wind wuchs zum Sturm, hohl und hohler ging die See. „Leipzig“ und „Dresden“ suchten „Good Hope“ vergebens. Das britische Admiralschiff hatte still und ungesehen seinen letzten Kampf gekämpft und war mit Mann und Maus in die Tiefe hinabgesunken. „Nürnberg“ traf kurz vor 9 Uhr auf „Monmouth“. Der Panzerkreuzer lag mit schwerer Schlagseite im Wasser. Es war kein Licht an Bord, aber noch Leben in dem zerschmetterten Gehäuse, denn alle Brände waren gelöscht, und das Schiff lief mit einer Maschine langsam der Küste zu. Als der Scheinwerfer des Verfolgers die in den Toppen wehenden Flaggen beleuchtete, gellten auf dem Deck des Briten die Signalpfeifen. Die Offiziere riefen die Reste der mit Leckstopfen beschäftigten Mannschaft noch einmal an die Geschütze. Zu spät! Schwer schlugen die Salven der Deutschen aus nächster Nähe in das unbehilfliche Schiff, ein letzter Versuch des Engländers, den Gegner, der nur noch 600 Meter entfernt stand, zu rammen und mit in die Tiefe zu reißen, kam nicht mehr zur Ausführung. Das Schiff versagte die Fahrt, legte sich völlig auf die Seite und kenterte. Seine Flaggen wehten, bis sie vom Meere hinabgeschlungen wurden.

Als der Mond aus den Wolkenbergen trat, stürzte die See in wildem Schwall über die Stelle, wo „Monmouth“ gesunken war, und riß die letzten Schwimmer hinweg.

„Monmouths“ Untergang setzte dem Treffen bei Coronel ein Ziel. Der Kapitän des fliehenden Kreuzers „Glasgow“ sah noch „Nürnbergs“ Geschütze aufblitzen und sandte „Canopus“ den Funkspruch: „Fürchte, daß „Good Hope“ verloren, unser Geschwader zerstreut.“

Das englische Geschwader war nicht nur zerstreut, sondern so gut wie vernichtet. Zum erstenmal seit undenklicher Zeit war England auf seinem Lebenselement einem Feinde im offenen Geschwaderkampf erlegen.

Das deutsche Geschwader war mit geringen Beschädigungen und einigen Verwundeten aus der Schlacht hervorgegangen. Es konnte in der stürmischen Nacht kein Rettungswerk unternehmen, wendete und dampfte durch den Wogendrang nach Norden. Am 3. November erschienen „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Nürnberg" auf der Reede von Valparaiso, während „Leipzig" und „Dresden" als Wache auf hoher See kreuzten.

Die politische Wirkung des außerordentlichen Ereignisses übertraf die strategische Bedeutung des deutschen Seesieges um ein Vielfaches. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit der englischen Flotte war dahin. Aber sie war und blieb das gewaltigste, zuverlässigste Werkzeug der britischen Weltmacht, und niemand begriff rascher und sicherer die Notwendigkeit, die britische Seegewalt wieder in vollem Glanze aufzurichten und das deutsche Geschwader um jeden Preis zu vernichten, als die Engländer selbst, die Albions Macht zwar nicht erschüttert, aber Englands Prestige geschwächt und Englands Stolz getroffen wußten. Aus diesen Erwägungen und Empfindungen handelte die englische Admiralität rasch und tatkräftig, indem sie sofort ein Rachegeschwader ausrüstete, das nach Bestätigung der Hiobspost den Heimathafen verließ und in beschleunigter Fahrt den südamerikanischen Gewässern zustrebte.

Das siegreiche deutsche Geschwader hatte inzwischen in Valparaiso 124 Reservisten an Bord genommen, seine Vorräte ergänzt und war nach einigen Festtagen und Kreuzerfahrten in den Golf von Penas eingelaufen, um sich hier im verborgenen zur Fortsetzung des Seezuges zu rüsten. Admiral v. Spee war zu dem Entschluß gekommen, den Marsch nach der Heimat anzutreten und die englische Blockade vollends zu durchbrechen. Der Weg führte durch die Magalhâesstraße um das Kap Hoorn und an den Falklandinseln vorbei entweder in die Weite des Südatlantischen Ozeans oder an der Ostküste Südamerikas entlang in die brasilianischen Gewässer.

Spees Vorstoß gegen Falkland

Als strategischer Gegenpol zu der im Stillen Ozean gelegenen, von dem deutschen Geschwader mit so großem Erfolg angesteuerten Osterinsel erschienen im Atlandischen Ozean die Falklandinseln. Sie waren von den weitblickenden Engländern schon im Jahre 1833 besetzt worden, besaßen gute, natürliche Häfen, reiche Kohlenlager, eine Werft, eine große Telegraphenanlage und waren von 2000 bewaffneten Kolonisten verteidigt. Da sie den Ostzugang zur Magalhâesstraße und die nach Norden führenden Dampferwege beherrschten, stand Graf Spee vor der Frage, ob er ihre Nähe meiden oder sie anlaufen sollte. Wich er ihnen aus, so ließ er sie im Besitze ihrer Mittel, vor allem im ungestörten Genuß des Telegraphen; lief

er sie an, so setzte er sich einem Zusammenstoß mit britischen Schiffen aus. Der deutsche Seemann mußte damit rechnen, „Canopus", „Glasgow" und „Otranto" im Haupthafen Port Stanley vor Anker zu finden. Auch darin lag eine gewisse Verlockung. Gelang es ihm, die bei Coronel versprengten englischen Schiffe vor Falkland zu stellen und zu vernichten und dann die Weite des Atlantischen Ozeans zu gewinnen, so hatte er freies Feld vor sich. Doch wie er sich auch im gegebenen Augenblick zu dieser Frage stellen mochte — er war entschlossen, das Kap Hoorn zu umfahren, und nicht gesonnen, sich von zwei weit überlegenen japanischen Geschwadern in den chilenischen Gewässern jagen, schlagen und blockieren zu lassen. Jamaja und Moryama befanden sich schon auf dem Anmarsch. Der Kern des japanischen Geschwaders lag in der Magdalenenbai, und Aufklärer streiften schon um die Galapagosinseln. Gegen „Kongo", „Azuma", „Idzumo", „Tsukuba", „Hizen" und „Asama" konnte Spee den Kampf nicht aufnehmen. Er beschloß deshalb, den Atlantik zu gewinnen, ehe die Japaner ihn ereilten, und hatte vielleicht schon zu lange gesäumt, als er am 26. November in Penas die Anker hob, denn waren die Japaner ihm auch noch nicht hart auf den Fersen, so hatte doch der Brite inzwischen Gelegenheit gefunden, seine Streitkräfte an der Ostküste der amerikanischen Landfeste zu sammeln.

Graf Spee ließ den Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" an der Westküste mit dem Auftrag zurück, die Japaner durch Funksprüche irrezuführen, und steuerte mit seinen Kampfschiffen „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig", „Dresden" und „Nürnberg" und den Troßdampfern „Baden", „Isabel" und „Seydlitz" südwärts. Am 1. Dezember rundete das Geschwader in schwerem Wetter das gefürchtete Kap. Die Schiffe stampften, rauher Regen peitschte die durch die Tropen verwöhnten Gesichter, Eisberge kamen in Sicht, und die Temperatur des Wassers sank auf wenige Grad über dem Gefrierpunkt. Am Abend jagte „Leipzig" eine feindliche Kohlenbark, die dem kohlenfressenden Geschwader sehr gelegen kam. Am 2. Dezember ging Graf Spee im Pictonsund vor Anker, um die Bunker neu zu füllen. Als dies geschehen war, rief der Admiral die Kommandanten auf das Flaggschiff und machte sie mit seinem Kriegsplan bekannt. Er hatte sich nach eingehenden Besprechungen mit seinem Stabschef Kapitän z. S. Fielitz und nach reiflicher Überlegung entschieden, die Falklandinseln anzulaufen, die Werft und den Telegraphen zu zerstören und den Gouverneur gefangenzunehmen. Stieß man auf beträchtliche feindliche Seestreitkräfte, so gebot die Klugheit, dem Kampfe auszuweichen. „Scharnhorst" und „Gneisenau" hatten im Treffen bei Coronel etwa die Hälfte ihrer Sprenggranaten verschossen, Graf Spee wollte daher vor Falkland keine Schlacht annehmen, obwohl er nicht an überlegene englische Streitkräfte glaubte.

Am 7. Dezember rauschte das deutsche Kreuzergeschwader bei aufhellendem Wetter in den Atlantik und stellte das Steuer nach seinem

letzten Ziel. Als der 8. Dezember dämmerte, stiegen die Umrisse der Falklandinseln wie riesige Sphinxe aus den glänzenden Wogen. Sie bargen ein Rätsel, dessen Lösung das deutsche Geschwader mit seinem Untergang erkaufen sollte.

Britische Gegenmaßnahmen

Die britische Admiralität hatte nach der Vernichtung des Geschwaders Cradock drei Maßnahmen getroffen, die zusammen eine wirksame Bekämpfung der deutschen Kreuzer verbürgten. Sie hatte dem Schlachtkreuzer „Australia“ Befehl erteilt, die australischen Gewässer zu verlassen und sich den japanischen Geschwadern anzuschließen, um mit diesen die Verfolgung Spees aufzunehmen, hatte „Canopus“ nach den Falklandinseln geschickt und das Schiff dem Gouverneur zur Verfügung gestellt, der die leichte Artillerie und die Besatzung verwendete, um die Inseln, vor allem den Stützpunkt Port Stanley, in Verteidigungszustand zu setzen, und hatte endlich den Vizeadmiral Sir Doveton Sturdee mit den Schlachtkreuzern „Invincible“ und „Inflexible“ aus England abgesandt, um das deutsche Geschwader aufzusuchen, zum Kampfe zu stellen und zu vernichten.

Die Falklandinseln waren schon am 15. November zum Empfang des Feindes bereit. Das Linienschiff „Canopus“, das mit „Glasgow“ nordwärts gegangen war, um die brasilianischen Gewässer zu erreichen, hatte Kehrt gemacht, Falkland zur rechten Zeit erreicht und sich im Stanley-Hafen auf den Grund gesetzt. Es dient mit seinen 30,5-Zentimeter-Geschützen als schwimmende, weittragende Batterie und beherrschte die Einfahrt der Reede völlig. Die leichten Geschütze wurden ausgeschifft und zur Erbauung von Strandbatterien benützt, die Hafeneinfahrt durch Minen gesperrt und die Inselbewohner zur Verteidigung der Hügel verwendet.

Am 25. November erhielt „Canopus“ die drahtlose Meldung, daß „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ das Kap Hoorn umfahren hätten. Eifrig spähten die Wachen nach Süden. Schnee- und Regenböen erschwerten den Ausguck, wild donnerte die Brandung. Jeden Augenblick konnten die deutschen Panzer am Horizont auftauchen, wenn die Deutschen nicht der Versuchung widerstanden, Port Stanley anzulaufen, und einen Bogen schlugen, um mit östlichem Kurs in den einsamen Südatlantik hinauszusteuern oder dichter an der Ostküste des amerikanischen Festlandes nordwärts liefen.

Da erschienen am 7. Dezember plötzlich Rauchwolken im Norden — ein mächtiges britisches Geschwader zog heran und ging in Williams-Port und Stanley-Port vor Anker. Es war Sturdees Rachegeschwader, das dem Feinde den strategischen Vorteil im Raum und in der Zeit abgewonnen und die Falklandinseln vor den Deutschen erreicht hatte. Sir Doveton

war am 11. November heimlich von Devonport aufgebrochen, hatte alle Funksprüche unterdrückt, die sein Nahen, seine Kampfkraft und sein Ziel verraten konnten, war am 17. November bei St. Vincent und den Kapverdischen Inseln, am 23. November an der brasilianischen Küste erschienen und hatte am 28. November die Panzerkreuzer „Carnarvon", „Kent" und „Cornwall" und die leichten Kreuzer „Glasgow" und „Bristol" an sich gezogen und mit seinen Schlachtkreuzern zu einem Geschwader von sieben Kampfschiffen vereinigt.

Die englische Streitmacht, die am 7. Dezember in Port Stanley einlief, war dem deutschen Kreuzergeschwader an Größe, Geschwindigkeit, Bestückung und Panzerschutz ungeheuer überlegen. „Kent" und „Cornwall" verdrängten zwar nur 9950 Tonnen und „Carnarvon" nur 11 000 Tonnen Wasser, aber „Invincible" und „Inflexible" trugen allein je 20 000 Tonnen und 8 Geschütze zu 30,5 Zentimeter Kaliber in den Streit und liefen 26 Seemeilen. Sturdees Schlachtkreuzer waren also imstande, Spees Panzerkreuzer durch das Fernfeuer ihrer Breitseiten zu vernichten, ohne sich dem Feinde auszusetzen.

Als „Invincible" und „Inflexible" im Stanley-Hafen vor Anker gingen, war das Schicksal des deutschen Geschwaders besiegelt, wenn der britische Admiral Feuer unter den Kesseln hielt und Graf Spee in Sicht der Falklandinseln erschien.

Sturdee dachte nicht daran, sich im Stanley-Hafen zur Ruhe zu legen. Er ließ sofort Kohlen auffüllen und rief die Kommandanten am Nachmittag des 7. Dezember — einen Tag nach dem deutschen Kriegsrat in Pictonsund — auf sein Flaggschiff, um sie mit seinem Kriegsplan bekanntzumachen. Sturdee hatte schon an der brasilianischen Küste und vor der La-Plata-Mündung nach dem deutschen Geschwader geforscht. Als er hörte, daß Graf Spee erst in der Magalhãesstraße eingelaufen sei, war er mit Volldampf südwärts gegangen. Er vermutete den Feind jetzt zwischen Feuerland und Falkland oder südöstlich der Falklandinseln im offenen Atlantik. Sturdees Aufgabe lag klar vorgezeichnet. Er mußte den Feind in Sicht bekommen und zum Kampf zu zwingen suchen, bevor der deutsche Admiral einen Bogen schlug und in der pfadlosen Weite des Ozeans verschwand. Da es sich um eine lange Jagd handeln konnte, füllten die britischen Schiffe um die Wette Kohlen auf. Unterdessen eröffnete der Admiral den Kommandanten, er gedenke am Abend des 8. Dezember in See zu stechen und in breiter Front gegen Osten, Westen und Süden aufzuklären. Sobald der Feind entdeckt sei, werde er mit „Invincible" und „Inflexible" die Verfolgung aufnehmen, ihn zur Schlacht zwingen und vernichten. Die kurzen, hellen Nächte und die kalten, klaren Tage, die auf das stürmische Novemberwetter gefolgt waren, erleichterten den Briten die Durchführung dieses Planes. Ob er zum Erfolg geführt hätte, blieb unentschieden, denn ein tragischer Zufall stellte das Spiel

über Nacht um. Die Briten, die am 7. Dezember in den Buchten der Falklandinseln vor Anker gegangen waren, erblickten am Morgen des 8. Dezember den Rauch des deutschen Geschwaders am Horizont. Die deutschen Schiffe erschienen an dem einzigen Morgen, den Sturdee im Hafen zu verbringen gedachte, im Gesichtskreis seiner Masten und liefen seiner versammelten Macht geradezu ins Garn. So wurden die Gewässer der Falklandinseln zum Treffort der feindlichen Geschwader. Die Anziehungskraft des einzigen strategischen Punktes im südwestlichen Atlantik hatte auf beide Teile unwiderstehlich gewirkt und riß sie in die Schlacht.

Die Schlacht bei den Falklandinseln

Die Rauchwolken, die gegen 8 Uhr von einem Hügel südwestlich der Stadt Stanley-Port beobachtet worden waren, gehörten „Gneisenau" und „Nürnberg" an, die unter dem Befehl Maerkers, des Kapitäns des Panzerkreuzers „Gneisenau", gegen Stanley-Port vorstießen. Als der Engländer den Feind gewahrte, machte er Dampf auf in allen Kesseln und sandte den Kreuzer „Kent" als Spähschiff aus dem Hafen. Kapitän Maerker näherte sich unterdessen dem südöstlichen Vorsprung des felsigen Hauptteilandes, um dessen Buchten Pleasant-, Williams- und Stanley-Port zu erkunden. Gegen 9 Uhr sah „Gneisenau" dicke Rauchwolken hinter den Strandhügeln aufsteigen. Man glaubte zuerst, sie rührten von brennenden Kohlenvorräten her, überzeugte sich aber bald, daß englische Kriegsschiffe im Stanley-Hafen lagen. Kurz darauf schleuderte „Canopus" über die Dünen hinweg vier Salven, die warnend rings um „Gneisenau" einschlugen.

Um 1/2 10 Uhr empfing Graf Spee, der sich mit „Scharnhorst", „Leipzig", „Dresden" und den Troßdampfern abseits gehalten hatte, von Maerker die Meldung, daß sechs englische Kriegsschiffe im Hafen lägen. Der Admiral besann sich keinen Augenblick, sondern erteilte „Gneisenau" und „Nürnberg" sofort den Befehl, kein Gefecht anzunehmen, machte Dampf auf in allen Kesseln und steuerte nach Osten, indem er „Gneisenau" und „Nürnberg" wieder zu sich rief. Er suchte die Weite des Ozeans zu gewinnen.

Sturdee frohlockte. Der Gegner hatte ihm die Suche erspart, und der strahlende Tag versprach eine kurze Jagd und einen leichten Sieg. Um 9 Uhr 45 Minuten lichteten die englischen Panzerkreuzer die Anker, und eine halbe Stunde später flatterte an „Invincibles" dreibeinigen Gefechtsmasten das Signal „Allgemeine Verfolgung". Wohl lagen über 20 Seemeilen zwischen den beiden Gegnern, aber die überlegene Schnelligkeit „Invincibles" und „Inflexibles" raubten dem deutschen Admiral jede Hoff-

nung auf Entrinnen, denn das Wetter war klar, das Meer beinahe glatt, und eine leichte Nordwestbrise ließ keinen Dunst aufkommen, in dem sich die deutschen Schiffe hätten verbergen können. Diesmal waren die Deutschen die Gehetzten.

Graf Spee steht auf der Brücke des Flaggschiffs „Scharnhorst", Sir Doveton Sturdee auf der des Schlachtkreuzers „Invincible".

Noch sieht man von Feind zu Feind nur Rauchwolken, Masten und Schornsteine über dem Horizont. Der deutsche Admiral hat die Troßschiffe sich selbst überlassen und läuft 22 Seemeilen, das äußerste, das „Scharnhorst", „Gneisenau", Leipzig", „Dresden" und „Nürnberg" als Verband leisten können. Der Engländer folgt mit „Invincible", „Inflexible", „Glasgow", „Carnarvon", „Cornwall" und „Kent", steigert die Geschwindigkeit und reißt um 12 Uhr 20 Minuten seine schnellsten Schiffe, die beiden Schlachtkreuzer und den Kreuzer „Glasgow" zum Angriff vor, um die Deutschen zur Annahme der Schlacht zu zwingen. Die Entfernung verkürzt sich, Brücken und Aufbauten steigen über den Horizont, und wenige Minuten vor 1 Uhr schleudert „Inflexible" aus dem vorderen Turm den ersten Schuß. Er geht wenige hundert Meter hinter „Leipzig" nieder.

Das deutsche Geschwader jagt noch 20 Minuten in der alten Ordnung dahin, doch als die Aufschläge näher und näher kommen und es klar wird, daß die Schlacht nicht mehr vermieden werden kann, zieht Admiral Graf Spee entschlossen die Folgerung aus seiner gefährlichen Lage und stellt sich dem Feind. Er handelt wie Cradock bei Coronel, entläßt die kleinen Kreuzer mit dem Befehl: „Versucht zu entkommen!", ruft „Gneisenau" zu „Scharnhorst" heran und dreht mit beiden Panzerkreuzern auf Ostnordost zu laufendem Gefecht. „Leipzig", „Dresden" und „Nürnberg" wenden sich nach Südwesten. Zur gleichen Zeit steigen in allen Masten die großen Flaggen, ertönen auf dem auseinanderstrebenden Geschwader Trommel und Horn — die Schlacht kann beginnen.

Als Admiral Sturdee Spees Manöver erkannte, befahl er „Kent", „Glasgow" und „Cornwall", die fliehenden kleinen Kreuzer zu verfolgen, und ging „Scharnhorst" und „Gneisenau" mit seinen Schlachtkreuzern „Invincible" und „Inflexible" zu Leibe.

Vizeadmiral Graf v. Spee sah, daß die Briten zweckmäßig handelten, und fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen war. Noch einmal glitten an seinem geistigen Auge die Erwägungen, Entschlüsse und Ereignisse vorüber, die das einzige Geschwader, das Deutschland auf der hohen See besaß, von Pagan bis Falkland geführt hatten. Er sah seine Schiffe in den palmenumkränzten Atollen der Südsee ankern, Samoas verlorenes pradiesisches Eiland ansteuern, sah sie Papeete beschießen, den Stillen Ozean durchqueren und dem japanischen Netz entrinnen. Er sah die Basaltklippen der Osterinsel, sein erstes strategisches Ziel, auftauchen und freute sich noch einmal

der Lösung der Aufgabe, die ihm geglückt war, als er dort alle Kräfte unter seiner Flagge vereinigt hatte. Er sah die Juan-Fernandez-Inseln und die Schneegipfel der Anden auftauchen, Cradocks Flaggensignale wehen, „Good Hope“ brennend in Nacht und Nebel untertauchen, „Monmouth“ sinken und sein siegreiches Geschwader unter dem Jubel der deutschen Kolonie unbeschädigt in Valparaiso einlaufen. So weit war alles gut gegangen. Aber dann? Hatte er recht getan, dann von Valparaiso südwärts zu steuern und um das Kap Hoorn den Weg in den Atlantischen Ozean zu suchen, um sich nach der Nordsee durchzuschlagen? Wie, wenn er sich gegen die Japaner gekehrt und im Kampfe mit ihnen gefallen oder nach Schädigung dieses Feindes in einen amerikanischen Hafen eingelaufen wäre und die Flagge niedergeholt hätte, um die Engländer des Triumphes zu berauben, ihr Prestige wiederhergestellt zu sehen?

Wer weiß, ob dem nicht politisch, sondern streng militärisch denkenden Manne auf der deutschen Kommandobrücke diese Erwägung gekommen ist? Doch wenn das auch nicht der Fall war — sicher fraß einen Augenblick der Zweifel an ihm, fragte er sich, ob er richtig gehandelt hatte, als er nach den Tagen von Valparaiso die Falklandinseln anlief, statt diesen magnetischen Eilanden auszuweichen und so rasch als möglich die Ostküste Südamerikas oder die Weite des Atlantischen Ozeans zu gewinnen.

Admiral Graf v. Spee hat auch in diesem Falle so gehandelt, wie er kraft seiner militärischen Erziehung und der persönlichen Erfassung der allgemeinen Lage handeln mußte. Er wollte nicht an dem einzigen größeren Stützpunkt Englands im Südwestatlantik vorbeigehen, ohne den Funkenturm und die Werft zu zerstören; traf er dabei auf feindliche Seestreitkräfte, so war er zwar gewillt, den Kampf zu vermeiden, um nicht mit leeren Pulverkammern vor der Nordseesperre zu erscheinen, aber darauf gefaßt, im Notfalle zu kämpfen, fürchtete er doch weder den langsam fahrenden „Canopus“ noch die von Cradock an der ostamerikanischen Küste zurückgelassenen Kreuzer, wenn es zum Schlagen kommen sollte. Erst als er die Umrisse der Dreibeinmaste der Schlachtkreuzer „Invincible“ und „Inflexible“ auftauchen sah, die er in der Nordsee gefesselt glaubte, wo Hipper damals Granaten auf die englische Küste schoß und deutsche Tauchboote von Zeebrügge aus den Kanal bedrohten, wurde ihm klar, daß ihn seine Berechnung betrogen hatte. Er hatte das politische Element nicht voll eingeschätzt, nicht daran gedacht, nach deutscher Auffassung vielleicht nicht daran denken können, daß England die Vernichtung des Siegers von Coronel als zwingende politische Notwendigkeit empfinden und seine Seestrategie dieser Notwendigkeit ohne Zögern dienstbar machen werde. Dazu kam noch Sturdees Schweigsamkeit, die sich von Cradocks Sorglosigkeit im drahtlosen Verkehr auffallend unterschied. Kein Funkspruch hatte Spee gewarnt, kein Anzeichen ihm die Gegenwart Sturdees verraten, nie war der deutsche Admiral verlassener,

als in den Tagen, da er als Sieger um das Kap Hoorn in das befahrenste Weltmeer steuerte.

Nun galt es zu sterben! Er ging mit geringeren Aussichten in die Schlacht als Cradock, dem immer noch eine gewisse Möglichkeit geblieben war, dem Gegner in der Dunkelheit eines früh hereinbrechenden stürmischen Novemberabends zu entkommen; er kämpfte mit der Gewißheit vor Augen, daß der Zweikampf „Invincibles“ und „Inflexibles“ mit „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ zum Verderben der um die Hälfte schw cheren deutschen Schiffe enden werde, ehe die Wintersonne sank. Wohl zeigte das Barometer Neigung, zu fallen, aber es war Mittag, die See glatt, die Sicht klar und eine Trübung der Atmosphäre erst gegen Sonnenuntergang zu erwarten. Kaum durfte er hoffen, daß es „Dresden“, „Leipzig“ und „Nürnberg“ gelingen werde, in den aufdämmernden Dunst zu laufen und ihren stärkeren und frischeren Verfolgern zu entrinnen.

Doch wie auch der deutsche Admiral im Augenblick vor der Eröffnung seines letzten Kampfes gedacht haben mag.— seine Kampfentschlossenheit und sein Vertrauen auf den Mut und die Opferwilligkeit seiner Streiter waren unerschüttert. Die Deutschen blieben trotz des jähen Wechsels des Glückes, das sie von Pagan bis Kap Hoorn getreulich begleitet hatte, um sie jetzt mit brausendem Flügelschlag zu verlassen, standhaft und treu und fochten mit großer seemännischer Geschicklichkeit und militärischer Kraft bis zum bitteren Ende.

Um 1 Uhr standen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ Ostnordost zum Doppelzweikampf mit „Invincible“ und „Inflexible“ auf parallelem Kurs. Kurz darauf drehten sie zur Kiellinie auf, um das schwere Feuer der 30,5-Zentimeter-Geschütze der Engländer mit ihren 21-Zentimeter-Geschützen zu erwidern. Als „Scharnhorsts“ Pulver blitzte, drehte auch Sturdee zur Kiellinie auf. Nun zog sich das laufende Gefecht der Panzerkreuzer scharf nach Norden, während die Verfolgung der kleinen Kreuzer gen Süden wies.

Da der Kreuzer „Carnarvon“ nicht schnell genug war, um mit „Kent“, „Cornwall“ und „Glasgow“ Schritt zu halten, rief Sturdee ihn von der Verfolgung ab und setzte ihn seitlich hinter die Linie der Schlachtkreuzer, um ihn als Artilleriebeobachter zu benutzen. Um 1 Uhr 30 Minuten war aus dem Gefecht ein Kampf auf Leben und Tod geworden.

Die Engländer sind in ihren eigenen Kohlen- und Pulverrauch gehüllt. Auffrischender Nordwest treibt ihn ins Schußfeld, und die Deutschen feuern in den Qualmkern, aus dem des Feindes Blitze zucken. Sie haben trotzdem freieres Schußfeld als der Gegner, da das Hexenbräu von Dampf, Rauch- und Gasschwaden, das aus den deutschen Schloten und Batterien steigt, nach außen streicht, leiden aber unter den Aufschlägen englischer Kurzschüsse, die Perlstaub und klatschende Wasserstürze aufwühlen und den deutschen Kanonieren ins Gesicht schleudern. „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ schießen

noch auf 15 000 Meter mit erprobter Treffsicherheit, aber die ungeheure Entfernung schwächt die Kraft der deutschen 21-Zentimeter-Granaten, während die Treffer aus den englischen 30,5-Zentimeter-Rohren schwer gegen den schwächeren Panzer schlagen.

Sturdees Schlachtkreuzer laufen 24 Seemeilen und versuchen den Gegner kraft ihrer überlegenen Geschwindigkeit in ein Kreisgefecht zu verwickeln, um ihn in den Bann ihrer Breitseiten zu zwingen. Zweimal entwindet sich Spee durch geschicktes Manöver der Umstrickung und gewinnt die Bewegungsfreiheit zurück. Um 2 Uhr beginnt sich die Überlegenheit Sturdees fühlbar zu machen. „Scharnhorst" und „Gneisenau" sind bös getroffen, die Kasematten durchschlagen, zahlreiche Kanoniere und Matrosen gefallen, und auf „Scharnhorst" ist ein Brand ausgebrochen. Trotzdem sind beide Schiffe noch kampf- und bewegungsfähig. Die Toppflaggen wehen wie zu Beginn der Schlacht, die Geschütze sind noch nicht verstummt. Da Graf Spee seine Kräfte schwinden fühlt, sucht er sich jetzt dem Feind zu nähern, um die Durchschlagskraft seiner 21-Zentimeter-Granaten zu steigern. Daraufhin verstärkt Sturdee sein Feuer und verhindert dadurch die Annäherung des Feindes. „Carnarvons" Beobachtungen lohnen sich, schwere Treffer schlagen auf „Scharnhorst" ein, ein Schornstein fällt, die Backbordgeschütze beginnen zu verstummen, aus den Breschen der kranken Seite leuchtet die im Innern wütende Brunst. Der Kommandant des deutschen Admiralschiffes, Kapitän zur See Schultz, bringt die Steuerbordgeschütze ins Feuer und kämpft weiter. Um 3 Uhr 30 Minuten beginnt „Scharnhorst" zu erliegen. Roter Qualm, ausströmender Dampf und die zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossenen Aufbauten zeugen von äußerster Not. Nur noch mühsam zieht Spees Flaggschiff mit schwerer Schlagseite durchs Wasser — es neigt sich zu Tode getroffen. Um 3 Uhr 45 Minuten gibt der deutsche Admiral seinen letzten Befehl. Er teilt „Gneisenau" mit, daß er versuchen werde, zum Torpedoangriff zu schreiten und endet mit dem Signal: „Versucht zu entkommen!" Gleich darauf dreht „Scharnhorst" schwerfällig auf den Feind zu. Mit wehenden Flaggen dampft „Gneisenau" an dem sinkenden Schwesterschiff vorüber. „Scharnhorsts" Vorschiff liegt tief im Wasser, die Schrauben schlagen schon in die Luft; Rauch, Dampf und Qualm umhüllen das Wrack. Aber auch auf ihm wehen noch die Flaggen, zucken noch einzelne Geschützblitze auf, nur die Fahrt, die zum Torpedoangriff nötig ist, die kann es nicht hergeben, es liegt wie ein Klotz im steigenden Wasser. Kurz nach 4 Uhr neigt sich „Scharnhorst" plötzlich ganz nach Backbord über und beginnt zu sinken. Die Besatzung ist zum großen Teil gefallen, der letzte Versuch, feindwärts zu steuern, erstirbt in der aufquellenden See. Vom englischen Admiralschiff kommt die Aufforderung zur Übergabe, aber die Flaggen bleiben stehen, und um 4 Uhr 17 Minuten bäumt sich das Schiff auf und begräbt sich und seine Bemannung vom Admiral bis zum letzten Heizer in der eisigen Flut.

Über den Strudel hinweg geht der Kampf weiter. Selbst „Carnarvon" nimmt sich nicht Zeit, nach Überlebenden zu suchen, und feuert mit „Inflexible" und „Invincible" auf „Gneisenau". Der Deutsche bietet der überwältigenden Übermacht noch eine Stunde Trotz und feuert zuletzt nach drei Seiten, um jedem seiner Gegner zu antworten, dann erstirbt „Gneisenaus" Kraft. Geschütz auf Geschütz fällt aus, nur dann und wann flammt noch ein Blitz, sucht noch eine Vollgranate — die Sprengmunition ist längst verschossen — ihr Ziel. „Carnarvon" wird von einer Salve getroffen und verlangsamt die Fahrt, „Invincible" erhält noch um 5 Uhr 15 Minuten einen Volltreffer, dann setzt das brennende Schiff flammenschnaubend zum Torpedoangriff an. Es ist zu spät, der todwunde Kreuzer beginnt sich nach Steuerbord zu neigen und macht keine Fahrt mehr. Die Artillerie verstummt, Kessel und Maschinen verweigern den Dienst, Schornsteine, Masten und Aufbauten sind weggeschossen, nur der Großmast reckt noch einen Stumpf aus dem Chaos, und an diesem Stumpf weht noch die deutsche Kriegsflagge. Über 600 Mann der Besatzung liegen in ihrem Blute.

Kapitän Maerker gibt den Befehl, das Wrack zu versenken. Die Torpedoschleusen werden geöffnet und der Rest der Mannschaft auf das Deck gerufen. Drei Hurra grüßen das kenternde Schiff, die Überlebenden gleiten über die Bordwand, „Gneisenau" versinkt. „Inflexible", „Invincible" und „Carnarvon" setzen Boote aus und retten noch 17 Offiziere und 171 Mann.

Die Schlacht der Schwergepanzerten ist zu Ende.

Der Sieg ist den Engländern nicht leicht geworden. Die britischen Schiffe weisen überall Spuren des schweren, ungleichen Kampfes auf. Sie beklagen eine Anzahl Verwundeter, aber ihre Kampfkraft ist ungeschwächt, denn die deutschen Granaten haben den Riesen auf die große Entfernung trotz der Treffsicherheit der deutschen Artillerie wenig anhaben können.

Während der letzten Phase der Schlacht war die Sonne erblaßt und Gewölk aufgestiegen, zu spät, um Admiral v. Spee noch von Nutzen zu sein, aber geeignet, den englischen Panzerkreuzern die Verfolgung der leichten Kreuzer „Leipzig", „Dresden" und „Nürnberg" zu erschweren.

Als „Scharnhorst" und „Gneisenau" sich „Invincible" und „Inflexible" zum Zweikampf gestellt hatten, waren die Kleinen Kreuzer mit äußerster Kraft gen Süden entwichen. „Kent", „Cornwall" und „Glasgow" jagten hinter ihnen drein. „Glasgow" heftete sich an „Leipzig", „Kent" an „Nürnberg" und „Cornwall" an „Dresden". Um 2 Uhr 35 Minuten war „Glasgow" dem langsameren Kreuzer „Leipzig" auf Schußweite nahe gekommen. Zweimal scheuchte eine drohende Gebärde des Kreuzers „Dresden", des schnellsten deutschen Schiffes, „Glasgow" von „Leipzig" weg, dann mußte „Dresden" auf die eigene Rettung bedacht sein, da „Cornwall" näher kam und seine schweren Geschütze in Tätigkeit setzte. Dem Befehle des Admirals gehorchend, vermehrte Kapitän Lüdecke, der Führer des Kreuzers „Dresden", die Fahrt

und tauchte um 5 Uhr in eine Regenbö, die ihm erlaubte, sich in der Richtung auf das Kap Hoorn dem Feinde zu entziehen.

„Leipzig" kämpfte mit „Glasgow" und „Cornwall" bis zum Untergang. Der kleine, schwächer bestückte Kreuzer verkaufte sein Leben teuer. Er hielt „Glasgow" und „Cornwall" so lange in Atem, daß der Kommandant des großen Kreuzers „Cornwall", der den Befehl über die leichten Streitkräfte Sturdees führte, nicht daran denken konnte, „Glasgow" auf „Dresdens" Spur zu setzen, sondern „Glasgow" und „Cornwall" drei Stunden gegen „Leipzig" feuern lassen mußte, um dieses kleine Schiff zu überwältigen. Sogar „Kent" feuerte im Vorbeistreichen auf „Leipzig". Der deutsche Kreuzer wehrte sich bis zur letzten Kartusche, schlug „Glasgow" neue Wunden und schoß „Cornwall" im Nahkampf noch eine Salve vor den Kopf. Um 7 Uhr versendete „Leipzig" die letzte Granate. Das Deck war von englischen Salven glattgefegt, der Rumpf durchlöchert, der Besanmast herabgeschossen. Als die Pulverkammer leer war und die Besatzung im Blute lag, versenkte Kapitän Haun das Schiff. Mit der Flagge am Fockmast, dem Kapitän auf der Brücke und 20 Überlebenden an Bord ging es in die Tiefe. Nur 4 Offiziere und 14 Mann wurden gerettet.

Um dieselbe Zeit endete auch der Kampf der „Nürnberg" mit „Kent". Der schwerbewaffnete Kreuzer „Kent" hatte auf Falkland noch keine Kohlen eingenommen, als die Deutschen erschienen. Trotzdem blieb er dem behenden kleinen Kreuzer „Nürnberg" auf den Fersen. Die Engländer warfen das Holzwerk des Schiffes, zerschlagene Boote und Öl und Fett unter die Kessel, um die Geschwindigkeit zu steigern, und begannen um 5 Uhr auf „Nürnberg" zu feuern. Über zwei Stunden dauerte das Gefecht, in dem „Kent" seine Überlegenheit an schwerem Geschütz rücksichtslos zur Geltung brachte. „Nürnberg" machte dem Gegner durch glänzende Manöver und die Treffsicherheit der schwächeren Artillerie schwer zu schaffen. Um 6 Uhr gewann „Kent" die Oberhand, eine halbe Stunde später stand „Nürnbergs" Vorschiff in Flammen. Darauf dampfte „Kent" auf 3000 Meter an das verstummte Schiff heran, auf dessen Deck sich die Reste der Mannschaft zum Überbordgehen sammelten. Da die Flagge noch wehte, feuerte „Kent" noch einmal. Diese letzte Lage riß furchtbare Lücken. Kapitän v. Schönberg nahm mit einem dreifachen Hurra auf Kaiser und Reich Abschied von seinen Leuten und kehrte dann in seinen Panzerstand zurück, um mit dem Schiffe unterzugehen. Im Augenblick, da „Nürnberg" kenterte, sprang noch ein Dutzend Leute in die See. Ein Signalgast hielt die Kriegsflagge an einer Stange über dem versinkenden Kiel, bis ihn der Strudel verschlang.

Es war 7 Uhr 27 Minuten, als das letzte deutsche Fahnentuch in den eisigen Wogen des Südatlantischen Ozeans verschwand.

Auch die deutschen Troßschiffe waren erlegen. Der Kreuzer „Bristol" und der Hilfskreuzer „Macedonia" jagten sie und zwangen „Baden" und

„Isabel" sich selbst zu opfern, während „Seydlitz" entrann. Außer „Seydlitz" war nur der Kreuzer „Dresden" entkommen. Er schlug sich nach der Westküste Amerikas durch, hielt sich noch drei Monate auf dem offenen Meere und versenkte am 27. Februar 1915 noch einen englischen Segler. Am 14. März wurde er im Hafen der chilenischen Insel Mas a Tierra von „Kent", „Glasgow" und „Orama" überrascht und von „Kent" angegriffen. Vergebens berief sich Lüdecke darauf, daß er in neutralen Gewässern ankere. Als der Engländer antwortete, er hätte den Befehl, den Kreuzer zu versenken, wo er ihn fände, und die Neutralitätssache würde später von den Diplomaten geregelt, sprengten die Deutschen das kampfunfähige Schiff, das letzte, das von Spees stolzem Geschwader übriggeblieben war.

Das Weltmeer, auf dem Preußen-Deutschlands Kriegsmacht die Farben Preußens und des Reiches nur ein halbes Jahrhundert gezeigt hatte, war im Frühling des Jahres 1915 von über Wasser fahrenden deutschen Schiffen frei, aber der Nachruhm des deutschen Kreuzergeschwaders, das auf kühner Kriegsfahrt den ganzen Stillen Ozean durchquert hatte, um sich auf 52 Grad südlicher Breite und 56 Grad westlicher Länge zum Untergang zu neigen, blieb ungeschmälert und erscheint in den Annalen des Weltkrieges in lebhafterem Glanze als mancher große Sieg der deutschen Landmacht. Erschien doch das Geschick dieses vor aller Augen in den Tod steuernden Geschwaders gleichsam im Lichte einer symbolischen Handlung, aus der vorahnend Deutschlands tragische Sendung blickte.

Das strategische Verhältnis im Februar 1915

Auf den äußeren Linien

Die Winterschlacht, die am 21. Februar 1915 in den Wäldern von Suwalki zu Ende gegangen war, hatte das strategische Gebäude des russischen Generalstabes stark erschüttert, enthüllte sich aber erst dann als strategische Wegscheide, als Rußlands Angriffskraft vollends zu erlahmen begann, der Stellungskrieg auf allen Fronten neue Bedingungen schuf und die Westmächte angetrieben wurden, dem bedrängten Bundesgenossen im Osten über Länder und Meere hinweg die Hand zu reichen und eine unmittelbare Verbindung auf den äußeren Linien herzustellen.

Der Weg zur unmittelbaren Vereinigung der Franzosen und Engländer mit den Russen führte durch die Dardanellen.

Im Februar 1915 erschienen vor dem Hellespont englische und französische Kriegsschiffe, die als Vorboten einer großen Unternehmung ausgesandt waren und Einblick in die Verteidigungswerke der Meerengen zu gewinnen suchten. Damit bereiteten die Westmächte einen Feldzug vor, der die Kriegführung der Entente mit einer großen politischen und einer neuen strategischen Idee erfüllte.

Da die Türkei den Hellespont schon zu Beginn des Krieges bedroht gesehen hatte, waren die Meerengen im September 1914 geschlossen und ihre Befestigungen in Verteidigungszustand gesetzt worden. Aber obwohl die Türkei am 29. Oktober mit Rußland in Krieg geraten war und sich seit dem 3. November auch mit den Westmächten im Kriegszustand befand, erfolgte während des Winters kein ernster Angriff auf die Dardanellen.

England hatte es vorgezogen, zunächst seine Mittelmeerflanke sicherzustellen, und am 4. November der Welt mitgeteilt, daß es Zypern einverleibt habe und daß die Souveränität Ägyptens auf den König von England übergegangen sei. Zur gleichen Zeit waren englisch-indische Streitkräfte in den Schatt el Arab eingedrungen, auf dessen braunen Fluten Kanonenboote gen Basra fuhren, um einem Expeditionskorps unter dem Befehle General Nixons den Weg zu bereiten. Am 23. November eroberte Nixon Basra und hißte auf den Mauern der alten Kalifenstadt den Union Jack. Als er sich kurz darauf bei Korna, im Mündungswinkel von Euphrat und Tigris, festsetzte, geriet das fruchtbare Zweistromland und mit ihm der Schlüssel Bagdads in den Bereich der britischen Macht. Das britische Imperium war damit einem der wichtigsten Ziele seiner weltumspannenden Politik nähergekommen.

Die Türkei war in schwieriger Lage, denn Enver-Pascha, der Generalissimus des türkischen Heeres, sah sich genötigt, bei Konstantinopel eine

Armee aufzustellen, um die Dardanellen zu hüten und zugleich einen nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlenden Feldzug in Asien zu führen, um am Kaukasus den Russen und in Mesopotamien und Arabien den Briten entgegenzutreten. Doch trotz der gewaltigen Entfernungen und der völlig unzureichenden Verbindungen warfen sich die türkischen Armeen entschlossen nach außen und kämpften während des Winters 1914/15 an den Säumen ihres riesenhaften Kriegstheaters, am Südhang des Kaukasus, in Persien und Mesopotamien nicht ohne Glück gegen den konzentrisch vorrückenden Feind. Sie stießen sogar von El Arisch gegen Katia und den Suezkanal vor und suchten die Briten dort an ihrem Lebensnerv zu schädigen.

In den drangvollen Novemberwochen, die im Westen die großen Kämpfe um den Besitz Flanderns und im Osten die Entscheidungsschlachten bei Lodz und Limanowa reifen sahen, fielen auf diesen entlegenen Stätten die ersten Schläge. Am Tage von Wloclawek verkündete der Padischah, Sultan Muhammed Reschad Khan, den Heiligen Krieg, warf Posseldt-Pascha die Russen auf den Straßen, die von Trapezunt über Köpriköi nach Batum und von Erzerum über Sarykamisch nach Kars führen, vom Glacis der vorderasiatischen Zentralstellung auf die Linie Batum—Kars in den Kaukasus zurück. Doch bald zeigte sich, daß am Schatt el Arab, am Suezkanal und in Transkaukasien weitab von den Entscheidungsstätten gefochten wurde.

Als der Februar des Jahres 1915 zu Ende ging, waren die allgemeinen strategischen Verhältnisse des Weltkrieges schon so geklärt, daß die Kämpfe in Armenien, in Mesopotamien und am Suezkanal zu Nebenhandlungen herabsanken. Um so lauter verkündete der Donner der englischen und französischen Schiffsgeschütze vor der Dardanellenpforte die Einleitung eines noch unfertigen, aber in seinen Absichten bedeutungsvollen Feldzuges, der von England und Frankreich auf den äußeren Linien geplant war, um Rußland den Bosporus zu öffnen, die Türkei von Mitteleuropa zu trennen, Bulgarien und Rumänien in den Krieg zu ziehen und die Südflanke Österreich-Ungarns aufzureißen. Gelang es der Entente, die Umrisse dieses großen Planes auszufüllen, so machte sie Deutschlands Schwertarbeit auf den französischen und russischen Schlachtfeldern mit einem Schlag zunichte. Aber die englisch-französische Flotte zagte; sie scheute die Minensperre, hatte keine Landungstruppen an Bord und beschränkte sich auf eine Beschießung der alten türkischen Werke am Eingang der Meerenge, um nach einer gewaltsamen Erkundung der Landzunge von Gallipoli wieder zu verschwinden. Die englischen Staatsmänner wagten ihre gewaltige Seewehr nicht im Mittelmeer aufs Spiel zu setzen, solange die deutsche Flotte noch schwamm und das Inselreich von Flandern aus bedroht erschien. Die Lösung des strategischen Problems des Weltkrieges blieb daher zunächst an die Schlachten im Osten geknüpft, während im Westen eine lebende deutsche Mauer alle Anläufe Joffres zum Scheitern brachte.

Die Gebundenheit des Stellungskrieges

Im Osten lag der blutige Knoten des Krieges geschürzt. Hier rangen Deutschlands und Österreich-Ungarns verbündete Armeen mit den Heeren des Zaren in neuen Feldzügen um den richtunggebenden Sieg.

Was inzwischen im Westen Europas geschah, wo die englische und die französische Heeresleitung zum Angriff verpflichtet waren und bestrebt bleiben mußten, die Wehrstellung der Deutschen zu durchbrechen, erschien trotz des gewaltigen Zuschnittes der Kämpfe im strategischen Sinne als Nebenhandlung und blieb Episode, solange es dem Angreifer nicht gelang, die deutsche Front zu sprengen und aufzurollen oder mindestens so viele Kräfte zu binden und zu zerreiben, daß die Mittelmächte nicht fähig waren, Rußland niederzuringen, ohne sich zu verbluten.

Als General Joffre sich im Februar 1915 zum zweiten großen Angriff auf die deutsche Wehrstellung anschickte, fußte er auf den Erfahrungen der gescheiterten ersten Unternehmung. Er folgte jedoch nicht dem eigenen Antrieb, sondern gehorchte dem strategischen Zwang der allgemeinen Lage und dem aufs neue aus den Wäldern von Suwalki zu ihm herüberschallenden Hilferuf der Russen. Joffre ließ hier und dort zerstreute Angriffe unternehmen, wehrte an einzelnen Punkten deutsche Gegenstöße ab und schritt am 15. Februar in der Champagne mit versammelten Kräften zu neuer Schlacht. In dieser Schlacht erhob sich die Aushilfe, zu der die Entente im Westen verhalten war, zur ersten einheitlich angelegten Schlachthandlung des Stellungskrieges. Sie wurde geschlagen, um dem Beharrungszustand im Westen ein Ende zu machen und dem Strom der im Osten reifenden Entwicklung bestimmend entgegenzuwirken.

Da auch Italien sofort in den Bann dieses strategischen Zwangsverhältnisses geriet, als es am 23. Mai des Jahres 1915 an der Seite der Entente in den Krieg eintrat, sank das italienische Kriegstheater ebenfalls zum Nebenschauplatz herab. Auch die italienische Heeresleitung empfing die Stichwörter zu größeren Auftritten aus dem Osten, wo im Jahre 1915 die Hauptszenen der Welttragödie gespielt wurden. Der italienische Schauplatz verschwamm daher gleich dem serbischen im Hintergrund, solange die Mittelmächte sich im Westen, auf dem Balkan und im Süden auf die Abwehr der feindlichen Durchbruchsversuche beschränkten, um im Osten freie Bahn zu machen.

Auf den Schlachtfeldern des Ostens hat der Weltkrieg im Frühling und Sommer des Jahres 1915 in einem Bewegungsfeldzug sondergleichen gegipfelt. Damals ist die strategische Einheit des räumlich zerstreuten Waffengangs der großen europäischen Völker sinnfällig in die Erscheinung getreten, und die Feldzüge, die damals dort der Entscheidung reiften, weisen dem Geschichtschreiber den Weg zur einheitlichen Darstellung der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1915 aus der östlichen Perspektive. Es ent-

spricht daher dem Sinne der Feldzüge des Jahres 1915, die Durchbruchsversuche, die von Franzosen, Engländern und Italienern unter der Deckbezeichnung von Ablenkungs- und Abnützungsmanövern unternommen wurden, als Episoden erscheinen zu lassen und als solche in der Darstellung der russischen Feldzüge unterzubringen.

Als die Winterschlacht in Masuren zu Ende ging, war im Osten noch kein neuer Durchblick zu erkennen. Nikolai Nikolajewitsch hielt in Polen und am Dnjestr unverrückt stand, hungerte Przemysl aus und sammelte seine galizischen Armeen zu neuem Angriff auf die Karpathenpässe. Zugleich führte er wütende Gegenstöße aus Praßnysz, die die Nordflanke Warschaus sicherstellten, die Njemenlinie entlasteten und die Wiederaufstellung der 10. Armee in den befestigten Lagern von Kowno und Grodno erleichterten. Dadurch wurden die verbündeten deutschen und österreichischen Armeen unmittelbar nach der Winterschlacht in neue schwere Kämpfe verwickelt und die Feldherren der Westmächte ermuntert, die dünnbesetzten Stellungen der Deutschen in Frankreich anzugreifen. Eine Zeitlang fielen die Mittelmächte auf allen Fronten in die Verteidigung, im Westen um Kräfte zu sparen, im Osten um Atem zu schöpfen und einem neuen Feldzugsplan Gestalt zu leihen. Da Nikolai Nikolajewitsch trotz seiner schweren Niederlagen nicht daran dachte, auf die Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges zu verzichten, kam alles darauf an, wer zuerst fähig war, eine Stoßarmee zu ballen, die Winterstarre abzuschütteln und zur Durchbrechung der feindlichen Front zu schreiten. Hierbei war der Russe im Vorteil, denn er stand auf den Karpathenhöhen immer noch schlagbereit aufmarschiert und dem ungarischen Lebenszentrum so nahe, daß er den Angriff mit Aussicht auf Erfolg erneuern konnte, wenn er nicht mit Blut geizte.

Nikolai Nikolajewitsch fühlte sich trotz des fürchterlichen Schlages, der ihn in Masuren getroffen hatte, zwischen Njemen und Weichsel allen Durchbruchsversuchen gewachsen. Die Lähmung seines Nordflügels mahnte ihn jedoch, Vorkehrungen gegen eine Umfassung der Njemenlinie zu treffen. Er schob daher Truppen zweiten Aufgebots nördlich von Kowno gegen Tilsit vor und suchte die Njemenlinie durch einen Einbruch in den nordöstlichsten Gebietszipfel Preußens zu entlasten. Die wichtigste Entlastung erwartete er indes von der französischen Armee, die am 15. Februar, als in den Wäldern von Augustow noch hart gekämpft wurde, auf breiter Front aus ihren verschneiten Gräben gestiegen war und die deutschen Linien ungestüm berannte.

Es war der erste Versuch der Westmächte, mit gehäuften Streitern und Streitmitteln die Entscheidung herbeizuführen. Joffre setzte dazu die Armee de Langle de Cary in Bewegung und entfesselte die erste große Durchbruchsschlacht. Er machte dadurch die Schlacht, die in der winterlichen Champagne entbrannte, zum strategischen Echo der Winterschlacht in Masuren und zur ersten monumentalen Kampfhandlung im Stellungskrieg des Westens. Diese Schlacht hat sich nicht als ein Vulkan entladen, der plötzlich seinen

Schlummer unterbricht und eine abgegrenzte Stelle zum Krater gestaltet, um die Umgebung zu verheeren und in die Ferne nur durch die Erschütterung zu wirken, sondern war von einer Reihe Nebenhandlungen der Franzosen und Engländer und von Gegenhandlungen der Deutschen begleitet, die im Februar und März 1915 beinahe die ganzen durchlaufenden Befestigungslinien erfaßten. Das lag in der Natur des Stellungskrieges begründet, der keine völlige Ruhelage kannte. Wohl hatte General Joffre die Champagne als den Hauptangriffsraum erwählt, aber die Westfront war von den Dünen von Nieuport bis zu den Hügeln der Belforter Senke so weitgespannt, daß er die anderen Abschnitte nicht stillegen konnte. Es war unmöglich, Blut und Kraft in den Vogesen, in Lothringen, bei Verdun, in den Argonnen, an der Aisne, an der Somme und Scarpe, am Lorettoberg und an der Yser völlig zu sparen. Jeder Abschnitt besaß eine gewisse strategische Bedeutung und unterlag eigenen taktischen Bedingungen, die heute hier, morgen dort zu Kämpfen riefen und zu örtlichen Verstrickungen führten. Die Ruhelage war nirgends so vollkommen, daß sich daraus dauernde Unveränderlichkeit ergeben hätte. Waffen und Grabscheite ruhten keine Stunde.

Diesem Gesetz schuldeten beide Gegner Gehorsam. Auch die Deutschen waren nicht in der Lage, sich überall auf starre Verteidigung zu beschränken, sondern mußten trotz der siegreichen Abwehr der allgemeinen Dezemberoffensive und ihrer glücklichen Gegenangriffe in den Vogesen und an der Aisne darauf bedacht bleiben, ihre Kraft in Einzelkämpfen stets aufs neue zu erproben und erprobt zu sehen. Da die Linien der Verteidiger durch den fortgesetzten Abfluß einzelner Divisionen und ganzer Korps nach Rußland geschwächt wurden und je nach der örtlichen Lage Verschiebungen von Abschnitt zu Abschnitt stattfanden, ergaben sich fortwährend Veränderungen in der allgemeinen Gliederung des deutschen Westheeres. Die ganze Front war in unaufhörlicher Schwingung. Hier schoben sich Ersatzdivisionen ein, dort wurden die entstehenden Lücken durch Breiterziehen der anschließenden Besatzungen ausgefüllt; heute wurde Gelände geopfert, morgen Gelände gewonnen, bald eine örtlich gebundene Kampfhandlung vorbereitet, bald durch rasches Heranwerfen von Verstärkungen ein Bruch verhütet, kurz, es war ein von ab- und zuströmendem Blut gespeister Organismus, eine von Monat zu Monat wachsende Lebendigkeit, eine Häufung von Kriegsmitteln, eine Steigerung der Gefahren und eine Ansammlung von Verantwortlichkeiten, die den scheinbar erstarrten, in Wirklichkeit nur äußerlich an die Stelle gehefteten Feldzug im Westen mit immer größerer Inbrunst ergriffen und die Zellen dieses kriegerischen Gebildes zu furchtbaren Wucherungen reizten.

Engländer und Franzosen, die auf den äußeren Linien fochten und das Weltmeer zur Verfügung hatten, sahen sich dabei vor eine im Grundsatz einfachere Aufgabe gestellt, da ihre Hauptheere auf französischem Boden vereinigt kämpften und sie ohnehin alles daran setzen mußten, die deutschen

Linien zu Fall zu bringen. Sie hatten lediglich darauf bedacht zu bleiben, ihre Durchbruchsversuche sorgfältig vorzubereiten und nicht aus dem Stegreif zu handeln, wenn Hilferufe aus dem Osten zu ihnen drangen. Solange kein neuer einheitlicher Kriegsplan alle Heere der Entente zu gemeinsamem Vorgehen verpflichtete, waren Engländer und Franzosen im Westen in höherem Grade Herren ihrer Entschlüsse und Handlungen als die Deutschen.

Die Deutschen, die auf den inneren Linien standen und das darbende Hinterland verteidigten, hatten die an sich und in der Ausführung schwierigere Aufgabe zu erfüllen. Ihnen wurde die gebundene Kriegführung im Westen zu einem Martyrium, denn sie waren nicht in der Lage, den Gegner im Osten niederzuringen, wenn sie sich im Westen so sehr verstrickten, daß sie ihren im Osten fechtenden Feldherren keine Verstärkungen senden konnten, oder wenn sie sich so still verhielten, daß sie dem Gegner im Westen die Freiheit ließen, völlig nach eigenem Ermessen zu handeln. Sie mußten daher Tag für Tag einen Kompromiß schließen, um mit diesem strategischen Zwiespalt fertig zu werden. Sie waren und blieben im Westen zur Unterlegenheit verurteilt und gezwungen, darin zu verharren, bis sie den Feinden auf den anderen Kriegsschauplätzen das eiserne Gesetz vorgeschrieben oder einen tragfähigen, politischen Frieden geboten hatten und die strategische Einheit in der Zeit und im Raume wiederherstellen konnten. Erst dann reifte der Weltkrieg der letzten Entscheidung entgegen, die indes auch in diesem Falle an unbekannte Verhältnisse, vor allem an die Abwägung der lebendigen Kräfte und der Streit- und Erhaltungsmittel gebunden blieb.

Im Februar 1915 lag über dieser Entwicklung noch ein dichter Schleier, aber die ideale Einheit der Kriegstheater zu Wasser und zu Lande war trotz der zeitlichen und räumlichen Zerstreuung der Feldzüge schon so deutlich geworden, daß die deutschen Westarmeen bereits als der in der Verteidigung kämpfende Westflügel der deutschen Heeresmacht betrachtet werden konnten. Die Armeen, die in Belgien und Frankreich standen, lieferten im Verein mit der Küstenverteidigung und der Flotte als Flanken- und Rückenschutz eine Stellungsschlacht von weitestgespannter räumlicher und unbegrenzter zeitlicher Ausdehnung, während die Armeen, die in Rußland und Galizien fochten, den Angriffsflügel bildeten, der in voller Bewegung begriffen war, um das Schlachtfeld auszuräumen und mit dem Siege im Osten zugleich die allgemeine Handlungsfreiheit zu erkämpfen. Hierzu bedurfte der Bewegungsflügel nicht nur der unverrückbaren Sicherheit, die ihm die Standfestigkeit des Verteidigungsflügels im Westen gewährleistete, sondern auch starker Aushilfen und neuer Einschüsse an Kräften, da wachsende Aufgaben und neue Feinde seine Armeen zu verzehren und zu zersplittern drohten.

In diesem zerreibenden Spiel von scheinbarer Freiheit und wirklicher Gebundenheit offenbarte sich die gefährliche Natur des Stellungskrieges im Februar 1915 zum ersten Male mit zwingender Gewalt.

Der Feldzug im Westen
vom 15. Februar bis 5. April 1915

Die Kämpfe in den Vogesen

Der Deutsche trug an der Gebundenheit, die sich aus der Natur des Stellungskrieges ergab, am schwersten, denn der deutsche Verteidigungsflügel focht den Zweifrontenkrieg im Westen nicht nur unter ungünstigen Stärkeverhältnissen, sondern auch unter ungünstigen militärgeographischen Bedingungen aus. Zwar war die deutsche Westfront infolge des Durchbruchs durch Belgien so weit nach Nordwesten getragen worden, daß die industriellen Lebenszentren Westfalens und des Rheinlandes dem Bereich der Kämpfe und der Gefährdung durch englische und französische Angriffe entrückt und die flandrischen Seehäfen zu deutschen Flottenstützpunkten geworden waren, aber im Süden stand der Franzose noch drohend vor den Toren der lothringischen Hochfläche und der elsässischen Tiefebene aufgepflanzt. Er blick.e in die oberrheinische Niederung, in die Saarburger Lücke, ins Münstertal und in den Sundgau, er spähte zu den Einbruchspforten des Schwarzwaldes hinüber und sah die weißen Straßen aufgeschlagen, auf denen Turenne, Moreau und Napoleon den Weg ins Innere Deutschlands gesucht hatten; er hörte bei Verdun die Züge auf den großen deutschen Rochadelinien rollen, die von Metz nach Valenciennes liefen und beständiger Bedrohung ausgesetzt waren.

Zu Beginn des Krieges war ein Einbruch der Franzosen ins Elsaß ohne strategische Bedeutung, da damals die Masse der deutschen Angriffsarmeen zwischen Metz und Aachen so rasch in Bewegung kam, daß die von Belfort auf Mülhausen vorrückenden französischen Kräfte von selbst in den Wirbel gezogen wurden und von der Ill und der Doller an die Seine und die Marne zurückgerissen wurden. Seit der Einstellung des deutschen Angriffsfeldzuges im Westen war das anders geworden. Die deutsche Südflanke war seit der Jahreswende dauernder Gefährdung preisgegeben. Darüber hatten die Gefechte bei Hirzbach, Burnhaupt, Steinbach und am Hartmannsweilerkopf, in denen badische und schwäbische Landwehr sich in entsagungsvoller Abwehr behauptete, genügenden Aufschluß gegeben. Je länger der Krieg währte, je mehr er von Frankreich öffentlich um des geschichtlichen Kriegszieles Elsaß-Lothringen und im geheimen um der Rheingrenze willen geführt wurde, desto wichtiger war die Gestaltung der Dinge am Ostflügel und in der Südflanke der Westfront. Desto bedeutsamer wurde auch die militärische Rolle der Schweiz, die hier ausgleichend und sich selbst genügend die Flanken beider Parteien deckte und in ihrer Neutralität nicht erschüttert werden durfte.

Obwohl die Gegner sich in der Belforter Senke, in den Vogesen und in der Woëvre nur mit geringen Kräften gegenüberlagen, wurde auf diesem gebirgigen Kampfplatz in engerer Verstrickung gefochten als in den Ebenen der Champagne und Flanderns. Dort waren Verschiebungen der Front in einer Tiefe von 5 Kilometern nicht von Belang, hier war jeder Schritt rückwärts für den deutschen Verteidiger eine Frage auf Leben und Tod. Das war schon im Dezember und Januar hervorgetreten, als die Franzosen die Armeeabteilung Gaede bei Altkirch, Burnhaupt und Sennheim anfielen, um auf Mülhausen durchzudringen, französische Alpenjäger sich auf dem Hartmannsweilerkopf bis zur Vernichtung schlugen, um den Ausblick auf die großen oberrheinischen Verbindungslinien nicht zu verlieren, und junger Pariser Ersatz bei Flirey in den Tod ging.

Im Februar erwuchsen aus diesen Verhältnissen neue Zusammenstöße, die am Hartmannsweilerkopf und im Münstertal mit heller Flamme aufloderten.

Der zweite Kampf um den Hartmannsweilerkopf

Die Franzosen betrieben die Wiedereroberung der Gipfelstellung auf dem Hartmannsweilerkopf seit dem 21. Januar mit großer Tatkraft. Sie zogen das 13. und 28. Alpenjägerbataillon und ein frisches Infanterieregiment heran und pflanzten in den Talscharten bei Kohlschlag und in den Mulden des Molkenrains neue Batterien auf, die sich allmählich auf die ragende Kuppe einschossen. Unterdessen hoben sie am Westhang des Bergkopfes, der vom Sattel zur Jägertanne in sanfter Steigung zur Höhe führt, Laufgräben und Unterstände aus und rückten Schritt für Schritt gegen die deutschen Drahtverhaue vor. Tage und Wochen vergingen in Vorfeldkämpfen. Im verschneiten, von Granaten zerwühlten Hochwald lagen die Deutschen hinter ihren vereisten Schulterwehren und warteten auf den Angriff. Am 26. Februar waren die Alpenjäger auf Sturmentfernung an die erste Linie herangekommen. Nun warf sich ihr 28. Bataillon nach heftigem Geschütz- und Minenfeuer auf die deutschen Gräben, um die Gipfelstellung zu unterlaufen. Da sprühte Schnellfeuer aus den zerschossenen Verhauen und scheuchte sie blutend zurück. Doch das Bataillon, das die Toten des 21. Januar und die Vernichtung seiner 1. Kompagnie rächen wollte, die damals die Ringburg bis zum Fall ihres Führers, des Leutnants Canavy, verteidigt hatte, ließ sich durch den Mißerfolg nicht entmutigen. Verstärkungen rückten an und verlängerten die Angriffsfront, bis sie sich mit vorgebogenen Hörnern zu doppelseitiger Umfassung um die Westflanke der Kuppe schloß. Am 5. März erfolgte der zweite Sturmversuch. Er drang nach zweistündigem Trommelfeuer in die vorgeschobenen Stellungen und

biß sich dort fest. Zwei Tage dauerte das Ringen um den Besitz der ersten Linie, dann zogen die Franzosen die letzten Verstärkungen heran und schritten abermals zum Sturm. Zwei Bataillone Alpenjäger und drei Bataillone Linieninfanterie drangen von drei Seiten gegen die Kuppe vor. Am 17. März hielten sie die beiden Landwehrbataillone, die sich auf dem Gipfel und an der Ostkante eingegraben hatten, im Halbkreis umspannt und bauten den Artilleriebeobachtern im Hochwald Kanzeln, von denen sie die nackte Kuppe wie einen Tanzboden überschauten. Über 50 Kilometer Drahtleitungen liefen durch die Wälder zum Sattel, zum Molkenrain und nach Kohlschlag und verbanden die Beobachter mit ihren Batterien, die sich so lange auf die Gipfelplatte einschossen, bis jeder Einschlag innerhalb der Ringstellung saß.

Am 23. März ist der Angriff zur Durchführung reif.

Vier Stunden lang hämmern die französischen Geschütze auf die Kuppe und zerschmettern die deutschen Gräben. Hunderte von Tonnen Gewicht fallen nieder, Sprenggranaten zerfetzen Bäume, Sandsäcke und Leiber, reißen Splitter und Brocken aus dem Porphyrgestein und zerschlagen die Straßen, die von Wattweiler und Wünheim zur Höhe führen. Brüllende Vernichtung tanzt auf dem Haupte des „Vieil Armand“. Am Abend ist der Angriff nicht an den Rand der Kuppe herangekommen, doch aus zerschlagenen Steinwehren und zusammengeworfenen Baumschanzen wächst der Widerstand der Überlebenden und bricht die Angriffe, die den Gipfel eng und enger umbranden. Ermüdet verschieben die Franzosen den Sturm auf den nächsten Tag. Die Nacht ist feucht und kalt. Dichter Nebel hängt um das Gebirge. Deutsche Verstärkungen sind unterwegs, doch ehe sie die steile Ostflanke erstiegen haben, hebt sich der Morgen klar und sonnig aus verblassendem Dunst. Die französische Artillerie hebt zum letzten Tanz an. Noch einmal speien die Geschütze, die bei Kohlschlag, auf den Sätteln des Molkenrains und in der Senke der Herrenfluh aufgestellt sind, ihre frischgehäufte Munition auf die rauchende Kuppe. Erdbrunnen springen, Steinsplitter regnen, die letzten Bäume fallen, zersplitterte Stümpfe ragen wie Skelette aus dem braunen Qualm. Die Felsen werden zerworfen, der Unterstand, in dem Canavy erschlagen wurde, liegt abermals zerstört. Nach vier Stunden setzen die Grabengeschütze ein; schwere Flügelminen und ein Wirbel von Handgranaten suchen das letzte Leben in den verschütteten Gräben und an den zerrissenen Steinhalden, dann stürzt sich das Linienregiment, von den Jägern auf den Flanken begleitet, auf den unhaltbar gewordenen Gipfel. Die Trümmer zweier deutscher Kompagnien sind noch kampffähig und fechten bis zum Untergang. Die Alpenjäger schwenken ein, umfassen die Kuppe, prallen bis zum Ostrand vor und machen den letzten Widerstand zunichte.

Als violette Wolken aufsteigen und der Winterabend seine schweren Schatten über die Höhen rollt, ist die Kuppe wieder in französischer Hand.

Die Deutschen liegen am Hang dicht unter dem verlorenen Gipfel. Schnee fällt und bedeckt die Toten des „Vieil Armand“. In der aufklärenden Nacht, die den Mond aus den Wolken ruft, fallen noch einige Gewehrschüsse, dann wird alles still. Kein Gegenangriff erfolgt. Die Deutschen müssen dem Feind den Hartmannsweilerkopf überlassen, bis zeitraubende Vorbereitungen zur Wiedereinnahme der Kuppe getroffen sind, von der jetzt französische Beobachter in die oberrheinische Ebene blicken und das Adergeflecht der Straßen, Bahnen, Flüsse und Kanäle weithin überschauen.

Der Kampf um den Sudelkopf

Als die Franzosen zum Angriff auf den Hartmannsweilerkopf rüsteten, waren sie darauf bedacht, ihre linke Flanke zu sichern und ihre Artilleriestellungen vor jeder Überraschung zu bewahren, die ihnen aus dem Lauchtal drohen konnte. Sie griffen deshalb am Sudelkopf an, der die Wege im Rücken des Hartmannsweilerkopfes beherrschte und von beiden Gegnern besetzt gehalten wurde.

Der Sudelkopf stellt die Verbindung des fünfgliedrigen Molkenrainstockes mit dem Belchenstock her. Der Belchenstock zieht sich vom Sudelkopf nach Nordwesten und setzt in dieser Richtung bis zu den Quellen der kleinen Fecht Gipfel neben Gipfel. Es sind der Sudelkopf, der Große Belchen, der Storkenkopf, der Hundskopf, der Drehkopf und der Breitfirst, stotzige, breitschultrige Gesellen, die durch schmälere Bänder und Firsten zu einer hochgetürmten Wand verbunden erscheinen. Mit dem letzten, dem hochgiebeligen Breitfirst, hängen drei nach Nordwesten, Norden und Nordosten hinausgerückte Stöcke zusammen. Im Nordwesten thronen Batteriekopf und Rotenbacherkopf, zwei Kuppen, die den Col de Bramont und die Verbindung des Thurtales mit dem Tal der Moselotte beherrschen, im Norden der Lauchenkopf und der Schnepfenrierhkopf, die das Lauch- und das kleine Fechttal überschauen. Der nach Nordosten streichende Höhenzug gipfelt im Langenfeldkopf und im Hilsenfirst, die zu dem Bergstock des Kleinen Belchen leiten und als Flankenstellung das Lauchtal und die Seitenöffnungen des Münstertales bedrohen. Der breitausladende Langefeldkopf sendet einen Grat nach Osten aus, an dessen Fuß die Orte Obersengern und Remspach liegen. Beide Dörfer gehören zum Siedlungsgebiet des Lauchtales, aus dem vielverzweigte Kunststraßen zu den zerstreuten Berggemeinden des Belchenmassivs und des Breitfirsts emporstreben.

Zwischen Thur und Fecht häufen die Vogesen ihre höchsten Kuppen. Breitgelagerte Bergstöcke drängen sich zu einer vielköpfigen Gruppe zusammen und recken ihre Kuppen und Grate zu 1400 Meter Höhe auf. Hochstämmige Tannenwälder überziehen ihre Hänge und kurzgrasige Weidflächen

bedecken Sättel und Gipfel. Dazwischen sind verlorene Talkessel eingesenkt, springen und ruhen einsame Gewässer, stürzen Geröllhalden ab, ragen die Ruinen alter Schlösser, liegen weithin zerstreut Dörfer, Gehöfte, Sägmühlen und Molkereien, die das romantische Gebirge mit fleißigem Leben erfüllen. So beschaffen war das vielgipflige Vogesenland, in dem kleine Verbände — auf deutscher Seite nur wenige Divisionen zweiten Aufgebots, auf französischer auserwählte Gebirgsbrigaden — eine große Aufgabe zu erfüllen hatten.

Am Sudelkopf war es schon im Januar zu scharfen Zusammenstößen gekommen. Schwäbische Landwehr saß auf dem langgestreckten Sudelgrat, der sich aus dem Rimbachtälchen zum Sudelkopf hinaufzieht, und hatte sich des Sattels und der Molkerei Sudel bemächtigt. Die Franzosen hielten die West- und Südhänge des Sudelkopfes besetzt, sperrten die Zugänge von Kohlschlag und Goldbach, wo ihre schwere Artillerie stand, und hüteten die Wege, die über die Sättel des Molkenrains ins Thurtal führen. Als es den Schwaben geglückt war, sich von der Ferme Sudel allmählich auf den Sudelkopf vorzuschieben, schien die Artilleriestellung der Franzosen bei Kohlschlag und an der Herrenfluh bedroht. Beunruhigt warfen die Franzosen Verstärkungen nach Goldbach und griffen den Sudelkopf und die Sattelstellung an. Ihre Feldartillerie erklomm den Berg und richtete sich am Südhang ein, um dem verstärkten 24. Alpenjägerbataillon den Weg zu bahnen, das neben Linieninfanterie zum Sturm auf den Sudel befohlen war. Die Jäger waren erst vor wenigen Tagen von Bouvigny zurückgekehrt, wo sie im Dezember am Lorettoberg eingesetzt worden waren. Am 11. Februar griffen sie die deutschen Stellungen an der Nordostflanke des Sudelkopfes an. Der Schnee reichte den Stürmern bis zur Hüfte, die Kuppe war vereist. In den deutschen Gräben lagen zwei schwache Bataillone des württembergischen Landwehrregiments 123, die schwer unter dem Fernfeuer der Kohlschlager Haubitzen und dem Nahfeuer der Feld- und Gebirgskanonen gelitten hatten. Nebelwolken hingen um die Berge, hoher Schnee lastete auf den Wäldern und hatte die Talwege verschüttet. Der Angreifer benutzte das zerklüftete Gelände mit großem Geschick, bahnte sich Schneegassen, unterlief die Maschinengewehre der Verteidiger und drang nach heftigem Kampf in die erste Grabenlinie ein. Fortgerissen vom Erfolg, gingen die Alpenjäger sofort gegen die Hauptstellung an, die auf der Nordostseite der Kuppe errichtet war. Hier brach das Feuer, das aus den deutschen Flankenanlagen aufsprühte und die Jäger vernichtend von der Seite faßte, den verwegenen Angriff. Das weiße Feld bedeckte sich mit Gefallenen, und in der Abenddämmerung wichen die Franzosen, um die Hälfte geschwächt, gegen den Gipfel zurück. Ein Nebenangriff auf die Stellungen der Schwaben südlich der Ruine Hartfelsenschloß schlug völlig fehl.

Es ist Nacht geworden. Ein Schneesturm zieht herauf und schlägt seinen Mantel um Lebende und Tote. Auch in den deutschen Gräben fordert er Opfer. Als er sich dreht und zu einem eisigen Nordost wird, der den gefrorenen Schnee zu Schwaden aufpeitscht und den Aufstieg von Rimbach durch die Schrunden des Tiefenbacherforstes über den nackten Sudelgrat unmöglich macht, ist die zerschossene deutsche Besatzung von ihren letzten Talverbindungen abgeschnitten. Die Franzosen sind besser daran, denn sie kauern im Windschutz und erhalten von Kohlschlag und Goldbach Nachschub an Menschen und Gerät. Die Schwaben liegen eng um die M. kerei geballt und halten in ihrer Schanze unerschütterlich aus. Mit absterbenden Gliedern und eingefrorenen Gewehrschlössern warten die Gegner auf den Tag. Er zieht mit Schneegestöber und schwerem Geschützfeuer herauf. Die französische Artillerie ist eingeschossen und feuert getrost in den grauen Dunst. Schwerste Kaliber schlagen auf der Höhe ein. Kurz darauf erneuern die Alpenjäger den Sturm. Von Hochnebel und Flockenfall begünstigt, gelangt eine Umgehungskolonne ungesehen auf die Höhe 937 in die rechte Flanke der deutschen Stellung und rollt den ersten Graben durch einen Überfall auf. Doch rasch bilden die Verteidiger einen Haken und riegeln den Einbruch ab. In der Front und am linken Flügel bricht der Angriff schon vor den Hindernissen nieder. Unter wechselnden Kämpfen vergeht der Tag. Wieder wird es Nacht. Toller heult der Sturm, heult am Sudelkopf ebenso mächtig wie in den Karpathen und in Masuren, wo um dieselbe Stunde ganze Armeen um den Sieg ringen. Am Sudelkopf und am Hartfelsenschloß kämpfen nur drei Bataillone des 123. Landwehrregiments. Sie bieten dem 334. Infanterieregiment und dem 24. Alpenjägerbataillon Tag und Nacht die Spitze und werden am 17. Februar in einen wilden Kampf um die zerschossene Hauptstellung verstrickt. Der Feind dringt mit frischen Kräften in den Ring, wird aber am Abend wieder geworfen und behauptet nur einen kleinen Teil seines Gewinnes.

Am 25. Februar erobern die Deutschen den verlorenen Graben am Nordhang zurück. Die Franzosen begnügten sich mit der Behauptung der Südhänge und der Kuppe, bauen die Stellung aus und legen das 334. Infanterieregiment in die Weggabel am Westhang des Sudelkopfes, wo die Straßen von Goldbach und Kohlschlag sich treffen. Dadurch sichern sie ihre rückwärtigen Verbindungen und die Stellungen am Molkenrain. Daß sie diese für gefährdet halten, obwohl am Sudelkopf nur eine schwache deutsche Flankenhut liegt, die abwechselnd von Schwaben und Badenern gestellt wird, beweist, wie sehr sie auf die Behauptung des reichen Thurtales, des Gebirgsausganges von Thann und der Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf bedacht sind.

Während am Sudelkopf gekämpft wurde, kam es auch bei Sengern und Hilsen am Fuß des Langenfeldkopfes und des Hilsenfirstes zu Ge-

fechten. Hier waren die Deutschen die Angreifer. Sie vertrieben den Gegner aus Sengern und Hilsen und verlegten ihm dadurch den Abstieg in das Lauchtal. Der Angriff diente zugleich einem höheren Zweck. Er stand im Zusammenhang mit einer breitangelegten Kampfhandlung, durch die den Franzosen die Angriffsstellungen auf der Ostrampe des Schluchtpasses am Hang des Hohneckstockes zwischen dem Schnepfenriethkopf und dem Schratzmännle entrissen werden sollten. Daraus erwuchs einer der größten Gebirgskämpfe in den Vogesen.

Der Kampf um den Reichackerkopf

Man war sich auf beiden Seiten der strategischen Bedeutung des Schluchtpasses und der großen Talfurche des Münstertales wohl bewußt. Die Franzosen hatten diesen Weg schon zu Beginn des Krieges auf ihrem kurzatmigen Vormarsch in die elsässischen Gauen mit wehenden Fahnen durchmessen.

Als General Pau das VII. Korps und die Belforter Generalreserve gegen Mülhausen vorführte, um in die rechte deutsche Flanke einzubrechen und die Scharte des 9. August auszuwetzen, hatte er die Alpenjägerbrigade des Generals Bataille über den Col de Bramont und den Schluchtpaß ins Thurtal und ins Fechttal entsandt, mit dem Auftrag, sich der Ausgänge dieser Täler zu bemächtigen und die Linie Bollweiler—Colmar zu besetzen. Die Jäger trieben die schwachen deutschen Posten vor sich her, öffneten das Lauchtal, das Fechttal und das Krebstal und erschienen am 19. August 1914 bei Günsbach, 3 Kilometer östlich von Münster, wo sich Teile der 55. Landwehrbrigade zum Kampf gestellt hatten. Aus dem Krebstal in der Flanke bedroht, wichen die Württemberger nach heißem Gefecht auf Colmar zurück. Am 20. August 1914 erreichte Batailles Vorhut, fünf Bataillone und fünf Batterien stark, zwischen Türkheim und Ammerschweiler den Ausgang des Münstertales und stieg von den Rebenhügeln in die Ebene hinunter. Die Kämpfe kamen vor den Toren Colmars nicht zum Austrag, da Castelnaus Niederlage bei Mörchingen und Saarburg und Dubails Preisgabe des Donon und des Col du Bonhomme dem Vordringen Paus im oberen Elsaß ein rasches Ende bereiteten. Paus Armee ging in Eilmärschen nach Belfort zurück, um als Verstärkung nach Paris und Amiens zu rücken; nur die Jäger blieben in den erkämpften Gebirgsstellungen stehen. Am Ausgang des Münstertales war indes ihres Bleibens nicht. Als die schwäbische Landwehr sie am 28. August bei Wettolsheim und Winzenheim angriff und zum Weichen brachte, ging Bataille unter dem Schutze seiner Artillerie auf Sulzbach ins Krebstal und auf Weier ins Münstertal zurück. Am 2. September abermals angegriffen, räumte er in der Nacht seine befestigte Stellung im Münstertal und wich auf die Höhen des Hohnecks

gegen die Schlucht, um die rechte Flanke Dubails zu decken, der inzwischen über die Pässe zurückgegangen war. Bataille reichte dem rechten Flügel Dubails bei Lusse die Hand und verschanzte sich auf den Hängen des Reißberges, des Schratzmännles, des Hohneckstockes und des von Hohneck absteigenden Silberwaldes. Da die Deutschen ihm nur schwache Kräfte nachsenden konnten, blieb er im Besitz des Quelltales der Großen Fecht und des Aufstieges zur Schlucht. Unter Dubails Oberbefehl gestellt, behaupteten die Alpenjäger, die allmählich auf 40 Bataillone verstärkt wurden, die Gebirgsscheide von Lusse bis Thann und die Pässe südlich von Markirch bis Maasmünster. Der Hauptsitz ihres Widerstandes war das Gebiet um Münster, wo der Schlüssel des Münstertales verwahrt lag.

Im Februar 1915 zog sich die französische Linie im Umkreis von Münster über Sondernach und Mühlbach zum Schnepfenriethkopf, über Steinabruck zum Sattelkopf und sprang vom Sattelkopf zum Reichackerkopf vor, dessen breitabfallende Stufen den Winkel zwischen dem Großen und dem Kleinen Fechttal füllen. Vom Reichackerkopf stieg die französische Linie über Stoßweier und Sulzern zum Eichwald und zum Hohrodberg empor und strich über den Großen Hörnleskopf zum Schratzmännle, um zwischen Urbeis und Diedolshausen den Fauxkopf zu erreichen, den die Franzosen am 3. Dezember erobert hatten.

Als die Deutschen am 14. Februar im Lauchtal zum Angriff übergingen, trotz der Bedrängnis ihrer Flankenwacht am Sudelkopf die Ortschaften Hilsen und Obersengern erstürmten und kurz darauf auch in das vom überraschten Feind geräumte Remspach einrückten, leiteten sie durch diese Überfälle eine große Bewegung zur Verdrängung der Franzosen aus dem Fechttal und zur Rückeroberung der Schlüsselstellung am Reichackerkopf ein. Die Gefechte am Sudelkopf, am Langenfeldkopf und am Hilsenfirst banden also französische Kräfte und wirkten entlastend auf den rechten Flügel der Armeeabteilung Gaede, während diese im Münstertal zum umfassenden Angriff schritt.

Die Franzosen lagen rings um Münster auf den Vorbergen des Silberwaldstockes und am Hohrodberg eingegraben und hatten ihre rechte Flanke am Schnepfenriethkopf, ihre linke Flanke am Hörnleskopf abgestützt. Der rechte Flügel deckte das Kleine, der linke das Große Fechttal. Das Zentrum hütete den Schluchtpaß und bedrohte vom Gipfel des Reichackerkopfes und aus der Scharte von Stoßweier die deutschen Talstellungen im Umkreis von Münster. Da die Franzosen über starke Kräfte, gute Artillerie und gesicherte Verbindungen verfügten, lastete ihr Druck schwer auf dem Einfalltor ins mittlere Elsaß. Um sich dieses Druckes zu entledigen und den Franzosen die gefährlichen Angriffstellungen oberhalb Münsters zu entreißen, hatte General Gaede beschlossen, die Bergköpfe in seinen Besitz zu bringen, die so drohend auf Münster herabblickten.

Streitbar saß der Franzose in Stoßweier und Sulzern an den Ausgängen des Schluchtpasses und der großen Kunststraße, die das wilde Gebirge in weitausholenden Windungen überschreitet, und deckte den Paß gegen Süden durch die Besetzung des Sattelkopfes und des Schnepfenriethkopfes. Östlich von Sulzern und südlich von Stoßweier stand er auf den verschneiten Bergnasen, die alle Zugänge bis auf die entlegenste Schrunde beherrschten. Er hatte sich Ringburgen aus Geröll gebaut, auf den Sätteln Artillerie in Stellung gebracht und die Stufen des Reichackerkopfes mit ausgeschwärmten Schützen besetzt. Vorgeschobene Posten hockten auf den Wettertannen und sandten, in schwarze Ziegenfelle gehüllt, ihre sicheren Kugeln in die deutschen Gräben.

Den Kern der französischen Stellung bildete der Reichackerkopf, der den Aufstieg zum Schluchtpaß und alle Wege, die von Münster in die Hochtäler und auf die Berge führen, aus der Mitte beherrschte. Solange die Franzosen im Besitz dieser Kuppe waren, raubten sie dem Verteidiger von Münster den Schlaf. Sie kannten den Wert ihrer Stellung und hatten zwei Alpenjägerbataillone mit der Verteidigung betraut. Ihre Nordflanke war durch die stark verteidigten Orte Stoßweier und Kilbel geschützt, ihre Südflanke durch die Besetzung des Sattelkopfes gesichert, der nur durch eine schmale Senke von der Hauptstellung geschieden war und jeden Angriff aus dem Kleinen Fechttal in die Seite faßte. Der Sattel, der von Mühlbach nach Ampfersbach und Stoßweier führt, war verschanzt und bestückt. So bildete die Stellung auf dem Reichackerkopf eine Naturfestung, die aller Angriffe zu spotten schien. Dahinter ragte der Silberwaldstock mit 1090 und 1361 Meter hohen Kuppen und deckte die napoleonische Kunststraße, die in Kehren und Durchstichen zum Schluchtpaß empor- und durch breitfließende Wälder zum Seebecken von Geradmer hinuntersteigt.

Als die Deutschen am 19. Februar zum Angriff antraten, hatte der Schneesturm, der den Kämpfern am Sudelkopf so verhängnisvoll geworden war, scharfem Froste Platz gemacht. Der Schnee war gefroren, alle Hänge und Stürze lagen vereist. Da nicht nur am Sudelkopf und am Hilsenfirst gekämpft worden war, sondern auch bei Lusse, westlich des Col du Bonhomme, gefochten wurde, wo die Deutschen am 19. Februar eine Höhe auf dem Westhang des Gebirgskammes stürmten, geriet die ganze Vogesenfront in Bewegung. Dadurch wurde der deutschen Führung der Hauptangriff im Münstertal bedeutend erleichtert. Er blieb trotzdem ein Wagnis.

Um die Stoßrichtung zu verschleiern, wurden die Sturmtruppen weit entfernt von der Kampflinie zwischen Neubreisach und Colmar und auf dem bewaldeten Wallfahrtsberge Drei Ähren zwischen Türkheim und Zell bereitgestellt. Rechts trat die aus Schwaben gebildete 6. Landwehr-, links die 8. bayerische Reservedivision an. Der rechte Flügel machte sich fertig,

vom Hörnleskopf bis Haslach gegen die Nordflanke der Franzosen vorzugehen, der stärkere linke Flügel war zum umfassenden Angriff auf den Reichackerkopf bestimmt. Während die 6. Landwehrdivision im wesentlichen frontal anzugreifen hatte und die Franzosen von den Höhen nördlich Münster gegen das Große Fechttal auf Sulzern werfen sollte, zielte der Angriff der Bayern unter Überschreitung des Kleinen Fechttales in nordwestlicher Richtung auf Stoßweier—Ampfersbach. Er ging also auf eine Umfassung des am Reichackerkopf vorgebauten rechten Flügels aus. Die Württemberger bereiteten den Angriff auf die Linie Großer Hörnleskopf—Eichwald—Stoßweier in den Bergwäldern vor, die Bayern marschierten auf den Talwegen in zwei Kolonnen an den Feind. Die erste bayerische Kolonne rückte aus dem Münstertal über Sulzbach und Wasserburg das Krebstal aufwärts gegen den Hilsenfirst vor, um am Kleinen Belchen nach Westen einzuschwenken, die zweite marschierte als äußerster linker Flügel aus dem gesäuberten Lauchtal über Rimbühl—Hilsen heran. In klirrender Frostnacht zogen die Bayern talauf und gelangten noch vor Tagesgrauen in ihren Angriffsraum. Unter Flankendeckung gegen die Linie Schnepfenriethkopf—Hilsenfirst traten sie am 19. Februar auf den Höhen zwischen Münster und Sondernach zum Sturm an, während sich die Württemberger um dieselbe Stunde zum Angriff auf die Linie Sulzern—Stoßweier fertig machten.

Nach Tagesanbruch eröffneten die deutschen Geschütze auf der ganzen Linie das Feuer. Um 10 Uhr erhob sich der Nordflügel aus den Sturmgräben und brandete an den Hängen des zerklüfteten Waldgebirges zu den Hörnlesköpfen empor. Doch der Angriff kam auf halbem Wege zum Stehen, da der Franzose immer noch in der rechten Flanke stand und vom Schratzmännle und vom Barrenkopf tödliches Seitenfeuer versendete. Vergeblich suchten die Schwaben gruppenweise Raum zu gewinnen und die Kuppeln einzeln zu nehmen. Auch der Südflügel geriet bald ins Stocken. Der Kampf schob in ruckweisem Vorgehen und Zurückweichen auf den grasigen Halden zwischen den Wäldern hin und her. Er überschritt im ersten Anlauf den Grund des Kleinen Fechttales und begann eben die Hänge des Reichackerkopfes und des Sattelkopfes zu ersteigen, als Kreuzfeuer aus großem und kleinem Gewehr auf ihn einbrach, das die Kuppen des Reichackerkopfes und des Sattelkopfes mit Flammenruten umgürtete. Die Bayern suchten ihm zu entgehen, indem sie sich rasch an der weitgeschwungenen, in breiten Stufen abfallenden Ostflanke des Reichackerkopfes emporzogen. Mit Spaten und Gewehr erklommen sie die Geröllhalden und schlugen die Eissporen in die vereisten Steinschlacken, um hie und da einen Schuß zu tun, Deckungen aufzuwerfen und dem Gegner an den Leib zu kommen. Aber das Kreuzfeuer peitschte die Rampe derart, daß die steile Bahn am hellen Tage nicht durchmessen werden konnte. An der Straße Münster—Mühl-

bach kam der Angriff zum Stehen. Hart an den weißen Hang geschmiegt, lagen die Bayern und warteten auf die Wirkung der jenseits des Fechtgrundes aufgepflanzten Batterien und die günstigere Dämmerstunde. In der Tat begann das Feuer der Franzosen am Sattel gegen Abend nachzulassen. Die deutsche Artillerie hatte die Oberhand gewonnen. Alsbald erneuerten die Bayern den Angriff und drangen im Abenddunkel von Südosten in die Schanze auf dem Reichackerkopf ein. Kämpfend wichen die Franzosen gegen die West- und Nordhänge und setzten sich dort aufs neue.

Als es Nacht geworden war, lagen die Deutschen auf der ganzen Front an die vereisten Hänge geklammert und warteten auf den neuen Tag. Am 20. Februar rafften die Schwaben die letzte Kraft zusammen und gewannen mit Sappe und Handgranaten die Höhen des Kleinkopfes, der um die Mittagsstunde erstürmt wurde. Fechtend ging der linke Flügel der Franzosen gegen den Großen Hörnleskopf, und den Eichwald zurück. Die Bayern behaupteten sich in Kreuzfeuer und Gegenangriffen auf der Gipfelstufe des Reichackerkopfes, vermochten aber die Nordosthänge im Nachstoß nicht zu erobern. Am 21. Februar flossen die Gefechte zu einer Gebirgsschlacht zusammen.

Die Verteidiger hielten den Sattelkopf, den Sattel und die Hänge des Reichackerkopfes und die Linie Eichwald—Kilbel gegen alle Angriffe. Sie hatten Ampfersbach, Stoßweier, Kilbel und Sulzern stark besetzt und schwere Artillerie herangezogen. Von den Hängen des Silberbaches sprühte das Feuer französischer Ersatzbatterien, die den Talweg von Münster nach Stoßweier und die Hänge des Eichwaldes und des Reichackerkopfes mit Granaten überschütteten. Offenbar hatten die Franzosen die drohende Umfassung erkannt und setzten alles daran, sich auf dem Sattelkopf, am Sattel und in Sulzern zu behaupten und die bedrängte Mittelstellung Reichackerkopf—Stoßweier zu entlasten.

Trotzdem erstieg der Angriff die Bergstufen des Reichackerkopfes, und am späten Nachmittag des 22. Februar fiel der breite Nordhang in deutsche Hand. Die Franzosen zogen sich auf Stoßweier, Kilbel und Ampfersbach gegen den Silberwald zurück. Dem Feinde auf den Fersen folgend, warfen sich bayerische Reiter zu Fuß, württembergische Landwehr und badischer Landsturm, die auf der Talstraße vorgedrungen waren, in rücksichtslosem Anprall auf Stoßweier und entrissen dem Verteidiger noch in der Nacht das brennende Dorf. Die Franzosen wichen auf Kilbel und nahmen Stoßweier unter rächendes Kreuzfeuer. Die Lage der Deutschen war kritischer als die der Franzosen, die vor dem Angreifer bergan gewichen waren. Wütendes Gewehr- und Mitrailleusenfeuer peitschte Hänge und Straßen, Grabengeschütze zerschlugen die Dorftrümmer und zwangen die Stürmer, in den Kellern Schutz zu suchen. Von den höheren Windungen der Schluchtstraße fielen die Geschosse französischer Feldgeschütze und Haubitzen in die

Schrunden und auf die Talwege, wo die erschöpften Angreifer ohne Feuer und Verpflegung seit drei Tagen in Eis und Schnee kauerten und aus gefrorenem Geröll Brustwehren türmten, um die Gegenstöße abzuschlagen und Kraft zum letzten Sturm zu gewinnen. Im Morgengrauen stellten sie sich zum entscheidenden Angriff auf die Linie Sattel—Ampfersbach—Kilbel und auf Hohrod und Sulzern bereit. Zu diesem Zwecke wurden die Flankendeckungen verringert, das letzte Gewehr in die Feuerlinie gezogen und die Artillerie angewiesen, die feindlichen Schanzen auf dem Reichackerkopf aufzubrechen.

Der Franzose sah den Sturm kommen und hielt den Nordfuß des Reichackerkopfes und den Eichwald während der Nacht unter starkem Feuer. Als der Morgendunst aus den Tälern wich, griffen die Deutschen an. An dem starkbefestigten, von den Felsenkanzeln des Schluchtpasses überschatteten Sulzern brachen sich alle Stürme, die Sperrstellung am Sattel fiel nur zum Teil, dagegen wurde der Nordwestrand des Reichackerkopfes genommen und die Orte Kilbel und Hohrod im Kampfe Mann gegen Mann erstritten. Als Kilbel fiel, legten die Deutschen die Hand auf die große Straßengabel, aus der sie den Abstieg vom Schluchtpaß beherrschten. Die Franzosen behaupteten zwar die Riegelstellungen Sulzern und Ampfersbach, die den Deutschen den Aufstieg an den Flanken des waldigen Schluchtmassivs verwehrten, hatten aber die Linie Barrenkopf—Stoßweier—Reichackerkopf, die Südhänge des Sattelkopfes und das Große Fechttal verloren und waren von Münster abgedrängt worden. Waren auch nicht alle Angriffsziele erreicht, so drückte doch der Gegner nicht mehr so auf die Talverbindungen, an deren Sicherung alles gelegen war. Da die Franzosen sich mit der Behauptung der Ostrampe des Schluchtpasses zu begnügen schienen, schliefen die Kämpfe vom 24. Februar an langsam ein. Die Deutschen räumten die erstrittenen Gräben auf und zogen die Sturmtruppen aus der Feuerlinie. Am 5. März begann die Ablösung; Landsturm besetzte den Reichackerkopf, und am Tage darauf rückten die Hauptkräfte der 8. bayerischen Reservedivision durch das Münstertal nach Colmar ab.

Da brachen die Franzosen, die Verstärkungen herangeführt und von der Schlucht und vom Sattelkopf die Bewegungen im deutschen Lager beobachtet hatten, rasch gefaßt zum Gegenangriff vor, um den Reichackerkopf, Kilbel-Stoßweier, Hohrod und den Hörnleskopf in überraschendem Angriff wieder zu erobern. Ein Feuerüberfall, der sich besonders gegen den Reichackerkopf richtete und die flüchtig ausgekratzten Gräben völlig zerschlug, leitete den Vergeltungsstoß ein. Die Brustwehren wurden zerstört, die Unterstände aufgesprengt, die Maschinengewehre verschüttet und die Besatzung der Kuppe mit schweren Verlusten heimgesucht. Die schwachen Landsturmkompagnien, die weit auseinandergezogen in den verschütteten Gräben lagen, ließen den Feuerregen über sich ergehen und machten sich zu

verzweifeltem Widerstand fertig. Als das Geschütz am Reichackerkopf eine klaffende Bresche gerissen hatte und die deutsche Grabenwehr am Erliegen war, brachen die Franzosen aus Sulzern, dem Silberwald und vom Sattel vor und drangen in dicken Schwärmen in die zerstörten Stellungen. Schwaben und Badener wurden von der Sturmflut erfaßt und rangen mit verbissenen Zähnen gegen die Übermacht, die sie rasch zu überwältigen drohte. Vom Großen Hörnleskopf bis zum Sattelkopf schwoll die Flut der französischen Sturmbataillone. Am Hörnleskopf und bei Hohrod brach sich der Angriff an den deutschen Stellungen, bei Stoßweier schleuderte ein Gegenstoß den Feind auf Ampfersbach zurück, am Reichackerkopf aber drang er mit überlegenen Massen in die geschlagene Bresche und rollte die Gipfelstellung auf. Trümmer des badischen Landsturms klammerten sich an den Hang, um hier zu sterben. Als es Abend wurde, pflanzten die Alpenjäger ihre Fahne auf die zurückeroberte Kuppe.

Der Kanonendonner hatte die abziehenden deutschen Truppen rascher von dem drohenden Unheil unterrichtet als der Notschrei der Verteidiger. Die Hörner der Bayern riefen die 8. Reservedivision noch einmal in die Schlacht. Im Gewaltmarsch, mit Lastkraftwagen und Panzerzügen wurden sie zurückgeholt und griffen am späten Nachmittag in den Kampf ein. Die ersten Bataillone suchten die Kuppenstellung und den Nordwesthang noch in der Nacht wieder zu erobern. Brennend vor Wut stürmten sie im fahlen Dunkel die eisigen Hänge empor, die sie vor wenigen Tagen mit Blut gedüngt hatten. Es war umsonst. Französische Maschinengewehre und Gebirgskanonen empfingen sie mit Schnellfeuer und neue Drahtzäune wehrten ihnen den Zugang zu der verlorenen Kuppe. Mit Zauberschnelle waren Baumverhaue und Steinschanzen entstanden, die des Angriffs aus dem Stegreif spotteten. Da gruben sich die Stürmer ein, wo sie standen, um den Tag zu erwarten. Nachrückende Verstärkungen stellten die Verbindung mit dem Landsturm her, dessen Trümmer sich auf der Nordflanke des Berges gehalten hatten, und reichten den Verteidigern von Stoßweier die rettende Hand. Der Kampf kam auf der ganzen Linie zum Stehen und erstarrte in einer Verstrickung, die nicht ungelöst bleiben durfte. Beide Gegner sammelten neue Kraft, um die Blutarbeit zu vollenden, die Franzosen, um die Hörnlesköpfe, Stoßweier und die Hänge des Reichackerkopfes zurückzuerobern, die Deutschen, um die Kuppe des Reichackerkopfes wiederzugewinnen.

Die Franzosen schanzten ohne Unterlaß und türmten voll Eifer eine Ringburg um die Kuppe. Der ganze breitgeschwungene Kuppenrand wurde in die Befestigung eingezogen und mit dem Verhau am Sattel und der Schanze auf dem Sattelkopf durchlaufend verbunden. Dadurch entstand eine vier Kilometer breite, sturmfreie Front, die von einer Brigade verteidigt wurde. Um den Feind zunächst an der Vollendung dieses Werkes zu hindern,

führten die Deutschen in der Frühe des 7. März einen Überfall aus. Sie drangen aus der linken Flanke überraschend gegen den Sattel vor, trafen aber schon auf eine geschlossene Front, wurden übel empfangen und mußten blutend gegen die Hänge von Mühlbach und Metzeral weichen. Da die Franzosen ihnen nicht nachstießen, blieb die Lage in der Schwebe. Am 7. März begannen die Deutschen den methodischen Angriff und schoben sich bis zum 18. März näher und näher an die verlorene Kuppe heran. Tagsüber lagen die Angreifer an den Geröllhalden hinter Steinbrocken, Sandsäcken und Schutzschilden, nachts suchten sie schrittweise Boden zu gewinnen und ihre Gräben dicht und dichter an den Feind zu stoßen. Wie Preußen und Österreicher vor dem Zwinin, lagen Schwaben und Bayern am Reichackerkopf in entsagungsvollem Kampf und rangen sich mit Pickel und Spaten durch vereistes Geröll zu der Gipfelbastion empor. Blei und Frost lichteten die deutschen Linien, aber eng und enger wurde der Kreis, der den Reichackerkopf umspannte und sich würgend zur Kuppe emporschraubte. Am 18. März war die Umstrickung so eng geworden, daß die Franzosen sich durch Gegenstöße Luft zu machen suchten. In Bataillonsstärke brachen sie an der Ostflanke der Verschanzung hervor, um den rechten Flügel des Angreifers von der Verbindung mit den Verteidigern von Stoßweier abzutrennen und über den Hang hinunterzuwerfen. Als der Ausfall mißlang und die Alpenjäger unter schweren Verlusten gegen die Kuppe zurückwichen, war für die Deutschen der Augenblick zum Sturm gekommen. Er wurde auf den 19. März festgesetzt.

In der Frühe des Tages vereinigte die deutsche Artillerie die Wucht ihres Feuers auf die Gipfelstellung und die Schanze am Sattel und setzte die Beschießung bis zur Mittagsstunde fort. Dann traten die Bayern zum Angriff an. Der rechte Flügel erreichte die Hochkante der Gipfelfläche, geriet aber auf der Höhe in das Flankenfeuer der Kuppe und mußte sich wenige Schritte vor dem großen Verhau zur Erde werfen. Der linke Flügel stieg in den Sattel ein, legte sich als Flankenhut nieder und hielt die Verteidiger der Sattelschanze davon ab, dem rechten Flügel in den Rücken zu fallen. Doch unablässig rollte das französische Feuer und fegte das natürliche Glacis, auf dem der Angriff wie angefroren lag. Als vier Stunden vergangen waren, ohne eine Entscheidung zu reifen, wurde die Lage der Bayern gefährlich. Gegenangriffe drohten und die Verbindungen begannen zu reißen. Schon war der Tag im Schwinden. Nebel- und Rauchschwaden sanken in die Täler, Schlagschatten fielen, eine neue Nacht stieg herauf, eine Nacht schreckhaften Grauens und beißender Kälte. Die deutsche Führung stand vor der Frage, ob sie die Truppe ins Tal zurücknehmen sollte. Noch war die Entscheidung nicht gefallen, da sprang plötzlich am linken Flügel der von Osten stürmenden Angriffsgruppe der Füsilier Lutz mit wildem Hurra von der Erde und riß die Nachbarn mit sich in die Höhe. Auf sprang Mann

für Mann, und mit aufgepflanztem Bajonett und dröhnendem Kampfgeschrei erklommen zwei Kompagnien in jähem Ansturm die Ostflanke der großen Bastion. Völlig überrascht und jäh entmutigt, gaben die Verteidiger den Widerstand auf und wichen unter Hinterlassung zahlreicher Gefangener und Toter gegen den Sattel. Der Angriff überflutete die Kuppe und trieb den Feind aus den letzten Gräben.

Der Franzose fand die Kraft nicht, den Kampf um den Reichackerkopf zu erneuern, und begnügte sich damit, die Linie Sattelkopf—Ampfersbach—Sulzern und den Schluchtpaß behauptet zu haben. Der Reichackerkopf blieb fortan in deutschem Besitz, aber auch der Deutsche verzichtete darauf, den Sturm auf den Schluchtpaß zu erneuern.

Der Kampf an der Vezouse

Um die Zeit, da der rechte Flügel Gaedes zum ersten Angriff auf den Reichackerkopf schritt, stieg auch der rechte Flügel der Armeeabteilung v. Falkenhausen aus den Gräben. Falkenhausens äußerster linker Flügel wurde durch die Landwehrbrigade Ferling gebildet, die am Col du Bonhomme stand. In der Mitte focht das XV. Reservekorps, das den Salespaß hütete und die Hügel von Ban de Sapt besetzt hielt und im Plainetal der 84. Landwehrbrigade die Hand reichte. Die 84. Landwehrbrigade verteidigte den stark besetzten Donon und war mit Posten zur Plaine herabgestiegen, gegen deren Oberlauf die Franzosen seit dem Rückzug der 7. Armee von der Mortagne andrängten, um auch das obere Vezousetal zu gewinnen und die Deutschen am Donon zu fesseln. Sie spähten verlangend zur Saarburger Lücke hinüber und hatten ihre Linien allmählich gegen Cirey vorgeschoben. Die Saarburger Lücke wurde durch die 19. Ersatzdivision gedeckt, in deren Verband Sachsen und Preußen fochten. Am äußersten rechten Flügel der Armeeabteilung Falkenhausen standen am Rhein-Marne-Kanal in der Gegend von La Garde die 5. und die 1. bayerische Landwehrdivision, deren Flanken von der rückwärts gestaffelten 7. Kavalleriedivision gehütet wurden.

Zwischen der 84. Landwehrbrigade und der 19. Ersatzdivision befand sich eine brüchige Stelle. Es war ein tief einspringender Winkel, der Saussenrupt in französischem Besitz ließ und den Zusammenhalt der deutschen Linien gefährdete. Die Franzosen hatten ihre Hauptstellung zwischen der Plaine und dem Rhein-Marne-Kanal auf dem Hochland von Mondon und Parroy errichtet und ein Spinngewebe von Außenstellungen über Blamont—Remoncourt—Celles—Badonviller—Embreménil gegen Allarmont—Angomont—Cirey vorgeschoben. Sie beherrschten das Plaine- und Vezousetal und besaßen in dem geräumigen Wald- und Weideland von Badonviller große Bewegungsfreiheit. Allmählich verstärkte sich der französische Druck

auf die Saarburger Lücke und den Dononpaß so sehr, daß der zurückgebogene linke Flügel der 19. Ersatzdivision die Verbindung mit der 84. Landwehrbrigade zu verlieren drohte.

Um die Lage zum Besseren zu wenden, beschloß Generaloberst v. Falkenhausen im Februar 1915, aus der unvorteilhaften Stellung am Oberlauf der Plaine und Vezouse hervorzubrechen und den vorspringenden Winkel von Saussenrupt abzuquetschen. Es galt, dem Donon einen breiteren Sockel zu schaffen und aus den Tälern der Plaine und der Vezouse wieder auf die durchschnittene Hochfläche von Badonviller und Blamont zu gelangen, die man im August kämpfend überschritten hatte. Als die Deutschen zum Angriff rüsteten, wartete ihrer starker Widerstand. Die Franzosen hatten sich bei Bionville, Allarmont und Chapelotte eingegraben und hielten die Straße, die vom Donon absteigend ins Tal der Plaine nach Raon l'Etape und Rambervillers zieht, mit Geschütz gesperrt. Sie beherrschten das obere Vezousetal von den Höhen bei Angomont und Harbouey und hatten die Felsbrocken der übergrünten Moränen zu Ringburgen zusammengetragen. Cirey und Blamont waren im Spätherbst nach wechselnden Kämpfen in französischem Besitz geblieben. Am Rhein-Marne-Kanal standen die Franzosen auf den Trümmern von Manonvillers dicht vor dem blutgetauften La Garde und deckten die Zugänge von Lunéville und die Südflanke der Befestigungen von Nancy.

Als die deutschen Kräfte am 27. Februar im Plaine- und Vezousetal und am Rhein-Marne-Kanal zum Angriff antraten, trieb Schnee und Regen in der rauh wehenden Luft. Die 1. bayerische Landwehrdivision ging am Kanal von La Garde gegen den Waldrand von Parroy und das Dorf Parroy vor, um den Angriff der 19. Ersatzdivision auf Badonviller zu erleichtern. Die 19. Ersatzdivision griff aus der Linie Blamont—Cirey—le Val an mit dem Auftrag, sich der Höhenstellungen von Domèvre und Bremênil zu bemächtigen und das französische Zentrum über Badonviller in zwei Nebentälchen der Vezouse, das der Blette und das der Verdurette, gegen den Wald von Mondon zurückzuwerfen. Die 84. Landwehrbrigade erhielt Befehl, links anschließend die Waldhöhen von Angomont und das Forsthaus von Chapelotte bei Allarmont zu nehmen und gegen Celles vorzudringen.

Nach kurzem Feuersturm griffen die Deutschen zu den Bajonetten und liefen auf der ganzen Linie an.

In unwiderstehlichem Vorstoß wurden die französischen Grabenstellungen und Waldverhaue überrannt. Die 84. Landwehrbrigade erstürmte die Hochfläche, die sich zwischen Celles und Badonviller ausbreitet, und die 19. Ersatzdivision rang sich zu dem Höhenrücken von Bremenil empor und warf die Franzosen gegen die Blette. Um 4 Uhr nachmittags war die Vereinigung der beiden inneren Angriffsflügel vollzogen. Unterdessen trieb die 1. baye-

rische Landwehrdivision den Feind am äußersten Nordflügel gegen den Parroywald und erreichte die Linie Parroy—Embreménil. Das Dorf Parroy wurde in Brand geschossen und mit der blanken Waffe erstürmt.

Doch die Franzosen waren nicht gesonnen, sich in den Verlust des wichtigen Vorgeländes zu finden, und setzten im Dämmerschein des Februarabends zu heftigen Gegenangriffen an, die durch Reserven aus dem Mondonwald und dem Meurthetal gespeist wurden. Angriff auf Angriff rollte gegen die verlorenen Stellungen, in denen der Deutsche zugleich schanzte und stritt, um seinen Gewinn zu behaupten. Vom 17. Februar bis 5. März erneuerten die Franzosen ihre Versuche, die Hochfläche zwischen der Plaine und Vezouse zurückzuerobern. Alpenjäger, Linienregimenter und Landwehr wurden eingesetzt, Nachtangriffe ausgeführt, Überfälle in Schneehemden gemacht, Artillerie in die Sturmlinien gezogen, kurz, alles aufgeboten, was erfinderische Taktik und Tapferkeit vermögen, um die Scharte auszuwetzen. Doch alles war umsonst. Die Deutschen ließen sich nicht wieder ins Plainetal und über die Vezouse werfen und standen auf den Felsenkanzeln und in den Wäldchen der welligen Hochfläche von Badonviller und Blamont festgewurzelt. Die deutsche Linie war verkürzt und geradegezogen, ein Geländestreifen von 20 Kilometer Breite und 6 Kilometer Tiefe ausgeräumt und ein breites Glacis um die Dononstellung gelegt. Es war der größte Geländegewinn, der im Vorfrühling des Jahres 1915 im Stellungskrieg erstritten worden ist.

Die Kämpfe in den Argonnen

Auch zwischen Maas und Mosel wurde im Februar und im März gekämpft, doch blieben die Gefechte enger an die Gräben gebunden. Auf der Höhe von Les Eparges und Combres, bei Pont-à-Mousson und im Priesterwald verdichteten sich die Kampfhandlungen auf den Flanken des Keils von St. Mihiel zu einem Ringen Leib an Leib, das beide Teile in Atem hielt und den schwachen deutschen Besatzungen schwere Stunden bereitete. Die Franzosen setzten stärkere Kräfte ein, um die Flanken der Keilstellung einzudrücken und die Tiefenlinie des Rupt de Mad wieder zu erobern, und stießen dabei die Sonde tief in die Gräben an der Combreshöhe. Vom 13. bis 18. Februar wurde um Norroy an der Mosel, vom 17. bis 20. Februar um die Stellungen bei Les Eparges an den Maashöhen gekämpft. Bei Les Eparges wurden deutsche Vorgräben durch Sprengungen verschüttet und die Hauptlinie zurückgedrückt, aber allmählich sanken die blutigen Gefechte, in denen die Bayern besonders litten, wieder in sich zusammen. Der Keil von St. Mihiel stak fest. Ihn abzuquetschen rüstete die französische Heeresleitung erst im April wieder größere Kräfte, die nach

neuen Gesichtspunkten angriffen. Dagegen führte der Stellungskrieg auf dem linken Ufer der Maas und am Ostsaum des Argonnenwaldes schon im Februar zu heftigen Kämpfen.

Seit die Deutschen wieder in den Besitz der Nordargonnen gelangt waren und sich dem Biesmeabschnitt in blutigen Waldgefechten und zähem Grabenkampf genähert hatten, wurden die Franzosen nicht müde, neue Befestigungen aufzuführen und die Linie Boureuilles—Le Four de Paris—Vienne la Ville zu verstärken, um die Verbindungslinie Verdun—Clermont—Ste. Ménehould sicherzustellen. Sie hielten die Gerade Boureuilles—La Volante und die in einer Schleife nach Norden ausspringenden Linien zwischen der Waldenge des Four de Paris und der Waldöffnung von Vienne la Ville verzweifelt fest, und erneuerten zu diesem Zwecke ihre Kräfte fortgesetzt. Auf deutscher Seite lagen immer noch Preußen und Württemberger, das XVI. Korps und das neuzusammengestellte XIII. Korps, im Geisterwald gebunden, der im Februar 1915 von tauendem Schnee und grauem Nebel dampfte und von heftigen Stürmen geschüttelt wurde. General v. Mudra sah seine schwierige Aufgabe noch nicht gelöst. Er hatte zwar das Gehölz von Grurie und die Volante erstritten und das Stellungsnetz im Meurissongrund und auf dem Rücken von St. Hubert angeschnitten, aber dieses stark verteidigte Gewebe noch nicht zerrissen. Dichtgesponnen verwehrte es den Schwaben die Annäherung an den Biesmeabschnitt, während die Höhe „Zum toten Mädchen" am Ostrand des Waldes Le Four de Paris in der rechten Flanke schützte.

General Joffre hatte inzwischen die Besatzung des Argonnenabschnittes neu geordnet. Zwischen dem Bagatelle-Pavillon und Vienne la Ville lag im Februar links vom V. Korps seit kurzem das XXXII. Korps in den Gräben. Es war von Ypern herangezogen worden, um das II. Korps abzulösen, das in den Winterkämpfen schwer gelitten hatte. Das XXXII. Korps sah sich bald in blutige Waldkämpfe verwickelt.

Die Franzosen waren seit dem Angriff, der sie am 8. Januar vom Wasserriß der Courte Chaussée und der Volante vertrieben hatte, in die Abwehr gefallen und hatten sich bemüht, ihre Verteidigungsanlagen im Umkreis von Le Four de Paris und die im Halbkreis nach Norden vorspringende Stellung von La Harazée auf dem Höhenrücken zwischen Bagatelle und Servon zu einer durchlaufenden Stellung auszubauen. Die 40. Division des XXXII. Korps faßte als rechte Flügelgruppe in den Werken Labordère, Central, Martin und Cimetière Fuß und besetzte vor diesen sturmfreien Redouten einen Hauptgraben und zwei Vorgräben, die sich als Außenstellung in einer großen Schleife über den Hubertrücken zogen. Gegen diese Stellung richtete sich im Februar 1915 der deutsche Angriff.

Die 27. Division trat am 29. Januar zum Sturm auf die Schleife an, um sie aufzureißen und die 40. Division aus dem Hügelwald auf La Harazée

zu werfen. Es war ein kalter, grauer, von Nebelschwaden trunkener Morgen. Ein paar Kanonenschüsse hallten im dämmernden Wald, sonst deutete nichts auf einen Angriff. Um 7 Uhr 20 Minuten zerriß der Donnerschlag einer großen Sprengung die trügerische Stille. Deutsche Minen hatten die Mitte der Schleifenstellung aufgebrochen. Ehe sich der Rauch verzog, schnellten die Schwaben, vier Regimenter, auf einer Linie von 3 Kilometern aus den Deckungen und warfen sich, ohne einen Schuß zu tun, auf die französischen Gräben. Der rechte Flügel watete durch den morastigen Grund des Charmesbaches, die Mitte drang in die Minenbresche und der linke Flügel faßte den Hubertrücken in der Flanke. In erbittertem Ringen wurden die beiden ersten Linien genommen und die Trümmer der Besatzung, das 155. und das 161. Regiment, auf den Hauptgraben und darüber hinaus über das Dieussontälchen gegen die Werke von La Harazée zurückgeworfen. Bis zum Werk „Central“ fuhr der Angriffsstoß und hakte sich dort fest. Da brach aus den großen Flankenredouten der Gegenangriff der französischen Reserven. Das 94. und das 150. Linienregiment suchten die verlorenen Gräben und den Hubertrücken mit der blanken Waffe und Handgranaten wieder zu nehmen. Als dies nicht zum Ziel führte, setzten die Franzosen noch das 360. Regiment ein, um das Schicksal zu wenden. Es war umsonst. Als gegen Abend ein letzter Angriff, der als Überfall mit Hörnerschall aus La Harazée hervorbrach, im deutschen Feuer erstarb, wichen die Franzosen endgültig in die Feldwerke von Labordère, Central, Martin und Cimetière zurück und überließen den Schwaben den Südrand des Gehölzes von La Grurie und den Wasserriß des Dieussontälchens, der das Glacis ihrer Hauptstellung an der Straße von Bagatelle-Pavillon nach Servon so lange gedeckt hatte.

Die Württemberger bauten die eroberten Erdwerke in den nächsten Tagen zu einer festen Linie aus und schoben ihre Gräben gegen die Redouten von Labordère, Central, Cimetière und Bagatelle vor. Obwohl der Angriff vor den Werken von La Harazée zum Stehen gekommen war, trug er gute Früchte, denn die Franzosen waren fortan nicht mehr in der Lage, die Verbindungen von Binarville zu bedrohen, und blieben im Westteil des Waldgebirges auf die Behauptung der Bjesmelinie und den Unterlauf des Charmebaches beschränkt.

Im Ostteil der Argonnen waren die Kämpfe im Januar zwischen Le Four de Paris wohl zum Stehen, aber nicht zur Ruhe gekommen. Im Februar flackerten sie dort aufs neue auf. Am 7. und 8. Februar wurde in der Flanke des Hubertrückens, am 10. Februar bei Fontaine-Madame und am 17. Februar im Meurissongrund nordöstlich von Le Four de Paris von Graben zu Graben blutig gefochten, und am 17. Februar entbrannte am Ostrand des Waldes bei Vauquois, wo eine kleine württembergische Truppe auf ausgesetztem Posten stand, plötzlich ein neuer heftiger Kampf um das Dorf Vauquois.

Die Franzosen wollten die deutschen Argonnenkämpfer durch einen Flankenstoß um ihre blutig erkämpften Gewinne bringen und die Front an der Buanthe durchbrechen. Sie hatten hierzu starke Kräfte bereitgestellt, die zwischen Avocourt und Neuvilly zum Angriff auf die Linie Vauquois—Boureuilles antraten. Sie marschierten im Hessewald auf und richteten das Feuer ihrer schweren Artillerie auf Vauquois und Boureuilles. Vor ihnen lag auf einem felsigen Hang das festgebaute Dorf Vauquois, das wie eine Bastion über den versumpften Wiesengrund des Buanthebaches gegen das Airetal vorsprang und alle Annäherungswege samt der Umgebung beherrschte. Es war von ein paar schwäbischen Bataillonen besetzt, die im Dezember als Abteilung v. Wencher dorthin gerufen worden waren, als Sarrails erster Angriff die Front des XVI. Korps ernstlich erschüttert hatte. Am 17. Februar lag das III. Bataillon des 120. Regiments auf und um Vauquois hart am Feind in den Gräben. Da brach plötzlich um die Mittagsstunde ein Granatensturm über es herein, der zwei Stunden anhielt. Dann sprangen die in den Hang getriebenen Minen, zerrissen den Vorgraben, verschütteten den Hauptgraben und begruben die Besatzung. Unter den Klängen der Marseillaise brachen die Franzosen in die Bresche. Sie durchschritten das vorgelagerte Tälchen, erstiegen die aufgerissene Halde und ergossen sich ins Dorf. Doch hier war ihres Bleibens nicht. Aus den Grabentrümmern tauchten die Überlebenden der Besatzung, aus dem Dorf eilten die Bataillonsreserven, und im Handgemenge wurden die Franzosen wieder über den Hang ins Tal geworfen. Darauf schaffte Sarrail schweres Geschütz von Verdun heran und begrub die Höhe von Vauquois unter Granaten und Räucherbomben. Aus zerwühlten, unhaltbar gewordenen Stellungen wichen die Schwaben bergan. Das Feuer raste weiter. Die Vauquoishöhe verwandelte sich in einen feuerspeienden Berg. Die Felsenkeller wurden aufgesprengt, die Barrikaden zerstört und die Kirche in Trümmer geschossen. Am 28. Februar hielten die Franzosen das Dorf für sturmreif und griffen an. Nach dreimaligem Anlauf erreichten die französischen Sturmbataillone den Zugang des Ortes und drangen in die Gassen, in denen sich die Reste der Besatzung verschanzt hatten. Zweimal warfen die Verteidiger den Angreifer über den Hang, doch erst als Flankenfeuer von Osten in seine Reihen schlug, wich er in der Abenddämmerung gegen den Hessewald und ins Airetal zurück. In der Nacht rückten frische Kräfte an. Das Gefecht entbrannte von neuem. Da Mondschein herrschte und der Wiesengrund der Buanthe in weißem Licht gebadet lag, kam der Nachtangriff im Feuer der deutschen Maschinengewehre nicht zur Entwicklung.

Unterdessen hatte die Besatzung von Vauquois Verstärkungen aus dem Walde von Cheppy erhalten, wo die 53. Landwehrbrigade den rührigen Feind bei Avocourt band, und Artillerie herangezogen, die den Talgrund und den Hessewald unter Granatfeuer nahm und die Bereitstellung der Franzosen

verzögerte. Drei Stunden wüteten die Artillerien gegeneinander, dann fluteten drei blaugraue Regimenter in dichten Wellen an dem zerwühlten Hang empor und drangen abermals in Vauquois ein. Im letzten Augenblick hatte General v. Wencher ein Grenadierbataillon in den Ort geworfen, um die gelichteten Reihen der 120er zu verstärken. Die Schwaben schlugen sich wie Rasende gegen die Übermacht, die Schritt für Schritt Boden gewann. Die Franzosen klammerten sich an den Ortsrand und versuchten von Süden gegen die höher gelegene Kirche und den verschanzten Friedhof vorzudringen. Noch zwei Tage und zwei Nächte wütete der Kampf um den Besitz des Ortes, dann warf ein Schulterstoß der Grenadiere die Franzosen aus dem südwestlichen Teile des Ortes gegen den Südhang zurück. Hier behaupteten sie sich in den gesprengten Gräben. Ihr Versuch, Vauquois zu nehmen und das Verbindungsstück zwischen den Argonnen und der Maas aufzubrechen, war abermals gescheitert, aber ihr Kampfzorn ungeschwächt.

Die Gefechte, die um die Februarwende bei Vauquois und La Harazée geliefert wurden, waren örtlich gebundene Kampfhandlungen, brannten aber in der rechten Flanke der Champagneschlacht mit so heller Flamme, daß sie französische Kräfte anzogen und fesselten. Die Württemberger, die bei La Harazée das XXXII. Korps umgarnt hielten, entzogen Joffre Kräfte, die vielleicht bei Massiges den Ausschlag gegeben hätten. Doch noch ist der Augenblick nicht gekommen, die große Schlacht zu schildern, die im Februar 1915 den bestimmenden Zug in die Kriegführung des Westens eingraben sollte. Es handelt sich vielmehr darum, zunächst die Verhältnisse am Nordflügel der Westarmeen aufzuklären.

Die Kämpfe in Artois und Flandern

Am Nordflügel lag schwerer Druck auf den deutschen Linien. General Foch, der immer noch die 10. und die 8. französische Armee und das Korps de Mitry führte, wurde nicht müde, Franzosen und Briten zur Bekämpfung des überangestrengten Feindes anzuspornen.

Die Verkämpfung war nirgends enger als im Bergland von Bouvigny und St. Eloi. Am Lorettoberg, in der Schlammulde von Carency und an der Halde von St. Ablain, wo de Maudhuys Angriff im Dezember und im Januar in Blut und Lehm erstickt war, klirrten die Spaten Tag und Nacht im zerwühlten Grund. Die Deutschen drängten gegen die Höhe von Bouvigny, die Franzosen gegen den Vimyrücken. Nach wochenlangen Sappenkämpfen sprengten die Badener, die im Umkreis von Lens fochten, am 3. März eine große Mine am Hang von Carency und brachen in die französische Hauptstellung an der Südflanke der Lorettohöhe. Die Franzosen suchten die Lage

durch heftige Gegenangriffe wiederherzustellen und gingen nach wechselnden Kämpfen am 15. März zum Sturm auf den Vorsprung von Ablain über, wo die Badener sich über dem Dorf auf einer Bergrippe festgesetzt hatten. Auch hier wurde der Kampf durch Sprengungen eingeleitet. Drei Minen zerrissen die Drahtverhaue der Deutschen und wühlten große Trichter, in denen die Sturmkompagnien des französischen 158. Linienregiments Schutz fanden. In den angegriffenen Gräben stand ein Bataillon des 110. Regiments und wehrte sich den ganzen Tag, obwohl seine Gräben von der französischen Artillerie ausgefegt und von drei Seiten umfaßt wurden. Als die Stellung gegen Abend durchbrochen und das Bataillon aus dem Stand gehoben und bergab gedrängt wurde, zog es sich fechtend auf das Dorf und die Hauptstellung zurück. Hier hielt das Regiment fest und band den bergab stoßenden Feind. Am 17. März nahmen die Badener im Gegenangriff einen Teil der verlorenen Bergnase wieder und behaupteten sich hart am Kamm.

In diese Kämpfe schlug der Donner der Champagneschlacht und der Widerhall eines großen britischen Vorstoßes, der die neugegliederte britische Armee zum erstenmal in Bewegung brachte. Die Schlacht in der Champagne war schon eine Weile im Gang, als die Briten zum Angriff schritten und den Versuch machten, vom Abfluß deutscher Kräfte nach Osten und in die Champagne Nutzen zu ziehen und zwischen La Bassée und Armentières eine Durchbruchsschlacht zu liefern.

Die Schlacht bei Neuve Chapelle

Sir John French hatte seit den Januarkämpfen Atem geschöpft und seine Kräfte gespart und vermehrt. Als er die Auffrischung seiner Korps vollendet sah, trat er kühn aus der Verteidigung heraus. Die Engländer lagen nach der Neuordnung ihrer Kräfte in Armeen gegliedert zwischen La Bassée und Ypern in einem doppelt geschwungenen Bogen verschanzt, der am Nordflügel von Langemark über Zonnebeke nach St. Eloi lief und Ypern deckte, im Zentrum am Teich von Dickebusch, am Kemmelberg und am Brückenkopf von Armentières starken Rückhalt gefunden hatte und südlich des Lys, über Fleurbaix und Richebourg zurückspringend, den Heerweg nach Béthune, Hazebrouk, St. Omer und Calais sperrte. Diese schmale, reichverzweigte Front war dicht besetzt. Am Nordflügel standen als äußerste Flankenwacht ein Kavalleriekorps und rechts von einem französischen Korps, das den Kanal hütete, die frischen kanadischen Divisionen, in der Mitte die Masse der aufgefüllten Divisionen der Armee Dorrien Smiths und am Südflügel die Armee des Generals Douglas Haig, die zum Teil aus alten Truppen gebildet war. Die indischen Divisionen waren auf der Front Smiths und Haigs

verteilt. Hinter der Kampflinie befanden sich große Übungslager, in denen viele Tausende von Ersatzleuten und Rekruten gedrillt wurden.

Als die Engländer sich zum erstenmal in Bewegung setzten, um ihr Gewicht in die auf und ab schwankenden Wagschalen des Stellungskrieges zu werfen, waren ihnen die Verhältnisse am Nordflügel hold. Zwischen Nieuport und Armentières war die Gefechtstätigkeit nach den Januarkämpfen merklich schwächer geworden. Die Franzosen hatten in den Dünen keine größeren Angriffe mehr unternommen, nachdem ihre afrikanischen Truppen am 28. Januar noch einmal gegen Lombartzyde angerannt waren und blutige Verluste erlitten hatten, waren aber in ungestörtem Besitz der Brückenköpfe von Lombartzyde und St. Georges geblieben. Die Belgier lagen, zu willkommener Untätigkeit verurteilt, am Westrand des Überschwemmungsgebietes, wo sie unangefochten blieben, und befanden sich nur auf ihrem rechten Flügel, der bis Drie Grachten ausgriff, in unmittelbarer Berührung mit dem Gegner. Auch die französischen Kräfte, die zwischen den Belgiern und den Kanadiern in der Linie Drie Grachten—Bixschote aufmarschiert standen, fühlten sich in ihren Linien durchaus sicher. Da die Verstärkung des britischen Heeres Generalissimus Joffre gestattet hatte, bei Ypern Blut zu sparen und das XXXII. Korps in die Argonnen zu führen, bildeten die Franzosen zwischen Drie Grachten und Bixschote nur noch eine Verbindungsstaffel, die die Brücken von Steenstraate und Het Sas deckte.

Die Verteidigung Yperns lag bei den Engländern. Ihr linker Flügel stand von Bixschote bis Langemark unangreifbar verschanzt. Das ganze Umgelände von Ypern starrte von britischen Kanonen und Bajonetten und war seit den Novemberschlachten in eine Lagerfestung verwandelt worden, die drohend nach den Lysbrücken und dem Scheldebecken hinüberblickte. Frenchs rechter Flügel konnte daher, durch das vorspringende Zentrum in der linken Flanke gedeckt, ungestört zum Angriff schreiten, um die deutschen Linien zwischen dem Kanal von La Bassée und der Lys zu durchbrechen. Es galt, Lille, das Tor Flanderns, zurückzuerobern, das die Deutschen den Verbündeten im Oktober entrissen hatten. French übertrug den geplanten Vorstoß der 1. Armee, in der die besten alten Regimenter, Garde und Schotten, kämpften, und stellte General Douglas Haig zur Vorbereitung der Schlacht nicht weniger als 350 englische und französische Geschütze zur Verfügung. Als Angriffsstelle wählte Haig den Abschnitt Givenchy—Richebourg, wo Inder und Briten schon im Dezember geblutet hatten und die deutschen Linien im ungünstigen, vom Grundwasser getränkten Gelände nur dünngespannt lagen. Haig gedachte die Linie Givenchy—Richebourg zu überrennen, La Bassée und Neuve Chapelle am ersten Tage zu nehmen und am zweiten Tag auf Illiers und Aubers durchzubrechen. Gelangte er in den Besitz von Marquilliers und auf die Geländewelle von Fournes, so geriet die deutsche Linie zwischen dem Kanal und der Lys in Gefahr auf-

gerollt zu werden. La Bassée und die ganze Kanalstellung wurden unhaltbar, und das VII. Korps, das die Liller Westfront deckte, wurde vom XIV. Korps abgerissen und auf Lille zurückgeworfen oder von den Angriffswogen vielfacher Übermacht begraben. Im britischen Feldlager war man des Erfolges gewiß, versäumte aber nichts, sich die Überlegenheit zu sichern. General Haig stellte die 1. Armee zum Angriff so auf, daß der verstärkte rechte Flügel mit der Wucht eines Sturmbockes vorbrechen konnte. Da die 10. französische Armee in diesen Tagen bei Arras und Carency focht und dort Bayern und Badener fesselte, fürchtete Haig keinen Gegenangriff auf seine rechte Flanke. Seine linke Flanke war durch den Vorsprung von Armentières gedeckt. Um ganz sicher zu gehen, wies French die 2. Armee an, sich bei Armentières zu einem konzentrisch gedachten Nebenangriff gegen die rechte Flanke des VII. Korps bereit zu halten, falls der linke Flügel der Westfalen zwischen Givenchy und Neuve Chapelle nicht schnell genug erliegen sollte.

Der britische Generalissimus konnte also auf die günstigsten Umstände rechnen, als er seinem fähigsten, tatkräftigsten General den Befehl gab, den Angriff zu eröffnen. General Foch, der die Briten zum erstenmal zu einem großen Unternehmen ausrücken sah, verfolgte mit Spannung die Bewegungen der Bundesgenossen. Haig wußte, daß die Größe des erwarteten Erfolges von der Schnelligkeit und Entschlossenheit seines Vorgehens abhing, und feuerte die Truppen in einem Tagesbefehl an, ihr äußerstes zu tun. Er stellte eine indische Brigade als „enfants perdus“ in die erste Linie und bewaffnete sie zur Ausräumung der verschütteten deutschen Gräben nur mit Dolchen und Handgranaten. Den Indern folgten britische Schützen in dichten Wellen, dahinter geschlossene Kolonnen. Dichter Nebel verhüllte die flandrische Landschaft, als die Engländer in der Frühe des 10. März ihre Gräben auffüllten. Gegen Givenchy, das spitz vor der deutschen Hauptstellung lag und nur von sechs Kompagnien besetzt war, wurden zwei britische Brigaden des I. Korps aufgeboten. Sie hatten den Befehl, die Dorfstätte zu nehmen, die Ziegeleien von La Bassée, in denen die deutschen Maschinengewehre aufgepflanzt standen, zu überrennen und die Kanalstellung aus den Angeln zu heben. Das IV. Korps und die indische Meerut-Division sollten Neuve Chapelle nehmen, um unmittelbar auf Fournes durchzubrechen.

Die deutsche Linie lief westlich der Straße La Bassée—Neuve Chapelle vom Kanal zum Layesbach und war in den letzten trockenen Tagen notdürftig ausgebaut worden. Aber das Grundwasser stand überall so hoch, daß die Gräben kaum in den gewachsenen Boden reichten. Die Brustwehren bestanden aus aufgeschichteten Sandsäcken, die schon von leichtem Geschütz weggeblasen wurden. Hinter den Drahtverhauen lagen 8000 Gewehre des VII. Korps in zwei Grabenlinien und verteidigten eine Front von 10 Kilometern

Breite. Auch Newe Chapelle war nur von sechs Kompagnien Infanterie und Jägern besetzt. Im Wäldchen von Biez und bei der Mühle von St. Pietre standen magere Reserven.

Um 7 Uhr eröffnete die längst eingeschossene englisch-französische Artillerie das Feuer und überschüttete Dorftrümmer, Gräben und Verhaue zwischen Givenchy und Newe Chapelle aus ihren 350 Rohren mit einem Feuerorkan. Nach einer halben Stunde waren die deutschen Gräben flachgeschlagen, die Drahtverhaue weggefegt und die Verteidiger der ersten Linien tot oder verschüttet. Dann wälzte sich das Feuer nach hinten, und die Inder schwärmten aus. Ihnen folgten dicht aufgeschlossen die britischen Sturmbataillone. Da war's, als würden Tote wieder lebendig. Aus verschütteten Gräben schlug deutsches Schnellfeuer in die stürmenden Briten. Bei Givenchy verfing sich der Anprall in heilgebliebenen Drahtverhauen und Ziegelhaufen und wurde schon am ersten Tage gebrochen. Alle Anstrengungen der Engländer, Givenchy zu nehmen und die Kanalstellung aufzurollen, zerschellten am Widerstand der Verteidiger, deren Maschinengewehre Haigs Infanterie zwischen den Ziegeleien zu Haufen betteten. In der Mitte und auf dem linken Flügel drang der Stoß unter schweren Verlusten allmählich bis zur Straße La Bassée—Newe Chapelle durch. Hier hatte die britische Artillerie freie Bahn gefegt. Die Meerut-Division und die 23. und 25. Brigade griffen Newe Chapelle von drei Seiten an. Fünfmal erneuerte die englische Infanterie den Sturm, überrannte die erste, nahm die zweite Linie und erzwang sich endlich den Eingang in das rings umfaßte Dorf Newe Chapelle. Die zerfetzten deutschen Kompagnien wehrten sich in kleinen Gruppen und auf ihre eigene Kraft angewiesen mit westfälischer Zähigkeit und wichen nur Schritt für Schritt, um wieder zum Angriff überzugehen, so oft ihnen tropfenweise Verstärkungen zuflossen.

Zwischen Newe Chapelle und der Pietremühle kam der Angriff zum Stehen. Die englischen Verbände waren schon im Anlauf durcheinander geraten und die 23. Brigade vollständig zerschossen. Führerlos gewordene Haufen wälzten sich, vom eigenen Granatfeuer erfaßt, in wirrem Anlauf hin und her und lösten sich in einzelne Kampfgruppen auf, die ohne Sinn für den Zusammenhalt der Bewegung um einzelne Häuser, Barrikaden, Gehöfte und Stützpunkte kämpften, statt die geplante Umfassung durchzuführen. Erst am Nachmittag gelang es Haig, die Ordnung wiederherzustellen und die 21. und 22. Brigade als Verstärkung vorzuführen. Unterdessen hatten die Deutschen sich östlich des Dorfes in einem Halbkreis gesetzt, der im Norden an den Layesbach schloß, im Süden im Gehölz von Biez wurzelte und in der Mitte an der Mühle von Pietre Anlehnung fand. In dieser Stellung erwarteten die gelichteten Bataillone der Westfalen, von Norden umfaßt und mit Givenchy nur durch eine Schützenkette verbunden, den Feind, die Nacht und Verstärkungen. Als die Engländer, sechs Brigaden stark, gegen

Abend von neuem zum Angriff schritten, trafen sie auf den Widerstand dieser Braven. Sturm auf Sturm brach im Kreuzfeuer zwischen dem Layesbach und dem Wäldchen von Biez zusammen. Über die Pietremühle kam kein Brite hinaus. Vergeblich warf Douglas Haig auch die Lahoredivision in den Kampf, vergeblich rief er die 1. Brigade von Givenchy an den Layesbach. Als er diese Masse im Abenddämmer neugeordnet zum Angriff vorführte, waren auf deutscher Seite die ersten Verstärkungen eingetroffen. Zwei sächsische Bataillone und eine bayerische Reservebrigade keuchten heran. Nach heftigem Ringen kam der Kampf in der Nacht am Straßenkreuz von Les Brulots, im Wäldchen von Biez und an den Brücken des Layesbaches endgültig zum Stehen.

Trotzdem beharrte General Haig darauf, den Durchbruch zu erzwingen. Er ließ am 11. März nochmals sein Geschütz spielen, setzte die letzten Reserven ein und warf im ganzen drei Korps in die Schlacht. Da er Neuve Chapelle erobert hatte, aber bei Givenchy abgewiesen worden war, verlegte er das Schwergewicht auf den glücklicheren linken Flügel und suchte die Nordflanke des Gegners einzudrücken. Er richtete daher ungestüme Angriffe auf Aubers. Im Biezer Gehölz, das von den englischen Granaten zu Besenreisig zerschlagen wurde, hielten die deutschen Jäger standhaft aus und bestrichen die Ausgänge von Neuve Chapelle und die nach Osten führenden Straßen mit Seitenfeuer. Unterdessen fuhr hinter der Pietremühle Artillerie auf, die das verlorene, mit englischen Massen aufgefüllte Neuve Chapelle beschoß und tiefe Furchen in die auf Aubers vorbrechenden Kolonnen riß. Als die Briten in Unordnung gerieten, gingen die Deutschen zum Gegenangriff über und warfen den linken Flügel Haigs über den Layesbach zurück.

Sir John French suchte Haig Luft zu machen und befahl Dorrien Smith, den geplanten Flankenangriff durchzuführen und aus Armentières hervorzubrechen. Dorrien Smith gehorchte und griff mit dem III. Korps an. Zwei Brigaden drangen von Armentières gegen den schwach besetzten Weiler Epinette vor und faßten nach blutigem Raufen darin Fuß, aber der Ausfall blieb ohne entscheidenden Einfluß auf die Kämpfe an der Straße Neuve Chapelle—La Bassée. French sann auf neue Aushilfe. Er sandte Haig die 2. Kavalleriedivision und eine Brigade der North-Mitland-Division unter General Gough, um den linken Flügel der 1. Armee zu verlängern und zu verstärken. Doch als die Kavallerie, die am linken Flügel zu Pferd angreifen sollte, nördlich von Neuve Chapelle wie zur Verfolgung eines geschlagenen Feindes anritt, war Haigs IV. Korps schon festgeraten und das Feld für Attacken nicht mehr frei. Von Geschütz- und Gewehrfeuer umbrandet, das manchen Sattel leerte, machte Gough am Layesbach kehrt und zog sich nach Estaires zurück. Die Schlacht war im Ersterben. Am 13. März flackerten auf der ganzen Linie nur noch zerstreute Gefechte, in denen

sie vollends ausbrannte. French gab das Unternehmen auf, das als erster britischer Angriff auf die deutsche Wehrstellung mit der Eroberung eines Dorfes und furchtbaren Verlusten endete. Haig hatte den Gewinn eines Geländestreifens von 1200 Metern Tiefe und der Trümmer von Neuve Chapelle mit 12 000 Mann bezahlt.

Am Tage darauf traten die Sachsen bei St. Eloi an der Straße Wytschaete—Ypern zum Angriff an, entrissen der 82. Brigade Frenchs in zweitägigen Kämpfen eine befestigte Höhe und eine Häuserinsel südlich des Dorfes und drängten die 82. Brigade in das Dorf zurück, wo sich die Engländer durch Einsatz der 80. Brigade behaupteten und den Angreifer bändigten.

Alle diese Kämpfe vor den Toren Yperns und Lilles, in den Klüften der Argonnen, in den Mulden des Maastales und auf den Hochflächen und Waldgipfeln der Vogesen verblaßten vor der großen Schlacht im Champagnegrund, in der Joffre damals die Entscheidung suchte. Ganz Frankreich hielt den Atem an, als Joffre die Armee, die er im Lager von Chalons zur Durchbrechung der deutschen Champagnefront bereitgestellt hatte, zum Angriff führte, um die Kämpfe, die im Februar und März 1915 zur Entlastung der russischen Armeen im Westen geliefert wurden, durch einen Sieg im offenen Felde zu krönen. Es war die erste Durchbruchsschlacht, die mit versammelten Kräften und bestimmten strategischen Zielen geliefert wurde.

Die Winterschlacht in der Champagne

General Joffre war schon seit Wochen mit der Vorbereitung der entscheidend gedachten Operation in der Champagne beschäftigt. Er stellte dem Führer der 4. Armee, General de Langle de Cary, hierzu bedeutende Kräfte zur Verfügung und ließ gleichzeitig im Sundgau, in den Vogesen, an der Maas, in den Argonnen, an Aisne und Somme örtlich gebundene Gefechte unterhalten, die dem Gegner die Absichten der französischen Heeresleitung verbergen sollten. Joffre hatte gelernt; er war diesmal sorglich darauf bedacht, tiefgestaffelte Kräfte in einer günstigen Grundstellung zu vereinigen, um die weitgespannten Linien der Deutschen an einer verwundbaren Stelle zu zerreißen und dadurch die Wehrstellung im Westen zum Einsturz zu bringen und den alten Gedanken zu verwirklichen, der von einem Durchbruch über Vouziers ins Maastal den Einsturz der Aisne- und Sommefront erwartete. Fiel der gegen Compiègne und Albert vorspringende lebende Wall in Trümmer, so war Deutschland nicht nur zum Rückzug auf die Maas das belgische Festungssystem und die Rheinlinie genötigt, sondern auch im Osten geschlagen und zur Preisgabe der Früchte seiner polnischen Feldzüge verurteilt.

Die französische Heeresleitung sammelte im Lager von Chalons drei Korps ausgesuchter Truppen und zahlreiche Batterien weittragender Langrohre zur Schlacht. Der Angriff galt der Linie Souain—Vienne-la-Ville, die in der Richtung auf Vouziers durchstoßen werden sollte. Hier standen dem I. und XVII. französischen Korps, die als Besatzung in den Gräben lagen, Rheinländer und Niedersachsen gegenüber. Am rechten Flügel lagerte die 15. Division des VIII. Korps und eine bayerische Landwehrbrigade. Links von den Rheinländern und Bayern stand die 19. Reservedivision, die das Gelände südlich der Straße Somme-Py—Tahure verteidigte. Den Oberbefehl über die 16. Division und die 19. Reservedivision führte General v. Bahrfeldt. Auf dem linken Flügel focht das VIII. Reservekorps unter General Fleck, der die Linie Ripont—Massiges besetzt hielt. Am äußersten linken Flügel, gegen den Westrand der Argonnen, stand die 21. Reservedivision; sie sperrte das Tourbetal und wahrte die Verbindung mit den Württembergern im Waldgebiet.

Deutsche und Franzosen lagen sich auf und an den Hängen der zerwühlten Erdhügel und in den zerschossenen Kieferwäldchen hart gegenüber. Erbitterte Gefechte um einzelne Gräben und Beobachtungsstellen hatten in den letzten Januartagen die Kämpfer bei Perthes-les-Hurlus und bei der Ferme Beau-Séjour im Zentrum der Kampflinie in Atem gehalten. Am härtesten wurde um die drei Hügel von 200, 196 und 191 Meter Höhe gekämpft, die zwischen Perthes und Massiges aufgereiht liegen. Auf den Hängen dieser Hügel und an den Straßen lagen die rheinischen Regimenter eingegraben, sperrten die Linie Perthes—Cernay und hüteten die Übergänge der Dormoise, die in einer Geländefalte von Südwesten nach Nordosten zur oberen Aisne zieht. Auf dem Hang der Höhe 200 hatten die Franzosen im Dezember Fuß gefaßt. An der Höhe 196 lag Graben an Graben gepreßt. Auf der Höhe 191 wechselte die Lage im Sappenkampf von Tag zu Tag. Am 3. Februar gipfelte der Kampf um 191 in dem letzten Gegenstoß, den die Deutschen vor dem Beginn der großen Durchbruchsschlacht unternommen haben.

Es war ein kalter, klarer Tag. Die Regenstürze, die um die Jahreswende niedergegangen waren, hatten härterem Wetter Platz gemacht, die verschlammten Gräben waren aufgetrocknet und Schnee gefallen. Weiß gefärbt lag die eintönige Landschaft im Morgenlicht. Einzelne Kanonenschläge und unregelmäßiges Gewehrfeuer grüßten den Tag. Nichts deutete auf einen größeren Angriff. Da barst um die Mittagsstunde die Höhe 191 an drei Stellen auseinander. Drei deutsche Minen hatten sich entladen und spien Rauch, Erdreich und zerschmetterte Grabenverschanzungen aus, die mit dem Donner der Entladung den Einsturz der französischen Kuppenstellung verkündeten. Zugleich setzte schweres Artilleriefeuer ein und zerwühlte eine Stunde lang die zur Höhe führenden französischen Linien. Dann stürmte

die Infanterie die rauchende Kuppe. Mit Mühe gelang es den Franzosen, sich in einigen Seitengräben zu halten und am Fuß der Höhe einen Steinbruch zu behaupten, bis ihre Reserven zur Stelle waren. Diese stießen aus dem Dorfe Massiges gegen den Steinbruch vor und sicherten die Gräben am Hang, vermochten aber die Kuppe nicht wieder zu nehmen. Vergebens führte de Langle Verstärkungen heran, um die verlorene Stellung im Nachtangriff zurückzuerobern. Aus den umgewendeten Linien schlug starkes Feuer und unterband jeden Sturmversuch.

Da zogen die Franzosen die Sturmtruppen aus den Gräben und überließen der Artillerie die Vergeltung. Bei Malmy, bei Virgini und Berzieux und an der Straße, die von Ste. Menehould über Ville-sur-Tourbe nach Norden führt, wurden Geschützzeilen sichtbar, die die Höhe von Massiges von Südosten her faßten; bei Mineaucourt, bei Le Mesnil und auf der Höhe von Wargemoulin blitzte das Mündungsfeuer schwerer Kaliber und wirkte gegen die Westflanke der verlorenen Stellung. Aber es blieb nicht bei dieser örtlich gebundenen Gegenwirkung. Allmählich dehnte sich die Beschießung auf den ganzen Abschnitt Massiges—Souain aus und steigerte sich vom 8. bis 12. Februar zu einer ungeheuren Kanonade, deren Donner die ganze Front entlangrollten. De Langle war zum Entschluß gekommen, die geplante Schlacht zu eröffnen, statt sich bei Massiges zu verbeißen. Am 12. Februar klang der französische Geschützdonner wie unaufhörlicher Paukenwirbel durch die Champagne.

General Joffre hatte mit Vorbereitungsmitteln nicht gegeizt. Nicht weniger als 500 Geschütze aller Kaliber öffneten vom 12. bis 15. Februar ihre Schlünde. Von Malmy, am Westrand des Argonnenwaldes, bis Souain zum großen Wegknoten, wo die Römerstraße und die Straße Suippes—Souain—Somme-Py ein Kreuz ziehen, flammten Geschützzeilen und Batteriesterne, die aus den großen Munitionsstapeln des Lagers von Chalons gespeist wurden. Zum erstenmal war der Feuerorkan auf große Verhältnisse übertragen und dynamisch genau geregelt worden, zum erstenmal sollte die französische Infanterie in einer Stärke von 8 bis 12 Divisionen zum Angriff vorgehen, nachdem die Granate eine Bahn von 8 Kilometern Breite freigeschlagen hatte. Da die deutschen Stellungen noch in drei offen liegende Linien gegliedert waren, die Kampf-, die Reserve- und die Ruhestellung, und Laufgräben und Unterstände erst behelfsmäßig ausgebaut waren, wirkte das französische Feuer verheerend. Bis in die Tiefe des Aufmarschraumes spritzte die eiserne Saat. Die Granaten der Flachbahngeschütze — Haubitzen und Mörser kamen erst später ausgiebiger zum Worte, als der Stellungskrieg völlig zum Festungskrieg geworden war — fegten das Gelände, die Schrapnelle der Feldgeschütze gossen ihre Füllkugeln herab und räumten die Gräben. „Trommelfeuer“ taufte der deutsche Soldat damals den auf ihn niedergehenden Granatensturm.

Die deutsche Artillerie antwortete nach Kräften, war aber nicht in der Lage, Rohr gegen Rohr zu kämpfen, und blieb selbst nach Heranziehen aller erreichbaren Verstärkungen mit ihren 64 Feldbatterien und 20 schweren Batterien weit hinter dem Einsatz des Angreifers zurück.

Als das französische Feuer am 12. Februar zur Höhe schwoll, waren auf deutscher Seite bei weitem noch nicht alle Geschütze zur Stelle. Ergeben trug die Infanterie die Last des Kampfes. Ununterbrochen fielen Granaten französischer und amerikanischer Fertigung auf die deutschen Gräben. Die Drahtverhaue zerstoben, die Kieferngehölze wurden zersplittert, die Höhen abgekämmt und die Verbindungsstraßen zerschlagen. Die Dörfer hinter der Front, die schon in den Herbst- und Winterkämpfen zerschossen worden waren, sahen sich noch einmal heimgesucht. Tahure, Ripont, Cernay, Fontaine, Gratreuil und Somme-Py wurden jetzt völlig zertrümmert. In den Gräben der Niedersachsen und Rheinländer häuften sich die Verluste. Schon am Abend des 12. Februar begannen die Franzosen in kleinen Gruppen anzulaufen, um sich vor der geschlossenen ersten Linie festzusetzen und dann nach rechts und links Verbindungen herzustellen. Das glückte ohne große Verluste, denn eine Wand von Rauch, Kalk und Staub stand über den Gräben und trübte die Sicht. Die Einbrüche mehrten sich in den nächsten Tagen und führten zu verzweifelten Nahkämpfen im Vorfeld, während die Beschießung die deutschen Kampfgräben nacheinander zerschlug. Auf den sanften Hängen nordöstlich von Souain und nördlich von Perthes, Beau-Séjour und Massiges wohnte das Grauen. Der Qualm wuchs zu Wolkenbergen, die in der Nacht rote Glut ausstrahlten und am Tag einen erstickenden Schatten warfen. Am 14. Februar lag Joffres Trommelfeuer erdrückend auf der deutschen Stellung und schied die Hauptgräben völlig von der zerstampften ersten Linie. Trotzdem hielten die Besatzungen aus, rannten und jagten Meldegänger zu Fuß und zu Pferd durch die Leere des Schlachtfeldes, polterten Protzen und Munitionswagen über die gefrorenen Äcker, harrten im Hintergrund des Höllenpfuhls die Reserven auf den Befehl zum Eingreifen.

Am 15. Februar erreichte die Beschießung ihre äußerste Kraft, um erst in der Frühe des nächsten Tages zu enden. Vernichtend schlug die letzte Salve in die deutschen Gräben, dann erfolgte der große Infanterieangriff, zu dem de Langle das I. und XVII. und in zweiter Linie das II. und IV. Korps bereitgestellt hatte. Er wurde durch eine Sprengung eingeleitet, die eine Lücke in die Linie der 19. Reservedivision riß und zwei Kompagnien des 74. Reserveregiments verschüttete.

Trotzdem schlug den französischen Sturmwellen aus eingeebneten Gräben, aus Granattrichtern, Minenkratern und Sappenköpfen überall das Feuer der Überlebenden entgegen. Es kam von vornherein nicht zu hemmungslosem Sturm, sondern sofort zu wechselvoller Schlacht. Der Hauptstoß richtete

sich gegen die Stellung des Zentrums zwischen Perthes und Le Mesnil, wo Bahrfeldt befehligte. Die 19. Reservedivision und die 16. Division, Niedersachsen und Rheinländer, traten dem Massenangriff entschlossen entgegen und brachen seine erste Wucht. Kurz darauf liefen die Franzosen auch gegen den linken Flügel an und warfen sich bei Ripont und Massiges auf Flecks VIII. Reservekorps. Zuletzt sahen sich die Bayern bei Souain angegriffen. Damit war die Infanterieschlacht auf der ganzen Linie entbrannt.

Am 16. Februar ist die Schlacht, die den Russen Genugtuung geben und die in den Wäldern von Suwalki tödlich verstrickte Armee Sievers auf den Fluren der Champagne rächen soll, in vollem Gange. Unter großen Verlusten erobert de Langle in drei Tagen einige Grabennetze und setzt sich darin fest. Bei Beau-Séjour dringt sein Angriff in die Gehölze nordöstlich des Ortes und erreicht den Kamm der Höhe 191. Darauf ballt er neue Kräfte, um die Mitte der deutschen Schlachtordnung zu durchbrechen. Die 19. Reservedivision kämpft vom 16. bis 19. Februar den entscheidenden Kampf. Neben ihr ringt die 16. Division um zerstörte Gräben. Nach schweren Kämpfen dringen die Franzosen ins Arbrewäldchen und in eine Sandgrube ein, dann staut sich der Angriff und flutet in die Breite.

Der französische Angriffsgeist scheut kein Opfer. Napoleonische Taktik wacht auf: Vorauf lichte Schützenschwärme, hundert Schritt dahinter Kompagnie- und Bataillonskolonnen, die einen rot und blau in der alten farbigen Uniform, graublau die anderen im neuen Waffenkleid, dazwischen dunkle Haufen schwarzröckiger Jäger und Marinefüsiliere und bunte Afrikaner. Sie werden vom Rausch der Begeisterung getragen und sind des Sieges gewiß. Dicht hinter ihnen fährt Feldartillerie auf, um den Angriff ins freie Feld zu begleiten. Die „Marseillaise" ruft zum Sturm. Vom tausendstimmigen Donner der Artillerieschlacht umbrandet, wälzt sich Angriff auf Angriff gegen die bröckelnden deutschen Linien. Aber ob auch hie und da ein Graben verloren geht — die deutsche Front hält stand, bis die eigene Artillerie mit verstärkten Kräften einsetzt. Aus dem Tal der Dormoise und von den Hügeln von Tahure und Ripont schleudert sie ihre Lagen in den stürmenden Feind. Feldgeschütze im Vordertreffen, schwere Flachbahnkaliber in zweiter Linie und Haubitzen und Mörser im Hintergrund mühen sich, den Massensturm zum Stehen zu bringen, der in tiefen Staffeln zu den Hügeln nördlich von Souain und Perthes, Beau-Séjour und Massiges emporschwillt und Ripont und Tahure bedroht. Die Vorgräben werden überrannt, auf den Höhen und in den Wäldern der Hauptlinie wehren sich die Rheinländer mit letzter Kraft. Ihr Feuer mäht, ihre Gegenangriffe gebieten Halt. Der Ansturm der Franzosen fällt auseinander. Der Angriff wird abgebrochen, de Langle wechselt Truppen aus, zieht Artillerie nach und wiederholt den Sturm. Zum dritten- und viertenmal treten die Franzosen an. Zwei Tage

folgen sich die Angriffe von Brigaden und Divisionen, die nach dem Abbruch der allgemeinen geregelten Massenbewegung in ihren besonderen Kampfabschnitten bestimmte Ziele zu erreichen suchen.

Am 18. Februar naht die Krisis. Die Schlacht wälzt sich in blutiger Verstrickung zwischen der Tourbe und der Dormoise hin und her. Deutsche Verstärkungen haben eingegriffen. Einzelne Regimenter und Bataillone erscheinen, von rechts und links ausgeliehen, in der Feuerlinie, helfen ein paar Tage aus und eilen dann wieder an ihren alten Standort, damit dort keine Lücke klaffe. Niedersachsen und Rheinländer bleiben und fechten bis zum Ende, mit ihnen ein paar Landwehrregimenter, die den acht Infanterieregimentern Bahrfeldts die Last des verzweifelten Kampfes nach Kräften tragen helfen.

Am Abend des 18. Februar beginnt sich die Angriffslust der Franzosen zu erschöpfen, die erste Krisis ist beschworen.

In der Nacht auf den 19. Februar schreitet Generaloberst v. Einem zu Gegenangriffen, um den Gegner nicht zu Atem kommen zu lassen und das verlorene Gelände zurückzuerobern. Um verschüttete Gräben, um zersplitterte Wäldchen wird Mann gegen Mann gekämpft. Unterdessen werden auf beiden Seiten Verstärkungen bereitgestellt. Der Deutsche führt Regimenter, der Franzose Divisionen heran. Flieger suchen die Bahnhöfe und die Orte hinter der Front mit Bombenwürfen heim, um den Aufmarsch zu stören, Flachbahngeschosse schlagen in die entferntesten Lager.

Die Nacht auf den 21. Februar wird vom Dröhnen einer neuen Artillerieschlacht erschüttert. Hoch steigen die Flammenbälle der Leuchtkugeln über die weißen Hügel der Champagne und erhellen die Einzelkämpfe in den Sappenköpfen. Am 21. Februar wirft de Langle vier frische Divisionen in die Schlacht. General Joffre ist bei Suippes eingetroffen. Er hat zwei neue Korps in den Abschnitt gerufen, wo er die deutsche Kordonstellung erschüttert glaubt. Die Schlacht ist zum engverkämpften Ringen um die deutsche Hauptlinie geworden und brennt vor dieser tage- und wochenlang fort. Auf französischer Seite werden nacheinander das I., XVII., II. und XVI. Korps, zwei Kavalleriedivisionen und die 60. Territorialdivision eingesetzt, auf deutscher Seite werden außer Rheinländern und Niedersachsen die 1. bayerische Landwehrbrigade, Teile des VI. Korps, des XII. Reservekorps, die 37. und 38. Reserve-Infanteriebrigade, einzelne Bataillone der 47. und 49. Landwehrbrigade und eine Gardedivision nebst dem Gardeschützenbataillon und mehr als zehn Pionierkompagnien in die Schlacht verstrickt. Die 1. Gardedivision wird am 20. Februar von Douai in die Champagne gerufen. Sie marschiert als Armeereserve bei Vouziers auf und wartet am Standort des Generaloberst v. Einem wie die alte napoleonische Garde auf die Entscheidungsstunde.

Die Schlacht ist zu einem Würgen um wenige Quadratkilometer Boden geworden und bedeckt einen Streifen, der sich 8 Kilometer breit und 2 Kilometer tief zwischen Perthes-les-Hurlus und Massiges hinzieht. Auf den äußersten Flügeln, bei Souain und Ville-sur-Tourbe entbrennen Nebengefechte. Die Deutschen verlieren einzelne Gräben, in denen sie sich bis auf den letzten Mann wehren, und lassen Verschüttete, Abgeschnittene und Versprengte in Feindeshand, sind aber nicht gesonnen, das Feld zu räumen, und verteidigen die Hügelstellungen gegen alle Stürme. Die Franzosen besäen die Champagne mit Toten und stürmen wieder und wieder um neuen kargen Gewinn. Die französische Führung muß Menschenleben verschwenden und darf ihre Reserven nicht schonen, um ihr Ziel zu erreichen, die deutsche muß sparen und darf ihre Reserven nicht aus der Hand geben, ehe das Äußerste droht.

Am 25. Februar beginnen die Kämpfe sich am Westflügel um zwei Gehölze zu ballen, die nordöstlich von Souain und nördlich von Perthes liegen, und ergreifen in der Mitte die Hänge von Beau-Séjour, wo die Deutschen auf der Kuppe 191 zwischen zwei Erdrissen erhöht stehen, und erfassen schließlich den Hügel 196, 2 Kilometer nördlich von Les Mesnil. Die Wald- und Höhenstellung bei Beau-Séjour wird am 27. Februar von französischer Kolonialinfanterie nach viermaligem Sturm genommen, aber der Nordhang von den Deutschen behauptet. Auf der Höhe 196 kämpft die 31. Reservebrigade bis zur völligen Erschöpfung, um den Durchbruch zu verhindern, der sich hier immer spitzer abzeichnet und ihre Reihen zu sprengen droht. Als sie zu erliegen beginnt, entschließt sich Generaloberst v. Einem, einen Teil der Heeresreserve einzusetzen. Die 2. Garde-Infanteriebrigade durchbricht das Sperrfeuer, löst die Trümmer der Besatzung ab und besetzt die zerfallenen Gräben. Mit Fäusten und Zähnen hält die Garde die wichtige Stellung in aufreibendem Kampf, obwohl ihr der tapfere Feind ganze Stücke vom Leibe reißt. Am Westflügel wird nicht minder erbittert gefochten. Rheinländer und Bayern bestehen hier Sturm auf Sturm.

De Langle kämpft jetzt methodisch um einzelne Hauptstützpunkte. Vom 1. bis 5. März setzen die Franzosen ihre Anstrengungen fort und suchen sich nördlich von Souain, zwischen Perthes und Beau-Séjour und bei Massiges in drei Gruppen Bahn zu brechen. Schnee und Regen schlägt in die Schlacht, wilder Tauwind fegt über die blutgetränkte Erde.

Am 6. März erlahmen de Langles Angriffe. Die Schneefälle haben die Sicht getrübt, das Tauwetter durchweicht den Boden und erschwert das Heranbringen von Vorräten, Verstärkungen und Geschützen. Aber die französische Heeresleitung gibt die Schlacht weder auf noch verloren. Joffre sucht nicht mehr unmittelbar durchzubrechen, sondern sammelt Teilerfolge, die ihm Steine zur Wiederaufnahme des großen Spiels ins Brett setzen sollen. Am 7. und 8. März flammen die Kämpfe am Westhügel aufs neue

auf. Sie erfassen das Bois Sabot und die Höhe 158 nordöstlich von Souain. Mit der Sappe und kurzen Stößen von Graben zu Graben gewinnen die Franzosen neuen Boden. Auch im Abschnitt Perthes—Massiges ruht der Kampf mitnichten. Am 9. März ruft de Langle die letzten unverbrauchten Divisionen zum Sturm und greift bei Souain und Le Mesnil noch einmal mit geballten Kräften an. Bei Souain erkämpfen seine Bretonen in tagelangem Ringen den Südwesthang der Höhe 158 und des Sabotgehölzes, werden aber von der 1. bayerischen Landwehrbrigade festgeheftet und lassen fast alle Offiziere auf der Walstatt. Bei Le Mesnil bricht der Angreifer tief in die deutschen Linien, doch als seine Reserven den Erfolg sicherstellen wollen, trifft sie der Gegenstoß vorspringender Regimenter und wirft sie aus den überrannten Stellungen.

Die 2. Gardebrigade verteidigt den Hügel 196 zehn Tage und Nächte und wird am 16. März abgelöst. Die 1. Gardebrigade eilt herbei und übernimmt die gefährdete Stellung. Allmählich zieht sich der Kampf immer mehr um die Höhe 196 zusammen, die der Franzose als letzten Siegespreis zu erobern sucht, nachdem eine Durchbrechung auf breiter Front gescheitert ist. Die Beschießung schwillt noch einmal zu voller Stärke und macht den Aufenthalt auf der Kuppe zur Hölle. General de Langle hat seine Besten zu diesem Sturm aufgeboten. Vielleicht gelingt es doch noch, zwischen Perthes und Massiges eine Lücke zu reißen, die Höhe zu besetzen, ins Tal der Dormoise hinabzustoßen und die deutschen Stellungen aus der Flanke aufzurollen.

Am 18. März stürzt sich die französische Infanterie unter dem Schutze von Räucherbomben, deren Qualm dicht um die bestürmte Höhe hängt, auf die zerschossenen Gräben. Im ersten Treffen ficht das 4. Turkoregiment, das in fünf Wellen, die Offiziere voraus, die Kompagnieführer hoch zu Pferd, mit gellendem Kriegsgeschrei anläuft. Hinter ihm folgen Zuaven und Linieninfanterie in dicken Kolonnen. Unter den schwersten Verlusten gelangen die Franzosen in die Gräben der Garde, deren Feuer vier Sturmwogen zerschlägt. Hier rennen sie sich fest und fluten, im Nahkampf geworfen und vom Kreuzfeuer der deutschen Artillerie verfolgt, über den Kamm zurück. Damit ist der letzte Versuch, die Höhe 196 zu erobern und die ersterbende Schlacht durch einen weithin sichtbaren Teilerfolg zu beleben, gescheitert.

Betrachtungen zu den Stellungskämpfen im Westen

Verwesungsdünste hängen über dem großen Schlachtfeld der Champagne, das noch lange unaufgeräumt bleibt, da die Toten vielfach zwischen den neuen Linien im Niemandsland liegen. Die Gegner kehren zum Stellungskrieg zurück.

Die französische Heeresleitung blickt prüfend und wägend auf die mit Entschlossenheit gesuchte und tatkräftig durchgeführte Schlacht zurück. Sie fordert und erlangt von der Regierung der Republik neue Fristen zur Erneuerung des Ringens, in dem zuletzt derjenige Sieger bleiben muß, der dem Gegner das Gesetz im Westen auferlegt.

Diesmal ist es noch nicht geglückt, und General Joffre muß sich mit der Verstrickung begnügen, in der er die 3. Armee und die ihr gesandten Unterstützungen während vier Wochen gehalten hat. Er wägt seine Opfer, prüft seine Streitmittel und kommt zum Ergebnis, daß sein Verfahren richtig ist, daß es aber weitaus größerer Streiter- und Gerätmassen bedarf, um die deutsche Wehrstellung mit Aussicht auf unmittelbaren Erfolg zu berennen und in ihren Grundfesten zu erschüttern. Da der Vorstoß, den die Engländer bei Newe Chapelle unternommen hatten, bereits im Ansatz stecken geblieben ist, erwartet Joffre von vereinzelten Anläufen nichts mehr; die erste große Durchbruchsschlacht ist trotz der Zusammenfassung starker Kräfte an einem strategischen Lebenspunkte der deutschen Front genau so gescheitert wie der allgemeine zerstreute Angriff, den Joffre am 17. Dezember 1914 von Nieuport bis Belfort unternommen hatte. Es ist nichts davon übriggeblieben als eine blutige Aushilfe, die den Russen insofern genutzt hat, als eine beträchtliche Vermehrung der deutschen Streitkräfte im Osten Hindenburg vielleicht schon damals befähigt hätte, die Njemen- und Narewfront einzureißen, die Winterschlacht in Masuren durch die Entwurzelung der Weichsellinie zu krönen und den Alp, den der Großfürst aufs neue in den Karpathen türmte, von Ungarns Brust zu wälzen, ohne daß man selbst zur zweischneidigen Waffe der Durchbruchsschlacht greifen mußte. Ob dieser Erfolg gering oder bedeutend war, lag außerhalb jeder Berechnung. Niemand konnte voraussagen, ob Joffre und French Felsblöcke oder Sandkörner in den Strom der Entwicklung des Weltkrieges geworfen hatten, als sie in der Champagne, in den Vogesen und in Flandern die Fesseln des Stellungskampfes zu sprengen suchten, denn die Zukunft wurde nicht nur durch die militärische, sondern auch durch die politische Führung des Krieges bestimmt.

Schwer lastete der seelische Druck, den der unbefristete Stellungskampf gebar, nach dem ersten Kriegswinter auf den englisch-französischen Heeren und den deutschen Armeen. Am schwersten lag er auf den Deutschen, die voll Entsagung in der Abwehr fochten und ihre Vorstöße in den Vogesen, in den Argonnen und im Umkreis von Ypern nicht mit Hoffnungen nähren konnten, wie sie Briten und Franzosen beim Angriff auf die deutschen Linien in sich trugen. Die Deutschen hatten die Handlungsfreiheit und die Bestimmung über Raum und Zeit nach dem strategischen Fehlertrag des Jahres 1914 darangegeben. Und — was wichtiger war — ihre Heeresleitung mußte mit der Gefahr rechnen, das weitgespannte strategische

Gewölbe, das die deutsche Kriegführung nach der Erstarrung des Westfeldzuges über zwei getrennten Kriegsschauplätzen errichtet hatte, eines Tages unter dem allseitigen Drucke einstürzen zu sehen. Über die Möglichkeit eines solchen Bruches gab die erste Periode des Stellungskrieges, die in der Winterschlacht in der Champagne gegipfelt hatte, klaren Aufschluß. Im blutigen Schein der Champagneschlacht hob sich die entsagungsvolle Aufgabe der deutschen Westarmeen erschreckend vom Hintergrund des Stellungskrieges ab. Gleich riesenhaften Kariatyden trugen sie den Unterbau des kunstvollen strategischen Gebäudes, während die Ostarmeen den Oberbau auf den Schlachtfeldern des Orients der Vollendung entgegentürmten.

Die Entsagung, die der deutschen Kriegführung durch die starre Abwehr im Westen auferlegt war, ergriff jeden einzelnen Mann, der als Streiter in den deutschen Westarmeen focht. Als im Februar 1915 in der Champagne von deutschen Truppen das trotzige, im Laufe der Jahre tausendmal wiederholte Wort geprägt wurde: „Sie kommen nicht durch!", war der deutsche Westfeldzug zur Prüfung des Beharrungsvermögens des ganzen Volkes und eines jeden einzelnen Mannes geworden. Angesichts der wachsenden Bedrohung, die in der dauernden Vermehrung der Streiter und der Streitmittel der Entente Ausdruck fand und damals schon von einer Übermacht von mehr als 400 000 Bajonetten getragen wurde, blieb den deutschen Feldherren der stolze Trost, daß sie auf den „lebenden Wall" ihrer Streiter vertrauen durften. Zwar fühlten sich die Deutschen im Westen auf unbestimmte Zeit zur strategischen Verteidigung verurteilt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie gerade daraus moralische Kräfte schöpften. Da sie dauernd in der Abwehr fochten, bewahrten sie sich die Empfindung, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führte. Sie hatten — mit Fichte zu sprechen — klar erkannt, daß sie sich kein begrenztes Ziel ihrer Aufopferung setzen durften, sondern ihr Ein und Alles ins Spiel werfen mußten. So erwuchs ihnen aus der Unterlegenheit, in die sie sich im Westen gedrängt sahen, um den Feldzug im Osten der Entscheidung zuzuführen, jene „Kraft des Gemüts", die Fichte in der achten seiner Reden an die deutsche Nation als die wahre Erkämpferin des Sieges preist. Solange sie sich diese Gemütsstärke bewahrten, waren sie unüberwindlich, wenn der Hunger das deutsche Volk nicht zu Boden zwang und Zersetzung in ihre Reihen trug.

Auch Franzosen und Engländer unterlagen dem Zwang der Verhältnisse, obwohl sie scheinbar im Besitze der Handlungsfreiheit waren. Auch sie wuchsen an ihrer Aufgabe und nahmen sie in die Beharrungskraft und den Siegeswillen ihrer Völker auf. Von ihnen forderte das strategische Schicksal des Zweifrontenkrieges trotz aller gegenteiligen Theorien Handeln im Feuer einer ständig zu erneuernden Dauerschlacht. Je stärker die Russen

bedrängt wurden, die in den Schlachten von Lodz und Limanowa die Fähigkeit eingebüßt hatten, ihren Angriffsfeldzug mit einheitlich bewegten Kräften fortzuführen, desto unfreier wurden Joffre und French in ihren Entschlüssen. Ermattungsstrategie ließ sich folgerichtig nur treiben, wenn der rings umfaßte Gegner nicht stark genug war, in Beherrschung der inneren Linien dort zum Angriff überzugehen, wo er auf verminderte Widerstandsfähigkeit treffen, den Ring sprengen und die Entscheidung auf einem abgegrenzten Kriegstheater erringen konnte.

Solange die Mittelmächte imstande waren, hierzu Kräfte zu ballen, waren die Feldherren der Entente nicht in der Lage, sich auf eine weitgespannte Einkreisung des Gegners zu beschränken und den Zweifrontenkrieg in Gestalt einer Belagerung Mitteleuropas zum Austrag zu bringen, sofern die umklammerten Mächte nicht vor der Zeit am Hunger und am Mangel von Rohstoffen zugrunde gingen. Die Entente hatte sich zwar auf die Ermattungsstrategie besonnen und pries Absperrung und Abnützung als das geeignetste Mittel, die Mittelmächte kampfunfähig zu machen, sah sich aber gleichwohl genötigt, diese laut verkündeten Grundsätze immer wieder zu verleugnen, ihre Armeen im Osten und Westen zum Angriff zu führen, um sich gegenseitig auszuhelfen und die Entscheidung in Vernichtungsschlachten zu erzwingen, die von ihren Feldherren in krampfhaften, zerfleischenden Wehen aus dem Schoße des Stellungskrieges entbunden werden mußten.

Die Winterschlacht in der Champagne war die erste Schlachthandlung, die diesem strategischen Zwiespalt als Durchbruchsschlacht entsprang, nachdem Hindenburg in Masuren die letzte siegreiche Umfassungsschlacht am Rande des Stellungskrieges geschlagen hatte. Örtliche Kämpfe, gewaltsame Vorstöße und unfruchtbare Durchbruchsschlachten kennzeichneten fortan die Verhältnisse im Westen und blieben trotz wachsenden Umfangs, gesteigerter Heftigkeit, technischer Ausgestaltung und übermenschlicher Aufopferung im Ungeistigen gebunden, bis Deutschland im Bunde mit Österreich-Ungarn der Feinde im Osten Herr geworden war, Serbien und Rumänien geschlagen, Italien in die Verteidigung gedrängt hatte und im Februar des Jahres 1918 den Krieg auf den alten Schlachtfeldern des Westens aus der Erstarrung erlöste, um mit letzter heldischer Kraft die Entscheidung in der Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges zu suchen, auf die Gefahr, der Überanstrengung und der Übermacht zu erliegen.

Der Feldzug im Osten
vom 21. Februar bis 25. April 1915

Die Kämpfe zwischen Weichsel und Orzyc

Die Schlacht in den masurischen Wäldern war geschlagen. In weitem Bogen hielten die deutschen Ostarmeen und die Streitkräfte Österreich-Ungarns die erkämpften Linien zwischen dem Njemenknie und dem Czeremosz besetzt. Die allgemeine Lage war noch nicht endgültig bestimmt. Wohl war ein Flügel der russischen Heeresmacht aufs neue geschlagen und ihre zahlenmäßige Überlegenheit eingeschränkt, aber ihre Masse fiel noch schwer ins Gewicht und ihre Leitung hatte sich Willen und Tatkraft bewahrt. Die Armeen Iwanows waren zwar von den Pässen der Hochkarpathen gewichen, behaupteten sich indes in der Duklasenke und an der Talpforte der Bistritz und des Pruth und sammelten neue Kräfte. Der Großfürst überwand die Schwäche, die ihn bei der Nachricht von der Vernichtung der 10. Armee befallen hatte, und begnügte sich nicht, Verstärkungen nach Kowno, Olita und Grodno zu werfen und die Njemenlinie sicherzustellen, sondern schritt nach kurzer Überlegung zu Gegenangriffen, um dem Sieger mit dem Vergeltungsschwert zu begegnen.

Zu diesem Zweck trieb er die 12. Armee, die noch in der Sammlung begriffen war, beschleunigt über den Narew vor und befahl Plehwe, bei Prasznysz einzubrechen und in die innere Flanke des siegreichen deutschen Heeresflügels zu gelangen.

Hindenburg hatte dies vorausgesehen. Als er die 8. und 10. Armee zur Winterschlacht aufbaute, um den Nordflügel des russischen Heeres im verschneiten Masuren zu zermalmen, war er darauf bedacht geblieben, die rechte Flanke seiner Angriffsarmeen zu sichern. Das war nur dann möglich, wenn die schwachen Kräfte des Generals Suren so verstärkt wurden, daß man an der Narewlinie angriffsweise verfahren und dem Gegner zuvorkommen konnte. Zu diesem Zwecke wurden zwischen dem Orzyc und der Weichsel eine neue Kampfarmee gebildet, über die General v. Gallwitz den Befehl erhielt. Er kam zur rechten Zeit, denn Surens schwache Kräfte waren in den letzten Tagen des Januar ins Gedränge gekommen und befanden sich nördlich der Linie Sierpc—Dobrzyn mit großer Übermacht im Kampf. Die Russen verstärkten den rechten Flügel, verbreiterten die strategische Front und waren im Begriff, auf der ganzen Linie zwischen der Weichsel und dem Orzyc gen Nordwesten in der Richtung auf Soldau vorzurücken. Da machte sich um die Monatswende auf deutscher Seite der Einsatz frischer Kräfte geltend. Der russische Vormarsch kam jäh ins Stocken.

Kosaken, die am 31. Januar in die Ortschaften südwestlich von Mlawa eingeritten waren, sahen sich am Tage darauf aus den Quartieren geworfen und nach Südosten abgedrängt. In den nächsten Tagen kam es zu Reiterkämpfen und Feuergefechten bei Lipno und Sierpc, und am 11. Februar trieb ein deutscher Vorstoß die russischen Vortruppen auf Sierpc und Dobrin zurück. In Unordnung räumte der Russe die beiden Städte und wich auf die Wkra.

Während Below und Eichhorn die Armee Sievers in den Wäldern von Suwalki umklammerten und vernichteten, rückte Gallwitz drohend auf Plonsk. Gallwitzens Angriff hielt die Russen zwischen Lomza und Nowogeorgiewsk fest und zwang den Großfürsten, starke Kräfte in Warschaus Nordflanke stehen zu lassen, die plötzlich gefährdet erschien. Es war der erste Versuch, die Stellung der Russen im Weichselbogen durch einen Angriff auf Narew und Bug aus der Flanke zu bedrohen und Smirnow zum Rückzug hinter die Weichsel zu zwingen. Da Sievers' Armee verloren und die Njemenfront bedroht war, sah sich der Großfürst über Nacht einer neuen Gefahr gegenüber.

Nikolai Nikolajewitsch entsprach der Zwangslage, indem er Plehwe den Befehl sandte, Gallwitzens Angriff um jeden Preis vor dem Narew zum Stillstand zu bringen. Unterdessen stampfte er die dritte Njemenarmee aus dem Boden. Er rief das XV. Korps nach Grodno, wo schon das II. und XIII. Korps zusammenrückten. Aber wiederum war der Gegner schneller. Während Nikolai Nikolajewitschs Tatkraft aus diesen Verbänden eine neue 10. Armee ballte und Plehwe sich am Narew bereitstellte, griff Gallwitz auf der ganzen Linie an.

Er überschritt am 13. Februar mit dem rechten Flügel die Skrwa zwischen Sierpc und der Mündung und drang rücksichtslos gegen Plonsk vor. Die russischen Vortruppen wurden zersprengt und zurückgejagt, am 15. Februar Racionz, am 16. Februar Bielsk und Plozk genommen und am 17. Februar die Linie Plozk—Dobrin—Racionz erreicht. Bestürzt wichen die Russen auf Plonsk. Inzwischen marschierte der linke Flügel der Armee Gallwitz in der Linie Mlawa—Willenberg auf und machte sich bereit, die Russen zwischen Wkra und Orzyc anzugreifen und auf Prasznysz zu werfen. Der allgemeine Plan zielte also auf doppelseitige Umfassung der russischen Kräfte, die zwischen der Weichsel und dem Orzyc auf beiden Ufern der Wkra im Kampf standen. Die Umfassung war schon im Werden, als ihr linker Flügel einwärts gedrängt auf Plonsk wich und die Deutschen die Linie Plonsk—Racionz erreichten. Am 20. Februar sah sich auch ihr rechter Flügel in die rückläufige Bewegung gerissen. Er wurde plötzlich aus der Richtung Chorzele angegriffen und ebenfalls einwärts geworfen. Hindenburg hatte Gallwitzens linken Flügel in blitzschneller Verschiebung durch Truppen verstärkt, die eben noch in den Wäldern von Suwalki gefochten hatten. Ehe die Russen darauf gefaßt waren, rückten die Deutschen von zwei

Seiten an Praſznyſz heran und schnitten die Besatzung von den Straßen Praſznyſz—Krasnosielc und Praſznyſz—Makow ab. Das Gespenst einer doppelseitigen Umfassung schoß abermals in drohende Gestalt. Von der Zange nach innen gedrückt, wich der Russe bestürzt auf die Stadt Praſznyſz zurück und richtete sich dort zu verzweifeltem Widerstand ein. Meilenweit lagen die russischen Gräben und Verhaue zwischen Chorzele und Mlawa verlassen, aber auf den Hügeln von Praſznyſz und an der Straße, die von Praſznyſz nach Ciechanow führt, häufte er alles, was er noch heranschaffen konnte, um Praſznyſz zu halten und die Aufrollung des rechten Flügels zu verhindern, bis Entsatz zur Stelle war. Gleichzeitig rückten Verstärkungen von Plonſk und Wyſzogrod gegen Dobrin und Plozk vor, die den linken Flügel wieder aufrichten und die von Suren bedrohte Weichselflanke sichern sollten.

Unterdessen rüstete Plehwe in Ostrolenka und Pultuſk zum Entsatz von Praſznyſz und sandte, weit nach Nordosten ausgreifend, Truppen von Nowgorod und Lomza in die offene linke Flanke der Armee Gallwitz, die dadurch mitten im Angriff auf Praſznyſz und Plonſk von einer Gegenumfassung bedroht wurde. Aber Gallwitz war nicht gesonnen, die eingeleitete Bewegung abzubrechen, bevor die Frucht geerntet war, die bei Praſznyſz reifte. Konnte er angesichts der Verstärkung des russischen Westflügels und der wachsenden Überflügelung von Osten her auch nicht mehr darauf rechnen, die zwischen Orzyc und Weichsel fechtenden Russen völlig zu umfassen und von beiden Seiten gegen die Wkra zu werfen, so war doch die Zange um Praſznyſz geschlossen und die Frucht zum Pflücken reif. Er befahl daher dem rechten Flügel, trotz wachsenden Widerstandes an der Weichsel, von Plozk weiter in der Richtung auf Wyſzogrod vorzurücken, und griff mit dem linken Flügel Praſznyſz unter Flankendeckung gegen Ostrolenka und Pultuſk von drei Seiten an.

Da die Schlacht in Masuren inzwischen bei Augustow und Kopciowo zu Ende gegangen war, machte dieser rücksichtslose Angriff im russischen Hauptquartier den Eindruck eines gewaltigen neuen Unternehmens, das als gewaltsamer Angriff auf Warschaus Nordflanke Gestalt gewann. Im Zelte des Großfürsten blitzte eine verwirrende Erwägung auf: Hatte Hindenburg die Flügelschlacht zwischen Njemen und Bobr geschlagen, um, dadurch gedeckt, mit der Hauptmacht an der Wkra vorzubrechen und von Sierpc und Plozk auf Plonſk und Nowogeorgiewſk, von Mlawa und Chorzele auf Praſznyſz und Pultuſk zu marschieren, den Narew zu überschreiten und die Weichsellinie von Norden aufzurollen? Nikolai Nikolajewitsch handelte mit alter Energie, häufte Verstärkungen am Narew, verstärkte den Weichselflügel, der den Befehl erhielt, sich an das Stromufer zu klammern und um keinen Preis von der Linie Wyſzogrod—Plonſk abdrängen zu lassen, und forderte Plehwe auf, den Gegenangriff am Orzyc bis zur Entscheidung durchzuführen. Daraus entbrannte eine neue Schlacht.

Plehwe setzte zwei Korps in Bewegung, die, von zahlreichen Kosaken begleitet, in Gewaltmärschen nach Praszniysz eilten, wo der umfaßte russische Flügel seit dem 21. Februar in der Verteidigung kämpfte. Da er sich immer noch hielt, drohte die kühne Angriffshandlung der Armee Gallwitz in einer schweren Verstrickung zn enden. Plehwes Gegenmanöver erreichte größeren Zuschnitt als der Angriff der Deutschen und überschattete das Brett.

Gallwitzens Lage war nichts weniger als günstig. Sein rechter Flügel kämpfte noch zwischen Wyszogrod und Racionz gegen überlegene russische Kräfte, die sich von Nowogeorgiewsk her verstärkten und wieder festen Fuß gefaßt hatten; die Mitte focht angestrengt zwischen Racionz, Mlawa und Prasznysz, wo das russische Zentrum sich auf den Hügeln und an den Ufern der Lidynia behauptet hatte und den Straßenstern Ciechanow wie die Bahnlinie Mlawa—Nowogeorgiewsk deckte; sein linker Flügel aber hielt Prasznysz und den russischen rechten Flügel von drei Seiten würgend umfaßt, während schwache Flankenhuten die Übergänge des Orzyc und die von den Narewfestungen nach Prasznysz führenden Straßen beobachteten.

Der Kampf um Prasznysz

Als Plehwes Entsatzkorps gegen den Orzyc vorprallte, standen die Russen um Prasznysz noch fest. Plehwe griff die Orzycbrücken und die Straßensperren südlich von Prasznysz am 22. Februar an. Wieder einmal kam es zu einem Kampf, in dem die Deutschen mit doppelt verkehrter Front Rücken an Rücken fochten, die einen, um Prasznysz zu stürmen, die anderen, um den von drei Seiten andringenden, weit überlegenen Feind abzuwehren, bis die Zange ihr Werk getan hatte. Die Gefechte erfüllten den ganzen Abschnitt zwischen der Weichsel und der Orzyc und gipfelten bei Prasznysz.

Im Osten wurde bei Krasnosielc um die Orzycübergänge gekämpft, im Südosten bei Bogate, im Süden bei Koloczkowo und im Westen bei Wola Wierzbowska um die großen Straßenzüge gerungen, die nach Prasznysz hineinführten. Nirgends ist erbitterter gestritten worden. Tauwetter, harter Frost und Schneewirbel zogen in raschem Wechsel über die Sümpfe des Orzyc und die Sandhügel von Prasznysz und erschwerten die Kämpfe, in deren Mittelpunkt das bestürmte Prasznysz vollends niederbrannte. Schritt für Schritt drängte Plehwe den deutschen Flankenschutz gegen die Stadt zurück, die Schlacht ballte sich am 24. Februar so eng um den Ort, daß die doppelte Front der Deutschen ihre Beweglichkeit zu verlieren begann. Da drangen die deutschen Sturmtruppen hart vor Ausbruch der Krise in unwiderstehlichem Anlauf in die befestigten Vorstädte, wo sich ihnen die Besatzung mit der blanken Waffe entgegenwarf, um noch einen Tag Frist zu erstreiten. In Gassen und Kellern begann ein wütender Kampf.

Unterdessen entwickelte sich Plehwes Entsatzarmee, zwei Korps und drei Kavalleriedivisionen stark, in der Linie Krasnosielc—Koloczkowo—Wola Wierzbowska zur Gegenumfassung und zerrieb den Widerstand des deutschen Flankenschutzes. Gleichzeitig rückte das von Ciechanow her verstärkte Zentrum auf Lysakowo, nordwestlich Wola Wierzbowska, um Praschnysch von der Verbindung mit Mlawa abzuschneiden und die Umgehung des verkämpften deutschen Armeeflügels zur Einkreisung zu gestalten.

Es war ein verzweifeltes Fechten. Entweder brachen die Deutschen binnen wenigen Stunden den Widerstand in Praschnysch, rafften die eingeschlossene Division gefangen hinweg und entzogen sich der Gegenumfassung durch einen raschen Rückzug, oder Plehwe schloß sie mit Übermacht ein und verwandelte den taktischen Erfolg in eine vernichtende Niederlage.

Der Deutsche gewann den Preis.

Am Abend des 24. Februar zerbrach der Widerstand des bestürmten Praschnysch; ostpreußische Regimenter eroberten die Stadt, ehe es der Entsatzarmee gelungen war, die Gegenumfassung durchzuführen. Die eingekesselten Russen streckten, noch 10 000 Mann stark, die Waffen. Es war die höchste Zeit, denn schon wich der deutsche Flankenschutz, aus schweren Wunden blutend, von Krasnosielc und Gostkowo auf Praschnysch. Gallwitz befahl den Rückzug, dessen Deckung die 76. Reservedivision übernahm. Am Abend des 25. Februar rückten die Deutschen nach Norden ab und entführten Gefangene und Gerät.

Plehwe war außer sich, daß ihm der Fang entging, und drängte rücksichtslos nach. Zwei Korps warfen sich auf die abziehenden Divisionen, die sich des ergrimmten Feindes mühsam erwehrten. Die 76. Reservedivision grub sich im feindlichen Feuer auf den Hügeln von Wola Wierzbowska und Praschnysch ein und schlug die russischen Massenangriffe mit Kugel und Bajonett zurück, bis der linke Flügel der Umklammerung entronnen war. Sie selbst erlitt dabei blutige Verluste und wich in Staffeln und unter unaufhörlichen Kämpfen nach Norden. Nachhuten verteidigten Praschnysch noch zwei Tage gegen die Verfolger. Am Abend des 26. Februar drang der Russe in Praschnysch ein, aber nicht hindurch. Er wurde noch 24 Stunden im Straßenkampf festgehalten und mußte sich Schritt für Schritt Bahn brechen, ehe er die nach Norden führenden Straßen gewinnen konnte. Erst am 27. Februar traten die letzten deutschen Bataillone den Rückzug an. Er führte mitten durch den Feind, denn die Straßen nach Mlawa und Chorzele, auf denen die Deutschen sich mühsam fortquälten, waren schon von Lysakowo und Drazdzewo her bedroht. Russische Panzerwagen brachen in die Nachhuten und Kosaken umschwärmten die erschöpften Marschkolonnen. Trotzdem gelang es Gallwitz, die letzten geschlossenen Bataillone seiner Nachhuten aus dem Getümmel zu retten. Sie verschwanden dem

Verfolger in dampfendem Nebel, der sich grau und feucht über die Praszuyszer Niederung wälzte und der Verfolgung die Kraft nahm.

Die Armeeabteilung Gallwitz ging auf der ganzen Linie zurück, der linke Flügel unter blutigen Kämpfen und schwer bedrängt, der rechte ohne sonderliche Gefährdung. Zwischen Wkra und Weichsel lösten sich die Deutschen leicht vom Feinde und setzten sich schon auf der Linie Plozk—Racionz, um dem Angriff des kühn gewordenen Gegners Trotz zu bieten. Zwischen Wkra und Orzyc waren sie kaum imstande, sich den Verfolger vom Leibe zu halten, und verloren zahlreiche abgeschnittene, erschöpfte und blutende Leute und niedergebrochenes Geschirr. Doch als Plehwe, in Sicherheit gewiegt, seine Korps zur Verfolgung weiter vortrieb, um den Rückzug des linken deutschen Flügels in Flucht zu verwandeln und dem alten Plane gemäß auf Soldau und Chorzele durchzubrechen, traf er am 1. März plötzlich auf unerschütterlichen Widerstand. Die anstürmenden Verfolger stießen unversehens auf Schützengräben und Batteriestellungen, aus denen ihnen das zielsichere Feuer ungebrochener Truppen entgegenschlug. Die Deutschen hatten in der Linie Mlawa—Dobsk—Szumsk—Jednorozec Front gemacht.

Da kam Plehwes Verfolgung zwischen der Wkra und dem Orzyc mit einem Ruck zum Stehen. Die Kämpfe gerieten fest. Der Versuch, Warschaus Nordflanke einzureißen, war gescheitert.

General v. Gallwitz mußte sich mit einem kargen Erfolg bescheiden. Er hatte die rechte Flanke der in der Winterschlacht bei Augustow und Suwalki um den Sieg kämpfenden Armeen durch seinen kühnen Vormarsch auf den Narew gedeckt und eine russische Armee auf sich gezogen, die ihn nach der Erstürmung von Praszuysz zum Ausweichen zwang und mit Vernichtung drohte. Am 1. März klirrte die Wage ins Gleichgewicht. Nikolais Befehl, auf Soldau—Chorzele—Willenberg durchzubrechen, war leichter gegeben als vollführt. Gallwitz focht trotz der Verluste, die er bei Praszuysz erlitten hatte, mit der alten Kraft. Er verzichtete nicht einmal darauf, Gegenstöße zu führen, und ließ das winterliche Glacis der Narewfront zwischen Weichsel und Orzyc und am Omulew durch seine Streifscharen peinlich überwachen. Da die Landschaft zwischen dem Njemenknie und der Weichsel um diese Zeit von der „Rasputiza" befallen wurde, quollen alle Sümpfe über. Weg und Steg versank, die Schützengräben ertranken und die Gegner wurden zur Bewegungslosigkeit verurteilt.

General Plehwe, der allmählich nicht weniger als sieben Korps und vier Kavalleriedivisionen am Narew versammelt hatte, griff trotzdem unermüdlich an. Die heftigsten Kämpfe wüteten zwischen Wkra und Orzyc, wo die deutsche Front am verwundbarsten war und Mlawa lockte. Erst als Gallwitzens linker Flügel verstärkt wurde und links von ihm General v. Scholtz mit stärkeren Kräften in den Riß trat, erschien die Südflanke Ostpreußens jeder Gefährdung entrückt.

Da der Großfürst auch an der Dubissa, am Njemen und am Bobr Verstärkungen ins Feld führte, entbrannten um die Frühlingswende im ganzen Vorgelände der polnischen Nordfront von Kowno bis Nowo-georgiewsk blutige Gefechte, in denen die Russen als Angreifer auftraten und die deutschen Linien unbekümmert um die rasch wachsenden Verluste immer wieder berannten.

Die Kämpfe am Njemen

Im russischen Hauptquartier schlugen die Pulse wieder voll und leidenschaftlich. Gestärkt durch die Nachricht, daß die Franzosen in der Champagne zur entscheidend geplanten Schlacht geschritten waren und die Engländer sich anschickten, mit neu entstandenen Armeen gegen Lille vorzurücken, und angefeuert von dem mächtigen Kanonendonner, der verheißungsvoll von den Dardanellen tönte, deren Eroberung der Entente den Sieg geben und Rußland zum Herrn von Konstantinopel machen mußte, ließ die russische Heeresleitung noch einmal die Brunnen russischen Blutes springen und warf die Blüte des Volkes in den Kampf. Es entsprach der unbeherrschten russischen Art, dabei wieder zu viel auf einmal zu unternehmen. Nikolai Nikolajewitsch sandte die neuaufgestellte 10. Armee von Olita, Grodno und Ossowiez gegen Suwalki und Augustow vor, trieb Plehwe, seinen Erfolg am Orzyc auszugestalten und von Lomza, Ostrolenka, Praschnysch, Ciechanow und Plonsk den Vormarsch auf Willemberg—Soldau aufzunehmen, und machte sich zur gleichen Zeit bereit, in Galizien den Hauptangriff zu führen, mit den Armeen Iwanows die Karpathenpässe zurückzuerobern und in die strategische und politische Flanke der Mittelmächte einzubrechen.

Doch bald zeigte sich, daß die Winterschlacht in Masuren nicht ungeschehen gemacht werden konnte. Wohl kam es im Orzycbogen zu schweren Zusammenstößen, in denen Gallwitz die Linie Mlawa—Debs—Szumsk—Jednorozec gegen unzählige Anläufe eines rücksichtslos stürmenden Feindes verteidigen mußte, wohl wurde an den Straßen, die von Ostrolenka am Omulew auf Myszymec und von Lomza an der Skroda und Wissa aufwärts nach Kolno und Stawiski führen, in Sumpf und Bruch lebhaft gekämpft, wohl hielt sich die Bobrfeste Ossowiez gegen jede Bedrohung, aber die Südflanke Masurens blieb den Russen verschlossen und auch bei Augustow reiften ihnen keine strategischen Früchte.

Hier hatten sich nach der Waffenstreckung der Armee Sievers seltsame Verhältnisse herausgebildet. Während Gallwitz um Praschnysch kämpfte, war Eichhorn drohend gegen den Njemen vorgerückt und hatte sich am Strom und unter den Außenfesten von Grodno mit den Generalreserven

der Stromsperren herumgeschlagen. Zur gleichen Zeit war Below auf Ossowiez marschiert und hatte sich an den Bobrübergängen aufgepflanzt, um Nikolais Gegenstöße aufzufangen.

An einen entscheidenden Angriff auf die Njemenlinie dachte Hindenburg nicht, denn dazu fehlten ihm die Kräfte. Er war weder in der Lage, Ossowiez, Grodno, Olita und Kowno im Sturm zu nehmen, noch die große Stromschranke zu umgehen und die Linie Kowno—Ossowiez—Ostrolenka—Pultusk—Nowogeorgiewsk aus den Angeln zu heben. Er begnügte sich damit, den Nordflügel des russischen Heeres abermals bis zur Vernichtung geschlagen zu haben, und ordnete die Heimführung der in den Wäldern von Augustow steckenden Riesenbeute an Gefangenen und Gerät an, zu deren Sicherung seine Generale drohend vor den Njemenfestungen erschienen. Im Schatten dieser Bewegungen zog Ludendorff die Armeen aus Sumpf und Bruch heraus und gliederte die Front zur Abwehr neu.

Die Russen hatten schon am 24. Februar verzweifelte Vorstöße aus Grodno unternommen und Verstärkungen von Byalostok gegen Belows rechte Flanke herangeführt, um den Sieger anzufallen, den man über der Beute eingeschlafen wähnte. Im Augustower Forst hallten noch verlorene Schüsse, harrte noch der Troß dreier Korps der Auffammlung, als schon wieder russische Regimenter zwischen Ossowiez und Lipsk über den Bobr gingen und auf der Straße Sztabin—Kolnica gegen Augustow vorrückten. Doch Otto v. Below war auf der Hut. Sie wurden bei Sztabin gestellt und geworfen, kehrten verstärkt zurück, wurden nochmals angehalten und setzten sich in einem Brückenkopf fest, in dem sie auf bessere Gelegenheit warteten. Gleichzeitig sah sich Fritz v. Belows XXI. Korps angefallen, dessen Divisionen keck unter den Kanonen von Grodno manövrierten. Sie wichen fechtend auf Sopockinie.

Am 25. Februar wuchs der russische Gegendruck. Langsam ging Eichhorn unter dem Schutz starker Deckungen aus dem Wald- und Sumpfgebiet auf die Linie Augustow—Siejny zurück, um sich dort zum Kampf zu stellen. In der Tat boten die Russen dem Gegner schon wenige Tage nach dem Endkampf bei Suwalki eine neue Schlacht. Sie brachen im Zusammenhang mit dem Vormarsch Plehwes auf Prasznysz aus den Njemenfestungen hervor und gedachten die zwischen Siejny und Sztabin lagernden Deutschen zu umfassen und zu erdrücken. Der Vormarsch erfolgte zunächst mit vier Korps, die, frisch aufgefüllt, von neuen Führern befehligt und von Leontiews schwärmenden Don- und Gardekosaken auf der rechten Flanke begleitet, über Kopciowo—Sopockinie—Lipsk—Sztabin vorrückten. Der Angriff zielte auf Überflügelung und Umfassung Eichhorns vom rechten Flügel aus und stützte den linken Flügel auf Ossowiez und die Bobrlinie.

Am Bewegungsflügel griff das III. Korps an, das vor Olita aufmarschierte und gegen die offene linke Flanke Eichhorns vorgehen

sollte. Links anschließend rückte das II. Korps auf Sopockinie und Bochatery. Es traf auf die Division Berrer des XXI. Korps, die immer noch das Feld beherrschte und sich allen Versuchen, sie einzukreisen, spielend entzog. Als linke Flügelgruppe der russischen Angriffsmasse rückten das XIII. und XV. Korps über Lipsk und Sucha Wola vor, um über Jastrzebna—Sztabin in die Wälder von Augustow einzudringen, wo man die Deutschen noch mit der Aufsammlung der Beute und der Wiederherstellung ihrer gelichteten und erschöpften Verbände beschäftigt wähnte.

Das Ganze war ein allgemeiner Angriff mit weitgesteckten Zielen, dem die Masse Kraft und Gewicht verlieh. Die Deutschen sahen ihn schwerfällig, aber breit entfaltet heranrollen. Am heftigsten war der Andrang bei Kopciowo und Sopockinie. Fritz v. Below leistete auf den schneestäubenden Hügeln und in den brennenden Dörfern zwischen Sopockinie und dem Njemen plangemäß Widerstand und zwang den Angreifer, seine Artillerie einzusetzen, um eine verschneite Geländefalte zu erobern oder einen vereisten Sumpf zu überschreiten. Zu Hunderten fielen die Pferde der russischen Artillerie, die von dem beweglichen Gegner zwischen dem Njemen und der Czarna Hanza in Atem gehalten wurde. Am 28. Februar erreichten die Russen die Querstraße Sopockinie—Dabrowo—Sztabin und am 1. März drangen sie fechtend gegen die Waldzone von Augustow vor. Der Kampf war in Fluß gekommen.

Inzwischen vollzogen sich auf deutscher Seite die letzten Verschiebungen. Während die 8. Armee sich zwischen Orzyc und Bobr neu ordnete, dehnte die verstärkte 10. Armee ihre Linie weit und weiter nach Norden aus und lehnte ihren linken Flügel zwischen Kalwarja und Mariampol an die Szeszupa. Diese Bewegung blieb den Russen verborgen, die dem Auftreten vorgeschobener deutscher Sicherungen bei Simno östlich Kalwarja keine Bedeutung beimaßen. Sie dachten nicht daran, daß sie selbst überflügelt werden könnten, und rückten in ihrer ursprünglichen Gliederung gegen Suwalki und Augustow, um den Feind aufzusuchen und zu schlagen. Eichhorn wich aus. Am 5. März zogen sich seine Vorhuten von Simno in der Richtung auf Kalwarja zurück, am Tage darauf gewann der linke Flügel der Russen auf den Waldstraßen von Augustow über Dabrowo und Kolnica Raum und gelangte am 7. März fechtend auf 3000 Schritt an den Bahnhof der Stadt Augustow heran. Die russischen Generale, die bisher mit Mißtrauen an die neue Aufgabe herangegangen waren, zeigten plötzlich überschwengliche Zuversicht. Der linke Flügel löste sich von der Bobrlinie und schloß sich dem Vorgehen auf Augustow an, zwischen Augustow und Grajewo durchzustoßen, während der rechte Flügel von Sejny kämpfend auf Krasnopol rückte und Suwalki von Norden zu umfassen trachtete. Über Nacht erwuchs aus zerstreuten Gefechten eine große Schlacht.

Die Schlacht bei Simno—Bierzniki

Am 8. März wurde von Simno östlich Kalwarja bis Augustow in einer Ausdehnung von 80 Kilometern gekämpft. Die Deutschen handelten kühn und klar. Sie hielten bei Augustow stand und gaben bei Siejny Raum. Nach heftigem Kampf besetzte das II. Russenkorps das 8 Kilometer östlich von Siejny gelegene Bierzniki. Fechtend gingen die Deutschen an der Straße Siejny—Augustow auf den Wigrysee zurück und ließen die Straßenpunkte Giby, Frocki und Macharce wieder in russische Hand fallen. Der Vormarsch der Russen gedieh. Zwar war der linke Flügel vor Verhauen und Maschinengewehren in den Wäldern von Augustow zum Stehen gekommen, aber der rechte Flügel und die Mitte blieben in siegreichem Vordringen und folgten dem Gegner, der kämpfend Raum gab, auf dem Fuße. Er wich scheinbar nach innen. Da die bei Simno aufgetretene deutsche Abteilung in südwestlicher Richtung zurückging, schwenkte das III. Russenkorps hinter dem vermeintlichen Flankenschutz nach Süden ein, um die Umfassung durchzuführen, und rückte von Simno auf Lozdie. Links von ihm trug das II. Korps seine Fahnen von Siejny und Giby auf Krasnopol. Offenbar ging die russische Führung von der Voraussetzung aus, daß der Gegner überrascht sei und sich umgangen fühlte. Sie spornte daher ihre Truppen in einem siegatmenden Tagesbefehl zur Verfolgung an und gedachte die Früchte ihrer großen Angriffsbewegung in einer Vergeltungsschlacht zwischen Suwalki und Augustow zu ernten.

Da gingen die Deutschen am 9. März plötzlich zum Angriff über. Die Verschiebungen waren vollzogen, die Korps, die die Russen auf dem alten Schlachtfeld in engem Raum verstrickt wähnten, standen nach Norden gestaffelt mit dem linken Flügel nicht innerhalb, sondern außerhalb der von der russischen Führung geplanten Umfassung und hatten dem Gegner im stillen die rechte Flanke abgewonnen. Während in den Wäldern von Augustow und westlich des Straßenstückes Giby—Macharce am Ostufer des Wigrysees blutige Gefechte wüteten, in denen die Russen sich verbissen und in zähen, unermüdlichen Angriffen Boden erkämpften, brach Eichhorns linker Flügel zwischen Kalwarja und Mariampol überraschend auf Simno vor, verscheuchte die russischen Flankenreiter und schwenkte bei Swienty—Jezitory nördlich von Loz die nach Süden in die offene Flanke des links abmarschierten III. Korps. Ehe sich dieses von seiner Lage Rechenschaft geben konnte, sah es sich bei Loz die von Norden her angefallen, umfaßt und im Genick gepackt. Die russische Armee war abermals umfaßt.

Im schneidenden Ostwind, der blitzende Eiskristalle durch die fadenscheinigen Röcke blies, stürzte sich Eichhorns linker Flügel auf den Feind. Wieder fielen ungezählte übermüdete Gäule, um nicht mehr aufzustehen, wieder quälte sich die Infanterie im unwirtlichen Lande mühsam durch Eis

und Schnee, trieb die Kavallerie die Pferde beinahe im Schritt an den Feind. Trotzdem griff der Stoß überraschend in die offene rechte Flanke der russischen Armee und drang hinein. Das III. Russenkorps wurde kopfüber geworfen, verzichtete darauf, die Front zu verkehren, und trat sofort einen überstürzten Rückzug an. Es suchte dem Gespenst von Tannenberg und Augustow zu entrinnen, indem es alles liegen ließ, was nicht Schritt halten konnte, und querfeldein über die gefrorenen Seen und Sümpfe nach Osten und Südosten in der Richtung auf Olita entwich. Sein Zusammenbruch brachte den ganzen Aufbau der russischen Angriffsarmee ins Wanken, denn nun lag die rechte Flanke des II. Korps offen, das am 9. März Bierzniki und Giby erreicht hatte und kämpfend auf Siejny vorgerückt war. Seine Spitzen standen schon westlich der Linie Giby—Siejny bei Krasnopol im Gefecht, als es unversehens mit Flankenfeuer überschüttet wurde. Es hielt sich besser als das III. Korps und suchte, in Staffeln rechts schwenkend, nach Norden Front zu machen und die Linie Siejny—Bierzniki zu behaupten, die von den deutschen Bataillonen mit Ungestüm angegriffen wurde. Doch gegenüber diesem Ansturm versagte die russische Widerstandskraft. Der Verteidigungshaken zerbrach, Siejny wurde erstürmt und Bierzniki von den Russen geräumt. Fechtend wichen sie in die Wälder. Als sie dabei ins Kreuzfeuer ausschwärmender Schützen gerieten, kehrten sie noch einmal zurück und brachen verzweifelten Mutes in die Gassen von Bierzniki. Hier stand schon deutsche Artillerie abgeschirrt, die sich mühsam mit Messer und Kantschu wehrte, bis Infanterie zur Stelle war. Zusammengeschossen flüchteten die Trümmer der russischen Nachhuten gen Osten. Der Versuch, einen Haken zu bilden und der Aufrollung der russischen Front zu entgehen, war gescheitert. Auch das II. Korps räumte das Feld.

Inzwischen war auch die deutsche Mitte zum Angriff übergegangen. Die ganze deutsche Front vom Ostufer des Wigrysees bis Augustow flammte auf. Die Masse der russischen Armee geriet in Gefahr, gefesselt zu werden und der Aufrollung zu erliegen. In dieser Lage half nur noch rascher, allgemeiner Rückzug auf Grodno und Olita. Dieser Befehl rettete die neue 10. Armee vor dem Verderben. Am 10. März brachen die Russen den Kampf ab und flüchteten gegen den Njemen.

Eichhorn drängte nach, besetzte am 11. März wieder Giby, Frocki und Macharce, stürmte in der Nacht Kopciowo, wo hängengebliebene russische Nachhuten nach hartem Kampf die Waffen streckten, und scheuchte den linken Flügel des Feindes von Augustow auf Lipsk und Sztabin in die Bobrsümpfe. Die Festungen Ossowiez, Grodno und Olita nahmen die russische Armee nach ihrem kurzen trügerischen Vormarsch wieder in sichere Hut und entzogen ihre gelichteten und erschütterten Verbände dem Verfolger, der außerhalb des Feuerbereiches ihrer Panzerfesten Halt machte und seine Kräfte wieder zur Abwehr bereitstellte. Eichhorn richtete sich nach

der Schlacht, die nur halb ausgetragen worden war, auf der Linie Augustow—Pilwiszki—Szaki zur Verteidigung ein.

Da am 15. und 16. März auch bei Prasznysz und Jednorozec und zwischen Skrwa und Orzyc einzelne Vorstöße der Russen gescheitert waren, verloren ihre Angriffe an operativem Zusammenhang und an Zielbewußtsein. Sie gaben vor der Front Hindenburgs die großen Bewegungen auf, huben zum Schutz der Narewflanke gewaltige, tief gegliederte Stellungen aus und beschränkten sich auf örtliche Angriffe, in denen sie ihre Übermacht um den Preis hoher Menschenopfer zur Geltung zu bringen suchten. Jeder ihrer einzelnen Nachtangriffe, der in den letzten Märztagen und im April zwischen Nowogeorgiewsk und Kowno aufflackerte, kostete sie ein paar hundert Mann und fiel nach kurzem oder längerem Anlauf in sich zusammen. Aber sie behaupteten sich im Vorfeld der Narew-, Bobr- und Njemenfront und deckten die Nordflanke und den polnischen Mittelraum, in dem die Fäden der despotischen Strategie Nikolai Nikolajewitschs zusammenliefen.

Der Großfürst hatte den Zusammenbruch des allgemeinen Vorstoßes der neuen 10. Armee und ihren reuevollen Rückzug unter die Kanonen von Grodno bitter empfunden und auch Plehwes Fesselung im Orzycbogen nach dem verheißungsvollen Angriff auf Prasznysz schwer verschmerzt. Er erkannte, daß sein großgedachter Plan, die Winterschlacht in Masuren gewissermaßen auszulöschen und Hindenburgs Sieg durch einen Einbruch in die ostpreußische Südflanke in eine Niederlage zu verwandeln, trotz der Ablenkung, die General Joffre in der Champagne und Marschall French in Flandern geschaffen hatte, im Sande zerronnen war. Nichts war davon übriggeblieben, als eine kurze Fesselung feindlicher Kräfte zwischen dem Njemenknie und der Weichsel, während Iwanow in den Karpathen mit den russischen Hauptkräften die Entscheidung suchte.

Die Kämpfe bei Memel und Tauroggen

Die Russen hatten sich nicht begnügt, im Njemenbogen, südlich der Linie Kowno—Wirrballen, anzugreifen, sondern auch den Versuch unternommen, nördlich des Stromes vorzubrechen und dem Meister der Umfassungsstrategie aus dem Stegreif in Flanke und Rücken zu fallen.

Dieser Plan war schon zu Beginn des neuen Vormarsches aus den Njemen- und Narewfestungen im russischen Hauptquartier erwogen worden, aber seine Durchführung nur mühsam gediehen. Zum erstenmal versagten die Mittel. Es blieb bei einem ungelenken Handstreich, der von General Apuchtin ins Werk gesetzt wurde. Als Apuchtin den Befehl erhielt, in den Nordostzipfel Ostpreußens einzubrechen und Memel und Tilsit zu nehmen, verfügte er nur über die 68. Reservedivision. Er sah sich daher genötigt,

Reichswehr zu Fuß und zu Pferd, Marineinfanterie und Ersatzbatterien aufzubieten, um rasch eine stärkere Kampfgruppe aufzustellen und auf die Lage bei Suwalki Einfluß zu gewinnen. Trotzdem war er erst am 15. März imstande, 15—20000 Mann in Bewegung zu setzen. Da die Zeit drängte, bildete er auf gut Glück zwei Kolonnen und trat den Vormarsch auf Memel und Tilsit von Libau und Schaulen getrennt an. Die Hauptkräfte rückten, von ihm selbst geführt, 8 bis 10 Bataillone und 20 Geschütze stark von Schaulen über Kelmy und Tauroggen auf Tilsit. Eine kleinere Gruppe ging, 6 bis 8 Bataillone stark, unter dem Befehl des Obersten Rebrikow auf der Küstenstraße gegen Memel vor.

Hindenburg hatte die Verteidigung des Flankenraums zwischen dem Njemen und der Küste dem Landsturm überlassen müssen und ihn angewiesen, die Linie Tauroggen—Memel zu sichern. Bei Tauroggen standen 16 Kompagnien und ein paar Geschütze, bei Memel zwei Bataillone. Zwischen den besetzten Endpunkten lief eine dünne Sicherungskette von Jurburg am Njemen bis Nimmersatt am Ostseestrand. Da eine Front von 135 Kilometer Länge zu verteidigen war, beschränkte man sich auf die Aussetzung von Feldwachen und hielt die Hauptkräfte zur Sperrung der Straße Schaulen—Tauroggen—Tilsit und des Tilsiter Flankenraumes an den Ufern des Juraflusses zusammen.

Die Russen griffen zuerst Memel an. Zwei Kolonnen rückten gegen die Stadt. Am 17. März erreichte die Nordgruppe, von Oberst Rebrikow geführt, die Linie Polangen—Krethingen und drängte die deutschen Vorposten auf Nimmersatt und Bajohren zurück. Hier setzten sich die Deutschen und verwickelten den Feind in ein heftiges Feuergefecht. Rebrikow wurde gezwungen, auf das Eingreifen der zweiten Kolonne zu warten, die von Osten im Anzug war. Als sie in der rechten Flanke der Verteidiger angelangt war, gab Rebrikow Befehl zum Angriff. Der Hauptangriff erfolgte von Norden und fesselte die deutsche Hauptkraft, während die Ostgruppe bei Gorsdhy den Mingefluß überschritt und der Besatzung den Rückzug nach Süden verlegte. Der Führer der schwachen deutschen Kräfte, Oberstleutnant Conradi, wich fechtend in der Richtung auf den Hafen, sprengte die Brücken und setzte unter dem Schutze seiner Maschinengewehre in Booten und Prahmen auf die Nehrung über, um den Strandweg nach Königsberg zu gewinnen. Am Abend des 18. März war Rebrikow Herr der Stadt, aber die Deutschen entronnen. Die zuchtlose russische Reichswehr hatte auf dem Vormarsch übel gehaust. Sie legte Dörfer und Höfe in Asche und plünderte in Memel.

Unterdessen war die russische Hauptkolonne bei Tauroggen zum Schlagen gekommen. General Apuchtin bediente sich seiner Übermacht, umfaßte die deutsche Stellung und suchte den tapfer kämpfenden Landsturm einzuschließen. In heftigen Gegenstößen erwehrten sich die Deutschen, die nur wenige Geschütze besaßen, des Feindes und hielten ihn zwei Tage in Schach. Da schritt

Apuchtin zu weitausholender Umgehung. Am 20. März sah sich der linke deutsche Flügel in Flanke und Rücken bedroht, der rechte mit halbverkehrter Front gegen den eistreibenden Fluß gedrängt. In dieser verzweifelten Lage brachen die Verteidiger das Gefecht ab, machten sich, 3000 Mann stark, mit dem Bajonett Bahn und gingen fechtend auf Laugsargen und Ablenken gegen Tilsit zurück. Siegesfroh folgte der Russe dichtauf und suchte den Gegner einzuholen und von Tilsit abzuschneiden. In und bei Ablenken machte der Landsturm Front, grub sich in den Schnee und verschoß seine letzten Patronen. Als Ablenken am 23. März von Apuchtin erstürmt wurde, schien Tilsit verloren. Aus den deutschen Schneewehren sprühte selten gewordenes Feuer, Ausfälle, die mit Kolben und Bajonett unternommen wurden, vermochten die Umzingelung nicht mehr zu verhindern, das Ende kündigte sich an. Doch trotzig wartete der Landsturm auf Entsatz.

In Königsberg und Stettin war Lärm geschlagen worden. General v. Papprit raffte ein paar Ersatzbataillone zusammen und setzte sie in Gewaltmärschen in Bewegung. Memel verloren, Tilsit bedroht, 3000 Mann dem Tode geweiht, die Nordflanke der Armee von unbekannter Kraft gefährdet — es war die höchste Zeit.

In fliegender Fahrt geht's nach Osten. Am 20. März ist Insterburg erreicht. Hier wird das Hilfskorps geteilt, ein Teil eilt nach Memel, der andere nach Tilsit. Trotz der Nähe des Feindes und des bei Tauroggen tobenden Gefechtes gewinnt die für Memel bestimmte Abteilung ungesehen die Gegend südöstlich der Stadt Memel. Flammende Höfe weisen den Weg. Der Russe ist sengend und brennend im Vordringen auf den Memelstrom begriffen. Nur völlige Überraschung kann helfen, die Deutschen müssen den Gegner an der Gurgel packen, gleichgültig, wo und wie sie ihn finden. Es gelingt.

Ein wilder Südwest heult in den verdüsterten Lüften, jagt Schneewehen auf und erstickt den Lärm des Gefechtes, das sich rasch nach Norden wälzt. Am 22. März stehen die Rächer vor den Toren der Stadt. Vergeblich sucht Rebrikow die Vorstädte und die Brücken zu halten, um Zeit zum geordneten Rückzug zu gewinnen. Der Verfolger ist rascher. Das Königsberger Ersatzbataillon Nußbaum an der Spitze, stürzen sich die Preußen auf den zuchtlosen Feind, fassen ihn und schlagen ihn aus der Stadt. Verstärkungen, die von Norden anrücken, um Rebrikow aufzunehmen, werden in die Flucht mitgerissen. Rebrikows geschlagene Heerschar wälzt sich auf der Küstenstraße nach Polangen und gerät unterwegs in den Bereich deutscher Kreuzer, die sich dicht an den Strand gelegt haben und die Straße mit Schnellfeuer überschütten. Unter schweren Verlusten entrinnen die Russen gen Libau.

Auch bei Tilsit kommt die Hilfe zur rechten Zeit. Der Landsturm hat bei Laugsargen vor den Toren Tilsits ausgehalten, bis der Entsatz zur Stelle ist. Das Stettiner Ersatzbataillon v. d. Horst erreicht Tilsit in der Frühe des 23. März, stürzt aus den Wagen und wird von Papprit in einem Ge-

waltmarsch an den Feind geführt. Auf den Südweststurm, der den Schnee zu Schwaden peitschte, ist Tauwetter gefolgt. Flüsse und Rinnsale treten über, die Wege liegen überflutet, die Äcker sind grundlos geworden. In den Gräben des Landsturms steht das Wasser eine Elle hoch. Der Russe leidet noch mehr, denn seine Angriffe bleiben stecken und seine Kanonen sind im Schlamm versunken. Am Abend greift der deutsche Entsatz in das Gefecht ein und packt Apuchtin in der Flanke. Ablenken wird zurückerobert. Am 24. März geben die Russen den Kampf auf und gehen auf Tauroggen zurück. Auch hier drängen die Deutschen nach. Mühsam wälzt sich das Gefecht nach Osten. Die Geschütze versinken bis an die Nabe und die Infanterie watet bis zu den Knien im nässenden Schnee. Trotzdem greift Pappritz unausgesetzt an und wirft die Russen in drei Tagen nach Tauroggen hinein. Als von dem befreiten Memel weitere Verstärkungen angelangt sind, gehen die Deutschen am 29. März zum Sturm auf das befestigte Tauroggen vor. Das Wetter ist abermals umgeschlagen, und die aufgebrochene Jura aufs neue zugefroren. Das gestattete den Deutschen, die Tauroggen über das Eis hinweg anzugreifen. Von drei Seiten dringen Landwehr und Landsturm in die hochgebaute Stadt, erobern sie im Straßenkampf und schlagen den Feind in die Flucht. General Apuchtin befahl den Rückzug auf Kelmi, verlor aber unterwegs viele Leute, die sich in den Wäldern zerstreuten. Der Versuch, Memel und Tilsit zu nehmen und Insterburg im Rücken Eichhorns zu bedrohen, war kläglich gescheitert.

Im russischen Hauptquartier zu Brest-Litowsk maß man dem Unternehmen Apuchtins kein Gewicht mehr bei und tröstete sich mit dem flüchtigen Erfolg, der Memel zwei Tage in russische Hand geliefert hatte. Hätte der Großfürst statt eines Streifkorps eine Armee aus der Linie Libau—Schaulen—Rossieny in Bewegung setzen können, so wäre das Schwergewicht der Operationen im März 1915 nach Norden verschoben worden; da dazu die Mittel fehlten, begnügte sich Nikolai Nikolajewitsch mit der Sicherung der Njemen- und Narewlinie und wandte seine Aufmerksamkeit vom nördlichen Kriegsschauplatz ab, um die große Entscheidung in den Karpathen zu suchen und auszukämpfen.

Die Kämpfe in den Karpathen

Die Armeen Hindenburgs waren nach der Ansicht des russischen Generalstabes im März auf der ganzen Linie von der unteren Weichsel bis zur Ostsee so sehr in Anspruch genommen, daß Hindenburg trotz der Vernichtungsschlacht in Masuren nicht in der Lage schien, sich aus den Banden des Stellungskrieges zu befreien. Auch im Weichselbogen standen Deutsche und Österreicher gefesselt. Die Russen waren um diese Zeit auch hier zu Angriffen

zurückgekehrt und hatten bei Bolimow, Rawa, Nowo Miasto und Inowlodz größere Vorstöße ausgeführt, die in heftigen Gefechten fortbrannten. Die Armee Mackensen wurde an der Bzura und Rawka, die Armeegruppe Woyrsch an der Piliza und die Armee Dankl an der Nida in Atem gehalten.

Unterdessen schritt General Iwanow in Galizien zum Sturm auf den Karpathenwall. Die Zertrümmerung der 10. Armee in der Winterschlacht und die Vereitelung der Durchbruchsversuche Plehwes hatten also Nikolais Nordoffensive im Keime erstickt, aber nicht genügt, die Russen in die starre Verteidigung zu zwingen. Ob es jedoch der russischen Heeresleitung wirklich gelungen war, die feindlichen Armeen zwischen dem Njemenknie und der Krakauer Weichsel in Banden zu schlagen, und General Joffre die Kraft besaß, im Westen alle deutschen Kräfte zu fesseln, die ihm und seinen Verbündeten im Februar gegenübergestanden hatten, das lag — so wichtig die Aufhellung dieser strategischen Beziehungen für den russischen Generalstab auch war — im Dunkel der Zukunft verhüllt, von der der Großfürst entschlossen noch einmal den Vorhang riß, um den Karpathenfeldzug zu eröffnen und durch Rußlands Sieg die russische Revolution zu beschwören.

Als Nikolai Nikolajewitsch nach der Winterschlacht in Masuren und den Kämpfen bei Praschnysch darauf verzichtete, im Norden und im Süden zugleich anzugreifen, und sich darauf beschränkte, die galizischen Armeen allein zur Entscheidung vorzuführen, machte er aus der Not eine Tugend und vereinfachte seinen Feldzugsplan. Er setzte zum dritten- und zum viertenmal alles auf einen Wurf und suchte den entscheidenden Erfolg in einem rücksichtslosen, leichentürmenden Einbruch in Ungarn. Vielleicht sprach gerade die elementare Einfachheit dieses letzten, aus der Zwangslage geborenen Planes zu der triebhaften Natur des großfürstlichen Feldherrn, der im März daran ging, eine Lawine von Männern und Geschützen über die Karpathen auf den Gegner herabzustürzen, um ihn durch das Gewicht der Masse zu erdrücken. Nikolai sagte sich nicht ohne innere Berechtigung, daß dem Feinde seine überlegene Manövrierfähigkeit in den Karpathen weniger nütze als in der polnischen Niederung, und daß derjenige dem Siege von vornherein näherstehe, der die größeren Massen in der Durchbruchsschlacht zu opfern vermöge.

Die strategische Lage um die Februarwende

Schwer lag der Nachwinter auf dem Waldgebirge, als der Großfürst die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Karpathenfeldzuges traf. Die Schneestürme, die im Februar 1915 über das kriegführende Europa dahingefahren waren, hatten in der Duklasenke, auf den Beskidenpässen und im Bistritztal die weiße Decke so hoch gehäuft, daß die Kampfarmeen darin versanken. Der Russe, der auf der Nordseite des Gebirges stand, litt dar-

unter weniger als seine Gegner, die mitten in ihrer Angriffsbewegung steckengeblieben waren und die Pässe im Rücken hatten. Sie lagen bei Delatyn, am Ostry, am Zwinin, im Quelltal des San und am Sattel von Lupkow in ausgesetzten Stellungen auf den Ostflanken des Gebirges und sahen sich durch die unerhörte Strenge des Nachwinters von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten.

Die russische Heeresleitung ging darauf aus, zuerst die Südflanke zu verstärken und die Armee Pflanzer-Baltins in Fesseln zu schlagen und dann die Pässe von Wyszkow und Uzsok und den Sattel von Lupkow wieder zu erobern, die an Linsingen, Szurmay und Boroevic verloren gegangen waren. Um Brussilow diese schwierige Aufgabe zu erleichtern, wies Iwanow den Führer der 3. Armee, Radko Dimitrieff, an, am Dunajec unerschütterlich standzuhalten und in der Duklasenke aufs neue zum Angriff zu schreiten.

In der Duklasenke standen die Russen kaum 400 Meter über der ungarischen Ebene auf der Westflanke des Gebirges dicht vor dem Abstieg ins Ondawatal. Drangen sie hier, wo ihre Durchbruchsversuche vom 26. bis 28. Januar bei Zboro und am 3. Februar am Kastelikvrch in Blut und Schnee erstickt waren, im Frühling auf Bartfeld und Sztropko in die ungarischen Täler, so gefährdeten sie den Nerv im Genick der österreichischen Karpathenverteidigung. Hob doch ein Vormarsch auf Homonna im Zusammenwirken mit einem Vordringen über den Lupkowsattel ins Laborczatal die österreichische Karpathenfront aus dem Angel. Gelang es zur gleichen Zeit, die Österreicher am Pruth und im Bistritztal zu schlagen und der österreichisch-ungarischen Heeresleitung dadurch Besorgnisse über ihre Südflanke einzuflößen, so wurden Linsingen und Szurmay von doppelseitiger Umfassung bedroht und zum Rückzug über den Beskidpaß und den Paß von Uzsok auf Munkacz und Ungvar gezwungen. Selbst auf den Paßhöhen war kein Halten mehr möglich, wenn die Bedrohung der Flanken weitergriff und der Großfürst dem Führer der Südwestarmeen Verstärkungen sandte. Fiel Przemysl, so konnte Nikolai auf einen Schlag 100 000 neue Bajonette in die Karpathen werfen, und dann fuhr nach menschlichem Ermessen die russische Lawine vernichtend zu Tal.

So sann und spann der Großrusse, als er um die Februarwende die letzten Vorbereitungen zur Wiederaufnahme der Karpathenoffensive traf, die ihm die Verbündeten in den letzten Januartagen aus den Händen gewunden hatten.

Auch sie waren nicht müßig gegangen und keineswegs gesonnen, auf die Wiederaufnahme des Angriffs zu verzichten, der in Schnee und Eis und vor den Trutzstellungen Brussilows am Zwinin und am Ostry erstarrt war. Man wußte, daß Przemysls Widerstandskraft im Schwinden war, und erblickte in der Fortsetzung des Angriffs nicht nur die einzige Möglichkeit, die Festung zu entsetzen, sondern auch das einzige strategische Mittel, die

russische Front so zu erschüttern, daß das von Nikolai Nikolajewitsch wiederhergestellte Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben und die Wage umgestürzt wurde. Doch ehe dieses Problem in seiner ganzen Größe zur Erörterung gestellt und unter dem Gesichtspunkt einer einheitlichen Betrachtung der strategischen Lage auf dem östlichen Kriegstheater und der gesamten Entwicklung des Weltkriegs erwogen werden konnte, forderte der Drang der Umstände in der Südflanke des begrenzten galizischen Schauplatzes rasches und kräftiges Handeln nach vorn.

Die Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges in den Karpathen war an die Wiedergewinnung von Stanislau und Mezölaborcz geknüpft und wurde durch Hindenburgs Überfall der Armee Sievers wesentlich erleichtert.

Am günstigsten war die Lage der Österreicher in Galizien um die Mitte des Februar am Nordflügel, wo die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand am Westufer des Dunajec ausgebaute Stellungen verteidigte und die Lücke von Neu-Sandez deckte. Freilich war sie nicht stark genug, die in der Duklasenke stehenden Russenkorps durch einen Vorstoß aus der Flanke zu bedrohen. Das kränkte die österreichisch-ungarische Heeresleitung nicht wenig, denn man hatte im Hauptquartier zu Teschen diesem Gedanken eifrig nachgesonnen. Die Beckenreihe, die sich von Gorlice über Jaslo, Krasno und Sanok nach Osten zieht, war schon zweimal von den Truppen Franz Josephs überflutet worden, um Galizien zurückzugewinnen und den mächtigen Feind in eine Niederlage zu verstricken. Hier lag der Weg vorgezeichnet, der zum Siege führte, wenn er mit blitzendem Vergeltungsschwert beschritten werden konnte. Beherrscht verzichtete Conrad v. Hötzendorf zunächst darauf, den keimfähigen strategischen Gedanken einer Angriffshandlung im Zuge der Beckenreihe von Gorlice nach Sanok zum Leben zu erwecken, gegen die der Russe um die Mitte Februar auf der ganzen Breite von Czernowitz bis Gorlice in Teilangriffen vorbrach. Er hatte Dringendes zu tun, denn der Russe begann drohend gen Delatyn vorzurücken und verstärkte sich eifrig bei Mezölaborcz. Gelang es, die russischen Angriffe zu zerschlagen, Stanislau und Mezölaborcz zurückzuerobern und den stürmenden Feind empfindlich zu schwächen, so war vielleicht der Augenblick gekommen, den erstarrten Feldzugsplan noch einmal aufzunehmen, der für die Verteilung der Armeen maßgebend gewesen war. Conrad mußte sich dieser Aushilfe getrösten, in der Hoffnung, daß es auf diese Weise vielleicht doch noch möglich war, Przemysl zu entsetzen, ehe es dem Hunger erlag.

Der Entsatz der Sanfeste war an die rechtzeitige Durchbrechung der Karpathen geknüpft, und äußerste Eile tat not. So geschah's, daß Angriffe und Gegenangriffe sich verflochten, die ganze Breite des Gebirgs erfaßten, im Süden zum Dnjestr und zum Pruth, im Norden zur Ropa und zum Dunajec ausstrahlten, um in den letzten Februartagen in eine allgemeine Schlacht zu münden.

Zwischen Dnjestr und Pruth

Am Südflügel, wo Leschitzkis 9. Armee wieder im Vormarsch auf den Jablonikapaß begriffen war und der linke Flügel Pflanzers hart bedrängt auf Ottynia wich, kam es zuerst zu scharfen Treffen. General Freiherr Marschall eilte nach Delatyn und versammelte dort am 17. Februar eine neue Kampfgruppe, um die linke Flanke der Österreicher zu entlasten. An österreichisch-ungarischen Kräften besaß er die 5. Infanteriedivision, die er mit seiner 5. Kavalleriedivision zum Kampf um das Lomnicatal vereinigte. Er gedachte in Staffeln hinter Pflanzer-Baltins linkem Flügel hervorzubrechen, auf Porohy und Perehinsko zu marschieren, in das Lomnicatal hinabzusteigen und fechtend die Linie Kalucz-Dolina zu gewinnen. Gelangte er auf diesem Wege ins Swicatal, so öffnete er die linke Flanke der Zwininverteidiger und stieß einen Keil zwischen die Armeen Brussilows und Leschitzkis. Aber es sollte nicht zu diesem kühnen Vorstoß kommen. Bevor Marschall in den Rücken der Zwinin- und Ostrystellung einbrechen konnte, geriet General v. Pflanzer-Baltin in so starke Bedrängnis, daß Marschall genötigt wurde, unmittelbar in den Kampf einzugreifen und seine Kräfte bei Delatyn in die Kampflinie zu werfen. Er übernahm den Befehl über das XIII. österreichische Korps und die 5. k. u. k. Kavalleriedivision und führte sie im Verband mit seinen Truppen auf den Hügeln und in den Tälern der Bistritzlandschaft in die Frontschlacht.

Auch auf dem äußersten rechten Flügel der Armee Pflanzer flackerten in der letzten Februarwoche lebhafte Kämpfe und erhellten die Pruthufer und die Gegend von Sadagora und Sniatyn mit ungewissem Schein, doch waren die Russen nicht imstande, das von den Österreichern zurückeroberte Czernowitz unmittelbar anzugreifen. General v. Pflanzer-Baltin überließ daher die Verteidigung des Raumes von Czernowitz seinen leichten Streitkräften, den Legionen und Freibataillonen, und zog alle Kräfte nach dem linken Flügel, wo er schwer verstrickt lag. Während das Flankenkorps des Obersten Fischer sich in der Nordbukowina schlug und dem Gegenangriff Alexejews am Pruth eine Schranke setzte, kämpfte die Masse der Armee Pflanzer zwischen Kolomea und Stanislau gegen wachsenden Feind. Leschitzki hatte sich am 22. Februar hier so verstärkt, daß er die Bistritz- und Strymbalandschaft und das Woronatal wieder völlig ausräumen konnte. Unter schweren Kämpfen gelang es Pflanzer, sich bei Ottynia zu behaupten und die Straße nach Kolomea zu decken, doch mußte er auf dem linken Flügel fechtend auf Nadworna und Porohy weichen und sich begnügen, die Zugänge von Delatyn und dem Feind den Aufstieg zum Tataren- und zum Panthyrpaß zu versperren. Am 28. Februar kam der Kampf hart vor den Pässen zum Stehen. Als Leschitzki darauf die Mitte verstärkte und zwischen Horodenka und Obertyn mit einem Durchbruch drohte, eilte Marschall vom

linken Flügel der Armee Pflanzer-Baltin pruthabwärts und übernahm die Beobachtung der Dnjestrlinie. Zu einem Gegenangriff war er zu schwach.

Es war Pflanzer-Baltin geglückt, die Pruthlinie zu behaupten und den Feind von den Pässen und der Flanke der verbündeten Armeen fernzuhalten, aber der Versuch, die russische Karpathenfront durch eine Umfassung der Dnjestrflanke zu erschüttern, war gescheitert.

Um Zwinin und Ostry

Die Lage der deutschen Südarmee, die im Februar immer noch in schweren Kämpfen am Meneczul, vor dem Ostry und dem Zwinin gefesselt stand, war durch die Ablenkung Marschalls nach Delatyn erschwert worden. Die Russen nützten die Schwächung des rechten Flügels Linsingens und gingen am 25. Februar zu Gegenangriffen über. Ihre Anläufe mehrten sich rasch und begannen am 27. Februar drohende Gestalt anzunehmen. Im ganzen Abschnitt Wyszkow—Tucholka wurde erbittert gekämpft. Finnische Regimenter rückten, vom Schneesturm umtobt, gegen die Stellungen Hofmanns im Oportal vor. Sie drangen trotz blutiger Verluste in die deutschen und österreichischen Gräben und suchten auf Volovec durchzubrechen. In wildem Handgemenge wurden sie niedergerungen und fluteten in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Inzwischen trieben die 1. Infanteriedivision und die 3. Gardedivision auf Linsingens linkem Flügel ihre Sappen gegen die eisgepanzerten Kuppen des Zwinin vor, die ihrem Sturmangriff schon zweimal widerstanden hatten. Unerschütterlich stemmte sich Linsingen fest und wartete auf den Tag des allgemeinen Angriffs. Er hielt allen Anläufen stand, die der Russe vom 28. Februar bis 7. März gegen seine Stellungen richtete, und füllte die entstandene Lücke durch die 4. Division, die dem Korps Hofmann zugeteilt wurde und alsbald in die heftig bestürmten Linien rückte.

Da der Nachwinter im März neue Schneemassen über die Karpathen ausschüttete, war die weit vorgebaute Südarmee der stärksten Bedrohung ausgesetzt. Vorn stürmte der Feind und hinten unterbrach der Schnee alle Verbindungen mit der Grundstellung in den ungarischen Tälern. Meilenlange Knüppeldämme wurden angelegt, um die vereisten Schluchten und Steilhalden des Lysastockes zu bezwingen; oft brauchte nachrückender Ersatz zur Überwindung eines einzigen Kilometers eine ganze Stunde Marsch. Die Pferde fielen zu Hunderten und lagen so dicht, daß sie nicht schnell genug verscharrt werden konnten. Statt ihrer schleiften Ochsengespanne Geschütz und Gerät in endlosen Etappen in die Kampflinie. Mit verbissenen Zähnen lag die Südarmee vom weißen Gebirge umstanden, mit Schnee überschüttet und von klaren Eisnächten ausgekältet vor den russischen Riegel-

stellungen des Menczul, des Czyrak, des Ostry und des Zwinin und ersehnte den erlösenden Angriffstag, denn das Verharren in der Verteidigung fraß Kraft und Nerven und die Erfrierungen waren zahlreicher als die Verwundungen, so eifrig der Russe seine Kugelsaat auch streute.

Als die russischen Anläufe um die Monatswende zu ermatten begannen und die Pommern am Czyrak eingetroffen waren, rüstete Linsingen zum Sturm. Die Südarmee stieg aus ihren eisstarrenden Gräben und griff die Linie Menczul—Czyrak—Ostry—Zwinin mit Handgranate und Bajonett an. Der Angriff war bestimmt, den Ausgang des Swica- und Orawatales zu erzwingen, und wirkte zugleich als Entlastung der Armee Boehm-Ermolli, die inzwischen an Boroevics rechten Flügel gerückt war, aber sofort von überlegenem Feind in schwere Kämpfe verstrickt wurde. Die Einschiebung der Armee Boehm-Ermollis in die Kampflinie zwischen dem Uzsoker Paß und dem Lupkowsattel wies Szurmay, der bisher als Boroevics Flügelgruppe gekämpft hatte, auf engere Verbindung mit der Südarmee hin und führte wenige Wochen später zu einer völligen Zusammenfassung der Kräfte Szurmays mit der Armee Linsingens.

Als die Südarmee aufs neue zum Angriff schritt, deckte Feldmarschalleutnant Szurmay zwischen dem Uzsoker Paß und Libuchora Linsingens linke Flanke und suchte selbst mit dem rechten Flügel über Kreszowaga und Kamarniki gegen die Magura und Zelenie Raum zu gewinnen, wo sein Angriff im Februar zum Stehen gekommen war.

Unter schweren Kämpfen drang Linsingen Schritt für Schritt gegen die Linie Menczul—Czyrak—Ostry vor. Das Korps Gerok, das am 1. Februar die Beskidklause gestürmt hatte, lag vor dem Hochrücken des Menczul, der zwischen dem Swicatal und dem Mizunkatal als breitgelagerte Wasserscheide aufragt. Die Russen hatten sich auf den dreifach gegipfelten Bergrücken gesetzt. Brussilow sammelte die von der Beskidklause und dem Sattel auf Leopoldsdorf und Ludwigsdorf zurückgehenden Truppen und bot dem im Schnee steckengebliebenen Gerok aufs neue die Stirn. Als Gerok im März zum Angriff überging, stieß er daher auf verstärkten Feind, der nicht willens war, seine tiefgestaffelten Linien leichten Kaufes preiszugeben. Zehn Tage schlug sich Gerok um die Vorstellungen zu beiden Seiten der Paßstraße. Am 22. März gipfelte sein Angriff in 1000 Metern Höhe vor den letzten Paßsperren des Swicatales und an der Westflanke des Menczul. Die Russen behaupteten sich auf dem Nord- und Osthang und hielten die Talwege gesperrt. Linsingens rechter Flügel kam aufs neue zum Stehen.

Nicht minder schwer rang sein Zentrum am Czyrak und am Ostry. Das Korps Hofmann sah sich im zerrissenen Waldgebirge von unzähligen Kuppen und Tälchen umgeben, die es kämpfend überwinden mußte, um den Czyrakrücken zu erreichen und links von Gerok die Wasserscheide zwischen dem Mizunka- und dem Rozankatal zu ersteigen, wo der Weg gen Stryj

hinabführte. Da die Russen hier die große Straßen- und Bahnverbindung deckten, die durch das Oportal zum Stryj in die Dnjestrniederung zieht, und sich der Wichtigkeit der Stellung wohl bewußt waren, stieß Hofmann auf überlegenen Feind. Trotzdem rang sich sein rechter Flügel gegen den Czyrak vor und nahm bis zum 22. März den von der Nordkuppe nach Südwesten streichenden Rücken. Schritt für Schritt wichen die Russen vor ihm in die Hauptstellung auf der Nordkuppe und setzten sich in der Linie Czyrak—Kiczerka aufs neue.

Linsingens linker Flügel, der seit dem 11. Februar vor dem Zwinin festlag, hatte seine Laufgräben unterdessen nahe an die Kuppenstellungen getrieben. Es war noch zu früh zum Stürmen, aber die Lage der Verbündeten rief zu rascher Tat. An der Duklasenke und im Laborczatal, bei Delatyn und Obertyn war der russische Druck so im Wachsen, daß die Südarmee alles aufbieten mußte, um den Feind im Zentrum zu fesseln und zu schädigen. Es war ein tollkühnes Beginnen, denn auf beiden Kuppen des breitgestreckten Zwininrückens lag der Verteidiger in drei Stockwerken bis ans Kinn eingegraben hinter Gewehren, Geschützen und Stapeln von Handgranaten und wartete auf den Feind. Vor jeder Umfassung geschützt und seit der Bindung Pflanzer-Baltins und Marschalls vor einer Umfassung sicher, saßen die Russen auf der umkämpften Höhe und schufen dem Angreifer schlimme Pein. Nebel, Schnee und klare Nächte zogen über den Zwinin und setzten den Deutschen in den engen Tälern und auf den vereisten Hängen härter zu als den Russen. Schneewasser floß in die tieferliegenden deutschen Gräben, über denen die Artillerien ihr Feuer kreuzten. Handgranaten schlugen, von oben geworfen, in die Deckungen, Leichen Gefallener, längst Begrabener stiegen, von den Granaten hochgewühlt, aus stäubendem Schnee und zerfetztem Grund und machten das nackte Schlachtfeld zu einer Stätte des Grauens und der Verwesung, wie fern im Westen den Priesterwald und das Bois brulé.

Die deutschen Truppen, die am Zwinin lagerten, waren seit der Aufstellung der Südarmee nicht abgelöst worden. Immer noch hielt die 1. Division die Südkuppe, die 3. Gardedivision die Nordkuppe umklammert, an die sie sich im Februar herangekämpft hatten und die sie nicht aus den Zähnen lassen wollten. Sie kämpften getrennt durch den Feind, den sie von den Kuppen ins Orawatal stürzen mußten, um sich auf dem Rist des breiten Bergrückens zu vereinigen. Als sie am 20. März aufs neue zum Sturm antraten, lag Przemysl schon in den letzten Zügen, stritt Pflanzer-Baltin in drangvoller Verteidigung an der Bistritz und der Strymba, waren Szurmay, Boehm-Ermolli, Boroevic und Josef Ferdinand zwischen dem Uzsoker Paß und dem Dunajec in schweren Kampf verstrickt.

Linsingens letzter Versuch, noch im März den Austritt aus dem Gebirge zu erstreiten, gipfelte in diesem Angriff auf die Zwingburg des Zwinin. Mit mühsam herangeschaffter Munition schoß die schwere Artillerie ums

Morgengrauen eine Bresche in die Südkuppe, dann rang sich die Infanterie durch das Kreuzfeuer des Verteidigers zu der russischen Gipfelstellung empor. Das erste, das zweite Stockwerk fielen in die Hand der Stürmer — und die Hoffnung auf Sieg ließ alle Verluste verschmerzen. Die Hoffnung trog; auf der Höhe stieß der Angreifer auf die von Drawczyk herangeführten Reserven und wurde im Nahkampf zum Rückzug gezwungen. Blutend wichen die Deutschen aus den eroberten Gräben in ihre Linien. Der zweite Sturm auf den Zwinin war gescheitert.

Linsingen überschlug die Lage und buchte einen halben Erfolg. Der allgemeine Angriff der Südarmee war vom 7. bis zum 22. März gegen den Menczul und den Czyrak fortgeschritten, hatte den Ostry nicht erreicht und war am Zwinin an die Stelle geheftet worden. Die Fortschritte waren gering, aber der Russe war in die Verteidigung gedrängt und hatte auf die Wiedereroberung des großen Beskidpasses und des Lysasattels verzichten müssen. Linsingen scheute seine Gegenangriffe nicht und war bereit, sie aus eigener Kraft, ja sogar unter Abgabe von Kräften an bedrohtere Stellen der Karpathenfront abzuschlagen. In der Tat erging bald darauf der Ruf an die Südarmee, den k. u. k. Armeen zu helfen, die am Lupkowsattel und in der Duklasenke um die Früchte ihrer Gegenoffensive betrogen und von großer Übermacht schwer bedroht wurden.

Zwischen Uzsok- und Lupkowpaß

Szurmays Kampf auf den Höhen und in den Quelltälern des San, des Stryj und der Hnyla gestaltete sich im März zu einem hartnäckigen Ringen um die Behauptung des Uzsoker Passes und die Sicherung der rechten Flanke Boehm-Ermollis. Der rechte Flügel Szurmays fand bei Zelenie Halt, wo die 3. Gardedivision Linsingens Flanke hütete. Gefährdeter waren Szurmays Zentrum und linker Flügel, die von Norden angegriffen und gegen die Nordrampe des Passes gedrückt wurden. Der Russe suchte Szurmays linken Flügel dadurch von der Paßstraße abzudrängen. Da auch der rechte Flügel Szurmays angegriffen wurde und auf den Bergen am Ostufer des Stryj zwischen Zadzielsko—Zelenie und Wysoko in harten Kampf verwickelt wurde, sah sich Szurmay auf ermüdende Abwehr beschränkt. Die Russen rückten bei Jablonika gegen seinen linken Flügel vor, gewannen unter Nichtachtung blutiger Verluste gegen Tarnawa und Sokoliki Raum und suchten den Gegner ins Quelltal des San zu werfen. Szurmays Honveds machten dem Angreifer jeden Fußbreit streitig. In blutiger Verstrickung von Abwehr und Gegenangriff wälzte sich der Kampf zwischen Gründen und Gipfeln hin und her. Am 14. März schritten die Russen, die inzwischen die Armee Boehm-Ermolli in Bedrängnis gebracht hatten, am

Uzsoker Paß zum allgemeinen Angriff. Szurmays Nordflügel geriet in Gefahr, über die Tiefenlinie gegen die Kammhöhe geworfen zu werden. An allen Ecken und Enden lief der Russe Sturm und brach zuletzt mit dem Bajonett in die ungarischen Gräben. Verzweifelt kämpften die Ungarn, um die Wegnahme des Passes zu verhüten. Mit Spaten und Beilstock warfen sie sich auf den eingedrungenen Feind und schlugen ihn aus den zerschossenen Linien. Am 18. März lief der Russe noch einmal an. Er gewann wiederum Boden, rang sich zur Jaslowiec- und Byczokkuppe empor und schob sich näher gegen die Nordflanke des Passes heran. Szurmays Verbindung mit Boehm-Ermollis 2. Armee drohte zu reißen.

Der rechte Flügel Szurmays war weniger gefährdet. Hier scheiterten die Vorstöße der Russen auf dem Ostufer des Stryjflusses und am Westufer der Dolzianka, wo bei Zadzielsko, Zelenie, Komarniki und Wysoko um die verschneiten Kuppen von 800 Meter Höhe und das mit Schmelzwasser gefüllte Hylatal gerungen wurde.

In der Mitte war Szurmays Stellung unmittelbar bedroht, doch behaupteten sich die Ungarn noch 5 Kilometer östlich und nördlich des Paßtores bei Jaworow und Sianki und wiesen alle Frontalstürme ab. Am 21. März befanden sich die Flanken des Passes immer noch fest in Szurmays Hand. Die Gräben, die ihm entglitten waren, lagen voll russischer Toten und seine gelichteten Bataillone scharten sich eng und enger um den Paß. Als der 22. März tagte, lief seine Verteidigungslinie nördlich der Kuppenreihe Zubowiec—Szczawinka—Kiczerka—Sianka—Rynczyk—Bukowski—Pliska schräg über den bedrohten Karpathenkamm. Sie deckte den Hauptpaß, das große Ungtal und die Nebenübergänge des Gebirgsstockes, wurde aber unhaltbar, wenn der Russe zwischen Wetlina und Mezölaborcz durchbrach und die 2. Armee in die ungarischen Täler warf. Diese Gefahr lag nahe, wuchs von Tag zu Tag und wurde durch den schweren Druck, der auf Boroevics 3. Armee lastete, um die Märzwende ins Unerträgliche gesteigert.

Die Masse der Armee Boehm-Ermollis, dem auch Szurmay unterstellt war, stand im Februar zwischen Wetlina und Lupkow im Kampfe um die Ausgänge der faltenreichen Ostbeskiden, von deren Kamm die Russen gegen die Täler der Solinka und der Ostawica zurückgedrängt worden waren.

Boehm-Ermolli war mit großem Schwung zum Angriff geschritten. Im Schneegestöber kämpften sich seine Korps auf verschütteten Straßen und über unwegsame Hügel langsam gen Norden und warfen den Feind am 28. Februar aus seinen ersten Stellungen. Am 3. März focht die 2. Armee auf den Höhen von Wetlina und Cisna und auf den Westflanken des Sattels von Lupkow. Südwestlich von Lupkow reichten sich Boehm-Ermolli und Boroevic die Hand und stemmten sich gegen den talwärts drängenden Feind.

Zwischen Wetlina und Konieczna gipfelten die Karpathenkämpfe, die in den letzten Februartagen aus neuem Angriff und Gegenangriff entsprungen

waren, binnen wenigen Wochen in entscheidendem Zusammenprall. Conrad v. Hötzendorf gedachte die 2., 3. und den rechten Flügel der 4. Armee in Bewegung zu setzen, sobald die Winterstarre nachließ, die um die Mitte des Februar die Kämpfer am Lupkowpaß, in der Duklasenke und an der Ropa in Bann geschlagen hatte. Die 2. Armee war auf dem Vormarsch auf Baligrod zum Stehen gelangt und im Laborczatal an die Stelle gefesselt worden. Die Russen waren im Besitz des Sattels und des Paßweges von Lupkow geblieben und saßen auf den Höhen östlich und nördlich von Felsöcsebeny. Auch sie warteten auf die Schneeschmelze, um den Vormarsch wieder aufzunehmen und in die aufgebrochenen ungarischen Täler gen Homonna hinabzusteigen.

Die 3. Armee, die durch das Einrücken der 2. Armee in die Karpathenfront befähigt worden war, ihre Kräfte enger zusammenzufassen, lag zwischen der Laborcza und der Ropa hart am Feind und klammerte sich immer noch an ihre vielbestürmten Stellungen im Ondawatal und auf den Hügeln von Zboro. Am gefährdetsten waren die Stellungen, die Boroevics 11. Division und die 1. Landsturmbrigade seines XVII. Korps an den Osthängen der Makowicza, der Cerna Hora und der nach Süden zur Ondawa abfallenden Höhen innehatten. Bei Zboro hielt das III. Korps Wache. Krainer und Steirer lagen bei Konieczna und Alsopozany den Sibiriaken gegenüber, in deren Linien Verstärkungen eingetroffen waren. Unverkennbar ballte Iwanow in der Duklasenke frische Kräfte zum Durchbruch. Aber die Österreicher waren rascher. Die Not Przemysls trieb sie, schon zu einer Zeit zu handeln, da der Tauwind der ausgeschütteten Schneemassen noch nicht Herr geworden war. Es galt die Festung um jeden Preis zu entsetzen.

Die 2. Armee sollte über Baligrod vorrücken und den Russen die Stellungen am Sattel von Lupkow durch einen Flankenangriff entreißen. Die 3. Armee wurde angewiesen, bei Zboro anzugreifen und, von dem rechten Flügel der 4. Armee unterstützt, in das Becken von Krosno einzudringen. Man hoffte die Ausfallstellung, die sich die Russen auf den Laborcza- und Ondawahöhen geschaffen hatten, durch diese konzentrisch gedachten Angriffe zu umfassen, zu entwurzeln und eine Bresche in der Richtung auf Sanok und Przemysl zu öffnen. Es kam nicht so weit. Kaum begann sich der Angriff der 2., 3. und 4. österreichisch-ungarischen Armee abzuzeichnen, so stieß er auf überlegenen Gegendruck des ebenfalls zum Angriff rüstenden Feindes. Iwanow setzte der neuen österreichisch-ungarischen Offensive in den Nordkarpathen eigene Angriffsabsicht, stärkere Kräfte und rücksichtslosere Opferfähigkeit entgegen. Ihn peitschte der herrische Befehl des Großfürsten, der ungeduldig den Übergang von den zerstreuten Angriffen zum allgemeinen Ansturm forderte und Iwanow antrieb, die Tore Ungarns mit Gewalt aufzustoßen und den Armeen des Zaren den Weg nach Pest zu öffnen.

Am 4. März griffen die Russen die 2. Armee bei Baligrod wütend an. Rasch entartete der Kampf an der Straße Cisna—Baligrod zu einem mörde-

rischen Ringen um einzelne Höhenstellungen und Talsperren die in wiederholten Stürmen von Hand zu Hand gingen. Zur Vergeltung griff Boehm-Ermollis linker Flügel die Höhen an, die das Tal der Laborcza beherrschten, und schlug sich Tag und Nacht. Auf beiden Seiten wurden Gefangene gemacht und Versprengte aufgelesen, wehrten sich abgeschnittene Besatzungen in umgangenen Verhauen bis auf den letzten Mann, rafften Granaten, Kugel und Bajonett die Streiter hinweg. Doch allmählich machte sich die russische Übermacht geltend, und am 12. März sah sich Boehm-Ermolli überall in die Verteidigung gedrängt. Er wurde genötigt, den gewaltsamen Vorstoß auf Baligrod und die Angriffe im Laborczatal einzustellen. Am 14. März kämpfte die 2. Armee auf der ganzen Linie zwischen dem Uzsoker Paß und dem Sattel von Lupkow in die Abwehr gedrängt. Unermüdlich lief der Russe an, unermüdlich wies ihn der Verteidiger ab. So zogen sich die Kämpfe bis zum 20. März hin, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Sie lag in der Hand der Reserven.

Die Österreicher schanzten hinter der Feuerlinie unverdrossen, um rückwärtige Stellungen vorzubereiten. Boehms Kräfte schwanden, sein Kampf wurde zu einem Ringen um Zeitgewinn, rascher Ersatz tat not, ehe dem Gegner abermals neue Verstärkungen zuwuchsen und überschwellende Übermacht den Damm zerriß, den die 2. und 3. Armee in der Duklasenke und in den Tälern der Ondawa, der Laborcza und auf den Höhen des Gebirgs bis zum Uzsoker Paß errichtet hatten.

Gorlice und Dukla

Unterdessen bereitete sich die 4. Armee auf einen Gegenstoß vor. Conrad lieh dem fruchtbaren Gedanken an einen Flankenangriff in der Richtung Jaslo-Sanok Gestalt. Gelang es dem Erzherzog, den Stahl in Dimitrieffs Duklaflanke zu bohren und den überwältigenden Gegenangriff der Russen dadurch zu lähmen, so war die Krisis beschworen. Erzherzog Josef Ferdinand erhielt den Befehl, zwischen Ustieruskie und Gorlice die Sekowalinie anzugreifen, Gorlice zu umfassen und auf Zmigrod—Jaslo in den Rücken der bei Zboro fechtenden Russen durchzubrechen und die großen galizischen Rochadelinien der Russen zu zerschneiden. Es war ein Versuch mit unzureichenden Mitteln, aber gezeitigt von der Not und getragen von einem großen strategischen Gedanken.

Während Pflanzer-Baltin bei Nadworna und Delatyn rang, Linsingen am Menczul und Zwinin kämpfte, Szurmay auf der Ost- und Nordflanke des Uszoker Passes standhielt, Boehm-Ermolli von Wetlina bis Lupkow und Boroevic zwischen den Sätteln von Lupkow und Konieczna verkämpft lagen, also auf der ganzen Linie Angriffe und Gegenangriffe sich verflochten,

setzte der Erzherzog bei Gorlice zu einem Stoß an, der erlösend wirken konnte, wenn ihm die nötige Kraft innewohnte. Die 4. Armee hatte den Russen am 25. Februar in örtlich gebundenen Gefechten östlich Grybow einige Stützpunkte entrissen, begegnete sieben Tage später einem russischen Angriff an der Biala südöstlich Zakliczyn, feuerte bei Otfinow am Unterlauf des Dunajec auf russische Brückenschläge und griff nach diesen Vorkämpfen am 8. März an der Sekowa westlich und südlich von Gorlice an. Fünf Tage und Nächte rang der Erzherzog um den Erfolg, indem er die Linie Malastow—Sekowa—Gorlice zu durchbrechen suchte. Das XIV. Korps suchte die Sekowalinie in raschem Überfall zu sprengen und die erste Bresche zu schlagen. In klarer Frostnacht traten die Tiroler zum Sturm an und wühlten sich über Hänge und Erdrisse an den ruhenden Feind. Der hatte nur spärliche Posten aufgestellt und vertraute auf die Weglosigkeit des Geländes und seine tiefgegliederten Linien. Als der Morgen graute, warf sich das 1. Kaiserjägerregiment auf den großen Meierhof und das Dorf Sekowa. Trotz des rollenden Abwehrfeuers wurden Hof und Dorf, Kirchhof und Kirche in einem einzigen Anlauf genommen. Aber es gelang nicht, den Erfolg auszubeuten, denn rings starrten befestigte Waldhügel, die den Sekowagrund völlig beherrschten. Schweres Geschützfeuer schlug in die rechte Flanke der nach Norden einschwenkenden Jäger, verheerte Sekowa und heftete auch das 4. Regiment, das zur Verstärkung herbeieilte, an den Boden. Der Erzherzog suchte in neuen Stößen vergeblich gegen Jaslo und Zmigrod Raum zu gewinnen. Am 11. März sah er seine Angriffsflügel von Gegenstößen getroffen, die sich mit dem allgemeinen Angriffssturm der Russen auf die 2. und 3. Armee zu einer Massenhandlung verflochten.

Auch vor Gorlice wurde hart gekämpft. Anfangs brachen die Österreicher an der Bahn Grybow—Gorlice langsam Bahn, rafften Gefangene und Maschinengewehre an sich, doch bald fiel der Angriff in örtlich gebundenen Gefechten auseinander und endete im Ringen um den Kirchhof von Gorlice. Am 15. März war der letzte Versuch der Österreicher, die Handlungsfreiheit zu erlangen und Iwanow im allgemeinen Angriff zuvorzukommen, als gescheitert zu betrachten. Es galt nicht mehr, Przemysl zu entsetzen, sondern sich selbst zu helfen und die Karpathenfront vor drohendem Zusammenbruch zu bewahren.

Die zweite Belagerung von Przemysl

Als die Österreicher zur bitteren Erkenntnis kamen, daß sie Przemysl nicht mehr erretten konnten, war die Sanfeste schon reif zum Fall. Sie hatte brav gekämpft und viel gelitten, seit sie sich selbst überlassen worden war. Am 8. November 1914 waren die letzten Staffeln der österreichisch-

ungarischen Armeen von Przemysl abgerückt. Die Festung lag voll Kranker und Verwundeter und war von Schanzarbeitern und Troßknechten überflutet worden, die in ihren Mauern untergekommen waren, als die Armeen sich die Heerstraßen für den Rückzug freigemacht hatten. Mit halbgeleerten Arsenalen und Vorratshäusern erwartete Kusmanek den Feind. Doch der scheute die Feste, vor der er im Oktober Tausende begraben hatte, und verzichtete diesmal darauf, sie in gewaltsamem Angriff zu nehmen.

Iwanow befahl, Przemysl einzuschließen und ihrer Bewegungsfreiheit zu berauben, und rückte an ihr vorbei gen Westen. Dimitrieff marschierte auf Tarnow und Bochnia und ließ nur zwei Divisionen am San stehen, die ihm Flanken und Rücken deckten, bis die 11. Armee als Heeresreserve zur Stelle war und die Belagerung übernahm. Am 7. November zeichneten sich die ersten Belagerungslinien bei Medyka ab, vier Tage später war die Festung von allen Seiten umschlossen. Der Russe umgab Przemysl in einer Entfernung von 15 Kilometern mit einem Belagerungsring und pflanzte ringsum schweres Geschütz auf. Die russischen Linien zogen sich von Osten nach Süden im Kreis um Medyka über Hussakow zum Wiarbrückenkopf Nicankowice, liefen von dort nach Olszany und Krzysocza im Westen, bogen bei Rokitnica nach Norden um und führten über Sosnica im Norden und Pozdziacz wieder nach Osten auf Medyka zurück. General v. Schuwalow, der die Leitung der Belagerung übernommen hatte, unterwarf die Außenfesten einer regelmäßigen Beschießung, verzichtete aber beinahe ganz auf das Vortreiben von Gräben und Minen und die Wegnahme vorgeschobener Stützpunkte. Die Russen hatten Zeit, und der Hunger war am Werke.

Die Festung bediente sich ihrer ferntragenden Geschütze, um den Feind zu schädigen und zu schrecken, und wartete auf Entsatz. Zwischen dem russischen Belagerungsring, dem feuerspeienden Kreis der Außenfesten und dem Festungskern dehnte sich das Ödland zerstörter Felder, niedergebrannter Dorfstätten, abgeholzter Hügel und überfrorener Sümpfe. Bald pochte der Mangel an Przemysls Tore. Kusmanek sah sich schon zu Beginn der Belagerung gezwungen, die Lebensmittel knapp einzuteilen und die Kräfte seiner Kämpfer zu schonen. Er besaß in der 13. Honveddivision und der 85. Landwehrbrigade eine tüchtige Ausfallstruppe, konnte aber die Werke nur schwach bemannen und vertraute mehr auf den Schrecken, der von der unbezwungenen Feste ausging, als auf ihre artilleristische Kraft, die durch die Abgabe von Munition und Geschützen an die Feldschlachten der Armee sehr geschwächt worden war.

Als Dimitrieff in der Schlacht bei Limanowa—Lapanow in Bedrängnis geriet und Iwanow Schuwalow aufforderte, Truppen nach Gorlice abzugeben, unternahm Kusmanek, durch drahtlose Botschaften vom Stand der Dinge unterrichtet, seinen ersten großen Ausfall. Er schleuderte Tamassys Honveds gegen den Belagerungsring und rüttelte so heftig daran, daß Schuwalow gezwungen wurde, alle Kräfte vor Przemysl stehen zu lassen.

Die Schlacht bei Limanowa reifte zu einem österreichischen Sieg, enttäuschte aber die Hoffnungen der Belagerten auf Entsatz. Die Armeen des Zaren rafften sich trotz der Niederlagen von Lodz und Limanowa auf, hielten an den vier Flüssen im Weichselbogen, am Dunajec und auf den Karpathen stand und gruben sich so tief ein, daß sie nicht überwältigt werden konnten. Dadurch gewann der Russe Zeit, bei Jaroslau neue Brücken und Gleise zu bauen und Przemysl als Verbindungssperre auszuschalten.

Przemysl war ein absterbender Platz, fesselte aber immer noch starke russische Kräfte und reckte die Fahnen der Donaumonarchie als Richtungszeichen für die Karpathenarmeen der Verbündeten hoch in den verdüsterten Winterhimmel. Im Januar pochte die Not an Przemysls Tore. Die Vorräte begannen zu versiegen. Es waren nur noch Pferdefleisch, Hafer und Futterrüben vorhanden und die Widerstandskraft der Besatzung so geschwächt, daß Schuwalow den Fall der Festung binnen wenigen Wochen erwartete. Da belebte der Beginn der österreichischen Karpathenoffensive Kusmaneks sinkende Zuversicht in den letzten Januarwochen noch einmal. Doch als Schneestürme von unerhörter Stärke die Sanlandschaft verschütteten und der Angriff Boroevics und Linsingens auf den Pässen ins Stocken geriet, schwand abermals die Hoffnung auf Entsatz. Schuwalow fühlte sich schon wenige Tage darauf in der Lage, einzelne Divisionen nach Turka und Skole zu entsenden, um die Front zu verstärken, die durch Szurmays und Linsingens rücksichtslose Durchbruchsversuche erschüttert worden war.

Doch so rasch, wie der Russe glaubte, fiel Przemysl nicht. Der Februar ging ins Land, der März zog ein, und die Festung stand immer noch aufrecht. Ungeduldig geworden, unternahm Schuwalow in den ersten Tagen des März einen gewaltsamen Angriff und drang nach wütenden Kämpfen in das vorgeschobene Werk Pod Mazurami ein. Da warfen sich ihm abgemagerte, fiebernde Männer entgegen und schlugen den Angreifer mit dem Aufgebot schwindender Kraft aus der überrannten Schanze. Es war der letzte Kampf um die Erhaltung Przemysls. Kusmanek sandte Botschaft nach Teschen, daß die Festung binnen wenigen Tagen dem Hunger erliegen müsse. Als die Österreicher daraufhin das Äußerste versuchten und den Angriff erneuerten, fachte der Vorstoß der 2., 3. und 4. Armee, der in der zweiten Märzwoche erfolgte, die ganze Front von Baligrod bis Konieczna ergriff und an der Ondawa gipfelte, die letzten Funken erlöschender Widerstandskraft noch einmal zur Flamme; als auch diese Hoffnung trog, beschloß Przemysl, sich wenigstens nicht ohne Kampf zu unterwerfen. Vom 14. März an feuerte die Feste aus allen Schlünden. Am 18. März trat die hungernde, von Viertelsrationen lebende Besatzung zu verzweifeltem Ausfall an, um den Belagerungsring zu durchbrechen. Ungarn, Ruthenen, Tiroler, Polen und Niederösterreicher standen in den gelichteten Regimentern, die trotz ihrer Entkräftung singend aus den Wällen rückten. Hunderte blieben erschöpft

am Wege liegen, ehe man den Feind erreichte. Zu Fuß führten Generale und Offiziere die Truppen gegen die russischen Schanzen. Zwischen Kczywcza und Medyka kam es zum Kampf. Es war ein aussichtsloses Beginnen. Als die Österreicher nach dreistündigem Gefecht den Rückzug antraten, lag der fünfte Mann im Blute. Die Russen folgten dem weichenden Feind auf dem Fuße und schritten zum Sturm.

Kusmanek meldete seinem Kaiser den unglücklichen Ausgang des Kampfes, sprengte Werke, Brücken und Arsenale in die Luft und empfing die Stürmer mit Gewehr und Bajonett. Im Handgemenge warf er den Feind zum drittenmal von den bestürmten Wällen und hielt die Außenfesten noch bis zum 22. März fest. Dann zog er die Besatzungen im Schutze der Nacht ins Innere der Festung zurück und befahl ihnen, die Waffen niederzulegen. Um 4 Uhr in der Frühe rückten die letzten Verteidiger aus den Festen. Die Pioniere legten Feuer an die Zündschnüre. Kurz nach 5 Uhr flog das Nordfort Dunkowiczki in die Luft, ihm folgte das Südfort Siedlicka, folgten die Werke von Nawajora und Liponica, folgte der ganze Kranz von Schanzen und Redouten, folgten die mit Ekrasit geladenen und mit Sand verstopften Riesengeschütze und die Brücken, Stapel und Kassen. Die gewaltigen Sprengungen erschütterten das Sanbecken wie ein Erdbeben und rollten im Widerhall brüllender Donnerschläge nach Westgalizien in die Karpathen. Ihr Ausklang traf das Ohr der kämpfenden Armeen. Bei Baligrod und Zboro und an der Sekowa kündeten die verhallenden Donner den mit der Übermacht ringenden österreichisch-ungarischen Armeen das Ende Przemysls.

Kusmanek hatte darauf verzichtet, Verhandlungen einzuleiten und Schuwalow einfach mitteilen lassen, daß er die Festung wegen Hungers nicht mehr halten könne und alles übrige der Ritterlichkeit des Gegners anheimstelle. 44 000 Streiter, 28 000 Kranke und 45 000 Nichtkämpfer zogen in russische Gefangenschaft.

Die Karpathenschlacht

Die Meldung vom Falle Przemysls rief im russischen Hauptquartier schrankenlose Hoffnungen wach, denn sie war von Botschaften begleitet, die eine völlige Umkehrung der Kriegslage in Aussicht stellten. In den Karpathen wälzte sich die Schlacht in zähem Fluß über die Laborczahänge und die Ondawahöhen ins Zarer Komitat, und vor den Dardanellen war eine englisch-französische Flotte erschienen, die zu rücksichtslosem Angriff auf die türkischen Sperrfesten überging, um einer Landungsarmee den Weg zu bereiten. Unter solchen Zeichen hielt der Zar zur Feier der Eroberung Przemysls ein feierliches Tedeum, schossen die Kanonen der Perter-Pauls-Feste Viktoria, zogen in Moskau und Petersburg Dank- und Siegesprozessionen durch die

verschneiten Straßen. Alle Enttäuschungen, alle Einbußen waren vergessen, der russische Heereskoloß schien genesen, die übersinnliche, hemmungslose Natur des Russen wähnte den Endsieg gewährleistet und träumte wieder von Pest und Konstantinopel.

Nikolai Nikolajewitsch sah seinen letzten großen Angriffsplan der Erfüllung reifen. In Eilmärschen rückten Schuwalows Divisionen von Przemysl in die Karpathen, wo Iwanow den Befehl zur allgemeinen Schlacht erneuerte und vom Uzsoker Paß bis zur Duklasenke zum Sturm schritt.

Der Donner der Entladungen, die das Ende Przemysls angekündigt hatten, war im österreichisch-ungarischen Hauptquartier schmerzlich empfunden worden. Auf einen Schlag war das Ziel, das den Karpathenarmeen gewinkt und sie immer wieder zu neuen Anstrengungen beflügelt hatte, versunken. Aber der Augenblick duldete keine Schwäche, denn die Armeen rangen selbst in erstickender Verklammerung mit dem stürmenden Feind um die Erhaltung ihres Lebens und den Bestand der Monarchie. Seit dem 18. März waren die Karpathenkämpfe zu einer Gebirgsschlacht geworden, in der die Russen dem Durchbruch und dem Siege von Tag zu Tag nah und näher kamen. Der Großfürst, der sich des Vollbesitzes des galizischen Aufmarschraumes erfreute, hatte seine Südwestarmeen auf der ganzen Breite von Tarnow bis Czernowitz zum Angriff entwickelt. Ungarn war bedroht, der Weg nach Budapest schon nahezu bis Homonna geöffnet.

Die strategische Lage am 16. März

Im Hauptquartier zu Teschen waltete seit dem 16. März kein Zweifel über die Größe und den Umfang der strategischen Gefahren, die auf den Karpathen und im Dnjestrtal in riesenhafte Umrisse wuchsen. Die Handlungsfreiheit war dahin. Die Angriffe Boehm-Ermollis, Boroevics und des Erzherzogs Josef Ferdinand waren auf einen allgemeinen Gegenangriff gestoßen und abgeknickt worden. Langsam, aber unaufhaltsam wälzte sich Iwanows Hauptmacht durch die Duklasenke und über den Sattel von Lupkow der ungarischen Ebene zu. Conrad besaß keine Reserven mehr. Die Feldzüge des ersten Kriegshalbjahres hatten tiefe Lücken gerissen. Alles, was Österreich-Ungarns Fahnen folgte, lag zwischen Pruth und Weichsel und an der Nida in Gräben und Bastionen in zerreibendem Kampf. In Bosnien und Syrmien standen nur noch schwache Heeresteile, die sich auf die Hut der Stromschranken der Drina, der Save und der Donau beschränken mußten und einem Angriff der neugerüsteten serbischen Armeen nicht ohne Sorge entgegensahen. Die Bedrängnis ging noch weiter. Der russische Feldzug verschlang so starke Kräfte, daß man die Täler Siebenbürgens trotz der rumänischen Gefahr unverteidigt lassen mußte und die

Alpengrenze, vor der die italienische Armee die venetischen Übungslager zu füllen begann, nur durch schwachbemannte Paß- und Wegsperren schützen konnte. Man fühlte in Wien den Boden wanken. Von inneren Schwierigkeiten heimgesucht und in peinliche Verhandlungen mit Italien verwickelt, um den Anschluß des früheren Bundesgenossen an die Entente hintanzuhalten, sah man sich plötzlich vor eine Katastrophe gestellt, die das Reich zu zerschmettern drohte. Wälzte sich die russische Lawine ins Theißtal, so brach die Ostfront zusammen.

Der Andrang der Russen war so gewaltig, daß man in Teschen nicht mehr an die Einleitung von Gegenangriffen denken konnte. Antrieb und Wille zur Ausführung eines großen spielverstellenden Gegenzuges mußten schweigen, bis die Abwehr gefestigt war, die unter dem Anprall der russischen Massen zu bröckeln begann. Die Gefahr wuchs allerorten. Am Pruth, am Dnjestr, vor dem Uzsoker Paß, bei Virava, am Sattel von Lupkow, im Laborcza- und Ondawatal und in der Duklasenke wurde mit Anspannung der letzten Kräfte gefochten.

Der Angriff der Russen an der Pruthschranke

Die Südflanke des Heeres war schon am 18. März von Umfassung bedroht. Die Russen hatten ihren beßarabischen Flügel verstärkt und rückten von Chotin und Sadagora vor, um Czernowitz von den Verbindungen mit der Hauptmacht Pflanzer-Baltins abzuschneiden und in die Bukowina einzufallen. Papps Freikorps wehrte sich verzweifelt an den Brückenköpfen des Pruth, bis Feldmarschalleutnant Ljubicic herbeieilte und die größte Not stillte. Geichzeitig griff Leschitzki zwischen Zaleszczyki und Ottynia aufs neue an. Er suchte sich über Obertyn Bahn zu brechen und die österreichische Linie zwischen Czernowitz und Jablonika in der Richtung auf Zabie und den Jablonikapaß zu zerreißen und Pflanzer-Baltins rechten Flügel von innen einzudrücken. Doch ehe dieser Doppelangriff zur Umfassung reifte, warf sich Papp am 21. März auf die befestigten Linien, die die Russen bei Alt-Zuczka und Sadagora hart am Pruthufer eingerichtet hatten, und nahm sie mit seinen Legionären und Grenzern im Sturm. Überrascht wichen die Russen über Rarancze auf Sadagora, mußten aber, von Papp gedrängt, am 23. März auch Sadagora fahren lassen. Erst am 26. März fühlten sie sich wieder stark genug, mit vorgestaffeltem rechtem Flügel zum Angriff überzugehen und gegen Rarancze vorzurücken.

Unterdessen waren leichte österreichische und ungarische Streitkräfte zur Störung des Durchbruchsversuches Leschitzkis gegen den Dnjestr vorgeprallt. Der verzweifelte Vorstoß sollte dem Feldmarschalleutnant Kalser die Behauptung seiner Stellung bei Obertyn ermöglichen, wo alles auf dem Spiel

stand, wenn der Russe die österreichischen Linien durchbrach, ehe Entsatz zur Stelle war.

Da keine anderen Kräfte zur Verfügung standen, stiegen die Reiter Bissingens in den Sattel. Sie nahmen die Landsturmkompagnie Desy aus Maros-Vasarhely mit sich, setzten bei Horodnica über den Strom und erstürmten am 23. März im Rücken der Russen die Schanzen von Zegawi. Aufgeschreckt schwenkten drei Schützenregimenter, vier Sotnien und zwei Batterien in Leschitzkis linker Flanke kehrt und stürzten sich auf den kecken Feind. Im ungleichen Kampf erlag Zoltan Desy, doch glückte es den Reitern und dem Rest seiner Kompagnie, sich durchzuschlagen, im Morgengrauen den Dnjestr zu durchschwimmen und die österreichischen Linien zu erreichen.

Inzwischen sammelte General Freiherr v. Marschall die 5. deutsche und die 10. österreichische Kavalleriedivision, um die Armeeflanke von der rumänischen Grenze bis Niczuricka zu decken. Er warf seine Schwadronen gegen den Dnjestr, nahm die Österreicher auf und lieferte dem Feind eine Reihe blutiger Gefechte. Unter Opfern gelang es ihm, die Überflutung des Geländes zwischen dem Dnjestr und dem Pruth aufzuhalten und die Russen am Eindringen in den Flankenraum am Czeremosz zu verhindern. Am 26. März wurde der auf Karancze und Czernowitz rückende Feind bei Czernavka geschlagen, Czernowitz entsetzt und Leschitzki bei Zaleszycki und Obertyn zum Stehen gebracht. Erschöpft ruhten die Sieger vom Werke.

Der Angriff der Russen im Laborczatal

Auch zwischen der Swica und dem Ung wurde in diesen Tagen hart gekämpft. Die deutsche Südarmee stand fest, und der äußerste rechte Flügel der 2. Armee, die Gruppe Szurmay, harrte immer noch an der Nordrampe des Uzsoker Passes aus. Um so heftiger war der russische Andrang in den Beskiden. Von Wetlina bis Zboro wankte die ganze Linie.

Am 20. März wurden Boehm-Ermolli und Boroevic mit Ungestüm angegriffen. Es war der entscheidende Ansturm Iwanows, der mit versammelten Kräften und in Erwartung der Kräfte, die vor Przemysl frei wurden, rücksichtslos durchgeführt wurde. Der Hauptangriff richtete sich gegen den rechten Flügel der 3. und den linken Flügel der 2. Armee. Boroevics rechter Flügel geriet schon in der Frühe des 20. März in eine verzweifelte Lage. Das XVII. Korps drohte zu erliegen. Die 11. Division wurde zur Preisgabe der Cerna Hora gezwungen und auf der Makowicza und den Höhen von Felsöcsernye in schwere Bedrängnis gebracht. Kurz darauf riß die Verbindung mit der 1. Landsturmbrigade, die sich bei Molnarvagasa und Banyavölgy mühsam behauptete, aber, von wachsender Übermacht umflutet, der weichenden 11. Division keine Handstütze mehr

bieten konnte. Im letzten Augenblick warfen sich die Reiter der 4. Kavalleriedivision aus dem Sattel. Sie stopften die Lücke, indem sie den Vk. Prilok besetzten, eine unverteidigt gebliebene Höhe, wo der Feind zwischen dem Landsturm und der 11. Division eingebrochen war. Doch es war nur ein Notbehelf. Die Russenflut nagte immer stärker an den österreichischen Stellungen im Ondawatal und zwang auch die 22. Schützendivision zum Weichen. Diese ging fechtend und von den Sibiriaken verfolgt von Felsöodor auf die Höhe des Spaleny Vrch zurück und stellte dadurch die Verbindung mit dem linken Flügel der zerschossenen 11. Division wieder her. Aber auch auf dem Spaleny Vrch war ihres Bleibens nicht. Die Russen setzten neue Kräfte ein, um an der Ondawa durchzubrechen. Welle auf Welle flutete den Hang empor, und als es Abend wurde, sahen sich die letzten Verteidiger von der Höhe hinabgespült. Dadurch geriet auch die Stellung der Steirer bei Alsopogony ins Wanken, die alsbald im Rücken gefaßt wurde. Boroevic sah seinen rechten Flügel erliegen. Talsperren und Riegelstellungen waren nicht mehr imstande, einen Feind abzuwehren, der alle Höhen und Gründe überflutete und in die Fugen der 21 Kilometer breiten Schlachtordnung eindrang. Der Kroate rief seinen linken Flügel zu Hilfe. Von Konieczna eilten die Reserven der 28. Division, von Zboro ein Regiment der 26. Division heran. Doch alle Versuche, die verlorenen Stellungen zurückzuerobern, scheiterten an der Überzahl des Feindes.

Am 23. März schritt der Russe zum Angriff auf Zboro. Die Sperrstellung von Alsopogony wurde Tag und Nacht berannt, der Kastelikvrch, um den im Januar so blutig gekämpft worden war, aufs neue angegriffen, der Sturm auf die Stellung bei Konieczna durch schweres Geschützfeuer eingeleitet — die ganze Senke füllte sich mit russischen Angriffsmassen, die zwischen der 3. und der 4. Armee durchzubrechen drohten.

Der Erzherzog griff ein. Er warf eine Brigade der 8. Division nach Zboro, um die 28. Division zu unterstützen, die aus unzähligen Wunden blutete und vor dem russischen Ansturm von Konieczna auf die Höhen von Komlospatak und Jaworzynka und die Hänge des Regetowkatales zurückwich. Der Erzherzog mußte die Dunajecfront und die Ropaflanke entblößen um dem Einbruch in der Duklasenke zu steuern. Das ging an, da auch Dimitrieff Truppen von Tarnow und Grybow nach Konieczna zog und die Gräben am Dunajec mit Reichswehr füllte, die bisher vor Przemysl gefochten hatte. Offenbar schritten die Russen mehr und mehr dazu, ihr, Kräfte zwischen Wetlina und Konieczna zu ballen und hier die Entscheidung zu suchen. Boehm-Ermolli und Boroevic sahen sich auf den Flügeln und in der Front angegriffen und wurden Schritt für Schritt zum Rückzug genötigt.

Während Boroevics linker Flügel in der Senke um Stand rang und Kärntner, Steirer, Tiroler und Honveds sich zusammenballten, um dem Ansturm Dimitrieffs zu begegnen, wurde der rechte Flügel in wachsende Be-

drängnis gebracht. Das X. Korps wich fechtend ins Laborczatal auf Hegyeszaba und Virava. Hier grub es sich in der Nacht auf den 24. März im Kugelregen der unermüdlich stürmenden Russen aufs neue ein und suchte dem Feind den Weg in den Rücken der 2. Armee zu verlegen, deren entblößte linke Flanke schon zum Einschwenken lockte. Boehm-Ermolli war noch größeren Gefahren ausgesetzt, denn er stand schräg auf dem Hauptkamm des verschneiten Gebirges in einer ausgesetzten Stellung, die in scharfem Bogen an der Straße Baligrod—Lisko über den Karpathenwall vorsprang und von doppelseitiger Umfassung bedroht war.

Die russischen Angriffe trafen die 2. Armee schon am 20. März mit so ungestümer Gewalt, daß der rechte Flügel sich rückwärts sammeln mußte und Boehm-Ermollis Mitte am 27. März eingedrückt wurde. Trotzdem gelang es den Österreichern, sich auf dem Gebirgskamm so lange zu behaupten, bis die Gefahr eines Zusammenbruchs beschworen war. Szurmay hielt den Uzsoker Paß und wahrte die Verbindung mit dem an der Baligroder Straße auf die Gebirgsscheide zurückgehenden Zentrum, und der linke Flügel wich nur Schritt für Schritt und klammerte sich an den Hauptkamm, um Schulter an Schulter mit Boroevics X. Korps die rasenden Stürme der Russen bei Virava abzuwehren. Die Kämpfe Boehms und Boroevics verflochten sich zu einem verzweifelten Ringen um die Sperrung des Laborcza- und des Ondawatales, in dem ihre Kraft wegtropfte wie eine Kerze. Iwanows Überlegenheit war nach dem Falle Przemysls so groß geworden, daß er die Armee Boroevic auf den Hügeln des Ondawatales und in den Mulden der Duklasenke nach und nach zerreiben konnte. Am 25. März begann der Widerstand der Österreicher zu erlahmen. Von Virava bis Zboro bröckelte die Front. Ströme von Verwundeten flossen nach Bartfeld, nach Sztropko und nach Homonna und erzählten von der Krisis der Karpathenschlacht, in der Österreich-Ungarns Schicksal auf dem Spiele stand. Am 27. März drohten die Russen ihre Gegner zwischen Zboro und Virava vollends zu übermannen. Da schritten die alpenländischen Regimenter unter der Führung des Feldmarschalleutnants Fabini und des Generalmajors Haustein zwischen Zboro und Smerekowice zu verzweifeltem Gegenangriff auf die Jaworzynka- und Regetowkahöhen.

Der Schnee war verharscht, die steilen Hänge vereist und der Russe lag hinter rasch geflochtenen Drahtverhauen. Der opfermutige Ansturm der gelichteten österreichischen Regimenter vermochte sich nicht Bahn zu brechen und kam an den Vorkuppen der Jaworzynka zum Stehen. Als der Bleihagel die vor den russischen Hauptgräben kauernden Schützen vollends zu vernichten drohte, ging Fabini am 28. März fechtend auf das Westufer der Regetowka zurück. Um dieselbe Zeit wichen Berndts Reiter und die Trümmer der 1. Landsturmbrigade an der Ondawa gegen das Tapolytal, um sich bei Kurina noch einmal zu setzen.

Die Krisis neigte sich zur Katastrophe, die 3. Armee wankte und die 2. Armee begann an den Hängen der ungarischen Täler abwärts zu gleiten. Auch Szurmays Flügelkorps geriet ins Schwanken.

Da flog aus Teschen Befehl an die Südarmee, sich am Menczul und Czyrak in der Abwehr zu halten und Boehm-Ermollis entkräftete rechte Flanke vor dem Einsturz zu bewahren. Linsingen, der unerschüttert standgehalten hatte, gehorchte, indem er seinen linken Flügel vom Zwinin weiter nach Norden ausdehnte und in Szurmays Kampf eingriff. Am 2. April erwuchs aus dieser Bewegung die Unterstellung der Gruppe Szurmay unter Linsingens Oberbefehl. In hin und her wogenden Kämpfen stemmte sich die Südarmee jenseits der Paßhöhen in den galizischen Quelltälern des Waldgebirges zur Gegenwehr fest. Gerok kämpfte mit dem rechten Flügel an der 1261 Meter hohen Kruhla Mlaka, südlich der Swicaklause, mit dem Zentrum bei Kalinewce an der Höhe 993 und griff mit dem linken Flügel über Hatarvölgy zum Czyrak aus. Hofmann rang bei Tartarowka, Salaszyjce, Holowiecko und am Ostry zu beiden Seiten des Oportales um die Höhenlinie 1151 bis 1026 und deckte Slawsko und den Beskidpaß. Bothmer stritt mit der 1. Division und der 3. Gardedivision, die unter seinem Befehl zu einem Korps vereinigt wurden, zwischen der Orawa und der Zawadka um den Zwininrücken und rüstete trotz der allgemeinen Verstrickung zum letzten Sturm auf die Schlüsselstellung des Zwinin. Szurmay war kämpfend auf die Szczawinka, die Kiczera Sianka, den Kinczyk und die Pliszka zurückgegangen und hatte seinen linken Flügel bei Ceremcha bis Patakufalu ausgedehnt und zurückgebogen, um die Nordflanke des Uzsoker Passes zu schirmen und den Anschluß an die 2. Armee nicht zu verlieren, die bei Wetlina und Cisna ins Gleiten geraten war. Seine Ungarn standen, Front nach Norden, vor den Paßtoren, die rechte Flanke durch Bothmer gedeckt, und opferten sich todesmutig in ihren langsam bröckelnden Stellungen.

Höher und höher schwoll die russische Flut am Nordfuß des Beskiden und fraß die Widerstandskraft der Österreicher. Iwanows Armeen kämpften sich langsam, aber unaufhaltsam in der Richtung Homonna vorwärts — Ungarns Tore brachen auf.

Der deutsche Gegenangriff im Laborczatal

Im Hauptquartier zu Teschen fielen die Schatten dichter. Glück und Kraft drohten die österreichischen Fahnen zu verlassen. Da trat die deutsche Heeresleitung zum zweitenmal in den Riß. Am 27. März, als die Schlacht auf den Laborczahöhen und in der Duklasenke sich zugunsten der Russen zu entscheiden drohte, rauschte plötzlich der Marschtritt deutscher Divisionen durch die vom Feinde aufgesprengten Täler. Falkenhayn hatte Erzherzog

Friedrich eine neue Kampfgruppe zur Verfügung gestellt, die, rasch zusammengelesen, zwischen Boroevic und Boehm-Ermolli eingesetzt wurde, um den Russen Halt zu bieten. Es war den Deutschen nicht leicht gefallen, eine neue Armee aus dem Boden zu stampfen, während in Ost und West um Sein oder Nichtsein gerungen wurde und in der Heimat die Hände nicht mehr ausreichten, den Betrieb in den Kriegsfabriken und in den Bergwerken in Gang zu halten und die Äcker zu bestellen. Man schuf ein Korps aus drei Divisionen, der 4. Division, die von der Südarmee gestellt wurde, der 25. Reservedivision, die von der Sucha herbeiflog, und der 35. Reservedivision, die zuletzt an der Pilica gefochten hatte.

Den Oberbefehl erhielt General v. d. Marwitz, der noch heiß von der Winterschlacht in Masuren nach Ungarn eilte und mit dem deutschen Beskidenkorps im Augenblicke der höchsten Not in die österreichische Schlachtlinie rückte. Er trat unter Boroevics Befehl und an dessen rechten Flügel, wo die Gefahr am größten war. Boroevics X. Korps war auf den Höhen von Virava durchbrochen worden und klammerte sich im Rückwärtsgleiten mühsam an die abfallenden Bergstufen, um eine letzte Frist zu erstreiten. Die 21. Landwehrdivision wich gegen Olyka, und die 45. Landwehrdivision war im Weichen auf Strinna. Berndts 4. Kavalleriedivision deckte den Rückzug und opferte sich in den Gräben des Olykatales. Wie fressende Lava flutete die russische Angriffsmasse langsam über die Südhänge der Beskiden in die ungarischen Täler, die in den letzten Märztagen von Nagipolany bis Bartfeld von näher und näher kommenden Kämpfen widerhallten.

Marwitz kam im letzten Augenblick, wie Blücher bei Waterloo. Die Russen standen am 28. März auf den Höhen zu beiden Seiten des Laborcza- und des Ondawatales und auf den Kuppen westlich von Banyavölgy in fortschreitendem Angriff. Das X. Korps kämpfte um geordneten Rückzug. Es war nicht mehr imstand, sich von dem übermächtigen Feind zu lösen, und erwehrte sich mit letzter Kraft seiner Bedränger. Der Rückzug der 2. Armee gestattete den Russen, frische Kräfte ins Laborczatal zu werfen. Durch die 81. und 82. Reservedivision der Przemysler Belagerungsarmee verstärkt, schritt der Feind siegesgewiß zum Sturm auf die Kuppen des Laborczatales südlich von Mezölaborcz, wo sich die Reste der 2. und der 24. Division Boroevics, nur 2000 Gewehre stark, noch 30 Stunden behaupteten, um den Deutschen Zeit zu lassen, das Schlachtfeld zu erreichen. Auch das rechts fechtende XIX. Korps und das links fechtende VII. Korps waren am Verbluten. Der Verzweiflungskampf dehnte sich auf Boroevics linkem Flügel bis Bartfeld aus und ergriff an Boehm-Ermollis rechtem Flügel Szurmays Flankenwehr auf der Nordrampe des Uzsoker Passes.

Während der Russe um den Sieg rang und Österreicher und Ungarn das letzte Blut hergaben, durchmaß der Deutsche in Gewaltmärschen die vom ersten Frühlingshauch erwärmten Täler.

In der Nacht auf den 1. April ging Iwanow zum allgemeinen Angriff über, um endlich auf Homonna durchzubrechen. In rücksichtslosem Ansturm gewannen die Russen bei Sztropko, im Olykatal und im Laborczatal Raum und erzwangen bei Cisna und Wetlina den Abstieg ins Czirokatal. Am 2. April gipfelte Iwanows Angriff. Boroevics X. Korps verschoß seine letzten Patronen.

General v. d. Marwitz, der seinen Truppen vorausgeeilt war, erkannte, daß es zu spät sei, die Österreicher abzulösen, die, vom Feinde verfolgt, über Virava gegen Balintpuszta—Heggeszaba zurückgingen und sich vergeblich vom Verfolger zu lösen suchten. Er sandte daher die 25. Reservedivision, die als erste herankeuchte, vom Fleck weg ins Gefecht und suchte den Rückzug der verzweifelt fechtenden Österreicher südwestlich Virava in der Linie Balintpuszta—Heggeszaba anzuhalten.

Der Anmarsch der Deutschen wurde von der Gefahr beflügelt. Auf grundlosen Wegen quälte sich die 25. Reservedivision an den Feind, während die 35. Reservedivision eiligst im Raum Homonna aufmarschierte und die Pommern sich bei Örmezö und Varanno sammelten. Frühlingswende war gekommen. Erste Aprilsonne vergoldete die ungarischen Talmulden. Die Wiesen grünten, die Vögel riefen, junger Blattflaum schimmerte in den bräunlichen Buchenwäldern, aber auf den Höhen von Virava und an den Schattenhalden lag noch Schnee in Fülle. Die vereisten Hänge und die vom Schmelzwasser zerfressenen Wege erschwerten den Vormarsch der Kolonnen sehr. Auch der Feind war am Werke. Von den Kammlinien des Bergzuges, die die Russen zwischen Sztropko und Wetlina erstritten hatten, schlug Fernfeuer in alle Mulden und Tälchen und bestrich die Marschwege der Verbündeten.

Als die 25. Reservedivision am Abend des 3. April — Karfreitag war's — Izbugyabela erreichte, waren die Russen in den Tälern der Ciroka, der Virava und der Vilsava und im Haupttal der Laborcza überall in siegreichem Vordringen. Sie hatten die Stellungen auf den schmalen Hügelrücken und den durcheinandergeworfenen Kuppen zu beiden Seiten des großen Laborczatales um den Preis ungezählter Opfer an Menschen und Kriegsgerät erstritten. Hunderte von Wagen und Geschützen lagen niedergebrochen auf ihren Marschstraßen, frisch aufgefüllte Regimenter waren zur Schlacke gebrannt aus der Kampflinie geschieden, um durch neue Massen ersetzt zu werden, die nach kurzem Feuergefecht mit dem Bajonett angriffen und ihre Maschinengewehre auf dem Rücken in die eroberten Gräben schleppten, um neue Stürme vorzubereiten. So waren die Brinowahöhen, die Kobila, die Jawirska, der Uhliskorücken, der Trostyanski Vrch und die Kudrovcihöhe gefallen. Der ganze Knäuel von Erhebungen, die den zerklüfteten Raum südlich Mezö Laborcz füllen, in der 640 Meter hohen Kobila gipfeln und ihre Ausläufer bis Izbugyabela senden, war am 3. April in russischem Besitz.

Bis Izbugyabela, 15 Kilometer talaufwärts von Homonna, war das X. Korps gewichen, indem es jeden Fußbreit mit Blut düngte, als die 25. Reservedivision von Koskocs heranhastete. Auf Marwitzens Befehl hatten sich die Galizier am Hang des Trostyanski noch einmal gesetzt und zu Tode müd den Spaten in die feuchte Walderde gestoßen. Sie waren bereit, noch eine letzte Nacht zu fechten und den Anmarsch der Deutschen zu verschleiern.

Marwitz war nicht gesonnen, sein Korps in der Abwehr festzulegen, sondern wies ihm trotz der Ungunst der Lage von vornherein bestimmte Angriffsziele, denn es galt, die Schlacht im letzten Augenblick durch starke Schläge wiederherzustellen. Da die Obersten Krebs und Kemmel mit den Trümmern der 24. Infanteriedivision des X. Korps auf den Ausläufern des Trostyanski Vrch und der Höhe von Kudrovci ausgeharrt hatten, konnte der Gegenangriff am 3. April vom Fleck weg angesetzt werden. Die 25. Reservedivision ruhte bei Izbugyabela einige Stunden und ging am frühen Morgen des stillen Feiertags als rechter Flügel des Beskidenkorps mit den entschlossen wieder Front machenden Österreichern gegen die Höhen 584 und 600 zum Angriff vor. Er glückte. Die Höhe 584 wurde schon am Vormittag erstürmt, die Höhe 600 umfaßt und der starke Feind auf der Kuppe in die Abwehr gezwungen. Über die sprossenden Halden, auf denen die dunkeln Wacholderbüsche kärgliche Deckung gewährten, stieg der Angriff zu den Laborczahöhen. Die Russen setzten die Berglehnen hastig in Verteidigungszustand und stellten ihre Angriffe bei Izbugyabela ein. Vom Drucke befreit, griffen die Österreicher am 3. April auch gegen die Mitte zu wieder an. Die Trümmer der 2. Division erhoben sich aus ihren Gräben am Trostyanski Vrch und brachen im Verein mit deutschen Truppen durch das russische Kreuzfeuer gegen den Uhliskorücken vor. Vom rechten Flügel durch einen Flankenangriff unterstützt, eroberten sie die Höhe nach blutigem Kampf zurück und setzten sich wieder auf den Ausläufern des Zavirskarückens fest.

Inzwischen war auch Marwitzens 35. Reservedivision auf der Walstatt erschienen und im Laborczatal in die Mitte der Schlachtordnung eingerückt. Unverzüglich wand die Artillerie ihre Geschütze auf die schmalen Sättel und bereitete den Angriff vor, der am 4. April aus den Gründen emporstieg und in fließendem Vorgehen die Höhenstellungen in der rechten Flanke von Uhlisko erstritt. Das deutsche Zentrum reichte dem rechten Flügel die Hand und riß Boroevics standhafte Landwehr wieder gegen Felsöcsebeny vor. Als die Ostersonne zur Rüste ging, stand Marwitzens rechter Flügel südlich Virava auf den ersten Stufen der Kobila und der Zavirska und sein Zentrum vor Felsöcsebeny und auf der Höhe 462, während der linke Flügel sich im Laborczatal und auf den rechtsufrigen Höhenzügen zum allgemeinen Angriff auf die russischen Linien bereitstellte. Die Katastrophe war beschworen.

Wie aus den Wolken gefallen war das Beskidenkorps vor den Russen aufgetaucht. Am 2. April wälzte sich der russische Angriff noch als zähflüssige Lava gen Homonna — zwei Tage darauf war er auf den Kuppen von Felsöcsebeny und Heggeszaba erkaltet und erstorben.

Die Russen überschätzten die Kräfte, die ihnen im Laborczatale entgegengetreten waren, und schlossen aus der Entschiedenheit ihres Vorgehens auf eine ganze Armee, die ihnen den Sattel von Lupkow mit stürmender Hand zu entreißen drohte. Eilig krönten sie die Höhen von Vilag und Virava mit Batterien, führten Verstärkungen heran und gruben sich ein, um dem Angriff des Beskidenkorps zu begegnen und unterdessen im Ondawatal und an der Regetowka die Entscheidung zu suchen. Die österreichischen Kräfte, die bei Sztropko und Zboro verkämpft lagen, waren immer stärker ins Gedränge gekommen und das VII. Korps, das Sztropko deckte, kaum noch imstande, sich zu wehren. Da es fechtend weichen mußte, spitzte sich die Lage trotz des Einsatzes des deutschen Beskidenkorps und der Rückeroberung der Laborczahöhen noch einmal gefährlich zu. Brach der Russe bei Sztropko durch, so drohte dem zwischen dem Hauptkamm der Beskiden fechtenden Beskidenkorps eine Überflügelung, die es in eine verkehrte Front oder zum Rückzug zwang. Marwitz begegnete dem drohenden Durchbruch im Ondawatal durch blitzschnelles Handeln nach vorn und warf sich entschlossen auf die Kobila.

Die Ostertage waren Frühlingstage voll Glanz und Duft. Golden stieg die Sonne über das Waldgebirge, auf dem der letzte Schnee verging, und trieb die Dünste aus den Tälern. Die Kobila- und die Jawirskaschanzen zeichneten sich scharf vom tiefblauen Himmel ab. In der Frühe des Ostermontags eröffneten deutsche und österreichische Batterien die Beschießung auf die Schlüsselstellung des hartnäckigen Feindes, um sie zu Fall zu bringen, ehe das VII. Korps vor Sztropko vollends durchbrochen wurde. Es galt, die Entscheidung zwischen Tag und Nacht zu erzwingen, denn auch der rechten Flanke drohte Gefahr, wenn der Russe, der Boehm-Ermollis linken Flügel bedrängte, nicht bei Virava zum Stehen kam. Wohl hielt Szurmay am Uzsok die letzten Riegelstellungen mit letzter Kraft, aber die Lage der Verbündeten war trotz des glücklichen Einsatzes des Beskidenkorps immer noch auf das äußerste gespannt. Ehe die Ostersonne schied, mußte Marwitz die Verstrickung zwischen der Ondawa und dem Ung mit scharfem Schwertschlag lösen. Der Schlag galt der Eroberung der Kobila, der Jawirska und des Höhenrückens bei Felsöcsebeny, mit dem Zirkel genau umschriebene Ziele, die nach Boroevics kluger Weisung unbedingt erreicht, aber nicht überschritten werden sollten, da das Zurückgehen des VII. Korps die linke Flanke des Beskidenkorps entblößt hatte.

So lagen die Verhältnisse, als Marwitz seine Divisionen geschlossen an den verschanzten Feind führte und die Ostermontagsschlacht im Laborczatal eröffnete.

Die Schlacht beginnt mit einer Artillerievorbereitung, wie sie die Berge noch nicht gehört hatten. Das Geschützfeuer rollt über Berg und Tal und kämmt die tiefeingeschnittenen russischen Stellungen auf den bestürmten Höhen. Gegen Mittag geht die Infanterie zum Sturm vor und ersteigt die besonnten Berglehnen der Kobila und der Jawirska. Auf halber Höhe kommt der Angriff im Kreuzfeuer der russischen Maschinengewehre zum Stehen. Die Sturmwellen werfen sich nieder und suchen Deckung. Russische Reserven erscheinen auf den Kuppen und wälzen sich zum Gegenstoß den Hang hinab. Da bricht deutsches Geschützfeuer über sie herein und zerschlägt den Schwall. Die Artillerie ist der Intanterie gefolgt und krönt ringsum die Höhen. Durch tiefen Lehm, zerfressene Bachgründe und verharschten Schnee, durch verfilztes Kieferngehölz und abstürzendes Geröll haben die Kanoniere die schweren Batterien auf die eroberten Vorberge geschafft. Zehn Pferde lagen im Geschirr und alle Fäuste in Seil und Rad, um die Kanonen bergan zu reißen. Da die Munitionskarren nicht folgen können, werden die Gäule ausgespannt und als Tragtiere benutzt; was stürzt, bleibt liegen. Nun deckt zusammengefaßtes Feuer die Russen zu. Aus den Talgründen steigt der dumpfe Hall der schweren Kurzrohre und vermischt sich mit dem helleren Schrei der leichteren Haubitzen, der Feldkanonen und der österreichisch-ungarischen Gebirgskanonen auf den Höhen. Unter ihrem Feuerwirbel beginnen die russischen Stellungen zu wanken.

Am Nachmittag brechen Deutsche und Österreicher mit dem Bajonett in die Schanzen auf der Jawirska. Dann erfolgt von zwei schmalen Sätteln der Sturm auf die Kobila. Unwiderstehlich wälzt sich der Angriff bergan, die Hänge werden erstritten und die ragende Kuppe bei Sonnenuntergang mit Hurra erstürmt. Ungarn, Bosniaken, Hessen und Schwaben stehen auf den Laborczahöhen, zu ihren Füßen liegt das von Kanonenblitzen durchzuckte, dunkelnde Laborczatal, vor ihnen ragen die bräunlich glänzenden Kuppen der Vorberge, dahinter türmt sich die violett dämmernde Kette der Ostbeskiden und in weiter Ferne leuchtet der Kamm des verschneiten Waldgebirges.

Der Russe ist talauf gewichen, hält aber weiter links noch die Höhen von Felsöcsebeny. Hier sitzt er auf dem rechten Laborczaufer in einem Gelände, das aus ungezählten kleinen Erhebungen, Mulden und Stürzen zusammengequirlt erscheint. Um die Entscheidung zu erzwingen, gehen die Pommern, die in der Staffel aufmarschiert waren, in der Nacht auf den 5. April auf das linke Laborczaufer über und marschieren in der Dunkelheit auf ausgefahrenen Talwegen und verwachsenen Schneisen in das Kampfgelände. Als die Sonne aufsteigt, werden sie vom russischen Geschützfeuer begrüßt. In zwei Kolonnen gewinnt die Division ihren Angriffsraum zwischen dem Laborcza- und dem Olykatal und entwickelt sich zum Kampf. Es gilt, Höhen und Hänge zwischen den beiden Tälern vom Gegner zu

säubern, der sich auf den Kuppen 462 und 468 verschanzt hat und weiter rückwärts die beherrschende Gipfelstellung auf der Kuppe 480 nördlich Felsöcsebeny mit starken Kräften besetzt hält.

Rasch werfen sich die deutschen Schützenlinien in die lichten Buchenwälder, in denen schon Anemone und Szilla blühen, und treiben den Gegner von Hang zu Hang. Am 5. April fällt die Höhe 462, am Tage darauf die Höhe 468 und am 7. April bemächtigten sich Pommern und Österreicher trotz erbitterten Widerstandes des Südhanges der Kuppe 480. Hier kommt der Angriff vor einer tief gerissenen Schlucht, welche die Kuppe vom geschorenen Vorfeld trennt, zum Stehen. Die Russen behaupten sich in der sturmfreien Gipfelstellung. Trotzdem ist der Angriff als geglückt anzusehen, denn Felsöcsebeny und die Flankenstellungen im Olykatal sind in deutscher Hand und die linke Flanke des Beskidenkorps ist vor jeder Bedrohung geschützt. Schlachtwende! Daß dem so ist, ergibt sich schon in den nächsten Tagen.

Als das Beskidenkorps im Besitz der Kobila, Jawirska, der Höhe 468 und Felsöcsebenys war, sah sich Boroevic in der Lage, das X. Korps und die 45. Landwehrdivision aus dem Kampf zu lösen, um sie gegen Bartfeld zu schieben und Fabini zu entlasten. Am 9. April rückten die letzten Staffeln der Österreicher aus dem Laborczatal an den linken Flügel der 3. Armee ab. Vergeblich liefen die Russen am 10. April und in der Nacht auf den 12. April noch einmal zu beiden Seiten der Laborcza gegen die Front der 4. Division und der 35. Reservedivision an. Sie hatten so an Gefechtskraft eingebüßt, daß ihre Stürme schon vor den deutschen Hindernissen zusammenbrachen. Boroevic konnte daher im Quelltal der Ondawa und vor Bartfeld Verstärkungen sammeln und seine Armee ungestraft nach dem linken Flügel zusammenziehen, um Dimitrieff die Stirn zu bieten. Von Boroevic in die Verteidigung verwiesen, schirmte das Beskidenkorps unterdessen die Zugänge des Ciroka-, des Laborcza- und des Olykatales und hielt den Gegner in Bann.

Die Verbündeten waren aus der Krisis der Karpathenschlacht als Sieger hervorgegangen. Im russischen Hauptquartier zog Enttäuschung ein.

Iwanows Armeen, die am 3. April im siegreichen Vormarsch auf Homonna begriffen waren, den Paß von Lupkow, die Sättel von Kamien und Konieczna und die Nordrampe des Uzsoker Passes zurückerobert hatten und zwischen Dnjestr und Pruth drohend auf den Jablonikapaß und Czernowitz vorgerückt waren, verloren am 5. April den bestimmenden Einfluß auf den Gang der Schlacht und sahen sich am 7. April in die Verteidigung geworfen. Der Durchbruch war mißglückt. Der weite strategische Ausblick, den der Großfürst von den Höhen des Laborczatales und der Kammlinie des Uzsoker Passes genossen hatte, zerrann in Dunst und Trübe. Die Frühlingsregen, die nach den strahlenden Ostertagen über die Karpathen rauschten und die ungarische Ebene zu neuer Ernte befruchteten, schwemmten Nikolai

Nikolajewitschs letzten großen Feldzugsplan bachab. Vergeblich war alles, was er getan, vergeblich die Vorstöße im Norden, wo Hindenburg schon auf Vergeltung für Memel und Tauroggen sann, vergeblich das Heranholen der Belagerungsarmee von Przemysl, vergeblich der Einsatz der neuen Armee, die in den Häfen des Schwarzen Meeres bereitgestellt worden war, um durch die Dobrudscha nach Konstantinopel zu marschieren und statt dessen zwischen dem Dnjestr und dem Pruth in die Schlachtlinie rückte! Die große Durchbruchsschlacht war für die Russen verloren.

Doch der Großfürst wollte sich nicht besiegt bekennen, sondern erneuerte den Kampf. Die Schlacht brannte fort und schleppte sich in blutiger Verkämpfung weiter. Die Verbündeten versuchten den Gegenangriff, der ihnen das Heft in die Hand gestoßen hatte, zum Angriff zu gestalten, die Russen suchten die Gegenstöße abzuwehren und sammelten Kraft, um selbst wieder zum Angriff überzugehen. Der nächste Schlag fiel am Zwinin. Linsingen warf das bestimmende Gewicht in die wieder ins Gleichgewicht zurückgeschnellten Schalen.

Die Erstürmung des Zwinin und des Ostry

Die Russen waren auf dem Zwininrücken allmählich in Bedrängnis geraten, da die Gräben der 3. Gardedivision und der 1. Infanteriedivision höher und höher zu ihnen emporstiegen und sie enger und enger umschlossen. Um sich Luft zu verschaffen, machten sie am 9. April einen Ausfall von der Westkuppe und warfen sich in der ersten Frühe nach kurzer Beschießung mit Handgranaten und Bajonett auf die Gräben der Garde. Sie durchbrachen die erste Linie und drangen stürmend in die zweite ein. In verbissenem Ringen rollten die Gegner den Hang hinab. Als deutsche Reserven eingriffen, gelangte der Kampf an der Halde zum Stehen. Da rief Bothmer, unbekümmert um das Ringen auf den Hängen der Westkuppe, die 1. Division zum Sturm auf die Ostkuppe. Schwere Flügelminen schlugen in die russische Gipfelschanze und brachen dem Angriff Bahn. Kurz darauf keuchte der Sturm der Ostpreußen über das Niemandsland und die Gräber ungezählter Toter bergan.

Der Verteidiger, der seine Aufmerksamkeit auf den Kampf um die Westkuppe gerichtet hatte, wurde vollkommen überrascht, wehrte sich aber in seinen Trichterstellungen und Unterständen bis aufs Messer. Zwischen den zersplitterten Baumstümpfen des kahlgeschossenen, von Granaten aufgewühlten Bergrückens kam es in schmelzendem Schnee und kältendem Regenwind zu blutigem Handgemenge. Die Ostpreußen wußten, daß es diesmal kein Zurück mehr gab. Welle auf Welle flutete den Hang empor und brach durch das Feuer russischer Maschinengewehre und platzender

Handgranaten in den Feind. Um 9 Uhr wälzte sich der Sturm gegen die Gipfelschanze, in der sich die Russen zum letzten Widerstand zusammendrängten. Sie harrten vergebens auf Entsatz von Orawzyc, denn was dort gestanden hatte, war schon in den Kampf mit der Garde hineingerissen worden. Um 10 Uhr stürmte die 1. Division mit wildem Hurra die Kuppe 943 und warf die Russen über den nach Koziowa streichenden Grat, schwenkte aus und brach nach Norden durch, wo die Gardedivision am Hang der Höhe 1001 Schritt für Schritt Boden zurückerobert hatte und den Gegner gerade in seine alten Stellungen wälzte.

Als die Spitze der 1. Division auf dem Sattel auftauchte, war es um die Russen geschehen. Von vorn gepackt, in der linken Flanke und im Rücken bedroht, wichen die Verteidiger der Westkuppe in Auflösung gegen den Nordhang auf Rykow und ließen den Zwinin und zahlreiche Gefangene in den Händen der Sieger. Zwischen den erstürmten Kuppen trafen sich die Vorkämpfer der beiden deutschen Divisionen, die ihre Vereinigung buchstäblich durch den Feind hindurch vollzogen hatten. Und so gewaltig war die Ergriffenheit, die die stämmigen, wortkargen, von der Kriegsfurie geschüttelten Leute erfüllte, so schwer erkauft der Sieg, den sie auf dieser Schädelstätte errungen hatten, daß sie, vom Ernst der Stunde überwältigt, einander schluchzend in die Armee sanken. Der Zwinin war genommen und damit der Stillstand in der Karpathenschlacht überwunden.

Ohne Zaudern schaffte Bothmer in den nächsten Tagen das Geschütz auf die Höhen und nahm das Orawatal und den Ostry unter Flankenfeuer, um dem Korps Hofmann den Sturm auf den Ostry zu erleichtern, zu dem alsbald deutsche und österreichische Truppen antraten.

Linsingen rief auf der ganzen Linie zum Angriff. Das Korps Gerok ging gegen den zäh verteidigten Czyrak vor, das Korps Hofmann griff den Ostry an, Bothmers 1. Division schwenkte gegen die Linie Ostry—Koziowa—Magura ein und die 3. Gardedivision rückte auf Madracz, wo ihr Szurmays 38. Division die Hand reichte. Die Russen sahen sich auf der ganzen Linie zwischen der Swica und dem Stryj angefallen und festgehalten. Brussilows Kampf um Virava und Lupkow wurde dadurch bedeutend erschwert.

Linsingens Hauptangriff galt dem Ostryvrch. Schnee und Regen schlug ins Gelände und trübte die Sicht, als Hofmann sich zum Sturm auf den klotzigen Bergstock fertig machte. In graue Dünste gehüllt, lag der Ostry drohend am Weg nach Tuchla, den er der Länge nach beherrschte. Von der Orawa, der Brymawka und dem Ukiernik umflossen, türmte der Ostry Kuppe neben Kuppe und starrte von Gräben und Verhauen. Die finnischen Schützenregimenter, die auf den Köpfen und in den Falten des Bergstockes verschanzt lagen, hatten den Befehl erhalten, ihre Stellungen bis zum äußersten zu verteidigen. Sie gehorchten und hielten im Kreuzfeuer

deutscher und österreichischer Batterien stand, ohne zu wanken. Aber allmählich erlahmte ihre Kraft, und als Hofmanns linker Flügel nach tagelangen Kämpfen im Orawatal Fuß faßte und sich an der Nordwestflanke des Berges emporzog, begann ihre Abwehr zu bröckeln. Von Stufe zu Stufe stieg der Angriff zu den Sätteln empor, die die einzelnen Kuppen verbanden. Von der Artillerie zerschossen, von der Infanterie umfaßt, fiel eine Stellung nach der anderen.

Am 24. April beginnt der Angriff auf den Hauptstützpunkt der Befestigung, die Höhe 1026. Durch zerrissene Drahtverhaue und zerschossene Schanzen wälzen sich die gelichteten Schwarmlinien gegen die Kuppe, um die der grüngelbe Rauch der Flügelminen hängt, und überfluten die Hauptstellung der finnischen Schützen. Hofmanns Honveds und Bothmers rechte Flügelgruppe graben sich auf der eroberten Höhe ein. Am Tag darauf werden die russischen Gegenangriffe, die von Tuchla ausgehen, an Ort und Stelle abgeschlagen und die Flankengräben am Ostrand des Ostry gesäubert. Die Russen weichen wieder gen Tuchla, um sich hinter den nächsten Bergkulissen zu setzen, und lassen das Orawatal und den Schlüssel zum Oportal in der Hand der Südarmee. Iwanow fürchtet für Stryj und sendet Verstärkungen. Fünf Tage lang läuft der Russe an, um die verlorenen Stellungen wieder zu erobern, aber er vermag das Glück nicht mehr zu wenden. Zwinin und Ostry bleiben in Linsingens Besitz.

Iwanow wird unruhig und beginnt sprunghaft zu handeln. Er treibt bald hier, bald dort seine Armeen zum Angriff und sucht die Karpathenschlacht aus der Erstarrung zu erlösen, während die Verbündeten sich zu einem großen Angriffsunternehmen rüsten. Er will sie binden und ihre Vorbereitungen stören, er kämpft nicht mehr frei und ungehindert, sondern unfrei und gefesselt. Er hat am 21. und 22. April am Uzsoker Paß heftige Angriffe ausführen lassen, um Szurmays Magyaren über den Paß zu stürzen, ist aber im Nahkampf abgeschlagen worden. Er hat den Versuch gemacht, bei Nagypolany ins Czirokatal einzubrechen und das Beskidenkorps in der rechten Flanke zu fassen, und ist blutig abgewiesen worden. Er ist an der Regetowka angegriffen worden und ins Gleiten gekommen. Am 25. April sieht er sich auf der ganzen Linie in die Verteidigung zurückgeworfen und gebändigt. Die im März erstrittenen Angriffsstellungen sind rascher geschmolzen als der Karpathenschnee, unter dem nahezu eine Viertelmillion seiner besten Streiter gebettet liegen. Geschützdonner hallt über die Gräber der letzten Angriffsarmee, die Rußland aus dem Chaos des Winterfeldzuges gerettet hatte, und täuscht den Fortgang einer Schlacht vor, die für den Zaren unwiderruflich verloren ist.

Daran kann auch Joffres Frühlingsfeldzug nichts ändern, der um diese Zeit mit neuen Hoffnungen voll alter Kampflust aus den verschlammten Gräben steigt.

Der Feldzug im Westen
vom 5. April bis 9. Mai 1915

Die Frühlingsschlacht zwischen Maas und Mosel

Als Nikolai Nikolajewitsch am 5. April die Kunde erhalten hatte, daß frische deutsche Divisionen in den Beskiden aufgetaucht seien und ihm den Sieg zu entreißen begännen, suchte er Trost in diesem Angriff Joffres, der neugekräftigt gegen den lebenden deutschen Wall im Westen anrannte und zum erstenmal konzentrisch gegen einen Ausfallwinkel der deutschen Front zu wirken suchte.

General Dubail warf sich mit der 1. französischen Armee auf die Armeeabteilung Strantz, um den Keil von St. Mihiel abzuquetschen und einem Vormarsch aus der Verduner Nordfront ins Maastal den Weg zu bereiten.

Die deutsche Heeresleitung mußte mit dieser Unternehmung Joffres rechnen, denn die Kämpfe, die im März am Keil von St. Mihiel gerüttelt hatten und auf der Höhe von Les Eparges sogar ins Gefüge der deutschen Front gedrungen waren, kennzeichneten sich als Vorbereitungen zu einem doppelseitigen Angriff auf die ausspringende Stellung am Rupt de Mad.

Die Frühlingsschlacht, die sich als erster planmäßiger Belagerungsangriff gegen den schmalsten Salienten der deutschen Wehrstellung richtete, erwuchs auf dem Hintergrund ununterbrochener Kämpfe. Auf der Combreshöhe lag Tag und Nacht französisches Feuer, und in den höllischen Gehölzen der Woëvre wurde seit den Februartagen ohne Unterlaß mit Granate, Spaten und Bajonett gekämpft. Hierin trat keine Unterbrechung ein, als General Dubail seine Korps auf beiden Schenkeln der Winkelstellung zwischen Norroy und Apremont und vom Wald von La Selouse bis zur Orne zum Angriff sammelte. Der umfassende Hauptangriff zielte auf dem rechten Flügel über Regniéville und Fey-en-Haye auf Thiaucourt und Essey, auf dem linken Flügel über Combres auf Doncourt und Harville. Zur Unterstützung dieses Hauptangriffs bildete Dubail eine Flankengruppe, die auf den Ausläufern der Maashöhen und am Westufer der Orne in der Richtung auf Etain angreifen sollte. Fiel die Linie Thiaucourt—Doncourt—Harville—Etain in Dubails Hand, so war die Südwoëvre für die Deutschen verloren, Verdun mit Toul wieder durch ein weitgeschwungenes Vorgelände verbunden und die Südfront von Metz in den Bereich der französischen Artillerie gerückt. Dann durfte General Joffre daran denken, in dem großen Festungsraum zwischen der Mosel und dem Argonnenwald eine Armee aufzustellen, um die deutsche Wehrstellung an der Gelenkstelle zu zerreißen, die Verbindungen des Maastales zwischen Stenay und Mézières abzuschneiden und die deutsche Front von der Champagne bis Flandern aus der Flanke zu bedrohen.

Der Oberbefehlshaber der französischen Armeen hatte Grund, die Lage an der Westfront im April des Jahres 1915 in hellerem Lichte zu sehen, denn der wachsende Abzug deutscher Kräfte nach Osten und die zunehmende Anspannung der ihm gegenüberliegenden Divisionen war ihm nicht verborgen geblieben. Er begann mit längeren Fristen und neuen Methoden zu rechnen und stellte größere Schlachthandlungen vom Schlage der Champagneschlacht, die auf unmittelbare Durchbrechung der deutschen Umwallung gerichtet waren, zunächst zurück, um beschränkte Ziele im Rahmen des Stellungskrieges zu erreichen. Dubails Doppelangriff zwischen Maas und Mosel war der erste Versuch, die deutsche Wehrstellung durch Einzelstöße zu erschüttern und erst dann zur allgemeinen Durchbruchsschlacht zu schreiten, wenn das Gefüge der lebenden Mauer durch diese Angriffe auf bestimmte Fixpunkte gelockert und die Wiederherstellung des Kordons durch die Entkräftung des in Ost und West beschäftigten Gegners erschwert war. Hierzu bot sich in erster Linie die von zwei Seiten umfaßte Keilstellung von St. Mihiel an, die auf kürzere Entfernung am wirksamsten angegriffen werden konnte.

General Dubail richtete am 5. April an seine Truppen einen Tagesbefehl, der diese Hoffnungen spiegelte. Als er darin seiner Armee die Schwächung der deutschen Woëvrestellung malte, blickte er bereits auf fünf Kampftage zurück. Die Franzosen hatten am 30. März im Priesterwald einen Graben gewonnen und waren gegen das Dorf Fey-en-Haye vorgerückt. Die 51. Ersatzbrigade, die im zerhackten Walde und in der zerwühlten Heide zwischen Fey und Regniéville in den deutschen Gräben lag, hatte einen harten Stand. Am Westrand des Priesterwaldes, wo ein Karmeliterkreuz gestanden, wehrten Schwaben und Rheinländer den Angriff im Handgemenge ab. Bei Fey wich das 51. Bataillon am 30. März nach schwerem Kampf auf Regniéville und räumte dieses Dorf erst, als es Befehl erhielt, auf die Hauptstellung zurückzugehen, die sich am Saume der Woëvregehölze zwischen Villecey und Flirey hinzog.

Am 4. April stand die 1. französische Armee von Norroy bis zur Orne in einer rechtwinklig nach innen gebogenen Sturmstellung hart vor der deutschen Hauptlinie aufmarschiert. Sie hielt die Armeeabteilung v. Strantz in einer Zange, um sie im Winkel Pont-à-Mousson—St. Mihiel abzuquetschen.

Am Ostermontag griffen die Franzosen auf beiden Flügeln an. Das Kreuzfeuer zahlreicher französischer Batterien entlud sich über der schmalen deutschen Grundstellung und streute seine Saat bis Thiaucourt und Vigneulles. Gegen Mittag schritt die französische Infanterie, die in Nebel und Regen auf das Zeichen zum Angriff gewartet hatte, in lockeren Schützenschwärmen zum Sturm. Sie suchte zunächst in den Gehölzen des Rupt de Mad, auf den Hängen der Combreshöhe und am Ufer der Orne Fuß zu fassen und entfaltete List und Tapferkeit, um in die deutschen Gräben zu gelangen. Der Angreifer trug Hopfenstangen und belaubte Zweige vor sich

her — der Wald von Dunsignan wurde lebendig. Er kroch wie ein Maulwurf durch Minenstollen, schob sich auf dem Bauch in flachen Laufgräben vorwärts, sprang im offenen Vorgelände im Zickzacklauf gegen die Drahtverhaue. Er focht gewandt und tollkühn und kreuzte in raschem Sprung die Klinge mit den Männern in den deutschen Gräben. Im Priesterwald, in der Mulde von Regniéville und in den Gehölzen von Mortmare, Ailly und Apremont kam es zu heftigen Nahkämpfen. Auf den Ausläufern der Côte Lorraine verflochten sich Angriff und Gegenangriff um den Nordhang der Combreshöhe und den Besitz von Les Eparges zu blutigem Ringen. An der Orne überfluteten die Franzosen das Vorfeld von Fromézey und Gussainville und setzten sich hart vor den deutschen Linien fest. So faßten sie die Verteidiger methodisch in die aufgespannte Zange, die am Abend des 5. April dicht um die angegriffene Front gepreßt lag. Als Dubail in der Nacht auf einer Frontstrecke von 40 Kilometern Länge schweres Geschütz spielen ließ und trotz des verräterischen Scheines deutscher Leuchtkugeln geschlossene Sturmbataillone ins Vorfeld zog, enthüllte sich der Angriff als großangelegte Kampfhandlung, die der deutschen Wehrstellung zwischen Maas und Mosel im Abschnitt der Armeeabteilung Strantz mit Durchbrechung drohte.

Wiederum griff der Zweifrontenkrieg den Deutschen gespenstisch ans Herz, denn alles blieb auf das Beharrungsvermögen des Mannes in der Front gestellt, der sich von Tag zu Tag größeren und furchtbareren Angriffsmitteln gegenübersah. Die deutsche Heeresleitung, die soeben erst das Beskidenkorps gebildet hatte, war nicht in der Lage, bei Metz große Verstärkungen zu häufen. Da die erste, richtunggebende Entscheidung des Weltkrieges im Osten reifte, nachdem der Westfeldzug im Abringen der Kräfte als weit vorgetriebener strategischer Ausfall geendet hatte, sah sich General v. Falkenhayn genötigt, nicht nur neue Truppenkörper aufzustellen, sondern auch in die Bestände des kampfgestählten Westheeres zu greifen und einzelne Korps und Divisionen aus der Front zu lösen, um sie eine Zeitlang im Osten zu verwenden. Solange man sich in Frankreich streng in der Verteidigung hielt und die Mittelmächte der Vereinheitlichung ihrer Anstrengungen Rechnung trugen, erwuchs der deutschen Kriegführung im Westen daraus kein Nachteil, denn Kampfkraft und Abwehrtechnik der Deutschen w u c h s e n mit der Schwere der Aufgabe, die der Stellungskrieg, die verbesserten Angriffsmethoden der Franzosen und die Vermehrung der britischen Bestände auf ihre Schultern wälzten.

Auch Strantz empfing den Angriff mit kühlem Blut. Er hatte die Weisung erhalten, mit seinen schwachen Kräften auszuhalten und den schmal zugespitzten Salienten — den einzigen Maaszugang südlich von Verdun — zu behaupten. Dubail rannte am 6. April mit voller Wucht an. Bei Flirey, wo die Vortruppen schon in der Nacht handgemein geworden waren, und im Priesterwald, wo das Karmeliterkreuz umkämpft wurde,

drang sein rechter Flügel stürmisch in die deutschen Gräben. Schwaben und Rheinländer warfen sich ihm aufs neue entgegen und behaupteten ihre Stellungen im Handgemenge, bis das Sperrfeuer ihrer verstärkten Artillerie dem Angreifer die Kraft nahm und der Angriff in den Vorgräben erstarb. Am 7. April wiederholte sich das blutige Spiel im Gehölz von Mortmare und im Wald von Ailly. Gleichzeitig brach Dubails Mitte wenige Kilometer nördlich von St. Mihiel aus dem Wald von La Selouse und suchte die Stellungen zwischen Spada und Seuzey zu durchbrechen und die Deutschen über die Höhen von Deuxnouds und das Tälchen von Creute auf Vigneulles zurückzuwerfen. Nach blutigem Kampf, in dem die Deutschen ein Stück rückwärts rollten, blieb dieser scharfzugespitzte Vorstoß im Walde liegen. Am 8. April griff Dubails nächste Staffel den Stützpunkt der Deutschen auf den Maashügeln, die blutige Combreshöhe, an. Dubail hatte in den Wäldern von Génicourt und Mouilly Festungsartillerie aufgestellt, die die flache Kuppe nach allen Richtungen zerwühlte. Das überwältigende Feuer zerschlug die Vorgräben auf dem Nordhang der Kuppe und zwang die Deutschen, gegen die Ostflanke auszuweichen. Gleichzeitig griff der Franzose die Höhe von Les Eparges an, die die Westflanke des Vorsprungs von Combres deckte. Lange wogte der Kampf hin und her, schließlich gewann der Angreifer in der Furche des Longeaubaches einige hundert Meter Boden und schob sich an den Westhang der Combresstellung heran. Im Feuer schmelzend, verteidigte die 10. Division des V. Korps die von zwei Seiten bedrohte Höhe und harrte unerschütterlich aus.

Am 9. April führte Dubail den linken Flügel und die Ornegruppe vor und griff an der großen Straße an, die von Verdun quer durch die Woëvre nach Metz führt, um zwischen Combres und der Orne durchzubrechen. Da die deutsche Front bei Combres von den Maashöhen in die Woëvre hinunterstieg, kam der Versuch, am Nordufer des Longeaubaches rittlings der Metzer Straße auf Conflans und die Mosel durchzubrechen, auf eine völlige Umfassung der Höhenstellungen zwischen St. Mihiel und Combres hinaus. Der entscheidend gedachte Angriff wurde mit großer Kraft geführt. In breiten Staffeln rückten die Franzosen aus der Linie Fresnes—Gussainville vor. Sie warfen rasch hintereinander vier Angriffswellen gegen die deutschen Stellungen zwischen dem Longeaubach und der Orne und stürmten bei Marchéville, Maizeray, Pareide und Parfondrupt bis tief in die Nacht. Gleichzeitig rüttelten neue Angriffe an der Combreshöhe. In der Ebene zerflatterte der Angriff, aber an der Höhe riß er eine neue Bresche, durch die er sich in die erste Stellung ergoß. Die Südwestflanke der Bergnase geriet in Gefahr und der Südhang von Les Eparges ging den Deutschen nach hartem Kampf verloren. Der Angriff der 1. Armee drohte auf der Combreshöhe zu gipfeln.

Da rafften die Verteidiger der Combreshöhe alle Kräfte zusammen und warfen sich in später Abendstunde auf den eingedrungenen Feind. In

blutigem Kampf wurde der Angreifer gebändigt. An der Südflanke erstarb der Sturm im Feuer, am Nordhang endete er im Handgemenge zwischen den letzten Gräben. Die Franzosen hielten die Hände eng umfaßt, vermochten aber die Kuppe nicht zu erstreiten, die im Besitz der 10. Division blieb und von ihr auch im nachhallenden Trommelfeuer des rachedürstenden Feindes behauptet wurde.

Auch im Priesterwald, im Mortmaregehölz, im Bois Brulé und im Wald von Ailly endeten die Nahkämpfe am 9. und 10. April mit kleinen Verschiebungen zugunsten der Franzosen. Die Verluste des Angreifers waren aber so schwer, daß Dubail am Tage darauf vom allgemeinen Angriff abließ. Er begnügte sich, Teilvorstöße auszuführen und die Geschütze spielen zu lassen, um Zeit zur Auffüllung und zur Neuordnung seiner abgekämpften Verbände zu gewinnen. Am 12. und 13. April setzte er neue Vorstöße an und suchte Teilerfolge zu erstreiten. Am Karmeliterkreuz und bei Regniéville erstarb der Angriff im Feuer, bei Marchéville gewann er Raum. Hier brachen die Franzosen auf einen Schlag aus den Gräben und führten Panzerwagen vor, um Harville durch Überfall zu nehmen, wurden aber unterwegs aufgehalten und schließlich gegen Marchéville zurückgetrieben.

Am 14. April brannte die Infanterieschlacht noch einmal auf. Angriffe und Gegenangriffe begegneten sich bei Les Eparges, in den Gehölzen von Ailly und Mortmare und wurden vom Lärm des Artillerieduells begleitet, das die ganze gewinkelte Front entlanglief und hüben und drüben Anmarschstraßen und Reserven zu fassen suchte. Die schmale Doppelfront an der Spitze des Keils, die Combreshöhe und die Gehölze an der Straße von Flirey wurden von französischen Granaten um und um gewühlt. Bei Les Eparges rannte französische Infanterie zum letztenmal an. Der Angreifer suchte in die Kehle des natürlichen Forts Combres zu gelangen, gewann wiederum Boden, vermochte die Stellung aber trotzdem nicht völlig zu entwurzeln. Da erlahmte Dubails Kraft. Seine Versuche, die geschickt geführte Zange zu schließen und die Armeeabteilung Strantz zwischen Metz und St. Mihiel zu vernichten, waren gescheitert. Feuerschlag und Infanteriestürme hatten nicht genügt, die deutschen Linien zu durchbrechen oder zu überfluten. Dazu bedurfte es neuer Angriffsmittel und einer Überzahl an Streitern, die damals im Lager der Entente noch nicht vorhanden waren.

Die Eroberung des Sporns von Les Eparges und einiger Flankengräben der Combreshöhe, eines Streifens von 400 Geviertmetern im Gehölz von Ailly und die Besetzung der Dörfer Fey-en-Haye, Regniéville, Gussainville und Fromezey konnten Joffre nicht darüber täuschen, daß Dubails Angriff fehlgeschlagen war. Nachrollendes Geschützfeuer und Einzelkämpfe bei Marchéville, Les Eparges und im Priesterwald, in denen die Deutschen zu Gegenstößen übergingen und einzelne verlorene Gräben zurückeroberten, untersiegelten diese Erkenntnis.

Der dritte Kampf um den Hartmannsweilerkopf

Kurz darauf erhielt der französische Feldherr noch stärkere Beweise von der Kampfkraft des in die strategische Verteidigung gebannten Feindes.

Die großen Kämpfe zwischen Maas und Mosel waren noch nicht völlig niedergebrannt, als an zwei entlegenen Stellen der Westfront neue Schlachten emporschlugen. Der Schattenwurf deutscher Angriffe zeichnete sich plötzlich auf Frenchs und Joffres einseitig beleuchteten Karten ab. Die 4. Armee schritt zum Angriff auf den Salienten von Ypern, den sie im November vergebens berannt hatte, und die Truppen Gaedes setzten zum Sturm auf den Hartmannsweilerkopf an, der im Februar in französische Hände gefallen war. Die Eroberung des Hartmannsweilerkopfes lag als Ziel im engeren Rahmen des Stellungskrieges vorgezeichnet, der Angriff von Ypern diente höheren Zwecken.

Die Gefechtstätigkeit war in den Vogesen seit den großen Kämpfen um den Reichackerkopf rege geblieben. Die Franzosen gewannen im Kleinen Fechttal Boden und stießen unter dem Schutze ihrer Sattelbatterien gegen Metzeral und Schnepfenrieth vor und verdrängten die Deutschen von der Schattseite des Tales. Am 17. April richteten sie sich fest auf der Kuppe des Schnepfenriethkopfes ein und erklommen das Burgköpfle, das das Kleine Fechttal bis Metzeral beherrschte. Die Deutschen setzten keine größeren Kräfte ein, um sich die verlorenen Stellungen zurückzuerobern, und beschränkten sich darauf, die Verbindungen zwischen dem Münster- und dem Lauchtal auf den rechtsufrigen Höhen aufrechtzuerhalten. Um so kräftiger gingen sie am 2. April gegen die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes vor. Sie bereiteten den Sturm durch lebhaftes Geschützfeuer vor, das die Nordflanken des Molkenrainstockes vom Sudelkopf und dem Freundstein bis zur Herrenfluh bestrich. Der Gegner schien überrascht und antwortete nicht mit gleicher Kraft. Am Tage darauf stieg der Angriff der Württemberger und Rheinländer an den zerrissenen Hängen der vielbestürmten Kuppe in die Höhe. Da die Franzosen am 7. April auch den Südosthang in ihre Gewalt gebracht hatten und rings auf den obersten Bergstufen saßen, fühlten sie sich auf dem erstrittenen Hügel vor jedem Angriff sicher. Es war ein trüber, kalter Tag. Nebel und Schnee zog über das Gebirge und hüllte den Hartmannsweilerkopf und die französischen Stellungen am Freundstein, an der Jägertanne, am Sudel und auf dem Molkenrain so dicht ein, daß die deutsche Artillerie vorzeitig zum Schweigen verurteilt wurde. Der Sturm geriet in schweres Abwehrfeuer und erstarb am Hang. Der Angriff wurde abgebrochen, aber nicht aufgegeben. Während das Unwetter austobte, sammelten sich bei Gebweiler, Wünheim und Hirzstein frische Sturmtruppen und warteten auf den Befehl zu neuem Vorgehen. Als wenige Tage darauf die Nebel

sanken und die zerschlagene, struppige Waldkuppe wieder in die Sonne trat, stand in den Dörfern der Ebene alles bereit.

Am 27. April bebte der Berg zum zweitenmal unter dem Aufschlag deutscher Granaten; verstärkte Infanteriewellen brandeten zur Kuppe empor und brachen durch rasendes Gewehrfeuer in die verschanzte Gipfelstellung. Der Sturm zerriß den Außenring, der sich 100 Meter unterhalb des Kuppenrandes hinzog, krallte sich an der Ostkante fest und warf den Feind am Tage darauf im Handgemenge auf den Sattel zur Jägertanne. Vom Sattel her verstärkt, kehrten die Franzosen zum Gegenangriff zurück und warfen den Feind am Abend wieder gegen den Gipfel. Auf der nackten Kuppe kam es zu verworrenem Handgemenge, das sich stundenlang hin und her wälzte und auch am Tage darauf fortgesetzt wurde. Endlich schieden sich die Streiter. Die Deutschen behaupteten die größere Hälfte der flachen Kuppe und die Ostflanke des Berges, die Franzosen die kleinere Westhälfte und den Sattel. Erschöpft ruhten die Parteien nach zweitägigem Ringen Graben an Graben auf der verwüsteten Gipfelstätte. Die Artillerie schwieg, denn Feind und Freund lagen sich so hart gegenüber, daß eine Beschießung unmöglich geworden war. In dieser Verkämpfung erstarrte das Ringen um den Hartmannsweilerkopf. Die Deutschen hielten den Vorsprung der Aussichtskanzel besetzt und beraubten die Franzosen dadurch des Blickes auf die Ebene, die Franzosen hielten den kleineren Teil der zum Sattel absteigenden Kuppe und sperrten den Deutschen die Wege zum Molkenrain und zur Herrenfluh. Ein Zwischenraum von 5 Metern trennte die feindlichen Gräben auf der Hochfläche des blutgetränkten „Vieil Armand“. Von einem zweifachen Stellungslabyrinth durchfurcht, vom grünen Qualm der Mineneinschläge gefleckt und von unaufhörlichen Grabenkämpfen geschüttelt, blieb er fortan zwischen den Gegnern geteilt und verblaßte allmählich in den Annalen des Krieges.

Die zweite Schlacht bei Ypern

Der Kampf um den Salienten von Ypern währte länger und griff tiefer in das strategische Gefüge der Westfront als das Ringen um den Hartmannsweilerkopf. Von den großen Verbindungsknoten der englisch-französischen Angriffsfront, Ypern, Arras, Albert, Compiègne, Soissons, Reims, Verdun und St. Dié, war Ypern einer der wichtigsten. Um seinen Besitz war im Spätherbst bei Bixschote, Langemark, Passchendaele, Gheluvelt und Zillebeke gerungen worden, um ihn erhob sich am 27. April 1915 ein neuer Kampf. Die Armee Herzog Albrechts von Württemberg, die im November vor Langemark und Passchendaele auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen war, setzte in dieser Frühlingsschlacht alles daran, den weitausladenden Brückenkopf zu zertrümmern, der drohend in die flandrische

Ebene blickte und in Verbindung mit den Naturfesten von Poperinghe und Bailleul, dem Kemmel-, Cats- und Scherpenberg den Weg nach Hazebrouck und Dünkirchen deckte. Die Briten hielten die Ausfallstellung von Ypern als Gegenstück zu der französischen Ausfallstellung von Verdun mit starken Kräften besetzt. Hier wie dort drohte der deutschen Wehrstellung Gefahr, die über Nacht Gestalt annehmen und das Gefüge der Westfront erschüttern konnte.

Je länger sich der Krieg hinzog, je größeren Umfang er annahm und je tiefer Deutschland im Osten und auf dem Balkan verstrickt wurde, desto stärker wurde das britische Heer, desto lebhafter Albions Wunsch, aus der Abwehr zum Angriff überzugehen und das belgische Glacis zurückzuerobern, während britische Expeditionen sich Arabiens, Mesopotamiens und Syriens zu bemächtigen trachteten. Zu einem großen strategischen Ausfall im Westen war French der Besitz des Sprungbrettes von Ypern und des Laufganges der Lys vonnöten, denn aus dieser Stellung konnte der Brite den entscheidenden Landangriff auf das Scheldebecken und die flandrische Küste ansetzen, während seine Flotte die deutsche Seeflanke bedrohte. Marschall French stand bei Langemark und Passchendaele auf der östlichen Abdachung des flandrischen Höhenrückens, der in dem Kemmelberg und dem Massiv von Bailleul gipfelte und den Aufmarsch eines Millionenheeres decken konnte. Wer auf dem Kemmelberg 140 Meter über der Ebene stand, beherrschte die Lysniederung und den Couloir, der nach Aire und St. Omer führte, wer die Geländewelle von Langemark, Passchendaele und Gheluwelt besaß, bedrohte Westroosebeke, Roulers und die Nordflanke des Raumes Lille. Es hing also einzig von der Vervollständigung der britischen Rüstungen ab, wann diese Drohung sich zum Angriff auf die Außenlinien des belagerten Deutschlands verdichtete.

Die deutsche Heeresleitung gehorchte im Frühling 1915 noch dem lebhaften Wunsch, den Krieg in raschen Gängen zu entscheiden. Falkenhayn fühlte sich trotz der unsäglich schweren Verstrickung in den Karpathen, trotz der blutigen Abwehrkämpfe bei Combres und Flirey frei und stark genug, bei Ypern zu schlagen, obwohl er inzwischen daran gegangen war, eine neue Armee aus dem Boden zu stampfen und Truppen von der Aisne und aus Flandern abberufen hatte, um Rußland aus Galizien zu vertreiben und niederzuringen.

Herzog Albrecht von Württemberg verfügte zum Angriff auf Ypern über erprobte, mit dem Gelände vertraute Truppen, starke Artillerie und neue Angriffsmittel. Man war von der Räucherbombe zur Herstellung von Gasgranaten und zur Erzeugung von Gasflaschen übergegangen, deren erstickende Dämpfe die Gräben rascher räumten als Kugel und Bajonett. Im Stellungskrieg wirkte diese grausame Waffe um so gefährlicher, je näher Feind an Feind lag und je weiter sich das Verteidigungsnetz in offenen Gräben hinzog. Im Besitz dieser überraschenden Angriffsmittel führte Herzog Albrecht das XIII., XXVI. und XXVII. Reservekorps zwischen dem Yperleekanal und der Straße Menin—Ypern in die Schlacht.

Er hatte Sir Herbert Plumers Armee gegen sich, die das II., IV. und V. Korps, die verstärkte kanadische Division und ein Kavalleriekorps umfaßte. D'Urbals 9. Armee, die im Oktober an Frenchs linkem Flügel eingesetzt worden war und die Linie Bixschote—Langemark gehalten hatte, war stark vermindert worden. General d'Urbal hatte die Führung an General Putz abgegeben und den Oberbefehl über die 10. Armee übernommen, deren Führer, General de Maudhuy, an die Vogesenfront geeilt war, wo die Kämpfe um den Reichackerkopf und den Hartmannsweilerkopf eine starke Hand erforderten. Putz verfügte über zwei oder drei Reservedivisionen und stand zu beiden Seiten des Yperleekanals. Links von ihm fochten die Belgier. Sie standen hinter dem Blankartsee und dem Überschwemmungsgebiet von Dixmuiden und Pervyse in sturmfreien Stellungen. Den Küstenstrich von Nieuport hielt de Mitry mit seinen Afrikanern, und auf der Höhe von Nieuport kreuzte Englands Monitorenflotte.

Die Verbündeten wußten, daß sie am Yserkanal und in den Dünen vor jedem größeren Angriff sicher waren, versahen sich aber auch bei Ypern keiner großen Schlacht. Sir Herbert Plumer dachte nicht daran, daß die stark bewehrte Geländewelle zwischen Langemark und Gheluwelt noch einmal angegriffen werden könnte. Er sorgte mehr um seine Südfront. Dort hatte der Vorstoß der Deutschen auf St. Eloi Unbehagen erzeugt und britische Kräfte in Atem gehalten. Plumer war zu Gegenangriffen geschritten und hatte einen Minenangriff auf den Doppelhöcker von Zillebeke eröffnet, von dessen 60 Meter hoher Warte die Deutschen seine Verteidigungsanlagen an der Yperner Südfront überblickten. Fergussons Korps war noch mit dieser Aufgabe beschäftigt, als Albrechts Armee zum allgemeinen Angriff auf den Salienten von Ypern aufmarschierte. In der Nacht auf den 17. April sprengte Fergusson die deutsche Kuppenstellung bei Zillebeke in die Luft, warf die Brigade Wülfin gegen den erschütterten Verteidiger und erstritt den wichtigen Hügel. Noch in der Nacht wurden deutsche Gegenangriffe angesetzt. Im Handgemenge eroberten die Deutschen die Nebenkuppe. Als der Brite Artillerie heranrief und noch einmal vorging, kam der Kampf, der für das würgende, zerreibende Hin und Her des Stellungskrieges kennzeichnend ist, am Hang der gesprengten Höhe zum Stehen.

Die Verhältnisse von St. Eloi und Zillebeke waren noch nicht geklärt, als Herzog Albrecht am Abend des 22. April plötzlich auf der ganzen Linie von Drie Grachten bis Becelaere zum Angriff auf die Nord- und Ostfront Yperns überging. Er führte den ersten Stoß von Norden nach Süden, um den linken Flügel der Verbündeten über den Kanal gegen Poperinghe zurückzuwerfen, sich vor Boesinghe festzusetzen und Plumers rechten Flügel, der auf den Erdwellen von Langemark und Passchendaele und in den Wäldchen von Zonnebeke lagerte, zu umfassen und aufzurollen. Da die Deutschen bei Zillebeke und St. Eloi nur 4 Kilometer von Ypern entfernt standen,

geriet Plumer in eine sehr gefährliche Lage, wenn der Angriff die 10 Kilometer lange Nordfront einriß und das Zentrum Plumers aus den Angeln hob. French hatte dieser Gefahr durch die starke Ausgestaltung der Nordflanke vorgebeugt und dem XXIII. und dem XXVI. Reservekorps frische, ausgesuchte Kräfte gegenübergestellt. Am äußersten linken Flügel focht Putz, rechts von ihm standen die Kanadier General Andersons, die 20 Bataillone stark zwischen Steenstraate und Langemark in der Linie Langemark—Broodseinde aufmarschiert waren. Auf dem linken Kanalufer lagerte Allenbys Kavalleriekorps als Reserve.

Herzog Albrecht gab das Zeichen zum Angriff, als der Wind von den britischen Inseln herkam und Franzosen und Kanadiern ins Gesicht wehte. Im Morgengrauen eröffneten die deutschen Batterien das Feuer, und um 5 Uhr zischte das Gas aus den Röhren. Vom Wind getrieben krochen die grünen Schwaden über das Niemandsland, senkten sich in die französischen Gräben, strichen durch die Batteriezeilen und wallten im auffrischenden Luftzug bis Pilkem und Boesinghe. Wo sie erschienen, verbreiteten sie taumelndes Entsetzen. In den ersten Gräben lagen die Verteidiger vom Tod dahingerafft, selbst weiter hinten, an den Geschützen, schwand den Kanonieren Kraft und Besinnung. Kaum waren die Gaswellen verflogen, brachen die deutschen Sturmdivisionen aus dem Houthulster Wald und überrannten die französischen Linien. Von panischem Schrecken erfaßt, wichen die Franzosen über den Kanal nach Süden und gaben Steenstraate, Het Sas und Pilkem preis. Verstärkungen, die Putz selbst vorführte, wurden im Feuerkampf und im Handgemenge zur Umkehr gezwungen und eilten gegen Boesinghe zurück. Langemark, Steenstraate und Het Sas fielen nach heftigem Kampf in deutsche Hand.

Der Angriff hatte die französischen Kräfte so weit aus dem Feld geschlagen, daß die linke Flanke der Kanadier in einer Tiefe von 3 Kilometern aufgerissen lag. Die Artillerie mußte mehr als 50 Geschütze stehen lassen, darunter die 2. Londoner Batterie, deren vier Langrohre den Houthulster Wald in den Wintermonaten zu Spähnen zerschlagen hatten. Um der Umfassung zu begegnen, raffte General Anderson die kanadischen Reserven zusammen; er warf sie dem Flankenangriff entgegen und trat zugleich in der Front den Rückzug an. Sein Gegenangriff gelangte in der Nacht in die verlorene Batterie, wurde aber abgefangen und Kanada zum zweitenmal geworfen. Blutend wichen die kanadischen Bataillone auf St. Julien.

Inzwischen hatte Sir Herbert Plumer Lärm geschlagen. Feldmarschall French erkannte den Ernst der Lage und schickte ihm alle Reserven, die er in der Eile auftreiben konnte. Das Kavalleriekorps, die Northumberlandbrigade, Teile des III. Korps und der 1. Armee eilten auf das Schlachtfeld und nahmen den zerschlagenen Nordflügel auf, um im Gegenangriff Raum zu gewinnen und die aufgegebene Linie wiederherzustellen. General Putz war am schlimmsten daran. Er hatte die Brücken von Steenstraate und Het Sas verloren und

sah den Feind schon auf dem linken Kanalufer von Steenstraate gegen Lizerne vorrücken. Die Verbindung mit den Belgiern war abgerissen. Die Trümmer der französischen Divisionen wichen südwärts auf Boesinghe. Erst hier gelang es Putz, die Truppen wieder zu sammeln und noch einmal vorzuführen, aber ihre kraftlosen Gegenangriffe erstarben schon vor dem Ziele im deutschen Feuer. Am 24. April stießen die Deutschen nach und erstürmten Lizerne.

Als Frenchs Kavallerie zur Stelle war und zu Fuß hinter den Kanadiern aufrückte, ging Plumer wieder vor und versuchte den rechten Flügel der Deutschen zu umfassen. Er unternahm Angriff auf Angriff, um den siegreichen Feind aus den eroberten Stellungen östlich des Kanals über Langemark zurückzuwerfen. Die Schlacht kam zum Stehen, wälzte sich zwei Tage und zwei Nächte auf den grünen Wiesen und in den feuchten Mulden zwischen Broodseinde und Langemark ruhelos hin und her und verzehrte die Kräfte der letzten kanadischen Bataillone.

Da kein Opfer fruchtete, begann sich French am 26. April mit Rückzugsgedanken zu tragen und befahl, im engeren Umkreis von Ypern einen Brückenkopf anzulegen. Der Marschall unterrichtete den Oberbefehlshaber der französischen Nordfront, General Foch, von seinem Entschluß und teilte ihm zugleich mit, daß er den Rückzug auf den 28. April festgesetzt habe. Bestürzt eilte Foch von Doullens nach Poperinghe und ersuchte French inständig, die Ausführung des Befehls aufzuschieben. Man dürfe die Ausfallstellung nicht preisgeben, denn man könne ihrer nicht entraten, wenn die Stunde der großen flandrischen Offensive schlage. Er beschwor die Briten, den Kampf um die verlorenen Linien fortzusetzen und den Angriff auf den deutschen Nordflügel wieder aufzunehmen, und erklärte, die Franzosen wären entschlossen, den letzten Mann ins Feuer zu werfen, ehe sie Steenstraate und Bixschote verloren gäben. French lieh den Vorstellungen des tatkräftigen Mannes Gehör und verschob den Rückzug, ließ aber im engeren Umkreis von Ypern eifrig schanzen, um die Stadt und den Kanalübergang für alle Fälle zu sichern. Unterdessen strömten Verstärkungen in die bedrohten Stellungen. Franzosen, Belgier, Engländer und Inder erschienen auf dem blutgetränkten Schlachtfeld. De Mitry sandte von der Küste her Zuaven und Turkos, König Albert von Dixmuiden seine Karabiniers und die Dixmuidener Senegalesen, Haig die Lahoredivision und schottische Garden und Foch versammelte bei Boesinghe zahlreiche Geschütze — kurz, alles wurde aufgewendet, Ypern zu retten und die drohende Durchbrechung der flandrischen Belagerungsfront zu vereiteln.

Am 26. April rollte der französische Gegenangriff gegen Albrechts äußersten rechten Flügel heran. Foch hatte ihn sorgsam vorbereitet, Lizerne und Het Sas in Trümmer geschossen und die Kanalbrücken durch Fernfeuer zerstört. Seine Infanterie griff wütend an und brachte die Deutschen auf dem linken Ufer ins Gedränge.

Als Herzog Albrecht erkannte, daß sein rechter Flügel den Angriff rittlings des Kanals nicht weiterführen konnte, bildete er ihn kurz entschlossen zur Verteidigungsflanke aus und ging auf den Wasserlauf zurück. Er räumte Lizerne im Schutze der Nacht und wich auf den Kanaldamm. Hier behauptete er sich auf dem Westufer dicht vor Steenstraate und auf dem Ostufer bei Het Sas in hastig aufgeworfenen Brückenköpfen und schlug die Anstürme der heftig nachdrängenden Franzosen ab. Foch konnte sein Versprechen, die alte französische Linie wiederherzustellen, Bixschote zurückzuerobern und die linke Flanke der Briten aufzurichten, nicht wahrmachen, hatte aber neues Unheil verhindert und den Gegner zu Gegenzügen genötigt.

Inzwischen waren die Engländer immer stärker ins Gedränge geraten. French sah sich genötigt, die Verstärkungen, die er von der Lys herangerufen hatte, Hals über Kopf in die Schlacht zu werfen. Er opferte sie in blutigen Gegenangriffen, wurde aber schon am 25. April wieder in die Verteidigung gezwungen.

Nun griff Albrecht nach links aus, verstärkte seinen linken Flügel und packte die britische Hauptstellung südlich von Wallmolen an. Am 26. April stürmten die Deutschen St. Julien und Kerselaere und rückten gegen Grafenstafel und die Hügellinie von Passchendaele vor. Als die 54. Reservedivision sich auf dem Kamm östlich von Grafenstafel einnistete und die Straße Langemark—Zonnebeke bis Hooge unter deutsches Feuer geriet, wurde Plumers Mittelstellung unhaltbar. Am Abend des 26. April wankte vor Ypern die ganze britische Nordfront. Kanadier, altenglisches Fußvolk und abgesessene Gardereiter wichen kämpfend auf das Glacis des engeren Brückenkopfes, in dem French alle Geschütze aufstellte, die er bei Wytschaete und Armentières entbehren konnte, um Ypern zu behaupten. Die britischen Linien waren im Norden schon so weit gegen Ypern zurückgetrieben worden, daß Anderson und Allenby von Süden und Südosten Rückenfeuer erhielten. Kanadier und Gardereiter waren in den Bereich der bei Becelaere und Zillebeke aufgepflanzten deutschen Langrohre geraten. Die Schlachtordnung der Verbündeten drohte aus den Fugen zu gehen. An Plumers äußerstem linken Flügel rauften Inder und Zuaven in den Waldstücken südwestlich der Hannebeek, im Moorgrund des Hannebeekflüßchens setzten sich die Trümmer der kanadischen Bataillone zum letzten Widerstand.

In der Not faßt der englische General die letzten frischen Kräfte zu einem verzweifelten Gegenangriff zusammen und wirft sie am 27. April auf St. Julien. General Riddell stellt sich an die Spitze der Northumberlandbrigade und stürmt gegen das Dorf an. Er folgt dem Straßenband und führt seine Füsiliere mit aufgepflanztem Bajonett gegen die feuerspeienden Ruinen. Umsonst — Riddell fällt, seine Brigade wird von deutschen Maschinengewehren rückwärts gepeitscht.

Da befiehlt Marschall French Sir Herbert Plumer, sich zur Zurücknahme der Front bereit zu halten und fordert Foch auf, den Rückzug von St. Julien hinter den Hannebeekgrund zu decken. Doch noch einmal beschwört Foch den Feldmarschall, die Schlacht nicht aufzugeben. Er weist darauf hin, daß die Franzosen bei Lizerne Boden gewonnen hätten und Schritt für Schritt vorrückten. Er bittet French, nur noch eine kurze Weile auszuhalten, er stände schon vor Steenstraate und werde den rechten Flügel Albrechts binnen wenigen Stunden eindrücken. Nach einer heftigen Auseinandersetzung gewährt French dem französischen Heerführer eine letzte Frist und verspricht, noch zwei Tage standzuhalten. Die letzten britischen Reserven treten ins Gefecht. Um sein Wort wahrzumachen, übernimmt Foch vor Boesinghe selbst den Befehl und greift am 28. und 29. April westlich und östlich des Kanals mit äußerster Kraft an. Er überschüttet die deutschen Gräben mit Trommelfeuer und opfert Zuaven, algerische Schützen, Marokkaner und Senegalesen in ungezählten Stürmen. Er gewinnt abermals einige hundert Schritte Raum, vermag aber den gesuchten Erfolg — die Zertrümmerung des rechten Flügels Albrechts von Württemberg — nicht zu erstreiten. Weiße und farbige Kolonialregimenter, seine besten Sturmtruppen, verbluten im deutschen Feuer, ohne über Het Sas hinauszugelangen. Auch in den feuchten Waldstücken des Hannebeekflüßchens bleibt jeder Angriff liegen. Da gibt Sir John French die Schlacht endgültig verloren und befiehlt den Rückzug des Zentrums auf Zonnebeke und Westhoek.

Frenchs Rückzugsbefehl fällt mit einem neuen Angriffsbefehl Herzog Albrechts zusammen. Die Deutschen haben den kritischen Augenblick erfaßt. Ihr linker Flügel schreitet zum entscheidenden Sturm. Von drei Seiten schlägt das Feuer der deutschen Batterien in die englischen Divisionen, deren Front sich allmählich entblättert. Unter schweren Verlusten beginnen sich die Briten bei Broodseinde und Zonnebeke vom Feinde zu lösen, um aus der schmalen Sackstellung zu entkommen, zu der die breitgeschwungene Ausfallstellung von Ypern über Nacht zusammengeschrumpft ist. Die Deutschen drängen nach, das XXVII. Reservekorps drückt Plumers Mitte bei Grafenstafel zusammen.

Als dieser deutsche Angriff den Rückzug Plumers in Flucht zu verwandeln droht, erscheint Foch noch einmal im Felde. Er läßt Putz im Einverständnis mit French am 1. Mai an der Straße von Ypern nach St. Julien zum Gegenstoß antreten. Zugleich strafft sich Plumers linker Flügel zum letzten Widerstand, der Engländer macht kehrt und geht noch einmal nördlich von Grafenstafel vor. Beide Angriffe mißglücken; von Stirn- und Flankenfeuer zerpflückt, weichen die Verbündeten in der Nacht über Fortuin auf Wieltje und Frezenberg. Am 2. Mai fällt Fortuin einem deutschen Nachstoß zum Opfer. Am 3. Mai stürmen Schwaben und Sachsen die Waldstellungen bei Grafenstafel, Albrechts linker Flügel erreicht Wallmolen.

Marschall French sieht die Rückzugsstraßen, die von Grafenstafel und Frezenberg nach Ypern führen, empfindlich bedroht. Er wirft Verstärkungen an die Nordflanke und befiehlt der Gardekavallerie, sich in den Gräben zu opfern, bis der Abzug der 2. Armee vollendet ist. Unter dem Schutze dieser Nachhuten räumt Plumer am 3. und 4. Mai die ganze Linie von Zonnebeke bis Wieltje und geht fechtend gegen Ypern zurück. Die Deutschen lassen den Feind nicht los. In zähem Kampf werden Zonnebeke, Zevenkot, Westhoek, der Polygonwald, der Nonnebusch und der Schloßpark von Herenthage — die blutigsten Stätten der Novemberschlacht — von der Armee Herzog Albrechts zurückerobert. Jeden Fußbreit machen die Engländer dem ungestüm nachdrängenden Gegner streitig und erleiden im Kreuzfeuer der deutschen Batterien schwere blutige Verluste. Die Franzosen halten bei Steenstraate stand und decken den Abzug Plumers auf den fertiggestellten Brückenkopf, der Ypern in einer Entfernung von 5 Kilometern umschließt. Schon glaubt French alles getan, als die Deutschen, die dem Feind dichtauf gefolgt sind, am 8. Mai noch einmal anlaufen. Das XXVII. Reservekorps stürmt die Geländewellen von Frezenberg und Verlorenhoek und die Höhe 50 westlich von Eksternest. Die Engländer werden gegen den Bellevardteich in die Yperner Mulde hinuntergedrängt. Die Trümmer von Ypern erscheinen im Gesichtsfeld des Verfolgers.

Plumer versucht, die verlorenen Außenlinien zurückzuerobern, muß aber bald davon abstehen und sich mit der Behauptung des Brückenkopfes begnügen, der von Waldstücken und Sümpfen umgürtet ist und sehr stark besetzt und bestückt wird. Dagegen gelingt es dem hartnäckigen Foch, am 15. Mai die deutschen Stellungen auf dem Westufer des Kanals so einzuengen, daß sie am Tage darauf geräumt werden müssen. Albrechts rechter Flügel geht auf Steenstraate zurück. Die Schlacht erstarrt und blutet in Grabenkämpfen aus.

Das englische Heer hatte bei Ypern schwer gelitten. Die kanadische Division war völlig von Kräften und trat zunächst zur Reserve der 1. Armee über, die Kavallerie Allenbys, die altenglischen Regimenter Plumers und die Territorialtruppen waren so gelichtet, daß Marschall French die Ankunft der neuen Kitchener-Divisionen, die im April in dicken Massen übergesetzt wurden, mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßte. Die große Ausfallstellung des englisch-französischen Nordflügels war von 25 auf 13 Kilometer Breite und von 9 auf 5 Kilometer Tiefe zusammengeschrumpft. Dadurch wurde die Bedrohung der deutschen Nordflanke, der flandrischen Küste und des Scheldebeckens gebannt und neue Frist zur Durchführung des Zweifrontenkrieges erstritten, aber kein erschöpfendes Ergebnis erzielt, denn Ypern selbst war trotz des überraschenden Gasangriffs im Besitz der englisch-französischen Armeen geblieben. Damit war das Urteil über das neue Angriffsmittel gesprochen, das nun in den Besitz aller Kriegführenden überging.

Die politische und militärische Lage im April 1915 und Italiens Eintritt in den Krieg

Als bei Ypern noch auf das heftigste gekämpft wurde, Herzog Albrechts strategischer Ausfall in die Linien der englisch-französischen Belagerungsarmeen brach und die erstarrte Westfront zum erstenmal im grünlichen Nebel der Gaswolken verschwand, marschierten im Osten die Armeen der Mittelmächte schon zu einem neuen Bewegungsfeldzug auf, dessen Ausmaß noch einmal die unabänderliche Tatsache vergessen ließ, daß Deutschland und Österreich-Ungarn gleich Festungen belagert waren und sich der Gegner nur in gewaltigen Ausfällen erwehrten. Je heftiger und erfolgreicher diese Ausfälle wurden, je mehr sie geeignet erschienen, die Fronten der Gegner zu erschüttern, desto lebhafter war die Diplomatie der Ententemächte tätig, neue Bundesgenossen anzuwerben und „für die Freiheit der Völker" gegen den „preußischen Militarismus" in den Kampf zu führen. So kam es, daß die militärischen Erfolge der Mittelmächte mit politischen Krisen zusammenfielen und den Weltkrieg ins Ungemessene steigerten. Das zeigte sich im Frühling 1885 zum erstenmal in voller Deutlichkeit. Der Weltkrieg begann sich zur absoluten strategischen und politischen Einkreisung der Mittelmächte zu runden.

Der 25. April 1915 wurde zu einem Schicksalstag, an dem die Auseinandersetzung der europäischen Machtvölker in einer Häufung wichtiger Entscheidungen gipfelte.

Die Mittelmächte empfingen die Siegesbotschaften von der Eroberung des Ostry und des Hartmannsweilerkopfes, sahen die französischen Angriffe zwischen Maas und Mosel entkräftet zurücksinken und die Briten geschlagen auf Ypern weichen. Nikolais neuer großer Angriff war zerschellt, und deutsche Reiter machten sich bereit, in Kurland einzufallen und an der Spitze einer Armee auf Schaulen und Libau zu reiten, um die russische Njemenflanke zu bedrohen und die Linie Libau—Rossieni zu gewinnen. Als wichtigste Kriegshandlung aber rückte, dem Gegner noch verborgen, eine neue deutsche Armee nach Westgalizien und vereinigte sich am Dunajec mit österreichischen und ungarischen Streitkräften zum entscheidend gedachten Vergeltungsfeldzug in den Karpathen.

Während sich diese kriegerischen Bewegungen vollzogen, kämpften deutsche und österreichisch-ungarische Unterhändler in Rom um die Sicherstellung der mitteleuropäischen Südflanke, die durch die Abkehr Italiens von den alten Bundesgenossen gefährdet war und kurz darauf mit dem Schwerte gegen die Entente verteidigt werden mußte.

Auch die Westmächte maßen die Entwicklung am 25. April 1915 trotz des Scheiterns der russischen Karpathenoffensive und der unfruchtbaren

Kämpfe im Westen mit befriedigtem Blick. Da sie gesonnen waren, jedes politische und militärische Opfer zu bringen, um den Krieg letzten Endes zu gewinnen, hatten sie Grund, sich dieses Tages zu freuen, sah er doch eine englisch-französische Armee auf der Halbinsel Gallipoli landen. Die Bedrohung Konstantinopels war ein wichtiger Trumpf im Spiel der Entente, deren Teilhaber entschlossen waren, ihre Orientpolitik völlig auf den Kopf zu stellen, um die Niederwerfung Deutschlands zu erzwingen.

Auch die Verhandlungen mit Italien wurden diesem Zwecke dienstbar gemacht. Am 25. April 1915 war dies Ziel nahezu erreicht. Die italienische Staatsleitung hatte sich am Vorabend dieses denkwürdigen Tages bereit erklärt, unter gewissen Umständen in den Krieg einzutreten und in diesem Falle binnen vier Wochen die Waffen gegen Österreich-Ungarn zu erheben. Wurde dieser Vertrag erfüllt, so waren die Westmächte in der Lage, den Krieg, den sie aus militärgeographischen Gründen kaum ganz verlieren konnten, leichter zu tragen und ihrem Bunde neue Kraft einzuflößen. Es ist hier ausdrücklich von den Westmächten, nicht aber von Rußland die Rede, denn Rußland stand außerhalb des Übereinkommens Italiens mit den beiden älteren Teilhäbern der „Entente cordiale" und ist ihm nur gezwungen beigetreten.

Für Rußland war der 25. April 1915 ein kritischer Tag erster Ordnung: es trug an ihm seine Balkanpolitik zu Grabe. Der Preis für den Übertritt Italiens zur Entente ist zunächst von Rußland bezahlt worden. Darüber konnte den Zaren eine verspätete Siegesfeier in den Mauern Przemysls nicht hinwegtäuschen.

Zar Nikolaus hatte am 24. April seinen Einzug in die österreichische Festung gehalten. Als er am Tage darauf zur Kirche ging, um die Eroberung der Sanfeste durch ein Tedeum zu feiern, war nicht alles in ihm und um ihn zur Freude gestimmt. Der Karpathenfeldzug war auf den Laborczahöhen steckengeblieben und der Vertrag, der Italien mit den Westmächten vereinbart hatte, entkleidete Rußland seiner Beschützerrolle des Slawentums in den Ländern des Westens. Der Zar hatte Italiens Ansprüche auf die Adriaküste anerkennen müssen, um Italiens Waffenhilfe zu erkaufen. Darin lag ein bitterer Verzicht.

Die Söhne Machiavellis hatten die Verhandlungen mit der Entente und den Mittelmächten mit vollendeter Geschicklichkeit geführt. Anfangs trug man in Rom nur der Irredenta Rechnung. Man hoffte bescheiden auf Welschtirol und die Isonzogrenze und war geneigt, diese Gaben von Österreich als Entschädigung für die Aufrechterhaltung der Neutralität anzunehmen und die „Spada d'Italia" in der Scheide zu lassen. Doch als der 15. September 1914 heraufkam, die Schlachten bei Lemberg und an der Marne geschlagen waren und die Österreicher von Lemberg auf Krakau, die Deutschen von Paris auf Laon zurückgingen, dehnte Italien seine Ansprüche auf Triest und die dalmatische Küste aus und begann sich zugleich

zum Waffengang bereit zu machen. Damit hatten die Italiener die Bahn beschritten, die sie früher oder später ins Lager der Entente und ins Kriegsgetümmel führen mußte.

Um die drohende Umfassung der mitteleuropäischen Südflanke durch die Entente und die völlige Absperrung Mitteleuropas vom Meer zu verhüten, sandte die deutsche Regierung im Dezember den Fürsten Bülow als Unterhändler nach Rom. Er sollte zwischen Italien und Österreich-Ungarn zu vermitteln und den Frieden zu erhalten suchen. Aber Österreich war nicht gewillt, auf Triest zu verzichten und Italien nicht fähig, seine irredentistische Politik zu beschränken, obwohl es seine weltwirtschaftliche Stellung als Südrampe Mitteleuropas und die Ausblicke auf das westliche Mittelmeer dafür opfern mußte. Die italienische Staatsleitung, die sich seit dem Jahre 1908 von Österreich auf dem Balkan geschädigt fühlte, stand bereits im Banne der Ententepolitik, und das römische Volk erlag dem politischen Druck und den kulturellen und wirtschaftlichen Einflüssen, die von den Westmächten ausgingen und klug genährt wurden, um das Königreich als Waffengenossen zu gewinnen. Der König, in dessen Seele unbefriedigter Ehrgeiz brannte, gab sich dieser Bewegung hin, hörte auf seine montenegrinische Frau und sorgte zugleich um seinen Thron, den er gefährdet wußte, wenn er in einer Neutralität verharrte, die von Italien von vornherein nicht als dauernder Verzicht auf eine Beteiligung an der Neuordnung Europas aufgefaßt worden war.

Als das Kabinett Salandra am 5. November, dem Tage, da Engländer und Franzosen sich bei Ypern behaupteten und Nikolai Nikolajewitsch im Vormarsch durch Polen begriffen war, den von imperialistischen Plänen erfüllten Historiker Sidney Sonnino als Minister des Äußern in seinen Schoß aufnahm, gerieten die Dinge in Fluß. Am 11. Dezember 1914 bekannte sich das römische Kabinett öffentlich zu dem Grundsatz, daß Italien gegenüber Österreich ein Recht auf Entschädigungen besitze. Am 14. Januar 1915 richtete die Regierung Viktor Emanuels an Österreich-Ungarn die Anfrage, ob die Monarchie gewillt sei, eine Abtretung von Teilen des österreichischen Staatsgebietes als Grundlage der Verhandlungen über diese Entschädigungen anzunehmen. Italien forderte von seinem früheren Bundesgenossen Entschädigungen für die Vergangenheit und Bürgschaften für die Zukunft. Damit trat der politische Wettstreit um den Balkan in eine neue Phase. Er barg sich zwar hinter den irredentistischen Idealen, die Italien aufgestellt hatte und in dem Schlachtruf „Trient und Triest" Ausdruck fanden, beherrschte aber die Verhandlungen Österreichs und Italiens aus dem Hintergrund völlig.

Da Fürst Bernhard v. Bülow die österreichische Balkanpolitik in den kritischen Jahren 1908 und 1909 unterstützt hatte, wurde seine Vermittlung in Rom mit Mißtrauen aufgenommen. Er versuchte einen Ausgleich herbei-

zuführen, indem er die Erfüllung der italienischen Ansprüche in Wien in beschränktem Umfang befürwortete, und hoffte dadurch die Aufrechterhaltung der Neutralität Italiens zu erkaufen. Nach langem Zögern, das Italien willkommen war, da es Zeit fand, sich zu rüsten und zugleich vor einem Winterfeldzug bewahrt wurde, nahm Österreich-Ungarn die Abtretung gewisser Gebiete als Grundlage der Verhandlungen an. Die österreichisch-ungarische Regierung teilte der italienischen Regierung am 27. März und 2. April 1915 mit, daß man bereit sei, die Bezirke von Trient, Rovereto, Riva und Tione mit Ausnahme von Madonna di Campiglio und die Umgebung von Borgo abzutreten. Dagegen sollte Italien wohlwollende Neutralität bis zum Friedensschluß zusichern und Österreich-Ungarn für die Kriegsdauer volle Handlungsfreiheit am Balkan zugestehen. Das war viel zu wenig, denn die irredentistischen Forderungen waren damit nur zum kleinsten Teil erfüllt, die Balkaninteressen ganz beiseite gelassen.

Italien schwieg zunächst und unterhandelte mit den Westmächten, die ihm in bezug auf seine nationalen Ansprüche völlige und in bezug auf seine Balkaninteressen weitgehende Befriedigung seiner Wünsche zusagten. Unterdessen nahmen die italienischen Rüstungen ihren Fortgang. Erst auf wiederholtes Drängen der Mittelmächte gab Italien seine Gegenvorschläge bekannt. Sie spiegelten die Unterhandlungen mit den Westmächten, denn Italien forderte nun die vollständige Preisgabe des Trentino auf Grund der Grenzen, die Napoleon im Jahre 1811 mit der Spitze seines Degens in die Landkarte gezeichnet hatte. Viktor Emanuel II. verlangte also die Zugänge zum Brenner, das weit außerhalb des italienischen Sprachgebiets liegende urdeutsche Bozen und eine Grenzberichtigung am Isonzo mit Einschluß von Görz, Gradiska und Monfalcone. Ferner forderte er die Umwandlung Triests mit seinem Hinterland nebst Capodistria und Pirano in einen unabhängigen Freistaat und die Abtretung der Curzolari-Inselgruppe mit Lissa, Lesina, Curzola, Lagosta, Cazza und Meleda. Alle diese Abtretungen sollten sofort vollzogen und die aus den abgetretenen Landesteilen stammenden Angehörigen der österreichisch-ungarischen Armee und der Marine sofort entlassen werden. Endlich aber heischte Italien die volle Souveränität über Valona und Saseno mit Hinterland und völlige Abkehr Österreich-Ungarns von den Geschicken Albaniens. Als Gegenleistung bot Salandra 200 Millionen Lire in Gold als Ablösung aller Lasten und die Übernahme der Verpflichtung, während der ganzen Dauer des Krieges neutral zu bleiben, und erklärte, daß Italien auf Geltendmachung weiterer Entschädigungsansprüche aus dem Artikel 7 des Dreibundvertrages für die Dauer des Krieges verzichten wolle, von der Donaumonarchie dagegen einen entsprechenden Verzicht in bezug auf die von Italien seit dem Jahre 1912 besetzten zwölf Inseln im Ägäischen Meer erwarte, die ihm inzwischen von England, Frankreich und Rußland zugesprochen worden waren.

Aus diesen Forderungen blickten nicht nur die unverhüllten Ansprüche auf völlige Befriedigung der irredentistischen Ideale, sondern auch die Sorge um die Beherrschung der Adria und die Gestaltung des Balkans. Italien wendete sich mit diesem Staatsprogramm von Nordafrika ab, wo es sich in Tripolitanien zwischen Frankreich und England eingeengt fühlte und schwere militärische Enttäuschungen erlitten hatte, verzichtete darauf, neue Ziele im westlichen Mittelmeer zu suchen und richtete den Blick auf den gärenden Osten. Hier winkten ihm Istrien und Albanien, sicherte ihm die Behauptung der Ägäischen Inseln wertvolle Stützpunkte und weckten die Kanonen der englisch-französischen Flotte, die seit dem 18. März vor Smyrna und den Dardanellen donnerten, Hoffnungen auf die Aufteilung des reichen türkischen Besitzes.

Als Italien diese rücksichtslose Neuordnung seiner politischen Ziele verkündete, war Österreich-Ungarn hart bedrängt. Seine gelichteten Armeen fochten an Drina, Save und Donau in der Verteidigung und wurden in den Karpathen von den Armeen Iwanows in Schach gehalten. Rumänien, Bulgarien und Griechenland warteten fiebernd auf die Entscheidung, die der Großfürst am Dnjestr und in den Beskiden suchte, um ihre eigenen Kriegsziele zu formulieren und sich je nach dem Ausgang des titanischen Ringens in den Karpathen zum Eintritt in die blutige Arena des Weltkriegs zu entschließen. Italien wußte darum, denn von Bukarest, Nisch und Cettinje liefen diplomatische Fäden nach Rom, in denen die Spannung des politischen Augenblicks verlockend zitterte. Sie wurden im Quirinal von zarten Händen entwirrt und Italien dienstbar gemacht. Alles drängte zur Entscheidung. Der Zerfall der Türkei schien nahe, Albanien war verwaist, serbische und rumänische Armeen rüsteten zu einem Angriff auf die österreichische Südflanke. Schon war zu diesem Zwecke zahlreiches englisches und französisches Kriegsgerät nach Saloniki und den nordalbanischen Häfen verschifft worden, schon furchten Tausende von Frachtschiffen das Mittelmeer, um große Orientfeldzüge Englands und Frankreichs vorzubereiten — kurz, alles deutete auf eine völlige Umwälzung der Machtverhältnisse an der Donau, auf dem Balkan und in Kleinasien. Diese Zeichen riefen Italien zum Handeln. Die italienische Regierung sah den Stern Österreich-Ungarns verblassen und schrieb mit hastiger Feder die Bedingungen nieder, durch die man sich die Beherrschung der Adria und seinen Anteil am Orient zu sichern gedachte.

Österreich-Ungarn war nicht gesonnen, die Bedingungen Italiens anzunehmen. Man wußte in Wien, daß es um Sein oder Nichtsein ging, und blieb gerade deshalb gegenüber den römischen Ansprüchen hartnäckig taub. Inzwischen versuchte Fürst Bülow einen Mittelweg zu finden, um den Anschluß Italiens an die Entente zu verhüten. Aber Deutschlands Vermittlung fruchtete nicht mehr. Die Werbearbeit der Entente hatte den italienischen Boden so gut gepflügt und bestellt und die öffentliche Meinung

für den Krieg so entschieden gewonnen, daß jeder Rat in den Wind gesät war. Trotzdem zögerte Italien noch, den letzten Schritt zu tun und Österreich-Ungarn mit Krieg zu überziehen. Rom wurde zu dieser Haltung weniger durch Österreich-Ungarns Ablehnung als durch die Politik Rußlands veranlaßt, das Italiens Vorgehen mit Zurückhaltung verfolgte und seine Forderungen mit großer Kälte aufgenommen hatte. Rußland war nicht so schnell bereit gewesen, seine politischen Grundsätze zu wechseln wie Italien, und wollte seine geschichtliche Balkanpolitik nicht verlassen.

Der Zar setzte daher den Ansprüchen Italiens auf die Ostküste der Adria entschiedenen Widerstand entgegen. Er fürchtete für seinen Schützling Serbien, dessen Grenzen von Italien enger umsteckt worden waren, als dem panslawistischen Ideal entsprach. Serbien sah die südslawischen Ansprüche und die Zukunft des geträumten, südslawischen Reiches durch Italien bedroht und ließ darüber in Petersburg keinen Zweifel. Dieser Gegensatz reichte in die Tiefen der Orientpolitik und drohte die Entente zu zerklüften, ehe noch die Armeen des Großfürsten in Ungarn eingedrungen waren.

Da trat in den Karpathen die große Wendung ein, die Rußland zur Nachgiebigkeit zwang. Als die Osterschlacht nicht mit dem Durchbruch Iwanows in die Theißebene endete, sondern auf den Höhen des Laborczatales und am Uzsoker Paß erstarrte, ließ die Regierung des Zaren ihre Bedenken fallen und trat den Versprechungen der Westmächte bei. Daraufhin kam am 24. April zwischen England, Frankreich, Rußland und Italien die geheime Abrede zustande, die Italien binnen vier Wochen unter die Waffen rief.

Vergeblich stellte Bülow Sonnino am kritischen 25. April eine letzte weitergehende Äußerung Österreich-Ungarns in Aussicht — der Würfel war gefallen. In diesem letzten Vermittlungsvorschlag wurde Italien die Abtretung Welschtirols, der Isonzogrenze und Gradiskas, die Erhebung Triests zur Kaiserlichen Freien Stadt mit italienischer Verwaltung, die Anerkennung der italienischen Oberhoheit über Valona und die Abstandserklärung Österreich-Ungarns hinsichtlich Albaniens angeboten, aber der Vorschlag kam zu spät und war zu engbegrenzt, um auf die Haltung der Italiener Einfluß zu gewinnen. Sonninos Politik hatte obgesiegt.

Der Feldzug im Osten
vom 25. April bis 14. Mai 1915

Die Offensive der Deutschen und Österreicher (erste Phase)

Als der Zar am 25. April in der Stadtkirche zu Przemysl niederkniete, erklang das feierliche „Te Deum laudamus“ nicht nur zum Preise der Eroberung der Sanfestung, sondern auch zum Lobe des neuaufstehenden Bundesgenossen Italien, dessen man nach den Massenopfern auf den Karpathen nicht mehr entraten konnte. Der Lobgesang kam aus gepreßtem Herzen, denn der Eintritt Italiens in den Krieg war von Rußland mit einem Verzicht erkauft worden, der die Vorherrschaft Rußlands auf dem Balkan bis zur Entmannung schwächte.

Aber noch war für Rußlands panslawistische Idealpolitik, die es in den Krieg gerissen hatte, nicht alles verloren, denn noch standen seine Armeen am Dunajec, auf dem Lupkowpaß, im Bistritztal und an den Toren von Czernowitz ungebrochen. Gelang es dem Großfürsten, den Karpathenfeldzug wieder aufzunehmen und siegreich durchzuführen, so schuf sein Schwert die Verhältnisse neu. Wenn die Armeen des Zaren Ungarn eroberten, wenn Rumänien, Serben, Bulgaren und Griechen, vom Siege verlockt, die Führung des Zaren anerkannten und den Balkanbund erneuerten, war Italiens Festsetzung in Albanien und Istrien nicht mehr geeignet, Rußlands Plänen zu schaden. Dann wurde der Südosten Europas zu einem großen slawischen Herrschaftsgebiet, das Rußland das ganze Mittelmeer erschloß und Konstantinopel mit Fiume verknüpfte.

Wir wissen nicht, worüber in Przemysl sonst noch beraten wurde, nachdem der Zar zur Kirche gegangen war und die Parade über die von Brussilow befehligten Ehrengarden abgenommen hatte, können aber als gewiß annehmen, daß die Berater des Zaren darin einig waren, den Angriffsfeldzug zu erneuern. Dazu konnte Nikolai II. ohne Bedenken seine Einwilligung geben, da die Niederlage nicht anerkannt, sondern als eine Unterbrechung der Operationen zur Abwetterung der deutschen und österreichischen Gegenangriffe dargestellt worden war. Der Großfürst hatte auch in diesem Falle mit eiserner Entschlossenheit die Politik des Schwertes vertreten, von der er Rußlands Genesung erwartete, und rüstete zum neuen Angriff.

Es kam nicht mehr dazu. Der Zar hatte Przemysl noch nicht den Rücken gewendet, und die Unterschriften des geheimen Londoner Vertrages waren noch nicht getrocknet, als eine neue deutsche Armee am Dunajec aufmarschierte, um sich zur Durchbrechung der russischen Front bereitzustellen. Gleichzeitig brach Hindenburg in Kurland ein.

Zwei Tage nach dem kritischen 25. April schritt Deutschland im Osten Hand in Hand mit der Donaumonarchie zum entscheidenden Angriff auf Rußlands Armeen und riß die Initiative an sich.

Der Feldzug, den die Mittelmächte wenige Tage nach der glücklichen Abwehr der Karpathenstürme und des Überfalls von Tauroggen im Osten eröffneten, wurde durch große Scheinmanöver eingeleitet.

Um den Aufmarsch der Stoßarmee am Dunajec zu verschleiern und die Russen zu täuschen, entfalteten die Karpathenarmeen in den letzten Apriltagen eine rege Tätigkeit. Pflanzer-Baltin, Linsingen, Boehm-Ermolli und Boroevic fesselten dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes, der überdies durch die Ausführung seiner eigenen Angriffspläne in Anspruch genommen war. Pflanzer-Baltin traf herausfordernde Vorbereitungen zu einem Flankenangriff, Linsingen entfesselte heftige Kämpfe auf den Ostflanken des Ostry und im Hnylatal, und Boehm-Ermolli und Boroevic ließen im Cziroka- und Laborczatal die Geschütze spielen. Auch im Weichselbogen schwoll Kanonendonner. Dankl, Woyrsch und die 9. Armee rührten sich, um russische Kräfte zu binden und richteten ein heftiges Feuer auf die Stellungen, die General Everth an der Nida, der Piliza und der Bzura innehatte. Im Norden, zwischen der Weichsel und dem Njemen, flackerten Grabenkämpfe.

Die russische Heeresleitung suchte die Zeichen zu deuten und riet auf einen Angriff des Südflügels zwischen der Swica und dem Pruth. Da brachen plötzlich deutsche Reiter in Kurland ein und überschwemmten das Land bis zur Dubissa. Dieser Vorstoß warf neue Verwirrung ins russische Hauptquartier. Der Großfürst glaubte, es handle sich um ein Reitermanöver, das seine Aufmerksamkeit vom Pruth ablenken sollte, und hielt daran fest, seine Hauptkräfte am Dnjestr zu ballen.

Die russische Heeresleitung war doppeltem Irrtum anheimgefallen. Der Einmarsch der Deutschen in Kurland war mehr als eine Ablenkung. Er schuf zu dem größeren Unternehmen in Galizien die Voraussetzung und legte den Grund zur späteren Ausgestaltung des Angriffsfeldzuges im Norden. Was Apuchtins kurzatmiger Einbruch vergeblich angestrebt hatte, die Überflügelung der feindlichen Front und die Bedrohung der strategischen Flanke, das brachten die Deutschen wenige Wochen nach den Kämpfen bei Memel und Tauroggen in stürmischem Vormarsch auf einen Schlag zustande.

Der Einfall in Kurland

Wie eine Windsbraut brachen die Deutschen, drei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen stark, am 27. April unter dem Oberbefehl des Generals v. Lauenstein in Kurland ein, um die Dubissalinie zu gewinnen und sich Libaus zu bemächtigen. An Lauensteins äußerstem rechten Flügel ritten die bayerische und die 3. Kavalleriedivision, am äußersten linken Flügel

pflügte ein Kreuzergeschwader die See. Hindenburg hatte dem Vormarsch seinen mächtigen Atem eingeblasen und die Armee Eichhorn angewiesen, den Vormarsch ihres abgezweigten linken Flügels durch scharfe Beobachtung der Njemenfestungen Grodno, Olita und Kowno zu sichern. Mit vorgenommenen Flügeln rückte Lauenstein in Kurland ein. Der rechte Flügel, die 36. Reservedivision, überschritt bei Jurburg den Njemen und stieß zunächst gegen Norden, um die Straße Tauroggen—Rossieny in der Flanke zu fassen, der linke Flügel, bestehend aus der 6. Reserve- und der 6. Kavalleriedivision, brach von Memel vor und suchte die Linie Telschi—Schkudy zu erreichen. Als Mittelkolonne rückte die 78. Reservedivision auf der Straße Tilsit—Schaulen—Mitau vor. Das Zentrum marschierte langsamer, um die Umfassung auf den Flügeln ausreifen zu lassen. In der Tat standen die Russen nördlich von Tauroggen bei Skawdwilie vereinigt und begnügten sich, die Mitauer Straße zu decken. Seitenhuten sicherten die Verbindung mit Rossieny und Libau, pflegten jedoch weit auseinandergezogen der Ruhe, als die deutschen Reitergeschwader heranbrausten.

Hindenburg war über die Stärke des Feindes nicht unterrichtet, rechnete aber darauf, dem Gegner die Flanken abzugewinnen, und heftete seinen Truppen Schwingen an, die sie im Fluge feindwärts trugen. Richthofen überritt schon am ersten Tage die Deckungstruppen, die zwischen Tauroggen und Rossieny aufgepflanzt standen, und erschien am Abend vor der Stadt Rossieny. Lauensteins rechte Kolonne durchquerte Wälder und Flüsse und rückte trotz Schneeschmelze und Frühlingsregen in einem Gewaltmarsch von 50 Kilometern gegen Batoki. Die linke Kolonne erkämpfte den Übergang über die Mindelinie und marschierte auf Telschi. Während sich diese Bewegungen wie Schlagschatten rasch und lautlos auf der Karte abzeichneten, rückte die Mittelkolonne fest auftretend auf der Mitauer Reichsstraße gegen Skawdwilie. Hier machte sich der Russe zum Empfang des offen vorgehenden Feindes bereit. Er sah dem Stirnangriff gelassen entgegen. Da ereilte ihn kurz vor dem Zusammenstoß die Kunde von der doppelten Umfassung. Bestürzt gab er Raum und eilte auf Schaulen zurück.

Nachhuten setzten sich in der Linie Kelmy—Wornye, halbwegs von Tauroggen und Schaulen, fest und suchten hier zwischen Seen und Sümpfen den Vormarsch Lauensteins aufzuhalten und Frist zur Versammlung stärkerer Kräfte bei Schaulen zu erkämpfen. Es kam zu lebhaften Reitertreffen und heißen Dorfgefechten, aber der russische Widerstand wurde am linken Flügel und im Zentrum so rasch gebrochen, daß der Rückzug schon am zweiten Tag in Flucht ausartete. Lauensteins rechter Flügel scheuchte den Feind aus Kelmy, die Mittelkolonne wandte sich halblinks und warf gemeinsam mit dem linken Flügel den Feind aus Wornye. Am dritten Tag standen die Deutschen 100 Kilometer tief in Kurland vor Schaulen und Schkudy aufmarschiert. Vor Libau donnerten Schiffskanonen.

Als die Dubissalinie in Gefahr geriet und Lauenstein in die offene Nordflanke stieß, fuhr der Großfürst aus der Ruhe. Er sah ein, daß es sich nicht um einen Gewaltritt handelte, trieb in Kowno, Wilna, Riga und Dünaburg Verstärkungen zusammen und befahl, Schaulen bis zu deren Eintreffen um jeden Preis zu halten. Man gedachte den verwegenen Angreifer selbst in der rechten Flanke zu fassen, ihn über die Reichsstraße nach Norden gegen die Windau zu werfen und an den Ostseestrand zu drücken. Es war zu spät dazu. Ehe Entsatz zur Stelle war, brach sich Lauenstein bei Schaulen Bahn, umfaßte die russische Sperrstellung und schlug die Besatzung in die Flucht. Verstärkungen, die von Mitau heranfeuchten, wurden bei Szadow von Kavallerie angefallen und zersprengt. Richthofen jagte hinter ihnen drein und schlug die von allen Seiten herbeieilenden russischen Dragoner und Gardekosaken in hitzigen Gefechten aus dem Felde. Der Großfürst hatte alles herangeholt, was er fand. Sogar Ussurireiter und Amurkosaken, die soeben erst aus dem fernen Osten eingetroffen waren, ritten an. Sie wurden von hessischen und bayrischen Schwadronen empfangen und über den Haufen geworfen.

Drei Tage nach Beginn des Vormarsches gipfelte Lauensteins Angriff an der Dubissa. In der Umgebung der lichterloh brennenden Stadt Schaulen, um deren Holzlager und Holzhäuser stundenlang gekämpft worden war, rastete seine Infanterie zum erstenmal von ihren Anstrengungen. Über die Dubissa vorgeschobene Posten sicherten die offene rechte Flanke. Unterdessen verfolgte die Kavallerie den Feind auf der Reichsstraße bis vor die Tore Mitaus, entriß ihm Gepäck, Maschinengewehre und Gefangene, zerstörte die Bahnen und schnitt Libau von seinen rückwärtigen Verbindungen ab. Als dem rechten Flügel an der Dubissa von Kowno und Keidany her Gefahr drohte, teilte sie sich in zwei Streithaufen. Der eine eilte am 2. Mai an die Dubissa zurück, um dem russischen Entsatzkorps selbst in die Flanke zu fallen, der andere drang noch ostwärts bis Grünhof vor, schlug sich am 3. Mai vor Mitau mit einem von Riga vorrückenden Hilfskorps und wich dann vor starken Kräften allmählich gegen die Windau aus, um dem linken Armeeflügel noch ein paar Tage Frist zur Eroberung Libaus zu erstreiten.

Während an der Dubissa und der Windau gegen wachsende Übermacht gekämpft wurde, rückte der linke Flügel der Deutschen gegen Libau und griff die Festung am 6. Mai zu Wasser und zu Lande an. Die Russen verloren den Kopf, räumten nach kurzem Gefecht ihre Stellungen in den Dünen und verließen bald darauf die niedergekämpften Forts. Am 8. Mai wichen sie in Auflösung auf Windau und überließen dem Feind die starke Feste. Der von Mitau heranrückende Entsatz war nicht über die Windau hinausgelangt.

Der Einbruch in Kurland, der am 8. Mai in der Eroberung Libaus und der Besetzung der Dubissalinie gegipfelt hatte, war der russischen Heeres-

leitung verhängnisvoll geworden. Er hatte ihre Aufmerksamkeit in den kritischen Tagen von den westgalizischen Kriegsschauplätzen abgelenkt. Dort war die Stoßarmee der Verbündeten um dieselbe Zeit zum entscheidenden Angriff angetreten, um die große Bresche in die Karpathenfront zu schlagen und eine neue Phase des Krieges einzuleiten.

Der Durchbruch in Westgalizien

Die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges in den Karpathen hatten sofort nach der Überwindung der Märzkrisis begonnen. Die Osterschlacht war noch im Gange, als der Feldzugsplan in Gestalt schoß. Am 17. April erhielt Generaloberst v. Mackensen im Hauptquartier der 9. Armee zu Lodz den Befehl, seine Armee dem Prinzen Leopold von Bayern zu übergeben und nach Charleville in das kaiserliche Feldlager zu eilen, um sich bei Kaiser Wilhelm zu melden. Er empfing aus der Hand des Kaisers den Oberbefehl über die neu zu bildende 11. Armee, die dazu bestimmt war, im Osten den entscheidenden Schlag zu führen und die Russen aus Westgalizien zu werfen. Der Befehl lautete dahin, mit den neu zusammenrückenden Kräften und der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand, die Mackensen zu diesem Zwecke unterstellt wurde, den Feind zwischen den Karpathen und der Weichsel anzugreifen, zu schlagen und die Stellungen Dimitrieffs aufzurollen. Als Generaloberst v. Mackensen Charleville verließ, rollten schon Truppenzüge durch das Maastal, die deutsche Sturmtruppen aus dem Westen nach Galizien brachten. Mackensen eilte mit seinem Stabschef, Generalmajor von Seeckt, nach Teschen ins österreichisch-ungarische Hauptquartier voraus und wartete dort auf den Augenblick, der ihm die Zügel freigab. Conrads großer strategischer Gedanke erwachte zu blühendem Leben.

Die Schlacht bei Gorlice-Tarnow

Während in Rom um den Beistand Italiens gerungen wurde und in Kurland überraschende Schachzüge Verwirrung stifteten, vollendete die 11. Armee ihren Aufmarsch. Am Tage, da der Zar in Przemysl zur Kirche ging, war alles bereit. Mackensen begab sich nach Neu-Sandez. Hinter der Ropa und dem Dunajec harrten 1500 Feuerschlünde, vom Gebirgsgeschütz bis zum 42-cm-Mörser auf das Zeichen zur Eröffnung des Feuers. Am 29. April rückte die Infanterie in die Sturmstellungen. Mackensen verfügte über das preußische Gardekorps, das X. Korps, das XXXXI. Reservekorps, die 119. Division, die 11. bayerische Division, Arz v. Straußenburgs VI. Korps und zwei Kavalleriedivisionen. Die Garde war nach den Kämpfen in Flandern und der Champagne im Elsaß aufgefrischt und von

Plettenberg am 17. April in den Osten geführt worden. Sie nahm bei Cieskowice am linken Flügel Straußenburgs Stellung. Rechts von Arz rückte das XXXXI. Reservekorps auf, das General v. François zum Angriff auf Gorlice bereitstellte. Neben François trat Behrs 119. Division, die sich gegen die Ropa und die Sekowa entwickelten. Am äußersten rechten Flügel standen die von Kneußl geführten Bayern, um die Höhen von Malastow anzugreifen und dem österreichisch-ungarischen X. Korps bei Uscieruskie die Hand zu reichen. Als zweites Treffen marschierten Emmichs Hannoveraner und Braunschweiger auf, die von der Vesle und der Suippes an die Biala und die Ropa geeilt waren und bei Grybow bereitgestellt wurden. Zu Beginn der Schlacht erschien hinter dem Troß der aufgeführten Heeresteile als letzte Reserve die preußische Reservedivision v. Schach, die zunächst auf Neu-Sandez rückte. Trotz Marschkreuzungen und schwieriger Ablösungen glückte der Aufmarsch völlig.

Erzherzog Josef Ferdinand stand mit verstärktem rechtem Flügel links von der 11. Armee gestaffelt, um den Stoß Mackensens zu begleiten. In den österreichischen Reihen focht zwischen Rudka und Radlow Bessers 47. Reservedivision, die sich in der Schlacht bei Limanowa den Beinamen die „Eiserne" erworben hatte. Am 30. April war alles bereit — die Batterien begannen sich einzuschießen. Klar blaute der Himmel, strahlende Sonne verzehrte die letzten Winterdünste, die aus den Wiesengründen und von den bewaldeten Kuppen Westgaliziens aufgestiegen waren. Ungestört vom Feinde stellten sich die Stoßarmeen zum Sprung bereit. In der Nacht auf den 1. Mai eilten die Sturmbatterien und die Minenwerfer nach vorn, rückte die Infanterie in die Laufgräben. Es war eine milde Mainacht, der Himmel klar und voller Sterne, die Wege trocken, leichter Windzug kam aus Osten.

Unterdessen ging in den russischen Linien alles den gewohnten Gang. Man wußte im Hauptquartier Dimitrieffs zu Jaslo, daß in den österreichischen Lagern Bewegung herrschte, gab sich aber über Umfang und Zweck der Vorbereitungen keine Rechenschaft. Als am 1. Mai die Schüsse heftiger fielen, schwere Mörser ihre Geschosse auf die Höhenstellungen an der Sekowa, auf die Bahnhöfe von Gorlice und Tarnow und die Straßen am Ostufer des Dunajec warfen, wurden die Russen unruhig. Dimitrieff schob die Reserven näher heran und ließ die Dunajecufer schärfer überwachen. Die Beschießung nahm allmählich zu und verstärkte sich am Abend zu schwerem Dauerfeuer. Von Otfinow am Unterlauf des Flusses bis Malastow rollte der Donner. In Gorlice und Tarnow brachen große Brände aus, aus zerschossenen Naphthabehältern stiegen schwarze, rotgestriemte Qualmmassen und wälzten sich in die aufschreckende Landschaft. In der Nacht auf den 2. Mai wuchs das Artilleriefeuer von der Dunajecmündung bis zur Sattelstraße von Konieczna in die Breite, und als der erste Maisonntag klar und sonnig emporstieg, setzte an der abgesteckten Angriffsstelle

zwischen Malastow und Tarnow mit einem Schlag Trommelfeuer ein, zu dem sich alle Kaliber vereinigten. Vier Stunden brüllte die Artillerieschlacht und schlug die russischen Stellungen in Grund und Boden. Dimitrieffs Batterien antworteten nach Kräften, waren aber unfähig, das furchtbare Feuer zu dämpfen, das sich tief und tiefer in die zerstampften Linien fraß. Dann fielen die Minenwerfer ein, die zum erstenmal mit voller Wucht eingesetzt wurden, und Brustwehren, Stein- und Betonklumpen der Maschinengewehrnester zerschlugen.

Um 10 Uhr stieg Mackensens Infanterie mit blitzenden Bajonetten aus den Gräben. Der Verteidiger empfing sie mit Mitrailleusen und Kleingewehrfeuer, war aber an einzelnen Stellen so erschüttert, daß er dem Ansturm nicht mehr standhalten konnte. Wie eine Springflut brach der Angriff in die russischen Abwehrstellungen und riß in der Mitte eine 16 Kilometer breite und 4 Kilometer tiefe Lücke, durch die er sich reißend gen Jaslo wälzte.

Am rechten Flügel stürmten die Bayern in heißem Kampf die Steilhänge südwestlich des Sekowariegels. Als der Abend sank, rang sich Kneußl auf den Bergrücken von Tamezysko, den die Russen in Gräben und Verhauen verteidigten, und reichte dem X. Korps Boroevics die Hand. Behrs Schlesier, die 119. Division, erstiegen die Waldhöhen südöstlich von Sekowa und rächten die Tiroler, die hier im März vergebens geblutet hatten. Der Fall der Tamezyskohöhe sprengte den Riegel an der Straße Gladyszow—Malastow, und die Erstürmung der Sekowahöhen riß die Südflanke von Gorlice auf. Behr schwenkte ein, um der 20. Division Emmichs Raum zu geben, deren Spitzenregiment aus dem zweiten Treffen in die erste Linie rückte und sich bei untergehender Sonne zwischen Kneußl und Behr vorschob, um die Stoßkraft des rechten Flügels für den zweiten Kampftag zu erhöhen und, Behrs offene rechte Flanke deckend, auf Zmigrod hinabzustoßen.

In der Mitte richtete sich der Angriff der 11. Armee gegen das Bollwerk Gorlice. Wohl war die Stadt in Trümmer geschossen und der vorgelagerte Höhenkranz von schweren Einschlägen aufgewühlt, aber der Widerstand der Besatzung war nicht gebrochen. Als François' XXXXI. Reservekorps aus den Gräben stieg, stieß es auf todesmutige Gegenwehr. Vom hochgelegenen Kirchhof sprühten die Garben der russischen Maschinengewehre, und aus den toten Winkeln des welligen Geländes schlug Seitenfeuer in die Reihen der Stürmer. Doch es half kein Wehren. Die Deutschen überrannten die Verteidiger, die, von ihrer Führung im Stich gelassen, auf dem Fleck standhielten, bis die Bajonette über den Gräben blitzten. Im Anschluß an das XXXXI. Reservekorps führte Arz v. Straußenburgs VI. Korps den Angriff auf Luzna durch und suchte Gorlice von Norden zu umfassen. Die Österreicher rangen sich aus den Quelltälern der Biala zu den Hügeln von Wiatrowka und Ruski empor, schlugen den Gegner aus verschütteten Gräben und einem Labyrinth von Unterständen und brachen am Abend auf Luzna durch.

An Mackensens linkem Flügel focht das preußische Gardekorps um die Straße Olpiny—Jaslo. Die Garde, die am 29. April über die Biala gegangen und in ihre Sturmstellungen zwischen Staszkowka und Bialowka eingerückt war, griff die Bergschanzen an den nach Olpiny führenden Straßen mit dem Bajonett an und überrannte in einer Viertelstunde die Höhenstellungen 437 südlich von Staszkowka, 382 östlich von Cieszowice und 358 östlich von Tursko. Kurz darauf fiel auch die Höhe 409. Am Nachmittag erstritt die 2. Garde-Infanteriebrigade in schwerem Kampf den Schlüsselpunkt Staszkowka. Am Abend war die erste russische Stellung zwischen Staszkowka und Bialowka durchbrochen. Plettenberg stand östlich von Turza und südlich von Jodlowka auf den Hügeln 396, 363, 340 und 366 tief im Gefüge des russischen Zentrums. Geschlagen wich der Russe gegen Olpiny und Olszyny, um sich auf rückwärts gelegenen Höhen einzugraben und die Straßen nach Jaslo auf Tod und Leben zu verteidigen.

Die Armee des Erzherzogs, die mit verstärktem rechtem Flügel zum Sturm angetreten war, überschritt am 2. Mai kämpfend die untere Biala und den breitströmenden Dunajec und drang gegen Tarnow vor. Das XIV. Korps ging links vom preußischen Gardekorps gegen die verschanzte Höhenlinie 419—402 vor, überschritt deren Vorstufen und gelangte am Abend hart an die Kuppenstellungen, konnte aber den Angriff am ersten Tage nicht mehr durchführen, da das Flankenfeuer der Verteidiger alle Hänge mit eisernem Besen fegte. Um den Tirolern den Angriff auf die Höhenlinie zwischen Jadlowka und Tarnow zu erleichtern und die Aufmerksamkeit Dimitrieffs von der Haupteinbruchstelle zwischen Tarnow und Malastow abzulenken, hatte Feldmarschalleutnant v. Stöger-Steiner den linken Flügel der 4. Armee schon in der Nacht vorher zum Angriff geführt, den Dunajec bei Otfinow überschritten und Dimitrieffs rechten Flügel überfallen. Als der Angreifer in Otfinow eindrang, eilten von allen Seiten russische Verstärkungen herbei und trachteten die Österreicher wieder in den Fluß zu werfen. Kurz darauf traten Bessers Preußen zum Angriff an. Sie setzten bei Radlow über den Dunajec, gingen gegen die kahlen Uferhöhen vor und vertrieben den Feind von der Lysa Gora.

In Dimitrieffs Hauptquartier zu Jaslo häuften sich die Hiobsposten, so daß der Führer der 3. Armee schon am ersten Schlachttag die Zügel verlor. Obwohl die Kämpfe bei Tarnow am Abend des 2. Mai noch nicht zum Abschluß gekommen waren, sah sich die Armee Radko Dimitrieffs schon zu zwei Dritteln geschlagen und die Dunajec- und Ropalinie verloren. Die russische Wehrstellung war zwischen Malastow und Gorlice—Jodlowka bis zur letzten Faser zerrissen.

Als der 3. Mai tagte, stand Mackensens Stoßarmee zu neuem Stoß bereit, 4 Kilometer tief und 14 Kilometer breit in der Nordflanke der russischen Karpathenfront. Die Verbündeten hatten im entscheidend gedachten

Angriffsfeldzug den ersten großen Schlachterfolg erkämpft. Dimitrieffs Hauptquartier flüchtete in der Nacht von Jaslo nach Rzeszow. Hier suchte der Bulgare die Zügel wieder anzuziehen und den Widerstand neu zu ordnen.

Die Russen hatten sich an den meisten Orten tapfer geschlagen und im Ausharren unter dem Granatenwirbel furchtbare Verluste erlitten, waren aber nicht in der Lage gewesen, die Schlacht zu meistern, die wie ein Ungewitter aus heiterem Himmel vernichtend über sie hereingebrochen war. Erst im Kampfe mit dem Angreifer kam ihnen die Anwesenheit einer großen deutschen Armee zum Bewußtsein, obwohl Dimitrieffs Hauptquartier nicht ungewarnt geblieben war. Kundschafter und Spione hatten ihm schon am 17. April Gerüchte von der Ankunft deutscher Truppen zugetragen. Aber man unterschätzte die Zahl der Verstärkungen, die in die österreichischen Gräben flossen, und glaubte nicht an die Größe der Gefahr. Radko Dimitrieff vertraute auf die Unangreifbarkeit seiner Strom- und Hügelschanzen, und Iwanow blieb damit beschäftigt, den Angriff auf Czernowitz und Delatyn vorzubereiten und die Entscheidung am Südflügel zu suchen.

Als Mackensens Angriff losbrach, war Iwanow nicht mehr in der Lage, die 3. Armee zu unterstützen, und Dimitrieff aus eigenen Kräften nicht entfernt imstande, dem Durchbruch zwischen Malastow und Jodlowka zu begegnen. Iwanows Reserven waren an den Dnjestr und die Bistritz gerückt, und Dimitrieff hatte sich durch den nächtlichen Überfall auf Otfinow verleiten lassen, seinen rechten Flügel zu verstärken, da dort die größte Gefahr zu drohen schien. Wenige Stunden später sah er seine Schlachtordnung plötzlich links und in der Mitte durchbrochen und sein Zentrum im ungeordneten Rückzug auf Zmigrod und Biecz. Er suchte Zeit zu gewinnen und wich fechtend auf die zweite Stellungslinie, die bei Bartne—Biecz—Jodlowka—Pilzno—Dabrowa abgesteckt war, um dem Angriff noch auf dem Westufer der Wisloka zu begegnen und standzuhalten, bis Verstärkungen zur Stelle waren.

Dimitrieff hoffte dem Angriff an den festgebauten Stützpunkten und vorgelagerten Hügeln zwischen Dunajec und Wisloka zum Stehen zu bringen und durch Gegenangriffe aus dem Becken von Krosno und Sanok zurückzuwälzen. Er sah dem 3. Mai nicht ohne Hoffnungen entgegen. Man rechnete darauf, daß Mackensens Truppen, die in Gewaltmärschen an den Feind geführt worden waren, am Abend des 2. Mai nach schweren Kämpfen hungernd und durstend in den erstrittenen Stellungen niedergesunken seien und Schwung und Kraft eingebüßt hätten. Darin täuschte man sich. Mackensen wußte, daß alles darauf ankam, den Feind nicht zur Besinnung und noch weniger zur Ruhe kommen zu lassen. Er handelte daher, wie er bei Wloclowek und Lodz gehandelt hatte, und riß die ermüdeten, aber vom Siege beflügelten Armeen auf der ganzen Linie zu neuem Angriff fort.

Der Kampf um die Wislokalinie begann, ehe der zweite Schlachttag sich neigte. Darin offenbarte sich zugleich die Auswirkung des ersten Schlachterfolges, der nicht nur die Front Dimitrieffs aufgebrochen, sondern auch die Verbindung Dimitrieffs und Brussilows gelockert hatte. Wurde Dimitrieff bei Zmigrod über die Wisloka geworfen, so griff Mackensens rechter Flügel in den Rücken der 8. Armee und die Durchbrechung reifte zur Umfassung der russischen Karpathenfront.

Mackensen griff am 3. Mai, der strahlend aus blasser Nacht emporstieg, mit verstärkten Kräften an. Am rechten Flügel hatte sich Emmichs 20. Division neben Boroevics X. Korps, am linken Flügel das österreichisch-ungarische IX. Korps neben der Garde eingeschoben. In wandernden Gefechten wälzte sich der Vormarsch gen Osten und verknüpfte die drei nächsten Tage zu einem zweiten Schlachterfolg. Boroevics X. Korps erkämpfte am 3. Mai Bartne, erstürmte am Tage darauf die Stellungen auf der Wadkowahöhe und warf den Feind am 3. Mai über Kempno in die Duklasenke zurück. Emmich übernahm die Führung des verstärkten rechten Flügels und führte die Bayern, die 119. Division und seine 20. Division in den Kampf. Kneußls Bayern fegten zersplitternde Nachhuten vor sich her gen Zmigrod, und Behrs Schlesier stießen auf staubumwölkter Straße von Gorlice gen Lipinki vor. Die ostwärts wandernde Schlacht wurde auf dem rechten Flügel im Laufe des zweiten Schlachttages zur Verfolgung.

Um so hartnäckiger kämpfte der Russe bei Biecz und Lipic an der Straße nach Jaslo. Vor Biecz hatte er die Wislokahöhe verschanzt und stark besetzt, um den Vormarsch des XXXXI. Reservekorps und des österreichisch-ungarischen VI. Korps zum Stehen zu bringen. Bei Lipic und Olpiny häufte er Verstärkungen, die den Angriff der Garde in Fesseln schlagen sollten. Aber kein Widerstand fruchtete. Am Nachmittag wurde Biecz und die Höhe von Wilczak genommen und am Abend die Sperrstellung auf dem Hügel von Lipic von der 2. Gardedivision nach blutigem Kampf erstürmt. Als purpurne Wolkenburgen am Abendhimmel aufstiegen, war Dimitrieffs Aufnahmestellung von Bartne bis Biecz eingerissen. Auf allen Straßen wälzte sich der Rückzug des linken Flügels und der Mitte Dimitrieffs der Wisloka zu.

Geringer waren die Fortschritte der Sieger auf dem linken Flügel, wo die Armee des Erzherzogs den Stoß der 11. Armee begleitete und deckte, indem sie Dimitrieffs rechten Flügel gegen Nordosten zu drängen suchte. Josef Ferdinands IX. und XIV. Korps waren auf den Höhen von Dobrotyn und Lucza auf hartnäckigen Widerstand gestoßen. Das IX. Korps schob sich daher in einem Flankenmarsch, der durch das Vorgehen des preußischen Gardekorps ermöglicht und gedeckt wurde, nach Osten und suchte die russische Widerstandslinie über Brzostek zu umfassen. Dimitrieff hielt bis zum letzten Augenblick stand und entzog sich in der Nacht der

drohenden Umfassung. Fechtend ging sein rechter Flügel auf den Unterlauf der Wisloka zurück, den der Troß schon am hellen Tag überschritten hatte. Bei Pilzno und Tarnow hielten Nachhuten in Sperrstellungen aus und deckten den exzentrisch gerichteten Rückzug, dem sich der äußerste rechte Flügel in Staffeln anschloß. Bessers 47. Reservedivision und Stöger-Steiners Flankenstaffel gewannen am 3. Mai über Jerkow, Zabno und Otfinow Raum, stießen aber bei Zassow auf neuen Widerstand. Der Vormarsch Josef Ferdinands kam dort zum Stehen.

Unterdessen schanzte Dimitrieff bei Jaslo und Zmigrod, wo er Mackensen Halt zu bieten gedachte und alle Verstärkungen versammelte, die ihm vom San zuflossen. Iwanow sandte alles, was er auftreiben konnte. Ganze Kosakendivisionen, einzelne Regimenter, Ersatzbataillone, Schanzarbeiter und Eisenbahntruppen eilten der Wisloka zu. Zur gleichen Zeit begann er weitsichtig die Sanlinie in Verteidigungszustand zu setzen. Das war klug gehandelt, denn trotz aller Hilfe wich die Armee Dimitrieffs am 4. Mai unter schweren Einbußen an Gefangenen auf der ganzen Linie vollends auf die Wisloka zurück. Dimitrieff hatte Gepäck und Gerät vorausgesandt, die meisten Geschütze in Sicherheit gebracht und verbrannte hinter sich die Quartiere. Aus verlassenen Judendörfern stiegen die Flammen, Brücken und Stege lagen zerstört, sogar in den dunkeln, von der Hitze ausgedörrten Kiefernwäldchen fraß der Brand, der den Rückzug decken und dem Feind die Verfolgung erschweren sollte. Umsonst — in scharfem Nachdrängen entriß Mackensen am 4. Mai den Russen das Zwischengelände und erreichte schon am 5. Mai in siegreichem Kampf die Ufer der Wisloka.

Da begannen die Bande der Ordnung zu reißen. Dimitrieffs Hauptquartier flüchtet von Rzeszow nach Przemysl. Der Zusammenbruch kündet sich an. In brausender Verfolgung überrennt der rechte Flügel der 11. Armee Zmigrod. Emmich und Kneußl überschreiten den Oberlauf des Flusses, brechen gen Dukla Bahn und strecken die Hand nach den Rückzugslinien der russischen 8. Armee aus. Behr steigt ins Becken von Krosno hinab, François und Plettenberg kämpfen um Jaslo und Kolaczyce, und die Armee des Erzherzogs hängt sich an Dimitrieffs Nordflügel, der auf Pilzno, Olesno und Zassow ausgewichen ist und sich dort verschanzt hat. Am heftigsten wüten die Kämpfe im Zentrum. Die Garde, die den Feind bei Olpiny, an der Olszynka und bei Radoszyce geschlagen und ihn aus den Kieferngehölzen über das Flüßchen ins Ropatal und gegen Jaslo zurückgeworfen hat, wird gezwungen, ihre linke Flanke zu sichern, denn des Erzherzogs rechte Flügelgruppe ist in schweren Kämpfen um die Höhen von Dobrotyn festgehalten worden. Um die Österreicher zu entlasten und die offene Flanke zu bewehren, zieht Mackensen die Division v. Schach in Eilmärschen nach vorn und setzt sie zwischen dem IX. Korps und dem Gardekorps ein. Darauf ermattet der Widerstand bei Dobrotyn, der Versuch

eines russischen Flankenangriffs wird im Keime erstickt und der Feind im Zentrum endgültig auf Brzostek geworfen. Dimitrieffs Aufnahmestellung ist durchstoßen, der große Brückenkopf von Jaslo aufgebrochen und das Westufer der Wisloka verloren. Durcheinandergeschüttelt und zerschlagen strömen seine Kolonnen über die Wisloka und suchen im Hügelland zwischen Wisloka und im Becken von Sanok neuen Halt.

So war am Abend des 5. Mai die eigentliche Durchbruchsschlacht von Mackensen nach dreitägigen Kämpfen gewonnen. Iwanows westgalizische Front war aufgesprengt, Dimitrieffs Armee im Rückzug über die Wisloka, und die Armee Brussilows sah sich von tiefgreifender Umfassung bedroht. Die 11. Armee stand auf den Uferhöhen der Wisloka und beherrschte mit Geschütz und Gewehr die breite Flußniederung, durch die sich russische Kolonnen und Nachhuten im klaren Abendlicht, von Verfolgungsfeuer überschüttet, ostwärts wälzten. Die Armee des Erzherzogs kämpfte rückwärts gestaffelt zwischen der Eisenbahnlinie Tarnow—Debica—Rzeszow und der Weichsel als Flankenschutz und drängte Dimitrieffs Nordflügel den Weichselstrom abwärts auf Mielec. Bessers 47. Reservedivision stürmte Jassow und Roza.

Gleichzeitig begann die Armee Boroevic in den Beskiden auf der ganzen Linie zum Angriff überzugehen. Brussilow geriet in Not, ohne eigentlich gekämpft zu haben. Sein rechter Flügel hing in der Luft, bei Dukla und Mezölaborcz drohte Umfassung und auf den Höhen von Virava Boroevics Stirnangriff. Es blieb Brussilow nichts übrig, als kehrtzumachen und über den Duklapaß und den Sattel von Lupkow in das Sanbecken zurückzugehen. Er zögerte nicht lange, den Befehl zum Abmarsch zu geben, den die Umstände gebieterisch forderten.

Schon in der Nacht auf den 5. Mai ließ er vor Bartfeld und auf den Ondawahöhen seinen rechten Flügel kehrtmachen und unter dem Schutz von Nachhuten nach Nordosten abrücken. Im Galopp rasten seine Batterien die Paßstraßen hinunter, um Rymanow noch vor dem Feind zu erreichen. Turmhoch stand der Staub über den Straßen, auf denen sich die russischen Kolonnen nach Nordosten quälten. Als Kanonendonner von Zmigrod herüberklang und Fernfeuer in die Flanken der Marschkolonnen schlug, warfen sich ganze Divisionen in die Beskidenwälder und suchten querfeldein zu entrinnen. Aber selbst in dieser tollen Flucht war noch planvolles Handeln. Brussilow wußte, was er tat. Es galt, Emmich zuvorzukommen und Boroevic zu fesseln. Während der rechte Flügel sich zu retten trachtete, hielt das Zentrum stand und verteidigte die Stellungen auf den Laborczahöhen und den Sattel von Lupkow, gegen die das Beskidenkorps alsbald heftig andrängte. Vom Zentrum gedeckt, wich der linke Flügel, der noch im Czirokatal stand, bergan und ging in Eilmärschen über den Gebirgskamm zurück.

Als Boehm-Ermolli am 5. Mai die ersten rückwärts strebenden Bewegungen bemerkte, machte er sich sofort zum Vormarsch bereit und heftete sich an die Fersen des abziehenden Feindes.

Am 6. Mai schwanden die letzten Zweifel — die russische Karpathenfront war bis zum Uzsoker Paß ins Wanken gekommen. Die Durchbruchsschlacht reifte zum strategischen Erfolg: eine ganze befestigte, in beiden Flanken fest angelehnte Front fiel in sich zusammen. Mackensen rief zur Verfolgung. Da ihm am 4. Mai auch die Armee Boroevic unterstellt worden war, führte er jetzt drei Armeen gegen den weichenden Feind. Donnernd, brausend, von riesigen Staubwolken begleitet, von unzähligen Bränden beleuchtet, von Sonne, Mond und Sternen überschienen, wälzte sich die Verfolgung durch die Wälder und die Auen Galiziens und über die Sättel der Beskiden. Der Russe war auf einer Front von 160 Kilometern im Rückzug auf den San.

Die Verfolgungskämpfe zwischen Wisloka und San

Im russischen großen Hauptquartier sah man mit Entsetzen den Einsturz des kunstvollen strategischen Gebäudes, das man nach den Niederlagen in Polen und dem Abbruch der Karpathenschlacht neu aufgerichtet hatte, in der Hoffnung, daraus noch einmal zum Angriff hervorbrechen zu können. Aber trotz alles Unheils verzweifelte der Großfürst noch nicht an einer Wiederherstellung der galizischen Front. Er war entschlossen, sich weiter rückwärts neu aufzubauen und dem Gegner den Sieg zu entreißen. Der Großfürst blieb der hartnäckige Fechter, war bereit, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen und suchte der Lage nach Kräften gerecht zu werden.

Die Niederlage Dimitrieffs hatte zwar die eilfertige Zurücknahme der 8. Armee von den Beskiden nach sich gezogen und die Erfolge zunichte gemacht, die in der Osterschlacht erkämpft worden waren, konnte aber ertragen werden, wenn es gelang, den rechten Flügel der Karpathenarmeen auf den San zurückzuschwenken und den vorbereiteten Angriff auf die Dnjestrfront und die Pruthflanke der Verbündeten durchzuführen, also Manöver durch Gegenmanöver zu beantworten und dem Gegner die rechte Flanke abzugewinnen.

Von diesem Gedanken geleitet, suchte Nikolai Nikolajewitsch den Gang der Schlachten zwischen Wisloka und San im Norden und zwischen Dnjestr und Pruth im Süden von sich aus neu zu ordnen. Er sandte Iwanow den bestimmten Befehl, die 3. und 8. Armee um jeden Preis von Mackensen loszureißen und an der Sanlinie wieder aufzustellen und den Südflügel zum rücksichtslosen Angriff auf Pflanzer-Baltin vorzuführen. Iwanow gehorchte. Er wies die im Zentrum zwischen dem Uzsoker Paß und Tuchla kämpfenden

Kräfte an, die Linie Boronya—Turka—Tuchla zu behaupten und dem Gegner zuzusetzen, riß die Flügelarmeen auf der ganzen Linie von Wetlina bis zur Weichsel auf die Linie Lutowiska—Lisko—Sanok—Brzeszow—Mielec zurück und beschleunigte das längst geplante Vorgehen des linken Flügels aus der Linie Porohy—Ottynia—Zaleszczyki—Chotin gegen den Pruth. Unterdessen lenkte der Großfürst Verstärkungen nach Galizien und wies Everth an, allmählich von der Nida auf das Bergland von Kielce und gegen die Opatowka zurückzugehen, um den Anschluß an Dimitrieffs rechten Flügel sicherzustellen. Diese Maßnahmen zeugten von richtiger Erfassung der Lage und ungebrochenem Willen, genügten aber nicht, die Lage wiederherzustellen.

Die Entwicklung ließ sich von russischer Seite nicht mehr meistern.

Die Verfolgungskämpfe hatten sich am 4. und 5. Mai über die Wisloka gewälzt und die Duklasenke überschwemmt. Am 5. Mai stürzte der Schwall in die Becken von Krosno und Sanok. Brussilows Flügeldivisionen wurden dort von Emmich in die Enge getrieben, während Dimitrieff mühsam kämpfend nach Nordosten wich und sich vergebens an den Wislokaabschnitt zu klammern suchte. An einzelnen Stellen harrten Nachhuten bis zur Vernichtung aus, um der Masse der Armeen Zeit und Raum zum Entrinnen aus der Todesfalle zu erstreiten, die sich plötzlich unter ihren Füßen geöffnet hatte. Verzweifelt kämpften Dimitrieff und Brussilow am Nordfuß der Karpathen und in den Beskiden um die Rettung ihrer Armeen. Der rechte Flügel der 11. Armee war am 5. Mai in die Nordflanke der Duklasenke eingebrochen und überholte Dimitrieffs Nachhut an der Brücke von Zmigrod. Wie ein Falke stieß Emmich auf den wichtigen Übergang herab und riß ihn den Kosaken aus den Händen, ehe er der Zerstörung anheimfiel. Am Abend lagerte die 119. Division bei Zmigrod Nowe. Am 6. Mai überschritt die Masse der 11. Armee zwischen Zmigrod und Brzestek die Wisloka, erklomm in wandernden Gefechten die Uferhöhen und strebte dem Feind an den Wislok nach. In rastlosem Vormarsch erzwangen Emmichs Hannoveraner und Kneußls Bayern den Zugang zum Jasiolkatal und schwenkten gegen die Straßen von Dukla und Rymanow aus, auf denen Brussilows rechter Flügel sich nach Lisko und Sanok wälzte. Während die 20. Division und die Bayern mit der Front nach Süden kämpften und den Stab der 49. Division Brussilows und zahlreichen Troß gefangen nahmen, führte Behr die 119. Division hinter Emmich und Kneußl im Gewaltmarsch an die Jasiolka und stürmte noch in der Nacht die Höhen von Vrocanka und am Tage darauf Iwonicz und Rymanow. Kavallerie sprengte triumphierend bis Besko.

Brussilows Flügeldivisionen ließen am 6. Mai das Ondawatal hinter sich und erreichten am 6. Mai das Rettung verheißende Dukla. Aber der Schein trog, denn Dukla war schon überflügelt, und jenseits der Stadt empfing sie das Feuer des k. u. k. X. Korps, dessen Vorhut sich in ihre linke Flanke warf und die 48. Division bei Tylawa zum Kampfe zwang. In

wildem Wirrwarr retteten die russischen Generale, was zu retten war. Sie setzten sich an die Spitze ihrer Leute und suchten mit aufgesessenen Kanonieren und geschwungenem Kantschu ins Sanbecken durchzubrechen. Nicht allen gelang's. Der Sieger nahm 3500 Mann und 22 Geschütze hinweg. General Kornilow irrte fünf Tage in den Beskidenwäldern umher, bis er mit seinem Stab in österreichische Hände fiel. Glücklicher war Kirnikow, der mit Kavallerie und Artillerie gen Sanok entkam.

Unterdessen setzte das Beskidenkorps den Hauptkräften Brussilows zu, die sich Schritt für Schritt aus dem Laborczatal zurückzogen und am 6. Mai auf dem Nordhang der Beskiden noch einmal kehrt machten und die Höhen von Bukowica verteidigten, um den Rückzug der Flügel zu decken. Doch Marwitz griff sie schon in der Nacht auf den 7. Mai so heftig an, daß sie gegen Lupkow ausweichen und die Laborczahöhen räumen mußten. Am 8. Mai blätterte die Front Brussilows bis zum Uzsoker Paß ab. Bei Solinka, Nagypolany und Patakofalu stiegen die Österreicher aus den Gräben und folgten dem Feind, der sich unter Verlusten über das Waldgebirge und den Oberlauf des Sanflusses zurückzog und Szurmay die Handlungsfreiheit wiedergab.

Am Quellauf des Stryj wich der Russe langsamer, am Ostry griff er Linsingens Zentrum am 6. Mai sogar noch einmal, wenn auch vergeblich, an, und im Lomnicatal schlug er österreichische Angriffe ab. Aber von Mackensen, der die Verfolgungsschlacht rücksichtslos über den Wislok wälzte, konnte er sich nicht mehr befreien.

Als General Iwanow sah, daß Dimitrieffs Widerstandskraft am Erlöschen war und Brussilow im Becken von Sanok von Vernichtung bedroht wurde, raffte er drei Divisionen zusammen und schleuderte sie am 8. Mai in verzweifeltem Gegenstoß auf den Verfolger. Zwei Divisionen gingen von Sanok gegen Besko vor, um in Emmichs linke Flanke einzubrechen, und eine dritte Division warf sich bei Brzostek auf die Österreicher. Inzwischen sammelte Dimitrieff die kampffähigen Trümmer von sechs Divisionen und pflanzte sie bei Frystak auf, um der Garde und dem XXXXI. Reservekorps den Weg nach Rzeszow zu verlegen, und befahl dem rechten Flügel, am Unterlauf der Wisloka standzuhalten. So kam es am 8. und 9. Mai noch einmal zum Zusammenprall mit rückwärts gewendeten Kräften, die von Mackensens Generälen überall bei Besko, Frystak und Pilzno, beschwingten Fußes angegriffen wurden.

Auch dieser Versuch, die Schlacht vor der Sanlinie wieder aufzunehmen und die Verfolgung zum Stehen zu bringen, mißlang. Die Russen wurden im Becken von Sanok, an der Brücke von Frystak und auf den Höhen von Pilzno abermals geschlagen. Nur bei Brzostek lächelte ihnen einen Augenblick das Glück. Dort wurde das IX. Korps des Erzherzogs in blutigen Kampf verstrickt, bis die preußische Garde kräftig ausschreitend die Brücke von Frystak gewann, dem Feind den Rückzug auf Strzyzow verlegte und Tausende von Gefangenen fortführte. Da entscharten sich Iwanows Reserven

in wilder Flucht; selbst die ausdauernden Kaukasier räumten das Feld. Bei Pilzno verdrängten Tiroler und Steirer den Feind, bei Dabrowa zerbrach der. Widerstand, als ein Flankenangriff der 47. Reservedivision dem Feind den Rückzug auf Mielec abzuschneiden drohte.

In den Wäldern von Besko währten die Kämpfe bis zum 10. Mai und griffen in Emmichs Flanke. Als der Ansturm abgewiesen war, ging Emmich selbst zum Angriff über, schlug den Gegner bei Jacimierz und Wzdow und warf die auseinanderstäubenden Trümmer in das Stobnicatal. Nur Reste erreichten Sanok. Die Verfolgung wurde zum Jagen, die Niederlage zum Zusammenbruch. Auf den Straßen und in den Wäldern häufte sich die Beute, auch die stehengelassenen Geschütze begannen sich zu mehren. Als Emmich am Abend des 9. Mai Besko, Plettenberg am Morgen des 10. Mai Strzyzow stürmte, war Iwanows Versuch, die Verfolgung zum Stehen zu bringen, endgültig gescheitert. Iwanow räumte das Feld, befahl aber Dimitrieff, Przemysl und Jaroslau zu besetzen und sich im Sanwinkel zu behaupten. Heftig gedrängt, wich Dimitrieff nach Osten. Die Armee des Erzherzogs folgte seinem rechten Flügel am 10. Mai auf Wielopole, Debica und Radomysl, und die 11. Armee rückte auf Rzeszow. Dem Bulgaren blieb nichts übrig, als sich den vom Großfürsten gesandten Verstärkungen in die Arme zu werfen und über den Leg an den San zu entrinnen.

Brussilow war durch die Niederlage Dimitrieffs schwerer getroffen worden als dieser selbst, denn die 8. Armee schwand ihrem General unter den Händen und löste sich in rückwärts hastende Gruppen auf, die den San zwischen sich und den Verfolger zu bringen suchten. Auf dem Nordhang des Lupkower Sattels und auf dem Rücken der Bukowica zwischen Ordzechowa und Baligrod rangen seine Deckungstruppen verzweifelt um Zeitgewinn. Bei Szczawne im Ostawicatal, bei Turka und Dwernik am Quellauf des San und auf den Höhen südlich von Jablonka und westlich von Baronya wehrten sie sich vom 8. bis 10. Mai mit schwindender Kraft, um der Masse der Armee freien Abzug ins Dnjestrtal zu erstreiten. Es waren wirre, haltlose Kämpfe, die die weiten Wälder mit Versprengten füllten und den Brand in die Karpathendörfer schleuderten.

Am 11. Mai überflutete Mackensens Verfolgung das Becken von Sanok und erreichte die Linie Dwernik—Baligrod—Dynow—Rzeszow—Mielec. Doch nun machte sich das Bedürfnis geltend, dichter aufzuschließen und den Vormarsch auf die Sanlinie in neugegliederter Ordnung fortzusetzen, wenn man den Durchbruch im Sinne Conrads zur befreienden Tat gestalten wollte.

Mackensen näherte sich mit drei konzentrisch angesetzten Armeen der Linie Jaroslau—Przemysl—Dobromil. Da die Armee des Erzherzogs immer noch auf hartnäckigen Widerstand stieß und mehr und mehr nach Norden ausschwenken mußte, um gegen Dimitrieffs rechten Flügel Front zu machen, der schon im Mündungswinkel zwischen Weichsel und San zu

schanzen begann, zog Mackensen am 11. Mai auch Emmichs 20. Division auf den linken Flügel und lenkte sie in Gewaltmärschen von Jacimierz über Rzeszow nach Lancut. Hier traf sie am 14. Mai als Flankenstaffel an die linke Schulter des Gardekorps, während die 19. Division sich dichter an den rechten Flügel des Erzherzogs schloß.

Der Vormarsch Mackensens ging über geräumtes Feld. Hoch wirbelte der Sandstaub Galiziens unter den Tritten der siegreichen Scharen, die sich in einer Breite von 130 Kilometern ostwärts wälzten. Das Tor war eingestoßen, durch das der Weg ins Freie führte; die Morgenröte neuer Siege färbte den östlichen Horizont; große Hoffnungen flammten auf; der Belagerungsring, der Völker und Länder Mitteleuropas erstickend umspannt hielt, schien gesprengt.

Man erkannte in Teschen und Charleville rasch, was am Dunajec geschehen war. Kaiser Wilhelm verlegte sein Hauptquartier nach Pleß an der schlesisch-mährischen Grenze und eilte mit Falkenhayn auf die Schlachtfelder an der Wisloka. Sie kamen nicht mit leeren Händen. In Polen und Flandern wurden Verstärkungen freigemacht, um Mackensen instand zu setzen, seine Siegesbahn zu vollenden. Dazu war noch mancher Schlachttag nötig, denn der Feind dachte nicht daran, den Kampf aufzugeben.

Während Iwanow litt und stritt, ließ der Großfürst am San und an der Lubaczowka schanzen, rollten Verstärkungen von Warschau und Kiew nach Lemberg und Przemysl. Iwanow hatte viele Tausende geopfert, aber trotz des eilfertigen Rückzuges die meisten Geschütze, Gepäck und Gerät gerettet, die Dörfer niedergebrannt, Brücken und Straßen zerstört und am 11. Mai die Berührung mit dem Verfolger bei Dynow gelöst. Er wandte dem Dunajec und den ungarischen Tälern geschlagen den Rücken, um sich erst am San wieder zur Schlacht zu stellen, wo sich das Schicksal im Oktober schon einmal zu seinen Gunsten entschieden hatte.

Im Zusammenhang mit der Räumung Westgaliziens nahm Nikolai Nikolajewitsch auch die mittlere Karpathenfront zurück, um die Verbindung mit der Sanlinie sicherzustellen. Am 11. Mai wichen die Russen vor Linsingen bei Turka und Tuchla und gaben die Sperren von Lutowiska, Jablonka und Kopciowa preis. Die Südarmee drängte sprungbereit nach und warf die russischen Nachhuten in der Richtung auf Chyrow, Stary-Sambor und Stryj zurück. Das Quelltal des Dnjestr und die Täler des Stryj, der Orawa und des Opor sprangen auf. Um dieselbe Zeit ging Everths linker Flügel von der Nida und der Piliza auf Kielce zurück, um sich weichselaufwärts gegen die Opatowka zu ziehen und Dimitrieff wieder die Hand zu reichen. Dankl und Woyrsch folgten dem Gegner auf dem Fuße, kamen aber noch nicht zum Schlagen.

Mackensen erreichte am 12. Mai die Linie Dubiecko—Lancut—Kolbuszowa und scheuchte die letzten Kosaken gegen den San. Am 13. Mai

näherten sich die Vorhuten der 11. Armee den Brückenköpfen von Jaroslau und Radymno. Boroevic marschierte auf Przemysl und Dobromil, Boehm-Ermolli erreichte die Höhen südwestlich von Stary-Sambor und Linsingen, drang über Turka und Skole gegen Boryslaw und Stryj vor. Am 14. Mai erstiegen Mackensens Spitzenbataillone die dunkeln Hügel, die sich zwischen Lancut und Jaroslau hinziehen, und erblickten fern im Graublau flimmernder Hitze die Zwiebeltürme der Stadt Jaroslau und die eckigen Schattenrisse der Vorwerke von Przemysl. Der Russe begrüßte sie mit Granaten und gab dadurch seinem Entschluß, die Sanlinie zu halten und dem Verfolger in den Brückenköpfen von Jaroslau und Radymno Schach zu bieten, donnernden Ausdruck.

Der russische Gegenangriff zwischen Dnjestr und Pruth

Der Großfürst hoffte zuversichtlich, am San das Glück zu wenden, das seinen Armeen am Dunajec so jäh den Rücken gekehrt hatte. Der große Menschenverächter, der in den Karpathen die Blüte seines Heeres gebettet und in den Maikämpfen abermals 150 000 Gefangene, 100 Geschütze und 350 Maschinengewehre verloren hatte, gab den Feldzug noch nicht verloren und führte ihn am Südflügel sogar noch angriffsweise fort.

Als die Marschkolonnen der Verbündeten am 12. Mai schon die Nord- und Ostflanke des Waldgebirges hinabstiegen, wurde zwischen der Swica und dem Czeremosz und im Raume Horodenka-Obertyn am Dnjestr und Pruth noch erbittert gekämpft. Die russische Heeresleitung hatte trotz der schweren Niederlage der 3. Armee, trotz des verlustreichen Rückzuges der 8. Armee und der Divisionen Schuwalows den Hauptgedanken ihres in Fetzen gerissenen Feldzugsplanes festgehalten und die linke Flügelgruppe zwischen Czernowitz und Ottynia zum Angriff geführt, die Österreicher mit Übermacht angefallen und Pflanzer-Baltins Scheinangriff, der von neuem Boden gewonnen hatte, in einen Rückschlag verwandelt.

Pflanzer-Baltins linker Flügel war am 2. Mai zu beiden Seiten der Lomnica vorgegangen. Kurz darauf führte sein Zentrum einen Überfall auf die Brückenköpfe im Umkreis von Zaleszczyki aus. Im felsigen Lomnicatal stieß der österreichische Angriff bald auf große Schwierigkeiten. Die Österreicher säuberten das Hochtal, kamen am 6. Mai kämpfend über Osmaloda hinaus und eroberten eine Talsperre südwestlich von Jasien, konnten aber die Linie Porohy—Jasien—Lipowica nicht durchbrechen. Am Dnjestr waren sie glücklicher. Pflanzer-Baltin gelangte dort am 8. Mai in den Besitz der Dünen des Südufers, fuhr Geschütz auf, griff die Dnjestrschleife von Zaleszczyki überraschend an, umfaßte Zaleszczyki und erstürmte den

starken Brückenkopf. Als die Russen auf das Norduser wichen, erreichte der Angriff, der zur Fesselung des Feindes gedient hatte, seinen Gipfel.

Da setzte am 8. Mai der große russische Flügelangriff ein, der durch die Schlacht bei Gorlice und Tarnow seiner strategischen Bestimmung zum Teil entkleidet, aber weder durch die Niederlage Dimitrieffs noch durch die Kämpfe bei Osmaloda und Zaleszczyki verhindert worden war. Er erschien, entsprechend der veränderten Sachlage, als kräftiger Gegenzug des Verteidigers. Die Russen gingen auf der ganzen Linie von Chotin bis Porohy zum Angriff vor. Sie nahmen den alten Plan wieder auf und suchten die Südflanke der Verbündeten zu umfassen, von der Masse der Armee abzuschneiden und im Bistritztal durch einen Flankenstoß wieder gegen den Jablonika- und den Pantyrpaß Raum zu gewinnen.

Die Streitkräfte Pflanzer-Baltins waren nicht zahlreich genug, dem allgemeinen Angriff zu widerstehen, der breit entfaltet heranwogte. Die Russen häuften die Kavallerie auf dem linken Flügel, gaben ihr viele Geschütze bei und suchten die schwache Verteidigungsflanke Pflanzer-Baltins durch einen rücksichtslosen Angriff zwischen Czernowitz und Zaleszczyki zu sprengen und auf der Verfolgung den Pruth zwischen Czernowitz und Sniatyn zu überschreiten. Gleichzeitig griff Leschitzki mit der Hauptmasse an der Dnjestrfront an.

Die schwachen Kräfte, die Marschall bei Raranze und Sadagora aufgestellt hatte, wurden im ersten Anprall überwältigt. Doch gelang es den Verteidigern, die Übergänge über den Pruth und die Feldwerke im Umkreis von Mahala vor den Osttoren von Czernowitz zu behaupten und den Durchbruch zu verhindern.

Der Angriff der russischen Hauptmacht brach konzentrisch aus den Dnjestr- und Woronnastellungen hervor. Die linken Angriffsstaffeln überwanden nach heftigen Kämpfen und einigen Rückschlägen bei Latacz und Piotrom die großen Stromschleifen, die sich von Nizniow nach Zaleszczyki winden, durchbrachen nach erbittertem Ringen die Linie Zizierna—Czernelica und rückten kämpfend gegen Obertyn vor. Am 10. Mai wurden die Österreicher gezwungen, das eroberte Zaleszczyki preiszugeben und auf Horodenka zu weichen. Am Abend des 11. Mai wurde Czernelica von den Russen genommen. Zur gleichen Zeit brachen die rechten Angriffsstaffeln an der Straße Jezierzany—Chocimierz ein und drängten die Verteidiger in wildem Handgemenge auf Chocimierz zurück.

Da Pflanzer-Baltin über keine größeren Reserven gebot, sah er sich gezwungen, die bröckelnde Front zurückzunehmen und den Widerstand auf der ganzen Linie von Czernowitz bis Chocimierz an die Pruthschranke zu verlegen. Die Schlacht wälzte sich gegen den Pruth und täuschte ein Gegenstück zu den Kämpfen im Sanbecken vor, die um dieselbe Stunde ausgetragen wurden. Unter heftigen Nachhutkämpfen zogen sich die Verbündeten auf einer Front von 150 Kilometern und einer Tiefe von 20 Kilometern gegen

den Pruth zurück. Die Russen folgten ihnen auf dem Fuße und eroberten am 13. Mai Sniatyn. Die Österreicher brachten den Pruth zwischen sich und den Feind und richteten sich am Tage darauf in der Linie Czernowitz—Dubouţ—Kolomea—Nadworna zur Verteidigung ein, behaupteten aber auf dem Ostufer die Brückenköpfe Mahala, Dubouţ, Zablolow und Kolomea, an denen der Verfolger rasch zum Stehen kam.

Marschalls Flügel war weniger geschädigt worden und erwehrte sich des Feindes leichter als die Hauptmacht, die vor Kolomea sofort in schwere Kämpfe verstrickt wurde. Mit Todesverachtung stürmten die Russen gegen den großen Brückenkopf, dessen Verlust Pflanzer-Baltin um jeden Preis verhüten mußte. Der Kampf ging um die Geländewellen, die Kolomea umgeben und ein nach Osten zurückgewendetes Glacis bilden. Am 14. Mai drohten die russischen Sturmwogen die Höhenstufen zu überschwemmen. Die Verteidiger wichen erschöpft auf die Vorstädte.

Pflanzer-Baltin ruft die letzten Verstärkungen in den Kampf. Landsturm, Pioniere, Kavallerie werden zusammengelesen und dem Feind entgegengeworfen, bis Entsatz von Jasien und Delatyn zur Stelle ist. Der Tag vergeht im blutigen Ringen Mann gegen Mann. Als es nachtet, bleibt Leschitzkis Angriff nach verzweifelten Kämpfen entkräftet liegen. Da wird das Hauptquartier Pflanzers durch den Fall Nadwornas aufgeschreckt. Die Russen haben den brennenden Ort in den Abendstunden erstürmt und treiben die Verteidiger talaufwärts gegen den Pruth. Der linke Flügel droht auseinanderzubrechen. Mit letzter Kraft wird die Gefahr beschworen. Es gelingt den Österreichern, den Zusammenhang zu wahren. Kämpfend gehen sie das Bistritztal aufwärts gegen den Pruthabschnitt zurück und setzen sich während der Nacht in der Linie Lanczyna—Pasieczna oberhalb Kolomea zu neuem Widerstand.

Der Russe hat in den Sturmangriffen zu viel Blut verloren, um den Vorstoß fortzusetzen, und gibt Pflanzer-Baltin dadurch Zeit, sich in der Front Czernowitz—Zablotow—Kolomea—Lanczyna—Pasieczna fest einzurichten und den Kampf noch einmal aufzunehmen. Der Rückschlag ist von den Österreichern verwunden, die Pruthlinie wird von den Verbündeten behauptet. Die Entwicklung des galizischen Feldzuges mündet in Doppelschlachten, die ihre Donner von Jaroslau am San bis Kolomea am Pruth senden.

Die strategische Lage am 14. Mai 1915

Mackensens siegreiche Armeen erschienen am 14. Mai vor Jaroslau, Przemysl und Dobromil, um die Schlacht um die Sanlinie zu eröffnen, Leschitzkis Vormarsch überflutete das Bistritztal und gipfelte im Kampfe um die Pruthlinie.

Die große Drehbewegung, die durch den Angriff der beiden linken Flügel der feindlichen Heeresmassen eingeleitet worden war, endete am 14. Mai in der Linie Jaroslau—Radymno—Przemysl—Stary-Sambor—Kolomea—Czernowitz. Der russische Gegenangriff hatte den rechten Flügel der Verbündeten geschädigt und zurückgedrängt, aber weder um den Zusammenhalt gebracht, noch seiner Bestimmung als Verteidigungsflanke beraubt, der deutsch-österreichische Angriff dagegen den rechten Flügel des Feindes aus dem Stand gehoben und zerschlagen und den Stoß so tief in die innere Flanke der Karpathenarmeen durchgeführt, daß die russische Kampffront von der Nida bis zur Swica abblätterte und in Westgalizien eine 130 Kilometer breite Bresche aufsprang, durch die der Angriff sich in die offene strategische Flanke des polnischen Glacis und des westrussischen Festungsraumes wühlte.

Mackensens konzentrisch wirkender Vormarsch hatte nicht weniger als drei Armeen von Westen und Süden gegen die Sanlinie geführt und zielte über Jaroslau—Przemysl nach Rawa-Ruska und Lemberg. Wurden die Russen am San und in den Verteidigungslinien, die sie vor Lemberg aufgeworfen hatten, geschlagen, so brach ihr ganzes strategisches Gebäude zusammen.

Der Gedanke von Gorlice war in köstliche Frucht geschossen. Bei Tarnow und Gorlice war es zum erstenmal im großen Stellungskrieg geglückt, eine Durchbruchsschlacht mit raschen Schlägen zu gewinnen und sie durch eine Umfassung der durchbrochenen Armeen zu krönen. Was Joffre und French im Westen, Nikolai Nikolajewitsch im Osten seit Monaten vergebens versucht hatten, das hatte Mackensen bei Gorlice vollbracht, indem er Conrads strategischen Gedanken Gestalt lieh und deutsche Kraft und Hingabe an die Erfüllung einer Aufgabe setzte, die lange als unlöslich gegolten hatte.

Betrachtungen zur Schlacht bei Gorlice—Tarnow

Als die Fronten erstarrt waren und die Kämpfe um die Yserlinie und den Besitz Yperns im Westen, um die Sucha- und Njemenlinie und den Besitz der Karpathenausgänge im Osten den Beweis erbracht hatten, daß es zu Durchbruchsschlachten besonderer Veranstaltungen und eines sorgfältig durchdachten Verfahrens bedürfte, zog man im deutschen Lager aus dieser Erkenntnis zuerst die richtigen, den Erfolg bestimmenden Folgerungen. Man fußte auf dem Erfahrungssatz, daß es gelte, den entscheidend gedachten Stoß am entscheidend wirkenden Punkte anzusetzen, sich dabei des Überraschungsmomentes zu bedienen, Flach- und Steilbahngeschütze aller Kaliber und die Minenwerfer spielen zu lassen, den Infanteriesturm möglichst breit anzusetzen und den Angriff nicht mit den Besatzungen der ersten Linie

und schnell zusammengerafften Truppen, sondern mit einer eigens bereitgestellten bewegungsfähigen Truppenmasse zu führen. Man vergaß weder den Napoleonischen Grundsatz, daß man an der entscheidenden Stelle nicht stark genug sein könne, noch die Moltkesche Regel, daß eine entscheidend gedachte Schlacht nicht schematisch durchgeführt werden dürfe, und warf sich ohne Nebengedanken mit rücksichtsloser Hingabe in die Schlacht.

Der weise Leitsatz Clausewitzens, daß die Kriegführung etwas Lebendiges sei, daß die Strategie nicht nach einzelnen Elementen abgehandelt und abgewandelt werden könne, daß diese Elemente vielmehr in den einzelnen kriegerischen Handlungen vielfach und innig miteinander verbunden seien, ist im größten aller Kriege aufs neue zur Erörterung gestellt worden und hat am Dunajec einen Triumph gefeiert. Clausewitz hat allen in Betracht fallenden Elementen, den moralischen, physischen, mathematischen, geographischen und statistischen einen Platz in der Rechnung angewiesen, wenn es gilt, im Kriege große schlachtenreifende Entschlüsse zu fassen und sie in die Tat umzusetzen. Aber er erblickte in ihnen mit Recht nur einzelne Bestandteile eines einheitlichen Gebildes und warnte davor, einzelne Elemente zu überschätzen und diese zur Grundlage operativen Denkens und Handelns zu machen.

Als es im Weltkrieg galt, befestigte und festangelehnte Fronten von unerhörter Stärke zu durchbrechen, ist diese Maxime für alles feldherrliche Denken bestimmend geworden. Sie schwebte als Leitstern über jeder Durchbruchsschlacht des Weltkrieges und strafte jeden Feldherrn, der sich nicht nach ihr richtete, mit einer strategischen Niederlage. Clausewitz hatte recht: Nicht nur der Geist des Heeres, also das moralische Element, nicht nur die Größe und die Leistungsfähigkeit der Streitkräfte, also das physische Element, nicht nur die Bevorzugung gewisser Operationslinien und die Ausnützung ihrer Winkelung, also das mathematische Element, nicht nur die Wahl der Durchbruchsstelle, also das geographische Element, nicht nur die Ansammlung von Geschützen und Geschoßmengen und Erhaltungsmitteln, also das statistische Element — nichts von allem vermag in mechanischem Erfassen und einseitiger Anwendung dem Feldherrn den Weg zum Erfolg zu weisen. Das Heil liegt in der Vereinigung dieser Elemente zur Harmonie gestaltender Kraft. Daß das gerade bei der Durchbruchsschlacht zutrifft, obwohl diese zu einer Überschätzung einzelner und zur Vernachlässigung anderer dieser Elemente verführt, hat der Weltkrieg in furchtbaren, an Dauer, Heftigkeit und Umfang ins Unerhörte wachsenden Schlachten bewiesen. Der Verführung zur Überschätzung einzelner Elemente ist mancher Feldherr und mehr als ein Kriegskabinett erlegen, und zwar wurde das statistische Element als der Liebling dieses materialistischen, in Zahlen denkenden und in Zahlen schwelgenden Zeitalters auf den höchsten Thron erhoben und der „Zahl" in einseitig blinder Verehrung gehuldigt. Man glaubte, daß in der Durchbruchsschlacht, die sich durch befestigte, in den Flanken unverwundbare Stellungen Bahn machen

muß, die größere Zahl und das vollkommenere Rüstzeug von vornherein und an sich den Sieg verbürgten. Das war ein Irrtum. Wohl hat die Zahl ihren Einfluß geltend gemacht, aber weder das statistische Element, wie Clausewitz es benannte, noch das neu in die Rechnung und die Betrachtung einzufügende technische Element haben den Ausgang der Schlachten einseitig bestimmt.

Auch die Durchbruchsschlacht steht unter dem Leitsatz, den Clausewitz aufstellte, als er, die Einheit der Elemente der Strategie betonend, schrieb: „Wenn man die Strategie nach diesen Elementen abhandeln wollte, so wäre das der unglücklichste Gedanke, den man haben könnte, denn diese Elemente sind meistens in den einzelnen kriegerischen Akten vielfach und innig miteinander verbunden; man würde sich in die lebloseste Analyse verlieren, und wie in einem bösen Traum würde man ewig umsonst versuchen, von diesen abstrakten Grundlagen den Bogen zu den Erscheinungen der wirklichen Welt hinüber zu wölben." In diesem Geiste ist die Schlacht bei Gorlice von den Deutschen und ihren Verbündeten geschlagen und gewonnen worden. Als „kriegerische Erscheinung der wirklichen Welt" steht sie auf dem steinigen neuen Boden, den die Kriegführung kurz nach der Winterschlacht in Masuren betreten mußte. In Masuren war von Hindenburg die letzte große Umfassungsschlacht des Bewegungskrieges geschlagen und in den Wäldern von Suwalki siegreich zu Ende geführt worden, bei Gorlice wurde die erste siegreiche Durchbruchsschlacht im Stellungskrieg geliefert, deren Durchführung Joffres Winterschlacht in der Champagne als strategische Niederlage kennzeichnete, ohne dieser die Bedeutung eines großen Abnützungskampfes zu nehmen.

Als wir die Vernichtungsschlacht in den Wäldern Suwalkis betrachteten, kamen wir zu dem Ergebnis, daß sie eine Wunde bedeutete, und schrieben: „Wenn man eine neue Umfassungsschlacht schlagen wollte, so mußte man zuvor die feindliche Front durchbrechen und die Umfassung dann von innen nach außen oder als doppelseitige durch Einschwenken von zwei Bruchstellen aus von außen nach innen durchführen. Das war angesichts der zunehmenden Stärke der Kordonlinien, die im Westen schon große Festigkeit erreicht hatten und im Osten rasch nachwuchsen, ein außerordentlich schwieriges Beginnen. Es erschien an langwierige Vorbereitungen geknüpft und erforderte einen großen technischen Aufwand, starke Artillerie und geschulte Luftaufklärung. Da ein solcher Durchbruch sich erst dann als Operation auszuwirken begann, wenn er von einer Umfassung gekrönt wurde, so kam es abermals auf ein Ringen um die Flanken heraus, nur konnten diese nicht mehr in freier Bewegung gesucht, sondern mußten durch das schwierigste taktische Manöver, die Durchbrechung der feindlichen Front, gewonnen werden." Die Schlacht bei Gorlice liefert den Beweis für diese Behauptung. Vor ihr sind die Durchbruchsschlachten Joffres und Nikolais verblaßt. Wie man sich auch

mit der Tatsache abfinden mag, daß Durchbruchsschlachten größere Opfer kosten, und wie man sich auch zu der Forderung stellen mag, daß man nicht aufhören soll, die Umfassung zu suchen, solange der Gegner noch einen verwundbaren Flügel besitzt, wie dies auf seiten der Russen im Mai 1915 nördlich des Njemenstromes noch der Fall war — sicher ist, daß Gorlice die Bahn zur operativen Wiederbelebung des erstarrten Krieges freischlug.

Daran konnten die Versuche Nikolai Nikolajewitschs, den Südflügel der Verbündeten am Pruth abzuknicken, und ein großangelegter neuer Durchbruchsversuch Joffres zwischen der Scarpe und dem Kanal von La Bassée nichts ändern. Auch die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn und die Kämpfe der englisch-französischen Landungsarmee auf der Landzunge von Gallipoli vermochten den Siegeslauf Mackensens nicht mehr zum Stillstand zu bringen. Die erlösende Schlacht war geschlagen, ehe sich der Zweifrontenkrieg zum Dreifrontenkrieg erweitert hatte. Der strategische Kreis, in den die Mittelmächte gebannt waren, erschien dadurch im Osten so nach außen gedehnt und hatte so an pressender Kraft eingebüßt, daß der italienische Druck auf die Südflanke nicht mehr hinreichte, die Mittelmächte in tödlicher Umarmung zu ersticken.

Dennoch schuf Italiens Vorgehen neue strategische Verhältnisse. Die apenninische Halbinsel wurde zum Sprungbrett für die Orientfeldzüge der Entente. Der Eintritt Italiens in den Krieg erleichterte England die Ausführung von Feldzugsplänen, die es von Ägypten nach Gallipoli und ins Innere Syriens führten, und befestigte Albions Vorherrschaft in der Ägäis, in der Großen Syrte und im Roten Meer. Rußlands Schwächung kam diesen Bestrebungen entgegen. Frankreichs Politik, die nicht über den Vergeltungskrieg und die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens und — wenn alle Blütenträume reiften — die Eroberung des linken Rheinufers hinausreichte, wurden durch den Anschluß Italiens und die Niederlage Rußlands nicht gefördert. Man maß aber in Paris der Balkanhalbinsel als der Einbruchspforte in Österreich-Ungarns Südflanke und dem Bindegliede zwischen Deutschland und dem Orient so große Bedeutung bei und wußte in der Levante so gewichtige Interessen gebettet, daß die französische Regierung daran dachte, auch dort mit Kriegsmacht aufzutreten und eine neue militärische Grundstellung zu schaffen. Es war der entscheidende Wurf in dem geschichtlichen Spiele, das von der französischen Republik getreu der alten kontinentalen Politik des Frankreichs Richelieus, Ludwigs XIV. und der Napoleoniden mit leidenschaftlichem Eifer durchgeführt wurde. Frankreich war bereit, die schwersten Blutopfer zu bringen, um der Kriegführung der Entente stärkeren Atem einzublasen und den Krieg so lange zu fristen, bis Albions Armeen zahlreich und kriegstüchtig genug waren, ebenbürtig im Felde zu erscheinen.

Der Feldzug im Westen
vom 9. Mai bis 28. Juni 1915

Die Schlacht bei Carency—La Bassée

Als Mackensen am 2. Mai die galizische Front durchbrach, war General Joffre schon lange damit beschäftigt, einen neuen großen Angriff auf die deutsche Wehrstellung vorzubereiten. Er hatte die Engländer aufgefordert, sich daran zu beteiligen und das Entscheidungsfeld zwischen Lille und Arras abgesteckt, wo die englische und die französische Front aneinander grenzten. Der Vorstoß des Herzogs von Württemberg gegen Ypern machte ihn darin nicht irre, und der Angriff Mackensens auf die galizische Front forderte eher dazu heraus. Mackensens Angriff kam Joffre in gewissem Sinn sogar gelegen. Der französische Feldherr las in den deutschen Berichten und in Nikolais Meldungen, daß der Stoß in Galizien mit sehr starken deutschen Kräften ausgeführt werde, und schloß daraus auf weiteren Abzug deutscher Westkämpfer nach dem Osten. In der Tat waren die Westmächte dem deutschen Westheer damals wohl um 500 000 Bajonette überlegen. Das erleichterte Joffre die Durchführung des vierten großen Durchbruchsunternehmens, zu dem er eine Fülle von Angriffsmitteln aufgeboten hatte. Sein Plan zielte auf die Eroberung des Hügellandes von Vimy. Der Angriffstag war um die Frühlingswende wohl noch nicht bestimmt, doch als die russische Front am 4. Mai nach zweitägigen Kämpfen auseinanderbrach und Mackensen Iwanows Karpathenarmeen aufzurollen begann, gab es für Joffre kein Zögern mehr. Er sah sich gezwungen, die Vorbereitungen hastiger zu vollenden, als ihm lieb war, und gebot dem Oberbefehlshaber der Nordfront, General Foch, sobald wie möglich zum Angriff zu schreiten. Es war nicht das erstemal, daß der französische Generalissimus gedrängt wurde, aber er zählte diesmal auf größere Angriffsmittel, günstigere Ausgangsstellungen und angreifbarere Ziele als je zuvor, glaubte alle strategischen Elemente in seiner Schlachtberechnung vereinigt zu haben, sah die Deutschen noch immer hartnäckig an ihrem Liniensystem und dem Blut fordernden Grundsatz festhalten, daß jeder verlorene Graben wiedererobert werden müsse, und setzte daher den Beginn des Kampfes zuversichtlich auf den 9. Mai fest.

Die Leitung des großen Unternehmens lag bei Foch in guten Händen. Die Stoßgruppe bestand aus der 10. Armee, die von d'Urbal geführt wurde und mit dem Kampfgelände zwischen Arras und La Bassée vertraut war. Sie wurde durch zahlreiche Verstärkungen nahezu verdoppelt. Auf den Höhen von Bouvigny und St. Eloi fuhren große Artilleriemassen auf, die die Flanken des Lorettoberges und die Stellungen von Noulette, Angres, Ablain—

St. Nazaire und Carency, die Mulden von Souchez und Givenchy-en-Gohelle, die Hügellehnen von La Targette und Neuville und die Schlackenhalden von Lens weithin beherrschten. Weiter nördlich, zwischen dem Kanal von La Bassée und der Lys, traten die Engländer, von französischer Artillerie unterstützt, zum Flankenangriff an.

Die französische Angriffsfront maß etwa 24 Kilometer und erstreckte sich von den Ziegeleien von Cuinchy, gegenüber von Givenchy-Lez-La Bassée bis zur Arraser Vorstadt St. Laurent. Am linken Flügel standen die 58. und die 92. Division und hielten die Linie Cuinchy—Vermelles—Grenay; anschließend fochten das XX., das XXXIII. Korps und Teile des X. Korps. Sie füllten den Hauptangriffsraum von den Höhen von Bouvigny bis zum Waldgebiet von Berthonval und La Targette. Am Südflügel rückte bei Ecurie und Roclincourt das IX. Korps auf. Südlich von Arras stand das XI. Korps, das seit den Septemberkämpfen die Ancrefront verteidigte und nun Befehl erhielt, die rechte Flanke der Angriffsarmee zu sichern. In der Mitte der Angriffsfront standen in den Falten der Höhen von Bouvigny und St. Eloi als zweites Treffen Humberts Fremdenregimenter und Marokkaner aufmarschiert. Sie bildeten eine Phalanx von 50 000 Bajonetten, die in die geschlagene Bresche eindringen und die deutsche Hauptlinie in rücksichtslosem Ansturm durchbrechen sollte. Griffen die Engländer zur gleichen Zeit bei Festubert und Neuve Chapelle an, so war die Liller Front trotz der Sicherung der Nordflanke auf das empfindlichste bedroht. Eine Durchbrechung der deutschen Wehrstellung zwischen der Lys und der Scarpe zerriß den Zusammenhang des flandrischen Frontabschnittes mit der Oise- und Aisnefront, öffnete das Scheldebecken von Südwesten und nötigte die deutsche Heeresleitung, auf die Linie Cambrai—Douai—Lille zurückzugehen und Lille im Feuer zu verteidigen. Mißlang der Rückzug und wälzte sich der Verfolger mit dem weichenden Verteidiger über den Scheldekanal, so brach das deutsche Verteidigungssystem in Flandern, im Artois und in der Picardie zusammen. Dann wurde die Aisnestellung überflügelt und der strategische Gedanke, der Joffre während „des Wettlaufs zum Meere" beseelt hatte, zu neuem Leben erweckt. Selbst ein halber Erfolg des Angreifers gewann in diesem Abschnitt noch strategische Bedeutung. Überschritten die Franzosen die Straße Arras—Béthune, machten sie sich zu Herren des Steilrückens von Vimy, so beherrschten sie die Ebene von Douai mit Geschütz und Gewehr und gewannen gesicherten Aufmarschraum für die später zu erneuernde Durchbruchsschlacht.

French zollte dem Angriffsplan Joffres um so lauteren Beifall, je bedrängter er sich bei Ypern fühlte und je stärker die flandrische Küste bewehrt wurde. Er stellte Foch Sir Douglas Haig und die 1. Armee zur Verfügung und sorgte für deren Verstärkung durch Abgaben aus dem Schoße der 2. Armee und der Heeresreserve. Haig hieß die Gelegenheit zur Vergeltung

willkommen und machte sich in engem Einvernehmen mit d'Urbal zwischen Fromelles und Festubert zum Angriff bereit. Er führte zu diesem Zweck das I., das IV. und das indische Armeekorps vor und setzte ihnen wiederum die Durchbrechung der Linien als Ziel, die sie im März vergeblich berannt hatten.

Es war die erste Durchbruchsschlacht, die von Franzosen und Engländern Schulter an Schulter mit großen Mitteln geliefert wurde. Die britische Armee hätte noch kräftigere Hilfe leisten können, wenn sie nicht im April bei Ypern so schwer heimgesucht worden wäre. Um so größer war der Einsatz der Franzosen in der Schlacht, die am 9. Mai ihre Donner mit dem Getöse der Wisloka- und der Dnjestrschlacht zu vermischen begann.

In den deutschen Gräben war man schon seit dem 1. Mai auf stärkere Regsamkeit des Feindes aufmerksam geworden. Die Anzeigen eines großen Angriffs waren nicht zu verkennen. Flieger und Fesselballone mehrten sich, neue schwere Batterien schossen sich ein, die französische Infanterie legte alle Abzeichen ab und barg sich sorgfältig vor deutschen Erkundungen. Immer häufiger fielen schwere Haubitzgranaten aus den grünenden Wäldern von Bouvigny und von der Höhe von St. Eloi auf die Gräben in der Mulde von Carency und die befestigten Trümmer von Neuville und La Targette. Trübes, dunstiges Wetter und starke feindliche Kampfflugzeuge hinderten die deutschen Flieger an genauer Beobachtung der Bewegungen, die im Hügelland von St. Pol auf allen Straßen und Bahnen zwischen Arras und Béthune vor sich gingen.

Fochs Aufmarsch gedieh. Hinter den sprossenden Hecken rollten Engländer und Franzosen ihre Minenwerfer näher, in den Wäldern von Bouvigny und Berthonval sammelten sich die Sturmkolonnen, auf der Straße von Doullens und St. Pol zogen Kavalleriedivisionen heran und stellten sich schon vor der Schlacht zur Verfolgung bereit. Der Himmel erhörte Joffres Bitte um trockene Wege und sandte strahlendes Wetter. Die Sonne von Gorlice brannte über dem Lorettoberg, den verschlammten Mulden von Souchez und den Schlackenhalden von Lens.

Am 8. Mai wurde die deutsche Linie zur Schlacht geweckt. Das Wirkungsschießen von 800 Geschützen schlug in die Gräben und auf die Barrikaden des VII., des XIV. Korps und des II. bayerischen Reservekorps, die von Festubert bis Arras im Feuer lagen. Bis zur Ancre rollte der Donner und rief auch das XIV. Reservekorps unter die Waffen.

Die angegriffene Front war nur schwach besetzt. Das VII. Korps war noch wund von der Märzschlacht, das XIV. Korps seit dem Dezember nicht mehr zu rechtem Schlaf gekommen und auch die Bayern vor Arras unaufhörlich in Atem gehalten worden. Trotzdem war Kronprinz Rupprecht von Bayern bereit, dem gewaltigen Angriff mit diesen drei geschwächten Korps und den beigestellten Landwehrbrigaden zu begegnen, bis die Nachbarn Unterstützung senden konnten.

Foch tat alles, um den ersten Stoß mit voller Wucht zu führen, und fand in Haig und d'Urbal tatkräftige Helfer. Haig stellte zwischen Festubert und Neuve Chapelle sechs Divisionen zum Angriff auf, in der Absicht, den Straßenabschnitt La Bassée—Fournes zu erstreiten und das VII. Korps und eine diesem zugeteilte bayerische Division in südöstlicher Richtung gegen den Kanal zu drücken. D'Urbals linker Flügel erhielt Befehl, von Vermelles und Grenay gegen Hulluch und Loos vorzurücken, wo der rechte Flügel des XIV. Korps an einer flachen Geländewelle Halt suchte, und d'Urbals Zentrum wartete auf der Höhe von Bouvigny und in den Wäldern von Villers und Berthonval darauf, den linken Flügel der Badener von den Flanken des Lorettoberges in die Mulde des Carencybaches und aus den Gründen von Ablain-St. Nazaire über Souchez und Givenchy-en-Gohelle zu werfen. Unterdessen sollte der rechte Flügel der verstärkten 10. Armee aus der Linie Berthonval—Ecurie—Roclincourt—St. Laurent hervorbrechen und die Bayern über La Targette, Neuville und Thelus auf Vimy und Bailleul werfen und in die Ebene von Douai hinunterjagen. War die Linie Bailleul—Lens—Loos—La Bassée erstritten, so war die Schlacht für die Verbündeten gewonnen.

Als das französische Artilleriefeuer am Abend des 8. Maitages immer mächtiger aufflammte, erkannte man im Hauptquartier des Kronprinzen die Schwere und die Bedeutung des Angriffs. Der Horizont stand in Flammen, die Nacht brannte und bebte vom Feuerschlag der Grabenmörser und der schweren Haubitzen. Im Morgengrauen erschienen französische Flieger und suchten die Quartiere und die Bahnhöfe hinter der Gefechtsfront mit Bomben heim, um 4 Uhr wuchs die Beschießung zum Trommelfeuer. Von St. Laurent bis Loos feuerten alle Schlünde, die Foch zur Schlacht vereinigt hatte, und um 5 Uhr setzte zwischen Fromelles und La Bassée der Wirbel des Engländers ein, der aus zahlreichen eigenen und welschen Rohren schoß.

Die Franzosen stiegen zuerst aus den Gräben. Sie sprengten um 9 Uhr im Umkreis von Carency und La Targette die unterirdischen Minen und stürzten sich mit dem Bajonett auf die zerschossenen und verschütteten Gräben und Schanzen östlich der Straße Vermelles—Grenay, auf die Kapellentrümmer und die Zickzacklinien der Lorettohöhe und die Dorfstellungen von Targette und Neuville. Im Schutze ungeheurer Rauchmassen wälzte sich der Angriff zu Tal. Die deutsche Artillerie hatte den Feuerkampf gegen eine erdrückende Übermacht an Rohren und Kalibern nur mit Mühe gefristet. Sie schonte ihre Kräfte, bis die Beobachter durch Lücken und Risse des künstlich gewebten Rauchschleiers unzählige Schwärme französischer Infanterie gegen die West- und Südhänge von La Targette, Neuville und Carency vorgehen und dicke Massen aus den Gehölzen von Berthonval, Villers-au-Bois, de la Haie und Bouvigny hervortreten sahen. Da setzte breitfächerndes Sperrfeuer ein und zerstückte die anlaufenden Divisionen.

Trotzdem gewann der Angriff reißend Boden. In der ersten deutschen Linie war der Widerstand nur noch an einige Maschinengewehre geknüpft. Die Gräben lagen voll Toter und Verwundeter. An der Lorettokapelle, in den Mulden von Carency und Souchez, in den Riegelstellungen, die sich von Carency nach La Targette zogen, und zwischen Neuville und Thelus hatten Badener und Bayern durch die Beschießung so schwere Einbußen erlitten, daß der Angreifer an vielen Stellen in vereinsamte Gräben drang. Die Reste der Besatzungen verkauften ihr Leben um so teurer. Sie empfingen die Stürmer mit Maschinengewehren, Handgranaten und Messern und wehrten sich bis auf den letzten Mann. Allmählich erlahmte die Wucht des Angriffs, und als es Nacht wurde, kam er auf den Flügeln im Flankenfeuer zum Stehen. Doch in der Mitte half kein Wehren; hier brach der Franzose um die Mittagsstunde zwischen La Targette und Carency durch.

Um 1 Uhr wächst die Schlacht in die Krise und legt sich als schwerer Alb auf die Brust der deutschen Verteidiger.

Das XX., das XXXIII. Korps, Afrikaner und Legionäre überrennen die zweite Linie, erobern La Targette und den Westteil von Neuville, nehmen die Barrikaden, die sich zwischen Carency und La Targette über die Béthuner Nationalstraße ziehen, umfassen Carency von Westen und Süden, Ablain-St. Nazaire von Norden und erstürmen die Trümmer der Lorettokapelle und die Stellungen am Nordhang von Souchez. In der deutschen Front springt eine Bresche von 4 Kilometern Tiefe auf. Badener, Bayern und rheinische Landwehr opfern sich Mann für Mann, um den Angriff aufzufangen, ehe er die Westhänge der Steilküste von Vimy gewinnt. In Ablain-St. Nazaire, an der Erdwelle 125 und an Carency prallen die Anstürme ab, aber an den Osthängen der Lorettohöhe, am Süduſer des Carencybaches und an der Halde, die von Neuville nach Norden zu der Höhe 123 ansteigt, brechen sie sich tief und tiefer Bahn. Neuville-St. Vaast wird von Norden umfaßt und der Sturm gegen die Mühle und die Ferme La Folie vorgetragen. Die Ferme La Folie liegt auf der beherrschenden Höhe 140, südlich von Petit Vimy. Geht sie verloren, so ist die deutsche Stellung endgültig durchbrochen. Die Gefahr ist groß. Nur noch einzelne Geschütze und der verzweifelte Widerstand schmelzender Bataillone hemmen den Sturm des beherzten Feindes. Schon speien die Wälder von Berthonval und Bouvigny dicke Kolonnen Turkos, Zuaven, Jäger und Legionäre aus, die den Sieg vollenden und die zwischen Neuville und Carency geschlagene Bresche benutzen wollen, um das XIV. Korps von den Bayern abzudrängen, von Süden nach Norden aufzurollen und im Becken von Lens zu vernichten. Auf der deutschen Seite fehlt es an Reserven. D'Urbals Sperrfeuer senkt sich schwer und schwerer auf die Anmarschstraßen und die Verbindungswege und hemmt den Zuzug. Die umfaßten Dorf- und Grabenbesatzungen feuern nach drei Seiten und harren heldisch des Entsatzes. Im Hohlweg von Ecurie

und im Grabenlabyrinth von Neuville fechten Bayern mit dem Feinde Brust an Brust; in dem von Westen, Süden und Osten umklammerten Carency, auf der Erdwelle 125, in Ablain und in der Schlammulde von Souchez schlagen sich die Badener zwischen aufgewühlten Gräbern und verstummten Geschützen in eng und enger werdender Verstrickung.

Foch sieht den Erfolg zur Höhe wachsen. Zwar meldet d'Urbal sehr schwere Verluste — fast alle Offiziere liegen in ihrem Blute, die Freibataillone der Fremdenlegion, die als „troupe à sacrifier" den Sturm geführt haben, sind nahezu aufgerieben —, aber die Schlacht ist für die Verbündeten gewonnen, wenn es d'Urbal gelingt, sich Ablains, Carencys, der Höhen 123 und 140 und der Ferme La Folie vollends zu bemächtigen und Douglas Haig die ihm gegenüberstehenden Westfalen und Bayern in den Kanal von La Bassée wirft.

Die Entscheidung reift zwischen Carency und Ecurie. Aber noch ist sie nicht gefallen. Die Deutschen haben alles zusammengerafft, was eine Waffe führen kann, und bieten dem Gegner mit den letzten Kräften Halt. Nördlich von Ecurie, im Grabenlabyrinth westlich von Thelus, mitten im Häuserblock von Neuville, bei Carency, auf der Erdwelle 125 und in der Gasse von Ablain-St. Nazaire stößt der Franzose auf wachsenden Widerstand. Zwischen Neuville und Souchez ist der Einbruch am weitesten gediehen. Französische Schützen haben schon die sanften Westhänge der Steilküste von Vimy überflutet und blicken durch die geschlagene Bresche ins offene Gelände. Ihre Richtfähnchen und Winkflaggen flattern dicht vor der Ferme La Folie. Es ist der letzte Stützpunkt der Deutschen auf dem Westhang der „Falaise". Hierhin hasten die deutschen Reserven. Sie müssen den steilen Osthang erklimmen, um vor dem Feind den Höhenkamm zu erreichen und sich auf dem Westhang zu setzen. Es sind nur noch einzelne Kompagnien. Sie sind von Vimy und Farbus herangeführt worden. Unterwegs schließt sich alles an, was eine Waffe führen kann, darunter Kanoniere, Pferdewärter, Rekruten, die weit hinten mit ungeladenen Gewehren Griffe übten, Meldegänger, Schipper und Leichtverwundete. Sie keuchen den Hang empor, von dem die Clairons der französischen Sturmscharen den alten afrikanischen Streitruf herabsenden: „Y a d'une goutte à boire la haut, y a d'une goutte à boire!"

Die Verteidiger von La Folie sind am Erliegen. Feld- und Haubitzbatterien verschießen Kartätschgranaten, die Maschinengewehre hämmern bis zum letzten Patronengurt, aus dem Stand gehobene Infanterie wehrt sich mit Spaten und Messer und weicht verblutend gegen die Steilkante.

In diesem drangvollen Augenblick schwingen sich die zusammengerafften deutschen Reserven über den Höhenrand von La Folie und fangen den Stoß auf der Höhe 123 ab. Der französische Ansturm kommt in blutigem Zusammenprall zum Stehen.

Die Franzosen kennen den Wert des ersten Schlachttages und werfen neue Kräfte ins Feuer. Vor Sonnenuntergang greifen sie die Linie Neuville—Höhe 123—Carency—Erdwelle 125—Ablain-St. Nazaire noch einmal an. Diesmal wird Carency vollends umfaßt. Afrikanische Regimenter überschreiten den Carencybach, brechen zwischen Carency und Souchez ein und nehmen unter furchtbaren Verlusten die Malon-Mühle am Nordhang des Tales. Das Dorf Souchez wird unmittelbar von Süden angegriffen und die Besatzung auf den Dorfkern zurückgeworfen. Ablain-St. Nazaire wird von Westen und Norden berannt und der Westteil dieses langgestreckten Dorfes abgerissen. Als es Abend wird, liegt Carency als Insel in der französischen Sturmflut, die den Ort von allen Seiten umspült und den vorgelagerten Friedhof erfaßt. Im Dämmerschein stürmt das 42. Alpenjägerbataillon den von Minen zerwühlten Gottesacker und bettet sich auf dem teuer erkauften Grund.

Unterdessen ist am Nordflügel d'Urbals IX. Korps zum Sturm angetreten. Es hat sich rittlings der Straße Vermelles—Lens zum Angriff entwickelt, gelangt bei Loos in die deutschen Gräben und setzt sich darin fest. Aber auch hier reift der Einbruch nicht zum vollen Erfolg.

Als es Abend wird, ist die Schlacht trotz allen Aufwandes französischer Tapferkeit und Geschicklichkeit nicht zur völligen Durchbrechung der deutschen Front gediehen. Die Nacht kommt den Deutschen zu Hilfe. Die Krisis, die um die Mittagsstunde ausbrach und im Laufe des Nachmittags zur Katastrophe schwoll, ist für kurze Zeit beschworen, aber die Schlacht dauert fort.

General Foch hatte von den Engländern wirksame Hilfe erwartet, und am Nachmittag, als der Erfolg der Afrikaner im Zentrum zu gipfeln begann, ungeduldig nach günstigen Berichten über Haigs Eingreifen in der Nordflanke des XIV. Korps gefragt. Aber Frenchs Meldungen ließen zu wünschen übrig. Haig kam trotz der starken Tiefengliederung seiner Angriffsmasse und beherzten Vorgehens nicht vom Fleck. Das I. Korps und die Inder hatten in der Morgenfrühe dieses blutigen Sonntags zwischen Givenchy und Newe Chapelle angegriffen, und das IV. Korps wurde bei Rouges Bancs nordwestlich von Fromelles eingesetzt. Die indischen Regimenter, die seit ihren schweren Verlusten nicht mehr recht zu gebrauchen waren, bissen am Vormittag nur zögernd an und klebten tagsüber an der Scholle. Haig beschloß, sie vorzureißen, und warf gegen Abend die Garden des I. Korps in den Kampf. Er hatte sie in gedeckten Räumen zwischen La Quinque Rue und Newe Chapelle versammelt, fegte ihnen die Bahn, indem er Drähte und Brustwehren der hochaufgeworfenen deutschen Gräben durch die Artillerie niederlegen ließ, und suchte den Erfolg im Anprall rasch aufeinanderfolgender Sturmwellen, die er über das 200 Meter breite Glacis gegen die Westfalen vortrieb. Die Garde riß die Inder mit, der Angriff gewann Raum, gelangte aber nicht in die deutschen Linien. Das

deutsche Abwehrfeuer zerschlug die stürmischen Angriffe, ehe sie die zerschossenen Sandsackbarrikaden erreichten. Haufenweise fielen Inder und Briten bei La Quinque Rue und im Wäldchen von Biez, das schon am 10. April so viel teures Blut getrunken hatte. Welle auf Welle zerstäubte im hohen Gras, und als es Nacht wurde, war so gut wie nichts erreicht. Ein einziges Londoner Bataillon war in die erste deutsche Linie gelangt, aber auch dieses war nicht imstande, sich zu behaupten. Seine Trümmer traten in der einfallenden Dämmerung den Rückzug an, mit ihnen gingen die auf freiem Felde im Niemandslande kauernden Black Watch und Camerons zurück. Haigs rechter Flügel war geschlagen.

Auch das IV. Korps hatte sich die Zähne ausgebissen. Es war schon am frühen Morgen angetreten und hatte sich am linken Flügel zwischen Fleurbaix und Laventie zum Angriff auf Rouges Bancs und Fromelles entwickelt. Schwere Sprengungen erschütterten die Linien der bayerischen Division, die diesen Abschnitt besetzt hielt, und bahnten den Briten den Weg in die deutsche Linie. Zum erstenmal versuchte der Engländer, einen Vorteil auszunützen und die feindlichen Stellungen beim Eindringen in die verschütteten Gräben sachgemäß aufzurollen. Doch die Bayern waren rascher; sie riegelten die Einbruchstellen ab und warfen sich von allen Seiten auf die eingedrungenen Briten. Zwischen Wasserlöchern, Ziegelhaufen und brennenden Gehöften wogte der Nahkampf bis zum Abend hin und her. Als es Nacht wurde, war der Einbruch abgedämmt. Das IV. Korps trat den Rückzug an. Über 1500 Briten lagen hinter den wiederhergestellten Linien des Verteidigers in ihrem Blute.

Haigs 1. Armee hatte ihr Bestes getan, um Foch zu unterstützen, und den Angriff mit den schwersten Opfern bezahlt, war aber nicht imstande gewesen, die rechte Flanke des Verteidigers einzudrücken und durch den blutigen Kampf so geschwächt, daß sie die Schlacht vor dem 15. Mai nicht wieder aufnehmen konnte. Kraftlose Nachkämpfe, die French auf Fochs Wunsch am 10. Mai entfesselte, veranlaßten Rupprecht nicht, Verstärkungen nach Fournes und La Bassée zu entsenden und die gefährdete Front zwischen Thelus und Souchez zu schwächen.

Die Franzosen ließen sich hierdurch nicht entmutigen, sondern griffen am 10. Mai um so kräftiger an. General Foch blickte am Abend des 9. Mai auf so starke Anfangserfolge zurück, daß er mit Zuversicht zu neuen Schlägen rüsten konnte. Der rechte Flügel der Angriffsarmee hatte zwar vor Arras und Roclincourt keinen Raumgewinn erfochten und der linke Flügel bei Loos nur Teilgewinne davongetragen, aber im Zentrum war der klassische Durchbruch der Vollendung entgegengereift. Die stärksten Stellungen des Verteidigers lagen eingerissen, und seine Hauptmacht war auf die Höhen von Vimy und Thelus und in die Mulden von Souchez und Angres zurückgeworfen worden, der Lorettoberg und La Targette befanden sich in fran-

zösischer Hand. Die Deutschen fochten jetzt zwischen Loretto und Thelus in völlig zerschossenen Stellungen oder in flüchtig ausgekratzten Gräben, die untereinander nur noch lose zusammenhingen und von den Granaten und dem Bajonett leichter ausgeräumt werden konnten als die am Sonntag eroberten starken ersten Linien. Foch zählte daher auf den Erfolg des zweiten Schlachttages und nützte die Nacht zu heftiger Beschießung von Carency und Ablain, wo die letzten Mauern unter seinen Granaten zusammenstürzten. Siegesfroh und opferwillig trat d'Urbals Infanterie am 10. Mai zu neuem Sturm an. Es galt, das Labyrinth, den Ostteil von Neuville und die Höhe von La Folie zu nehmen, die Widerstandsinseln von Carency, Ablain-St. Nazaire und Souchez zu erobern und die aufgerissene Front zwischen Vimy und Lens vollends zu durchbrechen.

Der zweite Schlachttag führte zu einer neuen Krise. Es war der blutige Maitag, an dem Mackensen nach siegreicher Durchbruchsschlacht die Wisloka überschritt und Iwanows Armeen aus dem Sanbecken auf die Sanlinie und die Dnjestrsümpfe trieb, der Tag, an dem die Armeen des Herzogs Albrecht von Württemberg vor Ypern in den eroberten englischen und französischen Stellungen festen Fuß faßten. Er sah die Armee des Kronprinzen Rupprecht am Vimyrücken und in der Mulde von Souchez verzweifelt um Stand ringen. In richtiger Erkenntnis der Lage führte General v. Hänisch das XIV. Korps am Nordflügel zum Gegenangriff. Es gelang ihm, den Stoß d'Urbals abzuschwächen und den überlegenen Feind zu bändigen. In blutigem Nahkampf wurde das französische Spitzenregiment zwischen den deutschen Linien vernichtet.

Bei Ecurie am Südflügel blieb die Lage unverändert.

Die Schlacht zog sich immer mehr nach der Mitte zusammen. Kronprinz Rupprecht hatte sein wankendes Zentrum schon am Vorabend notdürftig verstärkt. Sächsische und bayerische Jäger waren bei Souchez und an der Lorettohöhe eingesetzt worden und hüteten die gefährdeten Flanken. In der Nacht kam stärkere Hilfe. Als die Franzosen am 10. Mai von Neuville bis Ablain-St. Nazaire aufs neue angriffen und halblinks gewendet die Höhen 123 und 140 und die Linie Souchez—Carency—Ablain zu nehmen suchten, waren kurhessische, sächsische, lothringische, schwäbische und frische bayerische Regimenter zur Stelle, um den Ansturm zu brechen. Der Einsatz wog die Kräfte des Angreifers bei weitem nicht auf, stärkte aber der Verteidigung das Rückgrat dermaßen, daß Fochs Zentrumsstoß sich abermals abstumpfte und am Nachmittag in geräumten Gräben festgeriet. Am Abend gingen die Deutschen aus der Linie Souchez—Höhe 123—Neuville zum Gegenangriff über, eroberten den Kirchhof von Souchez, die Artilleriestellungen in der Mulde südlich des Dorfes, die Höhe 123 und einige Häuserinseln von Neuville zurück und boten dem Gegner zum zweitenmal Halt. Foch mußte sich wiederum mit Teilgewinnen bescheiden und sah sich genötigt, den entscheidenden Angriff auf den dritten Schlachttag zu verschieben.

Am Vormittag des 11. Mai erneuerten die Deutschen ihre Gegenangriffe und setzten sich wieder im Carencytal bei der Malonmühle fest, vermochten aber die Sperrstellung von Carency nicht mehr an die Hauptstellung von Souchez zu ketten. Auch bei Neuville blieb ihre Lage gefährdet. Inzwischen bereitete Foch den zweiten großen Angriff vor. Er bot zu diesem entscheidend gedachten Ansturm die äußersten Kräfte auf. Die Sonne stand schon im Westen und schien den Verteidigern gelb ins Gesicht, als die Franzosen nach neuem Geschützkampf zu stürmen begannen. Der Angriff wurde mit leidenschaftlichem Schwung ausgeführt. Bei Roclincourt und Neuville lief das XVII. Korps an, auf der Höhe 123 und am Südufer des Carencybaches griffen die 77. Division und die Fremdenregimenter an. Von der Lorettohöhe stürzte sich das XX. Korps auf Ablain und die Nordflanke von Souchez, und am Nordfluß der Höhen von Bouvigny, zwischen Grenay und Vermelles, bestürmte das IX. Korps noch einmal die Linie Loos—Hulluch. Die französische Artillerie hatte verheerend gewirkt, die Stellungen, die der Verteidiger in den Trümmern von Carency und Ablain, auf der Geländewelle 125, im Carencygrund, auf der Höhe 140 und in den Mulden errichtet hatte, lagen aufs neue zerschlagen, und die herbeieilenden Verstärkungen wurden schon auf dem Anmarsch vom Sperrfeuer erfaßt und schwer geschädigt.

Trotzdem stieß die französische Infanterie auf der ganzen Linie von Neuville bis Vermelles überall auf entschlossenen Widerstand und errang nur geringe Vorteile. Hänisch hatte das umringte Carency nicht räumen lassen und der tapfer ausharrenden Besatzung befohlen, den verlorenen Posten bis zur völligen Umzingelung zu halten, denn die schmal zugespitzte Winkelstellung war trotz dreiseitiger Umfassung immer noch geeignet, als Wellenbrecher zu wirken und die feindliche Flut zu hemmen. In der Tat kam der französische Angriff vor Carency abermals zum Stehen und drang auch bei Souchez und Neuville nicht durch. In den Kellern und Gräben von Neuville, in den Querfurchen des Carencytälchens, auf den Friedhöfen von Neuville, Souchez, Ablain-St. Nazaire und in den Schlammulden des Lorettohanges zerfleischten sich die Gegner mit Granaten und Bajonett, und es wurde Abend, bis Foch zur Einsicht gelangte, daß die Durchbruchsschlacht in verzweifelten Stellungskämpfen zu erstarren begann. Weder Carency noch Souchez waren zu Fall zu bringen und auch Loos noch in deutscher Hand.

Die entscheidende Stunde ist gekommen. Joffre wartet im Großen Hauptquartier auf Nachricht, aber Foch ist nicht in der Lage, dem Oberbefehlshaber der französischen Armee zu melden, daß er Souchez, die Höhe 140 und Loos genommen habe, auf deren Besatzung man sicher gerechnet hatte. Trotzdem verzweifelt Foch nicht am Sieg. Er ändert den Angriffsplan und beschließt, zwei Stützpunkte, die Stellung von Ablain-St. Nazaire und Carency und die Stellung von Neuville, aus der deutschen

Front herauszubrechen. Das III. Armeekorps rückt in die Linie und löst in der Nacht die zu Schlacke gebrannten Afrikaner ab. Am 12. Mai werden Carency, Ablain-St. Nazaire und die Erdwelle 125, die den Deutschen als Kurtine zwischen beiden Stützpunkten dient, mit der Sappe angegriffen. Hänisch sucht den Widerstand zu fristen und unternimmt Entsatzversuche, vermag aber nicht mehr zu den Belagerten durchzudringen. Ein Schulterstoß des III. Korps reißt die Kurtine ein und schneidet Carency von Ablain ab. Aus den Kellern von Carency sprüht ermattendes Feuer. Am Abend des vierten Schlachttages ist der Ort von den Franzosen völlig eingeschlossen. Da strecken die letzten Verteidiger ausgehungert und verdurstend die Waffen. Auch auf der Lorettohöhe wird es still. Die Trümmer der Besatzung ziehen sich talwärts, um den Barrikadenweg zu behaupten und die Nordflanke von Souchez zu sichern. Zu gleicher Zeit geht die Malonmühle endgültig verloren. Nur die „Schlammulde" und der Dorfkern von Souchez bleiben in deutscher Hand.

Der Kampf um den Stützpunkt von Neuville-St. Vaast gerät rascher fest. Wohl gelingt es den Franzosen, noch eine Anzahl Häuser, Keller und Gräben zu säubern und den abgelegenen Friedhof unter schweren Verlusten zu erobern, aber entwurzelt wird die Stellung nicht. Im nordöstlichen Teile des Dorfes, am Ostrand des Gottesackers und im Labyrinth behaupten sich Bayern, Thüringer und Lothringer und weisen alle Angriffe über und unter der Erde ab. Vom 10. bis 15. Mai ringt d'Urbal noch um den vollen Besitz dieser wichtigen Stellung. Er gewinnt hier einen Keller, dort einen Graben, rafft Gefangene hinweg, vermag aber Thelus und La Folie nicht zu erreichen.

Als Foch die Schlacht erstarren sah, forderte er die Briten noch einmal zur Unterstützung auf. Feldmarschall French zeigte sich zwar willig, den Kampf wieder aufzunehmen und befahl Haig, den Angriff zwischen La Bassée und Fournes zu erneuern, zweifelte aber nach den schweren Verlusten, die Plumer vor Ypern, Haig vor Fromelles erlitten, am Erfolg.

Haig griff am 15. Mai zum zweitenmal an. Er vereinigte diesmal alle Kräfte zu einem Gewaltstoß auf dem rechten Flügel und suchte den Riegel zu sprengen, den die Westfalen zwischen La Bassée und Biez vor die Linie Givenchy-Lez-La Bassée—Lorgies gelegt hatten. Das I. Korps, die 7. Division des IV. Korps und das indische Korps wurden zur Masse geballt als erstes Treffen eingesetzt. Dahinter stellten sich die Kanadier und die 51. Division als zweites Treffen bereit, und als drittes Treffen marschierte die 47. Territorialdivision auf. Eine Masse von acht Divisionen drängte sich in einem Gefechtsstreifen zusammen, der weniger als eine deutsche Meile breit war und seit sieben Tagen von Hunderten von englischen und französischen Geschützen bearbeitet wurde.

Am 15. Mai führte Haig das erste Treffen zum Angriff. Es stieg um 7 Uhr morgens aus den Gräben. Die 7. Division, die am rechten Flügel

kämpfte, deckte sich gegen Givenchy-Lez-La Bassée und suchte in der Richtung Canteleux—Rue d'Ouvert Boden zu gewinnen; die 2. Division brach als Sturmtruppe des I. Korps im Zentrum der Schlachtlinie nordöstlich von Festubert gegen Rue de Marais vor, und die Inder griffen auf dem linken Flügel zwischen Festubert und Richebourg-l'Avouée in der Richtung auf Lorgies an.

Meerut und Lahore wurden von ihren weißen Offizieren zum Sturm vorgerissen, aber von den Westfalen so scharf abgefertigt, daß sie Hals über Kopf in ihre Stellungen zurückkehrten. Die 7. und die 2. Division gerieten nach Überwindung der Vorgräben, in denen nur noch einige Maschinengewehre gehämmert hatten, in überwältigendes Nahfeuer, das sie von vorn und in den Flanken faßte und fürchterlich zerpflückte. Sie warfen sich zur Erde, krallten sich an das Zwischengelände, das sie mit teurem Blut erkauft hatten, und warteten auf den Abend. Als es dunkelte, verstärkte Haig die äußeren Flügel und brach gegen die Hauptlinie vor. Auf den Flügeln gewann er Boden, in der Mitte scheiterte der Angriff am zähen Widerstand eines einzelnen westfälischen Bataillons. Haig versuchte die Westfalen zu umfassen und zog die Kanadier und die 5. Division dicht hinter den stürmenden Divisionen zum Nachstoß zusammen. Doch nirgends reifte sein Plan der Erfüllung. Schwache sächsische Bataillone eilten herbei, stemmten sich den Briten an den gefährdeten Flügeln entgegen und führten noch in der Nacht blutige Gegenangriffe. In der Mitte stand Westfalen wie ein Fels. Erst am 17. Mai wichen die Deutschen vor der Übermacht Schritt für Schritt einige hundert Meter in der Richtung auf La Bassée und Lorgies und überließen den Briten drei Kilometer der ersten Linie zwischen Neuve Chapelle und La Quinque Rue zu eigen.

Da die 2. und die 7. Division abgekämpft waren, führte Haig am 18. Mai das zweite Treffen vor. Unter dem Schutz einer neuen Artillerieschlacht rückten Schotten und Kanadier in die erste Linie. Hinter ihren inneren Flügeln nahm die 47. Division Stellung. Auf deutscher Seite füllten Rheinbayern und hannoveranische Landwehr die Lücken der zusammengeschmolzenen westfälischen und sächsischen Bataillone und erwarteten mit diesen den neuen Sturmtag. Er zog trüb und regnerisch herauf und endete in schwerer Schlacht. General Haig machte aus der Not eine Tugend und ballte die jungen Truppen zu dicken Kolonnen. Schotten, Kanadier und Waliser wälzten sich eng und tiefgegliedert mit Hurra gegen die deutschen Linien. Sie gelangten nicht ans Ziel. Vom Feuer zerschlagen, wichen sie gegen Abend wieder auf ihre Ausgangsstellung zurück. Trotz der Mißerfolge erneuerte Haig den Kampf zwei Tage später noch einmal. Er zog die 2. und die 7. Division ganz aus der Front, ging mit den Schotten, den Kanadiern und den Indern noch einmal vor und setzte am 24. Mai als letztes die 47. Division ein. Doch alles war umsonst, die Angreifer prallten tapfer

vor, blieben aber nach kurzem Anlauf in den Gräben und Gehöften zwischen Givenchy und La Quinque Rue—Lorgies westlich der Straße La Bassée—Lorgies stecken und mußten sich mit diesem kargen Gewinn bescheiden.

Die britische Hilfe war nicht über den Wert eines Fesselungsunternehmens hinaus gediehen.

Auch Foch hatte seit dem 15. Mai keine größeren Erfolge mehr erstritten. Die Schlacht war endgültig festgeraten. Zwar fiel am 21. Mai der Barrikadenweg in französische Hand, aber von einer Durchbrechung der deutschen Front träumte im französischen Lager niemand mehr. Die Alliierten mußten sich damit begnügen, dem Gegner Verluste zuzufügen, selbst bereit sein, solche zu ertragen, und waren zufrieden, Ypern gerettet und Carency, La Targette und die Lorettohöhe erstritten zu haben, während die Gegner fern im Osten in den Schlachten am San und Dnjestr den Gang der Entwicklung bestimmten.

Trotzdem setzte Joffre seine Angriffe fort. War die Schlacht bei Carency—La Bassée auch festgeraten, so lag doch so viel angebrochenes Gelände vor der Front, daß man örtliche Gewinne erstreiten und den Verteidiger fesseln und schädigen konnte. Joffre sprach daher laut davon, die deutsche Wehrstellung „abzuknabbern“ und dem Feind den Kampf von Tag zu Tag aufzuzwingen, bereitete sich aber im stillen auf neue Durchbruchsschlachten vor.

Zwischenkämpfe des Stellungskrieges

(Serre, Quennevières, Les Eparges, Metzeral und Schratzmännele)

Der Stellungskrieg war von den Franzosen seit Dubails Angriff auf den Keil von St. Mihiel und der Entfesselung der Maischlacht zwischen Festubert und Arras deutlich erkennbar zu einer tatkräftig geförderten Belagerung der mitteleuropäischen Landfeste entwickelt und dadurch geadelt worden.

Als der Mai sich zum Ende neigte, flackerten die Kämpfe an der Nordfront noch einmal in hellen Flammen auf. Foch hatte die Ansammlung der deutschen Reserven im Raum zwischen La Bassée und Arras benutzt, das Schwergewicht nach Süden zu verschieben und griff auf der ganzen Linie von Loos bis Serre, also vom Souchezbach bis zur Ancre an. Zur gleichen Zeit erfolgten heftige französische Vorstöße zwischen [illegible]on und Soissons, in den Argonnen, auf den Maashöhen, im Priesterwald und im Fechttal. Nur die Champagne lag, an den Verhältnissen des Osten, in trügerischer Ruhe. [illegible]eit [illegible]

Fochs Angriffe wurden immer gründlicher mit der Sap[illegible] Am [illegible]reitet. Am 29. Mai nahm er so das völlig umzingelte Ablain-St[illegible] des L[illegible], am

1. Juni die befestigten Trümmer einer Zuckerfabrik vor dem Westzugang von Souchez, die gleich der Malonmühle seit dem 15. Mai von Hand zu Hand gegangen waren. Am 6. Juni gipfelten seine Angriffe in einem großen Ansturm auf die Linie Roulette—Souchez—Carency und erfaßten am Tage darauf noch einmal die Trümmerstätten von Neuville-St. Vaast und Thelus.

Als deutsche Gegenangriffe diese Wucht dieser Stürme so verringerten, daß die französische Infanterie sich wieder mit der Eroberung einiger Gräben und Keller begnügen mußte, vereinigte Foch nochmals alle Kaliber zur Durchführung des Unternehmens, um in den Besitz der Steilküste von Vimy zu gelangen. Aber diesmal traf hart auf hart, denn die deutschen Batterien waren zahlreicher und besser mit Munition versehen als im Mai und nahmen den Zweikampf auf. Von Liévin bis Arras wütete der Feuerkampf. Um die Mittagsstunde des 16. Juni trat die französische Infanterie auf der ganzen Linie zum Hauptsturm an. Er gelangte an vielen Stellen in die ersten deutschen Gräben und endete im Kampf mit der blanken Waffe. Am Nordosthang der Lorettohöhe, bei Souchez und im Labyrinth riß der Angreifer einzelne Fetzen aus dem Gewebe der deutschen Front und behauptete sich auf dem teuer erkauften Boden.

Der Engländer lief um dieselbe Zeit bei Hooge am Bellewardeteich und bei Festubert an und bemächtigte sich einiger Gräben.

Auch südlich von Arras, wo Foch Verstärkungen gehäuft hatte, erfuhr die deutsche Front den Anprall des feurigen Gegners, der den rechten Flügel des XIV. Reservekorps bei Serre und Hebuterne eine Zeitlang ins Gedränge brachte. Foch hatte am 6. Juni Bresche geschossen und im Frühnebel des 7. Juni zum Angriff gerufen. Der Franzose brach bei Serre ein, zerdrückte die Gräben, die den Hof „Zu allen Winden“ umgürteten, und setzte sich darin fest. Dadurch gerieten die inneren Flanken der beiden Divisionen des XIV. Reservekorps in Gefahr. Fünf Tage rangen die Gegner um die Einbruchstelle. Am 10. Juni gewannen die Franzosen zwischen Serre und Beaumont frischen Boden, am 13. Juni stürzten sich schwarze und weiße Sturmbataillone nach neuer Beschießung und der Entzündung mächtiger Minenöfen im Morgennebel auf Serre. Der Ansturm wurde abgeschlagen, Badener und Schwaben verriegelten die Pforte, durch die sich der Feind ergießen wollte, und warfen ihn auf den Hof „Zu allen Winden“ [illegible].

Ein[illegible] Einbruch gelang Joffre auf der Hochfläche zwischen Noyon und St. [illegible] der Ferme Quennevières. Der befestigte Hof bildete einen [illegible] der deutschen Linien und war von vier Kompagnien des Füsili[illegible] besetzt. Er wurde am 6. Juni völlig zusammengeschossen und [illegible] die 7. [illegible]onen erstürmt. Da die anschließenden Linien gehalten wurde[illegible] deutsche Gegenangriffe dem Einbruch die Spitze abbra[illegible] 47. Divi[illegible] Kampf am 17. Juni auf der Stelle aus.

Zwischen Maas und Mosel griff der Franzose am 9. Juni auf den Höhen westlich von Les Eparges an und besetzte zwei Grabenstücke. Es war der Beginn eifriger Versuche, den Stützpunkt auf der Combreshöhe im Einzelangriff zu nehmen und in die Woëvre durchzubrechen, also auch hier die Beschränkung auf örtliche Ziele, zu deren Erreichung starke materielle Kräfte und methodische Sorgfalt aufgewendet wurden. Die Angriffe auf den Maashöhen rissen nach 14tägigen Kämpfen an der Schneise von Calonne die deutsche Linie auf. Am 26. Juni setzten große deutsche Gegenangriffe ein, die den Feind zum Stehen brachten, von den Hängen von Les Eparges in das Dorf hinabwarfen und ihre Auswirkung auf die ganze Keilstellung geltend machten. Die Bergnase von Les Eparges blieb den Franzosen verloren, obwohl ihr II. Korps seine beste Kraft an deren Wiedereroberung setzte. Am 4. und 5. Juli eroberten die Deutschen im zerwühlten Priesterwald einige Gräben zurück, die ihnen Dubail im Juni entrissen hatte, und hielten sie gegen den Feind.

Am ernstesten waren die kleineren französischen Belagerungsangriffe in den Vogesen. De Maudhuy hatte den Verlust des Reichackerkopfes und des Hartmannsweilerkopfes nicht verschmerzt und war schon im Mai darangegangen, sich zu rächen. Er griff im Kleinen Fechttal und am Sattel zur Jägertanne an und stieß am 15. Juni zwischen der Fecht und der Lauch gegen das Krebstal und kurz darauf von der Höhe des Reisberges gegen den Lingekopf vor, und suchte den Verteidigern von Münster die Flanken abzugewinnen. Sein Ansturm gipfelte im Fechtabschnitt auf dem Braunkopf und zwang die Deutschen, Steinabruck und Metzeral fahren zu lassen. Dichter Nebel und strömender Regen hüllten die Vogesentäler in dampfende Nässe, als der Kampf um Metzeral zu Ende ging. Im Schutze der Finsternis räumten die Deutschen den zerschossenen Ort und zogen sich auf die rechtsufrigen Höhen zurück. Der Feind rollte das Tal bis Sondernach auf, konnte aber die bewaldeten Höhen, die die linke Flanke der Verteidiger von Münster deckten, nicht mehr erklimmen und blieb erschöpft an den Vorstufen liegen. In erbitterten Kämpfen erstarrte der Vorstoß am 21. Juni auf den Hängen des Reichacker- und des Sattelkopfes. Am Nordflügel drang der Angriff Maudhuys am Barrenkopf, am Lingekopf und am Schratzmännele in die deutsche Linie ein und führte zu schwerer Verstrickung. Sie konnte in wochenlangen Kämpfen nicht gelöst werden und erfüllte Gipfel und Gründe dieses zerrissenen Bergrückens während des ganzen Sommers mit dem Lärm blutiger, durch Artillerie gespeister Gefechte.

Doch an die Schlacht, die im Umkreis des Lorettoberges und der Steilküste von Vimy tobte, reichte keine dieser Zwischenkämpfe des Stellungskrieges heran. Aber auch diese an Umfang und Heftigkeit unerreichte Schlacht brannte schließlich aus wie ein erlöschender Vulkan. Am 28. Juni ging sie vollends zur Ruhe. Die Franzosen hatten die Hänge des Loretto-

berges, die Dorfstätten Ablain-St. Nazaire, Carency, La Targette und Neuville-St. Vaast und das Grabennetz erstritten, das diese Stützpunkte verknüpfte, aber weder Givenchy-en-Gohelle noch die Höhen von La Folie und Vimy erobert, an deren Besitz der eigentliche Schlachterfolg hing. Sie trösteten sich damit, dem Feind schwere Wunden geschlagen und Ypern gerettet zu haben, und zählten die eigenen Opfer nicht, so furchtbar sie auch waren. Der Gedanke, daß der Deutsche auf zwei Fronten kämpfte und, vom Blockadering eingeschnürt, unter wachsenden Entbehrungen litt und seine Kräfte rascher verzehrte als sie und ihre Verbündeten, ließ sie alles ertragen.

Der Russe, der damals unter Preisgabe aller Hoffnungen fechtend vom Dunajec und den Karpathenpässen auf Lemberg wich, fand daran freilich kein Genügen. Er schalt die französischen Entlastungsversuche schwächlich und schlug sich am San und am Dnjestr verzweifelt, um das Schicksal zu wenden, vor dem ihn Franzosen, Engländer und Italiener vergebens zu bewahren trachteten.

Der Feldzug im Osten
vom 14. Mai bis 7. Juli 1915

Die Offensive der Deutschen und Österreicher
(zweite Phase)

Mackensens Vormarsch gegen die Sanlinie war von strahlender Sonne begleitet. Sommerliche Hitze brütete über dunkeln Kiefernwäldern und ausgebrannten Judendörfern und hielt die Wege trocken. Durch tiefen Sand wateten die Kolonnen der Verbündeten ostwärts. Ihre Marschsäulen bewegten sich so schnell, daß Radko Dimitrieff und Brussilow keine Zeit fanden, starke Nachhuten bei Lancut und Sanok zum Widerstand zu ballen. Auch Boehm-Ermollis 2. Armee und Linsingens Südarmee waren in Fluß gekommen und näherten sich rasch der Linie Drohobycz—Stryj—Dolina. Eiligst wich der Feind. Sengende und brennende Kosaken deckten ihm den Rücken und legten alles in Asche, was dem Verfolger frommen konnte. Die Naphthaquellen von Drohobycz brannten und wälzten ihren fetten Qualm in die dürstende Landschaft.

Es war Iwanow am 11. Mai endlich gelungen, sich vom Verfolger zu lösen. Die Kolonnen der Verbündeten strebten dem Feinde am 12. und 13. Mai in großen Märschen nach, um ihm keine Zeit zu lassen, sich mit den von allen Seiten herbeieilenden Verstärkungen zu vereinigen und an der Sanlinie und vor den Dnjestrsümpfen zur Schlacht aufzubauen. Doch die geschlagenen Russen entzogen sich dem Sieger so rasch, daß sie genügenden Vorsprung gewannen und sich am 13. Mai entwirren und am San zu neuer Schlacht setzen konnten.

Die Schlachtenfolge um die Sanlinie

Mackensen war darauf gefaßt, am San eine zweite Schlacht zu liefern. Am 13. Mai schien zwar noch nichts auf eine russische Schlachtfront zu deuten. Deutsche Flieger, die über den San vorstießen, entdeckten lange russische Kolonnen auf dem Marsch nach Osten und Nordosten, waren aber nicht imstande, festzustellen, wo sie sich verloren. Iwanow schanzte in den Wäldern der Lubaczowka und an der Teichlinie von Grodek und barg dort Dimitrieffs abgekämpfte Truppen. Als die deutschen Vorhuten am 14. Mai bei Jaroslau mit Kanonendonner begrüßt wurden, klärte sich die Lage. Die Russen waren entschlossen, Jaroslau, Radymno und Przemysl zu halten. Sie hatten Jaroslau und Radymno zu starken Brückenköpfen

ausgebaut und die Werke von Przemysl wiederhergestellt und bemannt. Dimitrieff erhielt Befehl, die Sanlinie auf dem Westufer zu verteidigen und Mackensens Vormarsch zu stauen, bis im San- und Weichselwinkel und am Dnjestr neue Vorkehrungen zur Wiederaufnahme des Feldzuges getroffen waren. Es galt, im Zentrum standzuhalten und Flügelangriffe vorzubereiten. Da Dimitrieff am San um Zeitgewinn kämpfte, beeilte er sich, den Feind mit Fernfeuer zu empfangen und zur Entwicklung zu zwingen.

Mackensen witterte die Absicht und folgte dem Feinde mit dem festen Entschluß, die Schlacht nicht ausbrennen zu lassen und die Sanlinie mit Gewalt zu durchbrechen, ehe der Feind neuen Plänen Gestalt verlieh. Da der deutsche Feldherr den Stoß der 11. Armee bei Gorlice und Malastow so angesetzt hatte, daß er in Verbindung mit dem nordwärts folgenden Boroevic konvergierend wirkte und über Jaroslau und Niemirow auf Rawa Ruska zielte, bedurfte es zur Schlacht um die Sanlinie keines neuen Aufbaus mehr. Die 11. Armee mußte den Keil einfach tiefer stoßen, den sie bei Gorlice in den Feind getrieben hatte, und hierin von der 3. Armee unterstützt werden, während Boehm-Ermolli und der Erzherzog die Flanken hüteten und auf den Flügeln vorwärts drängten. Der Kanonendonner, der am 14. Mai die Nebel der Sanniederung in Bewegung brachte, blieb daher keine Schreckkanonade, sondern wurde das Zeichen zu neuer Schlacht. Mackensen trat bei Jaroslau zum Durchbruch an, Erzherzog Josef Ferdinand überschritt den umbuschten Legfluß und entwickelte sich gegen den Unterlauf des San, um Dimitrieffs rechten Flügel auswärts zu drängen, und Boroevic ging, durch Boehm-Ermolli und den Dnjestrsumpf gedeckt, aus dem Becken von Sanok gegen die Westfront von Przemysl zum Angriff vor. Der Hauptangriff spitzte sich beträchtlich zu und lief auf wenigen enger und enger rückenden Marschstraßen gegen Jaroslau—Przemysl zusammen, doch das war kein Nachteil, denn Mackensen wurde dadurch befähigt, die Ausscheidung österreichischer Truppen, die für den Feldzug gegen Italien freigemacht werden mußten, leichter zu ertragen. Da nach der Kündigung des Bündnisvertrages die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn jeden Tag zu erwarten war, blieb Conrad nichts übrig, als das Nordheer zu schwächen und die Alpengrenze zu bewehren. Die Verbündeten wurden diesem gefährlichen Zwang, der den Sieg mit Unfruchtbarkeit bedrohte, in weitem Umfang gerecht. Starke österreichische Kräfte eilten von der Pilica und vom San an die Etsch und den Isonzo, ohne daß die Front zerrissen wurde. Während sie im Laufe des Mai- und Junifeldzuges allmählich aus der polnischen und galizischen Front schwanden und in schwindelnden Eisenbahnmärschen die bedrohte Südostgrenze der Donaumonarchie erreichten, zogen neue deutsche Truppen aus dem Westen nach dem Osten und füllten die entstandenen Lücken.

Erster Akt: Der Durchbruch bei Jaroslau

Als Mackensens Vorhut vor Jaroslau anlangte, traf sie auf die 62. Division und Reste der 41. und 42. Division, die sich auf den Höhen westlich der Stadt festgesetzt und eingegraben hatten. Flußabwärts hielten die Russen das rechte Ufer besetzt, flußaufwärts standen sie auf dem linken Ufer von Radymno bis Przemysl in einer Trutzstellung, die die große Sanschleife von Walawa deckte und den Weg zur Przemysler Nordfront sperrte. Den Mittelpunkt dieser weitgedehnten Flußverteidigung bildeten die Schanzen von Jaroslau.

Die Russen erwarteten den Angriff stehenden Fußes. Sie hatten das Vorgelände verdrahtet und den Landsitz des Grafen Schiminski, Meierhof, Schloß und Park, und die Jupajowkahöhe in eine geschlossene Bastion verwandelt, die jeder Umfassung trotzte. Dahinter ragte die Stadt mit ihren Kuppeln und Türmen. Mackensen schickte die Garde und das österreichische VI. Korps zum Angriff vor, um die Stellung zu erobern, ehe Dimitrieff sich weiter verstärkte. Zwei Tage dauerte das Ringen um den wichtigen Brückenkopf. Der Kampf begann mit einem Artillerieduell. Die Deutschen kämpften die russischen Batterien nieder und schossen eine Bresche, durch welche die Garde und der linke Flügel Arz v. Straußenburgs am 15. Mai in die Gürtelstellung eindrangen. Die Russen schlugen sich wieder mit großer Hartnäckigkeit, vermochten aber dem Ansturm nicht standzuhalten. Der Meierhof und das Schloß Schiminski wurden in Brand geschossen, der Park und die Jupajowkahöhe von Granaten zerschlagen und von den Garderegimentern Elisabeth und Alexander, dem 56. österreichischen Linienregiment und Honveds angegriffen und in blutigem Kampf erobert. Als die Angreifer von zwei Seiten gegen die Stadt vordrangen, brannten die Russen den Bahnhof nieder und wichen über den Fluß, indem sie die Brücke hinter sich zerstörten. Trotzdem erzwang Mackensen im Nachstoß den Übergang. Während die Artillerien ihr Feuer über dem San kreuzten, überschritt eine Brigade der 2. Gardedivision bei Gadbarze auf Brückenkähnen den Fluß und grub sich im feindlichen Feuer auf dem rechten Ufer ein.

Gleichzeitig mit dem Sturm auf Jaroslau ging Emmichs X. Korps wenige Kilometer stromabwärts zum Angriff vor und erzwang in der nebeligen Frühe des 15. Mai bei Wiazownica den Übergang über den San. Braunschweiger setzten im Feuer russischer Schützen, die sich in den Weidenpflanzungen des rechten Ufers eingenistet hatten, auf Pontons über den offenen Fluß, stürzten sich auf den überraschten Feind und entrissen ihm die rechtsufrigen Höhen. Unterdessen rollte Emmichs linker Flügel in Verbindung mit Josef Ferdinands rechtem Flügelkorps die russischen Stellungen im Mündungswinkel von Wislok und San auf und warf die Russen auch bei Sieniawa auf das rechte Ufer. Am 16. Mai wankte die Sanfront von

Jaroslau bis Lezajsk. Dagegen kam der Angriff stromaufwärts von Jaroslau und Radymno zum Stehen. Da setzte der rechte Flügel der 11. Armee, die Korps François' und Kneußls, mit zusammengefaßten Kräften zum Sturm auf die Gürtelstellung von Radymno an, die als letzter Halt Przemysls Nordfront deckte. Gleichzeitig erneuerte der linke Flügel, die Korps Arz, Plettenberg und Emmich den Angriff zwischen Jaroslau und Sieniawa, um am Szklo und der Lubaczowka Raum zu gewinnen und auf dem rechten Sanufer aufzumarschieren. Auch Boroevic und Boehm-Ermolli griffen an und rückten Przemysl von Westen und Süden auf den Leib.

Zuerst ging die Flußschranke zwischen Radymno und der Wislokamündung in Stücke. Im Schutze des Nebels setzten Hannoveraner, Garde, Oldenburger und Österreicher auf Kähnen und Kriegsbrücken über den feuergepeitschten San und vereinigten sich mit den Vortruppen, die seit 24 Stunden auf dem rechten Ufer standgehalten hatten. Als die Verbündeten die Uferhöhen erklommen, zerflatterten die Morgendünste. Blauer Himmel und goldene Sonne leuchteten der Schlacht. Vergebens warf Dimitrieff sechs frische Divisionen in den Kampf, um sich am San zu behaupten und Przemysl zu retten. Ihre Gegenstöße zerschellten am Feuer der Garde, die Dimitrieffs Reserven gegen Koniaczow zurückschlug, während Emmich sich mit dem X. Korps und der 56. Division nordwärts wandte und die Ufer bis zur Wislokmündung säuberte. Unter schweren Verlusten wichen die Russen in der Nacht auf den 18. Mai auf Sieniawa, Wiazownica, Koniaczow und Radymno. Am 18. Mai krönten Plettenbergs und Emmichs Divisionen die Höhen des rechten Ufers und gruben sich ein.

Unterdessen drohte der rechte Flügel der 11. Armee sich an den befestigten Linien von Radymnos die Zähne auszubeißen. Die Russen hatten die rechte Flanke Radymnos durch Häufung von Streitmitteln und Streitern bei Tuczepy auf dem linken und bei Wietlin auf dem rechten Sanufer so stark gesichert, daß sie dem Stirnangriff, der sich gegen die Linie Radymno—Przemysl entwickelte, unbesorgt die Spitze bieten konnten. Angesichts der weitgestreckten Hügelfesten sahen sich die Deutschen gezwungen, zur Sappe zurückzukehren und ihre Artillerie spielen zu lassen, um Schritt für Schritt Boden zu gewinnen. Da Dimitrieff inzwischen zum Gegenangriff auf dem linken Flügel überging, begannen die Kämpfe am 18. Mai die Gestalt eines bewegten Ringens um die Sanlinie anzunehmen, in das auch die österreichisch-ungarischen Armeen verstrickt wurden.

Die Armee des Erzherzogs hatte in diesen Tagen den Leg überwunden und ihre Staffeln so weit nach vorn gezogen, daß Mackensens 11. Armee nicht mehr Gefahr lief, in der linken Flanke gefaßt zu werden. Zwar war es Josef Ferdinand noch nicht gelungen, den Sanwinkel auszuräumen, da der linke Flügel der russischen Zentrumsarmeen im Weichselbogen Dimitrieff eine treffliche Schulterstütze bot und die Verfolger im Bergland von Kielce

und an der Opatowka kräftig abwies, der Erzherzog hatte indes den Anschluß an den linken Flügel der 11. Armee sichergestellt und das linke Sanufer von Sieniawa bis Rudnik erstritten. Die Masse der erzherzoglichen Armee lagerte am 18. Mai mit dem Gesicht nach Norden vor der Linie Nisko—Machow. Die russische Heeresleitung hatte die strategische Bedeutung des San—Weichselwinkels voll erkannt und nützte ihn diesmal noch weitsichtiger aus als im Oktober 1914. Die Winkelstellung war durch Befestigungen, die sich zwischen Machow und Nisko von der Weichsel zum San zogen, vollständig gesperrt. Dadurch war die Verbindung der Armeen Iwanows und Everths sichergestellt und zwischen den beiden Flüssen eine Flankenstellung entstanden, an der Mackensens linker Flügel nicht ungestraft vorbeigehen konnte. Die Armee des Erzherzogs grub sich daher vor dieser Linie ein und griff sie mit der Sappe an, um des Gegners Herr zu werden, der offenbar noch nicht darauf verzichtet hatte, Mackensens Flanke ernstlich zu bedrohen.

Im Zusammenhang damit stand auch der kräftige Widerstand, den Everth seinen Verfolgern an der Opatowka entgegensetzte. Als Everth zu Gegenstößen überging, mußte Dankls Vormarsch angehalten werden. Dadurch kam auch Woyrsch, der schon auf Radom gerückt war, östlich von Kielce zum Stehen.

Die Armee Boroevic war in ihren Bewegungen freier als der Erzherzog und hatte die rechte Flanke der 11. Armee treulich geschützt. Da General v. Boroevic als Oberbefehlshaber an den Isonzo berufen wurde, übernahm General v. Puhallo in diesen Tagen den Befehl über die zurückbleibenden österreichischen Truppen der 3. Armee, die später als 1. Armee bezeichnet wurde. Am rechten Flügel marschierte das Beskidenkorps, am linken das vielgeprüfte k. u. k. X. Korps. Puhallos linker Flügel stieß am 14. Mai bei Olszany auf Widerstand, der am Tage darauf gebrochen wurde. Das X. Korps rückte fechtend gegen Tarnawce und die Westfront von Przemysl. Der rechte Flügel traf bei Mizyniec auf den Feind und wurde gezwungen, alle Kräfte einzusetzen. Die Russen verteidigten die Höhen von Mizyniec, um sich in der Linie Hussakow—Stary Sambor einzurichten und die Festung Przemysl mit der Sanfront durch betonierte Schanzen und Gräben zu verketten. Sie hatten sich unweit der blutgetauften Magierahöhe in den Boden gewühlt und wehrten sich nach Kräften. Am Abend des 15. Mai zerbrach ihr Widerstand unter dem Ansturm des Beskidenkorps, das den Verteidigungsring sprengte und die Nachhuten aufrieb oder gefangennahm.

Inzwischen durchzog Boehm-Ermolli die Stadt Sambor und rückte auf Stary Sambor, um das er im Oktober so schwer gekämpft hatte. Diesmal schien der Angriff sich beflügelt zu entwickeln — da prallte die 2. Armee plötzlich an befestigte Linien, die Iwanow zwischen Przemysl und den Dnjestrsümpfen aufgeworfen, schwer bestückt und stark besetzt hatte und kam gleich der Armee Puhallo am 16. Mai zum Stehen.

Auch Linsingens Vormarsch geriet ins Stocken. Die Südarmee stieß bei Drohobycz und Stryj auf Befestigungen und starke Kräfte und mußte Halt machen, um sich zurechtzufinden und zum Angriff zu entwickeln.

Die Verfolgung war zu Ende, der Feind stand trotz des Schlages, der ihn bei Jaroslau und Sieniawa getroffen und über den San zurückgeworfen hatte, im Umkreis von Przemysl, an der Lubaczowka, am Dnjestr und in den Tälern der Tysmienica und des Stryjflusses wieder fest. Er lagerte in sorgfältig ausgewählten und von langer Hand befestigten Stellungen und machte sich zur Abwehrschlacht und zu Gegenangriffen bereit.

Der Großfürst hatte Iwanow nicht im Stich gelassen und ihm auserlesene Truppen entgegengeschickt. Georgier, Armenier, Grusinier, Turkmenen, Mandschus und Amurkosaken hatten sich seit dem 5. Mai in Westgalizien ein Stelldichein gegeben. Sieben Korps und vier Reiterdivisionen rückten im Laufe der Verfolgungsschlacht in die russische Front. Obwohl manche dieser Verbände schon in die Kämpfe an der Jasiolka und am Wislok verwickelt worden waren, besaß die aufgefüllte Streitermasse Iwanows doch noch starken Halt und war bereit, die weitläufigen Erdwerke, die sich auf dem rechten Sanufer und im Dnjestrtal erhoben, mit Hingebung zu verteidigen und im gegebenen Augenblick daraus zum Gegenangriff hervorzubrechen. Iwanow war fest entschlossen, die Sanlinie zu behaupten, bis die Zeit zu einer großen Gegenoffensive gekommen war. Der Feldzug war noch nicht verloren, wenn es den Russen gelang, am San und am Dnjestr Widerstand zu leisten, die abgekämpften Truppen Pflanzer-Baltins zu erdrücken, Linsingens, Boehm-Ermollis und Puhallos Anprall abzuweisen, den Erzherzog durch einen mächtigen Flankenangriff aus dem Sanwinkel über den Haufen zu rennen und Mackensen vom rechten Sanufer in den Fluß zu stürzen. Mißglückte dieser Plan, so bot Galizien noch Raum und natürliche Verteidigungslinien genug, den Feind in blutigen Stellungskämpfen zu schwächen, bis ihm wieder einmal der Atem ausging.

Zunächst lag die Entscheidung am San. Während Dimitrieff bei Jaroslau und Sieniawa kämpfte, begann Iwanow von Radymno bis Rudnik und von Nisko bis Machow zwei mächtige Stoßgruppen aufzubauen, um die Verbündeten von vorn und in der linken Flanke anzugreifen, auf Rzeszow und Kolbuszowa einwärts zu werfen und zwischen dem San und der Wisloka in eine Niederlage zu verwickeln.

Am 18. Mai schlugen im russischen Hauptquartier die Uhren ernste Stunden. Alle Gedanken weilten am San. Der Zar billigte alles, was sein Oheim befahl, und harrte in fatalistischer Ergebung der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn, die er so teuer bezahlt hatte. Doch da sich die italienische Staatsleitung Zeit ließ, den Krieg vorzubereiten, und der Generalstab Viktor Emanuels nicht auf stürmischen Angriff, sondern auf einen methodischen Feldzug vorsichtig bewegter Kräfte ausging, war von dem bevor-

stehenden Eingreifen des italienischen Heeres keine unmittelbare Umkehrung der Lage Rußlands zu erwarten. Die russischen Armeen mußten sich aus eigenen Kräften wieder aufzurichten suchen.

Alles hing an dem raschen Eintreffen der Manövriermasse im Mündungswinkel von Weichsel und San und von San und Lubaczowka. Jeder Tag, jede Stunde zählte, denn Mackensen hatte am rechten Sanufer festen Fuß gefaßt und die 11. Armee kühn und zielbewußt, von keinem strategischen Nebengedanken abgelenkt und frei von jeder Scheu vor der „bitteren Arznei der Schlachten", in die zweite Durchbruchsschlacht geführt. Er wußte, daß sein linker Flügel der Gefahr eines großen Flankenangriffs ausgesetzt war, wußte, daß Plettenberg, Arz v. Straußenburg und Emmich auf dem rechten Sanufer jeden Augenblick von Übermacht angefallen werden konnten, und vernahm wohl auch, daß die Russen bei Drohobycz, Stryj und Dolina Stand gefaßt hatten und in Südpolen die Linie Opatow—Klimontow—Koprzywnika tatkräftig verteidigten; aber er war entschlossen, alle Gegenangriffe abzuwettern und dann die russischen Linien in der idealen Richtung Jaroslau—Lubaczow—Rawa-Ruska zu durchbrechen, die Südwestarmeen des Zaren von der Masse des Heeres abzusprengen und nach außen zu werfen und auf der Verfolgung in die verletzliche Südflanke des polnischen Festungsraumes einzubrechen, um deren Besitz Conrad v. Hötzendorf im August 1914 unter ungünstigen Bedingungen vergeblich gerungen hatte.

Von diesem strategischen Leitgedanken beherrscht, lenkte Generaloberst v. Mackensen die Schlachthandlung am San, die am 14. Mai mit der Eroberung Jaroslaus und der Überschreitung des Flusses unter günstigen Vorzeichen begonnen hatte. Sie endete erst am 13. Juni und schritt wie ein klassisches Drama in fünf großgestalteten Akten einher.

Der erste Akt hatte am 14. Mai in der Eroberung von Jaroslau und der Fußfassung auf dem rechten Ufer zwischen Radymno und Sieniawa gegipfelt. An diesem Tag befanden sich das preußische Gardekorps und das k. u. k. VI. Korps im Besitz der Höhen, die das rechte Ufer gegenüber Jaroslau beherrschten, stand Emmich am Südufer des Lubaczowka aufmarschiert, lag Josef Ferdinand von der Wislokmündung bis Machow im Kampf vor der russischen Flankenstellung im Sanwinkel eingegraben, waren Puhallo und Boehm-Ermolli vor der West- und Südfront der Przemysler Außenfesten zum Stehen gekommen.

Ehe der Tag sich neigte, griff Iwanow an.

Zweiter Akt: Der Gegenangriff der Russen am San

Iwanow hatte sich zum Gegenangriff entschlossen, obwohl der russische Aufmarsch an der Lubaczowka noch nicht vollendet war. Er fürchtete für Przemysl, das durch Mackensens Vorstoß im Norden überflügelt wurde

und aus der Schlachtfront schied, wenn Radymno fiel, und wollte auch dem Erzherzog keine Zeit lassen, sich im Sanwinkel so fest einzurichten, daß der geplante Flankenangriff auf starkbefestigte österreichische Linien stieß. Deshalb griff er schon am 18. Mai an und eröffnete damit den zweiten Akt der Schlachtenfolge um die Sanlinie.

Hierzu ermunterten ihn auch die Kämpfe, die Everth seit dem 16. Mai an der Opatowka lieferte. Die Russen hatten dort die schwachen Kräfte der Verbündeten ins Gedränge gebracht. Dankls 46. Landwehrdivision rückte schon auf Klimontow, als sie sich durch einen Gegenstoß, der zwischen der 1. Armee und der Armeegruppe Woyrsch einbrach, im Rücken bedroht sah. Da schwenkte Woyrsch, der von Kielce über die Kamienna vorgerückt war, rasch gefaßt gegen die Flanke der russischen Stoßgruppe ein und brachte die Russen zum Halten. Auch General v. Köveß, der an die Stelle Tersztyanskis getreten war und an Woyrschs linker Schulter kämpfte, wurde am 16. Mai in ein schweres Gefecht verwickelt. Er war vom Pilicaknie gegen Radom vorgerückt und hatte russische Nachhuten über die Radomka getrieben, als er am 18. Mai bei Mniszek, südwestlich von Radom, angefallen und gezwungen wurde, haltzumachen. Everths Gegenstöße setzten der Verfolgung in Südpolen an der Opatowka ein Ziel und sicherten dadurch die empfindliche Nordflanke der russischen Ausfallstellung im Sanwinkel, aus der Iwanow am 18. Mai zum Angriff schritt.

Am 19. Mai hob sich der Vorhang über dem zweiten Akt der Schlachthandlung um die Sanlinie zur vollen Höhe. Die Russen gingen gekräftigt und neuer Opfer fähig auf der ganzen Linie zum Angriff auf die 11. Armee und den rechten Flügel der 4. Armee über. Der rechte Flügel des Erzherzogs wurde so heftig angefallen, daß er Raum geben mußte. Die Russen drückten ihn bei Nisko ein und setzten am 19. Mai bei Lezajsk Verstärkungen über den San, die zwischen der 4. und der 11. Armee einbrachen. In erbittertem Ringen bemächtigten sie sich der Linie Nisko—Rudnik—Lezajsk. Um Ort und Schloß Rudnik entspannen sich mörderische Kämpfe. In der Nacht stürmte der Russe den wichtigen Punkt und setzte sich fest. Da raffte der Erzherzog seine Kräfte zum Gegenangriff zusammen und bot dem Feind am 20. Mai bei Nisko Halt. In wütendem Handgemenge eroberte die 8. Division Rudnik zurück und stellte die Lage am linken Sanufer wieder her. Zum Aufatmen kam die 4. Armee freilich nicht. Sie blieb zur Abwehr verurteilt und sah sich von Nisko bis Rudnik ununterbrochenen Angriffen ausgesetzt, zu denen die Russen Division auf Division aus den Tanewwäldern heranführten.

Noch stärker war der Andrang der Russen nördlich und östlich von Jaroslau. Hier warfen sie am 19. Mai nicht weniger als 14 Divisionen in die Schlacht, um Mackensens 7 Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision, die seit dem 16. Mai auf das rechte Sanufer übergegangen waren,

wieder in den Fluß zu wälzen. Ein schwüler, gewitterdrohender Tag zog herauf, als Dimitrieff seine Sturmkolonnen über die Lubaczowka trieb. Feurige Tagesbefehle hatten die Russen darauf hingewiesen, daß es des Zaren Geburtstag sei, an dem sie den Feind vor den Toren Przemysls mit Übermacht angreifen und schlagen sollten. Neu ausgerüstete Regimenter und verstärkte, frisch mit Munition versehene Artillerie traten auf den Plan. Der Hauptangriff galt den Stellungen des preußischen Gardekorps und des k. u. k. VI. Korps, die sich auf den Uferhöhen und im Grunde des Szkloflüßchens flüchtig eingegraben hatten. Kaum graute der Tag, so rasselte von den bewaldeten Hügeln von Bobrowka, Makowiska und Wietlin ein Granatensturm auf sie nieder und trieb giftige Schwaden über sie hin. Schon in den Morgenstunden sah sich die Garde bei Makowiska, wo die 2. Gardedivision den Österreichern die Hand reichte, mit Ungestüm angegriffen, und am Nachmittag rückte Division auf Division von Oleszyce und Lubaczow her in die Kampflinie. Auch bei Radymno und im Umkreis von Przemysl tauchten russische Verstärkungen auf, und als es Abend wurde, waren die Russen gegenüber der 11. Armee auf der ganzen Linie in ihre Sturmstellungen gerückt. Doch Mackensen ließ den Angriff nicht tatlos über sich ergehen, sondern führte den linken Flügel der 11. Armee an der Lubaczowka zum Gegenangriff.

Während die Garde, Arz' Österreicher, das XXXXI. Reservekorps und die Bayern östlich von Jaroslau, westlich von Radymno und bei Ostrow, nordwestlich von Przemysl dem Andrang des Feindes wehrten, schritt Emmichs linker Flügel zum Sturm auf Sieniawa und riß im Verein mit der rechten Flügeldivision Josef Ferdinands die Flanke der Lubaczowkastellung auf. Ein mächtiges Gewitter stand über dem San und wälzte brandrote Wolkenberge heran, als Deutsche und Österreicher Sieniawa angriffen. Von Blitz, Donner und Regenfluten umtost, drangen die Angreifer mit dem Bajonett in den zerschossenen Ort. Der Russe wich erst nach blutigem Straßenkampf gen Osten, um auf der Höhe 193 zwischen Dobra und der Lubaczowka wieder Front zu machen. Die Eroberung Sieniawas brachte die Russen um ihren Flügelstützpunkt und schädigte auch ihre Lage auf dem linken Sanufer bei Lezajsk und Rudnik, wo sie am 19. Mai einen flüchtigen Erfolg an ihre Fahnen geknüpft hatten. Am Abend des 19. Mai flossen die Kämpfe um Rudnik bei Bobrowka, Makowiska und Radymno zu einer großen Schlachthandlung zusammen.

Schwer lag die Gewitternacht auf den erschöpften Streitern. Ohnmächtig starb das blasse Licht der Leuchtkugeln in der Trübe. Aus den Waldungen der Lubaczowka und den Wiesengründen des Szkloflüßchens und der Wisznia stiegen feuchte Dünste und lagerten sich als dichter Nebel auf der weitgespannten Walstatt. Trotz der schlechten Sicht schwoll der Kanonendonner schon um 4 Uhr morgens wieder zu voller Stärke. Als die Sonne die Dünste

verzehrt hatte, griffen die Russen abermals an. Sie brachen aus dem Brückenkopf von Radymno vor, rannten auf dem rechten Sanufer südlich der Lubaczowka gegen die Garde und Arz' VI. Korps an und versuchten nördlich der Lubaczowka Sieniawa zurückzuerobern. Sie schlugen sich bis in die Nacht, vermehrten ihre blutigen Verluste, ließen Tausende in den feuchten, hitzedampfenden Wäldern und Wiesen liegen, drangen in verschüttete Gräben, vermochten aber den Verteidiger nicht in die hinter ihm fließenden Gewässer zurückzuwerfen. François, Arz v. Straußenburg, Plettenberg und Emmich hielten unerschütterlich Stand, gewannen sogar im Gegenstoß an der Lubaczowka Gelände und gruben sich unter dem Kugelhagel so tief ein, daß die Russen am 21. Mai erschöpft und geschwächt von ihnen abließen. Der zweite Akt ging zu Ende.

Dritter Akt: Der Durchbruch bei Radymno

Sofort rüstete Mackensen zum dritten Akt, indem er die Handlung wieder an sich riß und den Angriff auf den Brückenkopf und die Sperrstellung von Radymno eröffnete. Es galt, die starke, Przemysl gegen jede Umfassung von Norden schützende Stellung zugleich von vorn und in der Flanke zu fassen. Zur Durchführung des Flankenangriffs war die Garde bestimmt, während Arz v. Straußenburg und das XXXXI. Reservekorps den Stirnangriff führen sollten. Zu diesem Zwecke wurde das Gardekorps in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai in seinen Stellungen von Emmichs 20. Division und Teilen der 56. Infanteriedivision abgelöst, die 1. Gardedivision als Stoßtruppe in den Abschnitt des österreichischen Korps gezogen und die 2. Gardedivision als Unterstützung in der Staffel bereitgestellt.

Die Russen standen vor Radymno in mehrfach gegliederten Linien an die Hügel von Ostrow und Makowice gelehnt und hielten nordwestlich von Radymno das stark befestigte Tuczepy und die Dämme der Eisenbahnlinie Jaroslau—Radymno und Jaroslau—Bobrowka—Lubaczow besetzt, um einen festen Anschluß an die auf dem rechten Sanufer kämpfende rechte Flügelgruppe zu gewinnen. Ihre linke Flanke wurde durch Przemysl geschützt. Sie deckten durch diese Aufstellung die Verbindungslinien Przemysl—Grodek—Lemberg, Radymno—Jaworow—Lemberg und Jaroslau—Lubaczow—Rawa-Ruska. Wenn es Mackensen gelang, diese neubewehrte Front bei Radymno zu durchbrechen und die Reserven Iwanows zu überwältigen, ehe der Erzherzog zum Rückzug auf Kolbuszowa genötigt wurde, war der Kampf um die Sanlinie zugunsten der Verbündeten entschieden und Przemysl der Einschließung verfallen.

Am 23. Mai traf Mackensen die letzten Vorbereitungen zum Sturm. Das Schlachtendrama begann zu gipfeln, denn der Angriff wurde unter

Umständen unternommen, die zur allgemeinen Verstrickung führen mußten. Deutsche Flieger, die trotz schwerer Gewitterböen und störenden Bodennebels aufgestiegen waren, hatten Mackensen unterrichtet, daß sich Iwanows Armeen im Sanwinkel und an der Lubaczowka immer gefährlicher ballten und fortgesetzt Verstärkungen von Rawa-Ruska und Brlgoraj empfingen. Erzherzog Josef Ferdinand wurde bereits von wachsender Übermacht bedrängt. Sein rechter Flügel stand zwar bei Sieniawa auf dem rechten Sanufer in drohender Stellung, war aber seit dem 19. Mai unaufhörlichen Angriffen ausgesetzt. Da Mackensen den linken Flügel der 11. Armee nach rechts auseinandergezogen hatte, um die Flanke des zum Sturm antretenden Gardekorps zu sichern, waren die Österreicher bei Sieniawa auf sich selbst angewiesen. Doch genügte die Behauptung der bei Sieniawa erstürmten Höhenstellungen zur Durchführung des bei Bobrowka und Radymno geplanten Durchbruchs. Mackensen ersuchte Puhallo, mit seiner Armee gegen die West- und Südwestfront von Przemysl vorzugehen und dadurch russische Kräfte von Radymno abzuziehen. Boehm-Ermolli war angewiesen, bei Hussakow und Mosciska auf die Südfront zu drücken und den Gegner zwischen der Festung und dem Dnjestrmoos in Atem zu halten. Die Vorbereitungen gipfelten in einer Anweisung Conrads an die Südarmee, den Angriff auf die Stellungen bei Drohobycz—Stryj—Dolina einzuleiten und dadurch Mackensens Stoß aus der Flanke zu unterstützen.

Als der Morgen des 24. Mai dämmerte, ging verheerendes Artilleriefeuer auf die russische Gürtelstellung von Radymno nieder und bahnte der Infanterie François' und Arz v. Straußenburgs den Weg. Zur gleichen Zeit bereitete die Gardeartillerie auf dem rechten Sanufer nordwestlich von Radymno den Sturm auf Wietlin und Makowisko vor. Die Schlacht begann beinahe als Überfall. Um 6 Uhr erhob sich die Infanterie der Verbündeten aus Wiesen und Waldstücken und schleuderte Welle auf Welle gegen den verschanzten Feind. François rückte von Südwesten und Westen, Arz v. Straußenburg von Nordwesten vor, um den weitgespannten Brückenkopf von Radymno zu zertrümmern, während Plettenberg die Nordflanke angriff, um auf Lazy und Laszki durchzubrechen und die Straße nach Jaworow zu gewinnen. Vor Przemysl und Mackowice drohten Westgalizier und Bayern mit Sturm.

Die Russen wurden durch die Wucht des Angriffs völlig aus der Fassung gebracht. In gewaltigem Anlauf über den Haufen gerannt, wichen sie in Auflösung auf Radymno. Dimitrieff warf hastig Reserven ins Gefecht und suchte die Linie Ostrow—Radymno—Sokloszow—Zamojsce um jeden Preis zu behaupten, sah aber die Orte von der feindlichen Artillerie in Brand und Trümmer geschossen, ehe seine Verstärkungen sich setzen konnten. Der Angreifer drang mit den Flüchtlingen in Radymno ein, erstürmte die Stadt und warf die Besatzung kurzerhand in den Fluß. Hart vor den retten-

den Brücken stellte sich die russische Nachhut in dem Flecken Zagrody zum Endkampf und suchte der geschlagenen Masse Zeit zum Rückzug über den San zu erstreiten. Aber dieser Verzweiflungskampf fruchtete wenig, denn inzwischen war auch auf dem rechten Sanufer das Verderben hereingebrochen.

Das Gardekorps hatte die Beschießung von Wietlin bis 8 Uhr fortgesetzt und dann in Staffeln so kräftig angegriffen, daß die Russen sofort ins Wanken kamen. Tief drang die 1. Gardedivision in die feindliche Front und warf den Widerstand der rechtsufrigen Verteidigungsflanke auseinander. Auch hier artete der Rückzug der Russen in Flucht aus, die alle Bande der Ordnung löste. Als es Abend wurde, wälzten sich verknäuelte russische Massen zugleich von Westen über den San nach Osten und von Norden über die Straße Radymno—Jaworow nach Süden und füllten die Niederung zwischen Szklo und Wisznia mit entscharten Verbänden, die gen Jaworow zu entkommen suchten. Kaukasische und sibirische Nachhuten retteten die Waffenehre und verteidigten Zagrody und Lazy bis tief in die Nacht. Am Sanufer fielen Tausende von Abgeschnittenen in die Hände des Verfolgers, der sich sofort zum Überschreiten des Flusses fertigmachte. Während Arz v. Straußenburg Zagrody nahm, überschritt das Korps François den San, stürmte die Garde Lazy, Laszki und Bobrowka.

Am 25. Mai wurde der Angriff dicht an die Nordfront von Przemysl, die Wisznia und den Szkloabschnitt herangetragen. Emmichs 20. Division wurde von General v. Oetinger an die Lubaczowka geführt, besetzte Ryszkowa Wola und Zapalow und stellte die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee sicher. Am 26. Mai erstürmte Arz die Wiszniaübergänge von Donkowice und Nienowice und griff die Horodisskahöhe an, die die Zugänge der Niederung beherrschte. Sie wurde von Dimitrieff verzweifelt verteidigt, um den Zusammenschluß der Österreicher mit der Garde hinter der russischen Schlachtfront zu verhindern, fiel aber dem Sturm zum Opfer. Unterdessen drang der rechte Flügel des Gardekorps über Laszki und Kozienica gegen Miekisz Nowy vor und erstürmte die Buryszkowkahöhe. Der linke Flügel blieb Schulter an Schulter mit den Hannoveranern vor der breitversumpften Lubaczowka liegen und richtete sich dort als Flankenschutz des Angriffskeils ein. Bei Ryszkowa Wola begann die nach Nordwesten streichende Verteidigungsflanke der 11. Armee, die bis zu den vom Erzherzog besetzten Höhen von Sieniawa verlief.

Während die Front im Feuer der Schlacht abgesteckt wurde, war der rechte Flügel der 11. Armee in das Vorfeld von Przemysl eingedrungen und hatte sich hart an die Werke der Nordwest- und Nordfront herangearbeitet. Die Bayern, die jungen Truppen des XXXXI. Reservekorps und Arz' VI. Korps drangen in den schmalen Streifen zwischen dem San und der Wisznia ein und warfen die Russen Schritt für Schritt über Naklo gegen Walawa—Pozdziacz—Starzawa zurück. Hier verstärkte

sich plötzlich der Widerstand des Feindes, der sich von der Panik im Zentrum seiner Schlachtordnung rasch ermannt hatte und schon am Abend des 26. Mai auf Vergeltung sann.

Auch die Armee Puhallo war nach heftigem Anlauf zum Stehen gekommen. Sie hatte die ersten Verteidigungsstellungen der Russen vor den West- und Südwesttoren der Przemysler Außenfesten eingerissen und grub sich am 25. Mai vor Prallowce und Hussakow ein. Boehm-Ermolli hatte sich am Angriff nicht beteiligt. Er war am 24. und 25. Mai zu schweren, klebenden Kämpfen in der Blotnianiederung gezwungen worden, in denen der Russe beherzt zum Gegenangriff schritt und den Feind durch heftige Ausfälle von Mosciska fernhielt. Da faßte Marwitz das Beskidenkorps und die k. u. k. 2. Division zu einem neuen Vorstoß zusammen und erstürmte am 26. Mai die Höhen von Hussakow.

Eng und enger legte sich der Ring um das russische Przemysl, doch die Feste war immer noch zu stark, um durch einen gewaltsamen Angriff überwunden zu werden. Ihre West- und Südfront war im ganzen Umkreis von Prallowce über Hussakow bis Mosciska durch tiefgegliederte Feldstellungen gesichert. Stacheldraht, spanische Reiter, Flatterminen, Erdwerke und Baumschanzen umgaben die von Kusmanek gesprengten Panzer- und Betonfesten mit einem undurchdringlichen Gürtel. Die Festen selbst waren mit großer Geschicklichkeit ausgebessert und neu bestückt worden. So blieb den Angreifern nichts übrig, als zum Spaten zu greifen und in Erwartung der Belagerungsartillerie den Kampf um die Festung mit der Sappe zu eröffnen.

Der Versuch, die russische Feldarmee von Przemysl abzudrängen oder Teile von ihr abzusprengen und in der Festung einzuschließen, war nicht gelungen, der Durchbruch bei Radymno und Wietlin aber so tief in das Gefüge der neuaufgebauten russischen Front gedrungen, daß die Nordfront von Przemysl entblößt lag. Iwanow begann für die Festung und die Rückzugslinie Jaworow—Niemirow zu fürchten. Deshalb beschleunigte er das Vorgehen seiner Reserven, um die Schlacht wieder aufzunehmen und die Lage wiederherzustellen, ehe die Preisgabe von Radymno und Wietlin schlimmere Folgen nach sich zog. Er brachte die Flucht an der Straße Radymno—Jaworow mit übermenschlicher Anstrengung zum Stehen und machte sich an der Lubaczowka zu einem Massenangriff auf Mackensens Bewegungsflanke fertig. Hierzu bedurften die Russen des festen Gegenpunktes von Przemysl, der Mackensens rechten Flügel innerhalb des Wirkungsfeldes der von Iwanow geplanten Flankenbewegung einklemmte und festhielt.

Als Iwanows Reserven am 26. Mai in die Lubaczowkafront einrückten, wurde die Entwicklung der Schlacht von einer Stunde auf die andere unterbunden. Faßte die russische Heeresleitung das Vergeltungsschwert fester, um es dem im Zentrum siegesgewiß vorrückenden Feind in die verwundbare linke Flanke zu stoßen? Auf diese Frage gab der 27. Mai blutige Antwort.

Mackensen ließ sich durch die Wolken, die drohend über der Lubaczowka aufstiegen, nicht irremachen, obwohl ihm Größe und Gefährlichkeit des Augenblicks im Schlachtgewühl nicht verborgen blieben. Sein Angriff stand dicht vor dem Ziel, mußte aber gerade in dieser Phase vor jeder Flankenbedrohung geschützt und durch starken Nachschub vor Entkräftung bewahrt werden. Jeder Gedanke an seitliche oder im Rücken drohende Gefahr lähmte die Kraft der 11. Armee im Ringen um die Entscheidung. Mackensen war auf schwere Stunden vorbereitet und zählte seine Streiter.

Die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn riß Lücke auf Lücke in seine Verbände, denn Conrad v. Hötzendorf griff im Drange der Not immer tiefer in die Armeen, die in Südpolen und Galizien gegen die Russen fochten, um die entblößten Alpensperren und die abgeräumte Isonzofront zu bemannen. Von der 1. und 3. Armee eilten die meisten, von der 4. Armee ansehnliche Teile an die neubedrohte Grenze. Am bedenklichsten war die Schwächung der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand, der nicht stark genug sein konnte, wenn Iwanow noch einmal gegen ihn und die San- und Lubaczowkaflanke vorging und alle Reserven ins Feuer riß. Die Lage Mackensens war also keine sorglose, der Zweifrontenkrieg bereits zum Dreifrontenkrieg geworden und die Verkämpfung bis zum äußersten gediehen, als am 27. Mai der vierte Schlachtakt um die Sanlinie begann.

Vierter Akt: Der Gegenangriff der Russen an der Lubaczowka und die Eroberung Przemysls

Die Russen führten nach klassischem Muster im „Akt der Umkehr" folgerichtig neue Gegenspieler ein, die mit Ungestüm die Handlung an sich zu reißen und das strategische Spiel zu meistern suchten. Diesmal waren so zahlreiche Divisionen von der Weichsel, dem Narew und dem Bug herangezogen worden, daß der Angriff auf die Nordflanke Mackensens an der Lubaczowka mit weit größerer Übermacht unternommen werden konnte, als dies am 19. Mai geschehen war. Außerdem waren genügende Kräfte zur Stelle, den spitz vorgetriebenen Angriff Mackensens in der Wisznianiederung von vorn und in der rechten Flanke anzupacken, wo der Keil tief in die russische Front eingedrungen war und zwischen Laszki und Przemysl feststeckte. Die Russen hatten ihre Übermacht endlich an der entscheidenden Stelle vereinigt. Erlesene Grenadier- und Schützendivisionen und frisch mit Munition versehene Batterien marschierten bei Jaworow und Lubaczow auf und traten am 27. Mai auf der ganzen Linie von Sieniawa bis Przemysl in den Kampf.

Der rechte Flügel des Erzherzogs Josef Ferdinand wurde zuerst angefallen, denn der Russe warf sich mit vorgestaffeltem rechtem Flügel in

wuchtigem Anprall auf die österreichischen Stellungen und suchte der auf dem rechten Sanufer kämpfenden 11. Armee die Flanke abzugewinnen. Schon in der Nacht eröffneten die russischen Batterien die Beschießung, die donnernd die Lubaczowka entlang lief und sich mit besonderer Wucht auf die Höhen von Sieniawa senkte, wo die Österreicher die Nahtstelle der 4. und 11. Armee hüteten. Der Russe löste nach seiner Art mächtige Salven, die Schlag auf Schlag in die österreichischen Gräben fuhren, und ging dann zu einem Feuerwirbel über, der die erschütterte Stellung zu Staub schlug und alle Verbindungen zerriß. Als über Sieniawa der Tag graute, überflutete der Infanterieangriff die zerschossenen Höhen. Die Besatzung wehrte sich verzweifelt, wurde aber überwältigt, auf den Ort zurückgeworfen und zum Teil entwaffnet. Was noch focht, wich blutend auf den San und über die Lubaczowka und erkämpfte sich den Übergang auf das linke Sanufer. Herbeieilende Verstärkungen mußten sich darauf beschränken, die Trümmer aufzunehmen und dem Feind den Vormarsch zu verwehren. Der Verlust von Sieniawa bedrohte die 11. Armee mit schlimmen Folgen. Schon wühlte sich der Angriff in den Rücken der 19. Division, die in der Nacht von vorn und links rückwärts angefallen wurde und in Gefahr geriet, aufgerollt zu werden. Da machten die Hannoveraner den Igel und gingen nach allen Seiten fechtend gegen die Lubaczowka zurück. Hier schlugen sie einen Haken ein und wurzelten sich fest.

Noch stärker wirkte die Erschütterung auf Josef Ferdinands Hauptfront im Sanwinkel. Die Masse der 4. Armee war dem Gegner zuvorgekommen und am 26. Mai unter heftigen Kämpfen in das Gefüge der russischen Ausfallstellung zwischen Machow und Nisko eingebrochen. Als Sieniawa verloren ging, stand ihr linker Flügel bei Tarnobrzeg, der rechte dicht vor Krawce und Grebow. Man hoffte auf Razwadow durchzubrechen und war besten Mutes. Da kam die Hiobspost vom Fall Sieniawas und begrub alle Hoffnungen. Der Kampf um die Sanbrücken rief die entbehrlichen Kräfte auf den eingedrückten rechten Flügel. In Gewaltmärschen eilten die Österreicher vom Leg an den San und warfen sich dem Feind an der Wislokmündung in den Weg. Da Emmichs X. Korps standhielt, gelang es dem Erzherzog, den Eindringling auf dem linken Ufer zwischen Lezaisk und Grodisko allmählich zum Stehen zu bringen und den Mündungswinkel des Wislokflusses zu behaupten. Die Schlacht war auf dem Nordflügel, in der gefährdeten Flanke der 11. Armee, zum Stehen gekommen.

Unterdessen kämpften Emmich und Plettenberg auf den Hügeln und im Sumpfgelände der Lubaczowka und des Szkloflüßchens gegen stündlich wachsende Übermacht. Die russische Hauptmacht war am 27. Mai zum rücksichtslosen Angriff vorgetrieben worden. Als der erste Anprall im Feuer erstarb, befahl Iwanow, ihn zu erneuern und bis zum letzten Atemzug Sturm zu laufen. Doch Woge auf Woge zerschellte an der Abwehr der Verbündeten.

Eindringende Schwärme wurden mit der blanken Waffe in die Flucht geschlagen oder niedergemacht. Als bei Horodyſko ein Durchbruch drohte, warfen die Reserven der Garde den Feind am 29. Mai unter blutigen Verlusten gegen Krakowiec zurück. In der Wiſznianiederung wies Arz v. Straußenburg am 30. Mai in blutigem Gemenge einen gefährlichen Vorstoß ab. In der Nacht auf den 2. Juni drang der Russe in einem wilden Anlauf bei Zapalow in die Gräben der Division Oetinger, wurde aber auch dort von Bajonetten aufgefangen und vor Tagesgrauen wieder verjagt.

Nach und nach zerflatterten die Angriffe, und als Iwanow am 3. Juni zur Erkenntnis kam, daß er weder durchbrechen noch Przemyſls Schicksal wenden konnte, schwanden ihm Kraft und Wille zur Fortsetzung der verzweifelten Stürme. Kampfmüde zogen sich seine Truppen in die Waldstellungen am Norduser der Lubaczowka zurück. Vergeblich brachen die Russen nach dem Scheitern des allgemeinen Angriffs noch einmal aus ihren Flankenstellungen bei Sieniawa hervor und fielen den linken Flügel der 11. Armee mit frischen Kräften an, sie vermochten den Kampfbogen, den Mackensen nordöstlich und östlich von Jaroslau von der Lubaczowkamündung bis zum Wiſzniagrund ausgespannt hatte, um sich den Weg nach Jaworow zu bahnen und Przemyſls Herr zu werden, nicht mehr zu sprengen. Auch der Erzherzog hatte inzwischen wieder festen Stand gefaßt und wies am San und am Leg alle Gegenangriffe ab.

Doch trotz siegreicher Abwehr des großangelegten russischen Gegenangriffs, der am 29. Mai beinahe in einem Siege gegipfelt hätte, lastete immer noch schwerer Druck auf der Schlachtfront der Verbündeten. Der Russe hielt stand, schöpfte Atem, baute neue Stellungen und suchte die Entscheidung am San und an der Lubaczowka trotz wachsender Verstrickung nach der anderen Seite zu wenden. Zugleich erneuerte er seine Angriffe auf die Pruthflanke und forderte von seinen Verbündeten im Westen scharf und nachdrücklich Beistand und Entlastung. Da Briten und Franzosen in der Tat in Flandern und im Artois zum Angriff schritten, die Italiener sich gegen die Alpensperren und die Flußschranken in Bewegung setzten und die Orientarmee der Westmächte um diese Zeit auf der Halbinsel Gallipoli um die Zugänge von Konstantinopel kämpfte, schoß der Krieg um die Maiwende abermals in größere Gestalt.

Die Völker Europas wälzten die Last dieses kraft- und zeitverzehrenden Ringens keuchend von Schulter zu Schulter und suchten einander vergeblich das Gesetz aufzuerlegen. Der Krieg wurde zum Zwang, der um so furchtbarer wirkte, je entschiedener er sich in der eigentümlichen militär-geographischen Verklammerung der beiden feindlichen Koalitionen ausdrückte.

In diesem Kampf um Raum und Zeit mußten die Mittelmächte, deren Erhaltungsmittel allmählich abnahmen, mit jeder Minute geizen und ihre Kräfte im Raum und in der Zeit mit eiserner Konsequenz zusammenhalten.

Als Mackensen, an der Lubaczowka und vor Przemysl in die Abwehr gedrängt, um den Sieg kämpfte, rangen die eingekreisten, der Aushungerung ausgesetzten Völker Mitteleuropas in Wahrheit um Befreiung aus schlimmer strategischer Zwangslage. Im deutschen Hauptquartier zählte man die Stunden, die in den Abwehrkämpfen am San verbraucht wurden, denn Hindenburg stand an der Nord- und Nordwestschranke, Prinz Leopold von Bayern im Weichselbogen bereit, den Angriff auf die russische Ausfallstellung zwischen Weichsel, Narew, Njemen und Bug zu eröffnen, und warteten von Tag zu Tag auf den erlösenden Schlachtbefehl. Doch es war noch nicht so weit, Mackensen fand den Weg nach Rawa-Ruska noch nicht geöffnet und konnte noch nicht daran denken, gegen die polnische Südflanke einzuschwenken.

Die russische Heeresleitung blieb guten Mutes. Auch wenn es Iwanow nicht gelang, Mackensen zu schlagen, erzielte er in Galizien einen strategischen Gewinn. Er erkämpfte an der Lubaczowka Fristen, die der Großfürst nützen konnte, um am Tanew, an der Wereszyka, an der Rata, der Solokija und dem Wieprz, also auf dem alten Kampfgebiet des Sommerfeldzuges 1914 gewaltige Feldbefestigungen anzulegen, an deren Bezwingung die Angriffsarmeen der Verbündeten verbluten sollten. So dramatisch waren die Umstände beschaffen, unter denen um die Maiwende bei Przemysl um die Entscheidung gerungen wurde.

Mackensen kannte den Wert der fliehenden Stunden und beschloß, Przemysl aus der feindlichen Front herauszubrechen und den russischen Gegenangriffen dadurch die Kraft zu nehmen. Kaum war die Lage bei Sieniawa wiederhergestellt und die Abwehr an der Lubaczowka geordnet, so griff er Przemysl von Norden an und führte die Bestürmung des festen Platzes in der Flanke der Abwehrschlacht durch. Er schob das XXXXI. Reservekorps als Deckung gegen den Wiszniaabschnitt oberhalb Starzawa vor und setzte die Bayern mit zugeteilten Verstärkungen zum Sturm auf die Nordfront an.

Während im Sanwinkel und zwischen Sieniawa und Rudnik der Andrang der Russen von Alpentruppen bis zur Selbstaufopferung abgewehrt wurde, Emmich, Plettenberg, Arz und François an der Lubaczowka, am Szklo und an der Wisznia die Stürme der Entsatzarmeen abschlugen, Boehm-Ermolli und Marwitz bei Hussakow ihre Sappen vortrieben, ballte Mackensen zwischen Pralkowce und Starzawa die 11. bayerische Division, Teile des XXXXI. Reservekorps und einige Gardebataillone zum Sturm auf Przemysl. Am 24. Mai erging der Befehl, die Nordfront im abgekürzten Verfahren anzugreifen. Zugleich wurde Puhallo angewiesen, sein X. Korps rücksichtslos gegen die Westfront in Bewegung zu setzen und Pralkowce zu nehmen. So war man Lüttichs, Namurs und sogar Antwerpens Herr geworden, so sollte auch die stolze Sanfeste fallen, die die Russen im Herbst vier Wochen vergeblich bestürmt, und vor der sie im Winter vier Monde gelegen hatten, ohne sie mit den Waffen zu bezwingen.

Als Jaroslau und Radymno gefallen waren, hatte Dimitrieff daran gedacht, die Festung zu räumen und auf die Höhen von Mosciska zurückzugehen, um die Österreicher wieder in den alten, im Herbst unbezwungen gebliebenen Stellungen zu erwarten. Doch Iwanow dachte anders. Er bedurfte der Festung als Flankenstütze zu seinem Gegenangriff und wies Dimitrieff an, die Feste zu verteidigen und dadurch einen Druck auf die Südflanke der verbündeten Armeen auszuüben, während sich am Unterlauf des San und der Lubaczowka der große Ansturm aus der Nordflanke vorbereitete.

Außer strategischen Gründen sprachen auch wichtige politische Erwägungen zugunsten der Verteidigung Przemysls. Im russischen Hauptquartier war man nicht willens, dem Feinde den teuer erkauften Siegespreis kampflos zu überlassen und die einzige Festung aus der Hand zu geben, die von den Armeen der Entente erobert worden war. Przemysl und Lemberg wurden von dem russischen Volke als Symbol und Unterpfand des Sieges betrachtet und galten der Entente als sichere Bürgschaft des Enderfolges. Nichts war dem Großfürsten unerträglicher als der Gedanke, Przemysl preiszugeben und vom San auf Lemberg zu weichen. Er wußte, daß die Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges aussichtslos wurde, wenn die Verbündeten in das Bugbecken drangen, aus dem die Russen im August 1914 nach den blutigen Schlachten bei Zamosc-Komarow und Przemyslany den Siegesgang nach Westen angetreten hatten. Aus allen diesen Gründen ergab sich die Notwendigkeit, Przemysl zu verteidigen. Der Befehl wurde indes strategisch wohl abgestimmt und lautete dahin, den Platz im Rahmen der allgemeinen Schlacht zu halten, bis der Angriff auf die Flanken der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armeen zum Ziele geführt habe.

Trotzdem wurden die Russen durch den Ansturm überrascht, der am 30. Mai über Przemysl hereinbrach und alle Berechnungen über den Haufen warf. Auf einen Schlag begann die Beschießung der Nordforts. Es galt, die Werke der Gruppen IX, X, XI, XII samt den Zwischenlinien niederzukämpfen und eine Bresche in das kunstvolle Labyrinth der Feldbefestigungen zu legen. Auch auf der Westfront donnerten die Geschütze. Da Boehm-Ermollis Sappenangriff auf einen regelrechten Belagerungsangriff auszugehen schien und Puhallo bei Prałkowce heftig andrängte, erblickte der Verteidiger in der eifrigen Beschießung der starken Nordfront nur einen Scheinangriff und stellte seine Hauptkräfte gegen Süden und Westen auf. Anfangs schien ihm die Entwicklung recht zu geben. In der Sanschleife, die sich westlich von Prałkowce öffnet, drückte das X. Korps, das hier auf heimatlichem Boden kämpfte, so hart auf die Südwestfront, daß Prałkowce schon am Abend des 30. Mai vom Sturme erfaßt wurde. Das 45. Regiment und Teile des 9. Regiments warfen sich ungestüm auf das zerschossene Werk und übermannten die Besatzung. Dieser Handstreich tat große Wirkung;

er rief die russische Geschützreserve an die Südwestfront, wo die erste Lücke aufzuspringen drohte. Nach heftiger Beschießung eroberten die Russen Prallowce zurück. Der Angriff der Österreicher kam ins Stocken.

Auch an der Nordfront wehrte sich der Russe gut und hielt in den aufgewühlten Werken bis zum Beginn des Sturmes stand, aber am 30. Mai kämpften sich die Deutschen nahe an die Hauptlinie heran, und am Abend des 31. Mai brachen sie stürmend zwischen den Werken X und XI in den Festungsring.

Als der Verteidiger zur Erkenntnis kam, daß der Hauptangriff an der am stärksten bewehrten Stelle erfolgte, war es zu spät, ausreichende Gegenmaßnahmen zu treffen.

General v. Kneußl hatte seinen Befehlsstand in Batycze errichtet, wo Radko Dimitrieff am 8. Oktober 1914 vergeblich auf Kusmaneks Unterhändler gewartet hatte. Damals waren die Versuche, die Nordforts mit stürmender Hand zu nehmen, blutig gescheitert, jetzt zerschlug das Feuer der Verbündeten Panzer- und Betonbauten, Erdwerke, Drahthindernisse und Straßensperren binnen drei Tagen. Als Kneußls Infanterie am 31. Mai nach Sonnenuntergang zum Angriff antrat, wehrten sich die Russen, von der Beschießung verwirrt und des Zusammenhaltes beraubt, in einzelnen Sperrstellungen und Festen mit alter Tapferkeit, aber in rücksichtslosem Vorgehen erstürmten Bayern und Preußen die Zwischenwerke östlich von Fort XI und schwenkten nach beiden Seiten aus, um den Gürtelpanzer aufzurollen. Verzweifelt kämpften die Russen um das stolze Fort Dunkowice, von dem sie am 8. Oktober so viel Blut vergossen hatten. Zuerst fielen die Werke Xa und XIa und die Zwischenstellungen, die Dunkowices Flanken deckten. Dann wurde Dunkowice von zwei Seiten umfaßt, und in der Nacht erreichten bayerische Sturmtruppen schon die große Ringstraße, die das Festungsgebiet auf dem Norduser in weitgespanntem Bogen umgab. Hier bot Dimitrieff den Deutschen noch einmal Halt. Die Russen verteidigten die befestigten Lager auf den Hügeln bei Letowina, Kalatka und Zurawica, hinter denen Przemysl wie eine Perle in ihrer Muschel eingebettet lag. Um dem Einbruch zu begegnen, machte Dimitrieff Kräfte auf der West- und Südfront frei und hetzte sie nach Norden, aber ihr verspäteter und verzettelter Einsatz fruchtete nicht mehr. Sie verbluteten sich in nächtlichen Gegenangriffen und wichen am 1. Juni entmutigt auf den Hügelkranz zurück.

Nun wurde die Lage Przemysls verzweifelt, denn Kneußls linker Flügel bedrohte schon die Straße nach Medyka, den Rückzugsweg der in der Festung stehenden Truppen. Als der Abend nahte, waren die Werke Xa, XI und XIa genommen, Werk IXa verstummt, X in Brand geschossen und die Straßensperre zwischen Dunkowice und Zurawica erstürmt. In der Frühe des 2. Juni stürmten die Bayern Fort X, das von einigen Granaten schwerster Kaliber niedergelegt worden war. Darauf hißten Xb, IXa und

IXb die weiße Fahne. Ohne Zaudern griffen Bayern und Preußen nun die Höhenlager an und warfen den entnervten Verteidiger in blutigen Kämpfen auf Zurawica und Lipowica zurück. Da gab Dimitrieff, am Widerstand verzweifelnd, den Befehl zur Räumung des Platzes, um die Besatzung aus der Sanschleife herauszuziehen und vor der Gefangennahme zu retten.

Als es Abend wurde, führte Kneußl seine Truppen gegen Zurawica, erstürmte die Zugänge des Lagers und drang in der Dämmerung gegen den Festungskern vor. Mit reißender Schnelligkeit brach der Angreifer durch die 8 Kilometer breite Lücke der Nordfront und suchte zugleich mit den Fliehenden die Sanbrücken zu erreichen. Das 2. Bataillon des 3. Garderegiments zu Fuß erhielt Befehl, noch in der Nacht an den San zu rücken. Tollkühn marschierte es im Finstern zwischen verstummten Geschützen und verlassenen Stellungen hindurch, räumte im wirkungslosen Feuer abziehender Nachhuten die letzten Sperren beiseite und erschien um 3 Uhr in der Frühe angesichts der Stadt vor den brennenden Brücken. Der Stadtkern und das Südufer waren noch im Besitz des Feindes. Der Russe schlug sich noch bei Pralkowce, hielt den Tatarenhügel besetzt und war erst im Begriff, die Stadt zu räumen. Obwohl auf dem Südufer noch stärkere russische Kräfte sichtbar waren, überschritt das Gardebataillon auf Stegen und Kähnen den Fluß und ergriff von Przemysl Besitz. Flüchtend verließen die Russen die letzten Stellungen. Als eine Gardekompagnie den Marktplatz, eine zweite den Tatarenhügel besetzte, fluteten die russischen Nachhuten auf der Straße nach Balice und Moscisca ab. Kurz darauf rückten von Norden und Westen Bayern, Preußen, Österreicher und Ungarn ein. Helme und Geschütze waren mit grünem Laub geschmückt, Teppiche hingen aus den Fenstern, Blumen fielen auf die Sieger, strahlend stand die Sonne am Himmel. Am Brückenkopf hielt Generaloberst v. Mackensen mit seinem Stab, und aus Nordosten klang von der Wisznia und der Lubaczowka nachhallender Donner ersterbender Schlacht.

Der Endkampf um den Besitz Przemysls fiel mit den letzten Anstürmen an der Lubaczowka und am Unterlauf des Stromes zusammen. Dort flammte die Schlacht am 1. Juni noch einmal auf. Sogar Everth ging zum Angriff über und versuchte, Josef Ferdinands linke Flanke vom Nordufer der Weichsel aus zu bedrohen, während Iwanow im Mündungswinkel und am rechten Sanufer angriff. Es kam zu schweren wechselnden Kämpfen. Josef Ferdinand warf die 2. Kavalleriedivision an den linken Flügel und schlug Everths Umfassungsversuch an der Weichsel ab, mußte aber den Frontangriffen Iwanows im Sanwinkel weichen und auf dem rechten Flügel allmählich in die Linie Tarnogora—Jezowce zurückzugehen. Ein Flankenstoß Iwanows, der am 2. Juni zwischen Tarnogora und Cieplice angesetzt wurde, gelangte über den San und faßte Tarnogora im Rücken, wurde jedoch von opfermutigem Landsturm so lange aufgehalten, bis Entsatz zur

Stelle war. Es war der letzte große Versuch, Mackensens Flanke im Sanwinkel einzudrücken. Zwei Tage gewann der Russe schrittweise Raum, dann wurde der Ansturm von Tirolern und Madjaren im Ringen Mann gegen Mann gebrochen.

Der Fall Przemysls ließ den Ansturm Iwanows am San, an der Lubaczowka und der Wisznia keine Hoffnung mehr auf Wiederherstellung der Lage. Er krönte den vierten Akt der Schlachthandlung um die Sanlinie, der am 4. Juni in einem letzten Ansturm auf die Stellungen des Erzherzogs bei Tarnogora zu Ende ging.

Mit dem Falle Przemysls vollzog sich der Zusammenschluß der Armeen Mackensens und Boehm-Ermollis. Sie vereinigten sich am 4. Juni bei Czerniawa und im Wiszniagrund östlich von Przemysl und schritten mit dem Beskidenkorps als Verbindungsstaffel Schulter an Schulter zu neuem Angriff. Die Lücke, die durch das Herausziehen der Hauptkräfte Boroevics aus der Schlachtlinie entstanden war, hatte sich geschlossen.

Mackensen faßte seine Streitermassen zu Beginn des fünften Schlachtaktes noch fester zusammen als zuvor. Boehm-Ermollis 2. Armee trat unter Mackensens Oberbefehl. Das deutsche Beskidenkorps trat als linker Flügel Boehm-Ermollis in den Verband der 2. Armee und das VI. und das XVII. Korps rückten zur 4. Armee, um dort die nach Italien abziehenden Truppen zu ersetzen. Während die bayerische 11. Division und das k. u. k. X. Korps in Przemysl Rast machten, vollzog sich die Neuordnung der Armeen Mackensens trotz andauernder Kämpfe und Märsche ohne wesentliche Störungen. Die Erschöpfung der Russen und ihr Bedürfnis, sich wiederum zu verstärken, waren so groß, daß sie sich gerade in diesen Tagen mit Befestigungsarbeiten an der Lubaczowka und Nachhutgefechten an der Wisznia begnügten, statt Mackensen noch einmal mit starken Kräften anzufallen. Trotzdem gab die russische Heeresleitung das Spiel immer noch nicht auf. Sie hoffte, den Vormarsch auf Lemberg und Rawa-Ruska trotz des Verlustes von Przemysl und des Scheiterns ihres großangelegten Angriffs aus der Nordflanke am San doch noch zum Stehen zu bringen. In dieser Hoffnung bestärkte sie ein Blick auf die Kämpfe, die auf den äußeren Flügeln des galizischen Kriegstheaters wüteten.

Die Schlachtenfolge um die Dnjestr- und Pruthlinie

Ehe es zu neuen entscheidenden Zusammenstößen an der Wisznialinie und den Lubaczowkahügeln kam und das Ringen um die Sanlinie im fünften Akt ein Ende fand, prallten an der Weichsel, am Stryj, am Dnjestr und am Pruth die Flankenarmeen so heftig zusammen, daß die strategische Lage durch

diese Kämpfe auf das stärkste beeinflußt wurde. Auch diese Kämpfe wuchsen sich zu einer Schlachtenfolge aus, die in fünf Akte gegliedert erscheint.

Die Verbündeten hatten in den Tagen vom 15. Mai bis 3. Juni sowohl im Stryj- und Dnjestrtal, als auch an der Opatowka und Radomka größere Vorteile erkämpft und dadurch Mackensens anliegende Flanken gekräftigt. Woyrsch und Köveß waren zwar vor Klimontow—Opatow—Radom—Nowo Miasto zum Stehen gekommen und die 9. Armee Prinz Leopolds von Bayern noch an der Sucha und der Bzura gefesselt, aber die Gegenstöße Everths waren abgewettert und der Druck auf die Weichsellinie so verstärkt worden, daß der Großfürst nicht mehr daran denken konnte, auf dem linken Ufer des Stromes zu schlagen. Trotzdem hielt er fest. Die Gegner lagen sich daher im enger gezogenen Weichselbogen mit schwächeren Kräften Stirn an Stirn gegenüber, während in Galizien die eisernen Würfel Tag für Tag über das Schlachtfeld rollten.

Erster Akt: Die Schlacht bei Stryj

An diesem blutigen Spiel forderte die Südarmee Linsingens ihren wohlgemessenen Anteil. Sie hatte sich am 17. Mai dicht an den Feind herangeschoben und suchte nun den Austritt in die Dnjestrniederung zu erzwingen. Die furchtbaren Erdölbrände, die von den Kosaken im Naphthagebiet von Boryslaw und Drohobycz entfacht worden waren, begannen zu erlöschen. Die Sonne drang wieder durch Ruß und Qualm und beschien die verwüstete und geschwärzte Landschaft, durch die der Weg nach Lytinia und Medenice zu den Dnjestrbrücken von Kolodruby und Zurawno in die Südflanke der Wisznia- und der Wereszycalinie führte. Hier und vor den Toren von Stryj, wo sich Hofmann im Oktober tagelang geschlagen hatte, standen die Russen neuverschanzt und hüteten die Zugänge zum Dnjestrtal und die Straßen Mikolajow—Lemberg und Zydaczow—Rohatyn.

Linsingen wartete, bis die Artillerie zur Stelle war, und ging dann am 26. Mai zum allgemeinen Angriff über. Er führte seine Armee in drei Kolonnen gegen die Linie Dolina—Stryj—Drohobycz vor, in der Absicht, ins Dnjestrtal hinabzusteigen und die russische Front an der Nahtstelle zu durchbrechen. Der erste Angriff gelang. Hofmann erstürmte die Vorstellungen bei Dolina, Bothmer die Zugänge von Stryj und Szurmay warf den Feind bei Gaje und Drohobycz. Doch als die Südarmee am 27. Mai die Früchte dieses Sieges zu ernten gedachte, stieß sie auf so starke Befestigungen, daß die Infanterie zur Sappe zurückkehren mußte. Es war die Arbeit von Mörsern und Haubitzen nötig, um das Hindernis niederzulegen und dem Angriff Raum zu verschaffen. Die Russen suchten die Vorbereitungen zu neuem Sturm zu stören und gingen am 30. Mai zu Gegenangriffen

über. Sie zogen Truppen aus dem großen Bistriztal auf den linken Flügel, überfielen in der Nacht das Korps Hofmann, und zwangen es, seine Gräben bei Dolina zu räumen und sich rückwärts zu sammeln. Dieses Herüberziehen russischer Verstärkungen aus den Tälern der Bistritz und der Strymba nach Dolina war indes nicht ohne günstigen Einfluß auf die Lage der Armee Pflanzer-Baltin geblieben.

Pflanzers 7. Armee lag am Pruth immer noch schwer verkämpft und wehrte die Angriffe Leschitzkis auf Kolomea mühsam ab. Als Leschitzki seinen rechten Flügel schwächen mußte, um den Überfall auf Hofmann auszuführen, wurde Pflanzers äußerster linker Flügel entlastet. Er brach sofort bei Porohy zum Angriff vor und drang am 31. Mai bis Majdan talwärts. Hier traten ihm überlegene Streitkräfte entgegen, um die Seitenverbindung Nadworna—Solotwina—Dolina zu sichern, und zwangen die Österreicher wieder zum Rückzug in ihre Ausgangsstellungen. General Leschitzki wurde indes durch diese Bedrohung veranlaßt, keine Verstärkungen mehr abzugeben, um Hofmanns rechten Flügel einzudrücken.

Infolgedessen gelang es Hofmann, sich zu setzen und bei Dolina so lange standzuhalten, bis Bothmer die Entscheidung bei Stryj erkämpft hatte. Linsingen hatte die schwersten Kaliber vor Stryj vereinigt. Trotz der Zerstörung aller Brücken und Bahnen waren die 21-cm-Mörser und die 30-cm-Haubitzen dem Korps Bothmer durch die Karpathentäler gefolgt. Während die Infanterie auf den Hängen von Komarnicke vorging, quälten sich die Munitionskolonnen auf den Talstraßen vorwärts und speisten die Geschütze Bothmers und Szurmays für den entscheidenden Kampf. Am 30. Mai begann die Beschießung der russischen Schanzen auf den Höhen und den Dämmen des Stryjflusses und an den Hügeln von Gaje. Diesmal war der Stryj nicht von Hochwasser geschwellt und über die Ufer getreten wie zur Zeit der Oktoberkämpfe. Er zog als rascher grüner Fluß unter Erlen und Weiden seines Weges. Die Russen hatten zwar die Schleusen geöffnet, aber die Umgebung der Stadt Stryj bot Bothmer trotzdem trockenen Raum zum Angriff. Als die Beschießung die Russenschanzen niedergeworfen hatte, erstürmten die 1. Division, die 3. Gardedivision und die 38. Honveddivision die Stellungen und schlugen den Feind ins offene Tal. Von beiden Seiten umfaßt, wichen die Russen am 31. Mai gegen die Stadt und setzten sich vor den Toren. Doch Bothmer zauderte nicht. Er warf seine Infanterie gegen die Flußdämme und die Stadtmauern und richtete das Feuer seiner Geschütze auf die ostwärts führenden Verbindungsstraßen. Unter Weiden und Erlen, an den Dämmen und in den Trümmern der Vororte kam es zum Nahkampf. Die Verbündeten griffen um die Flügel des Feindes herum und drohten ihn völlig einzuschließen. Im letzten Augenblick entzog er sich dem Verderben durch nächtliche Flucht, ließ aber über 12 000 Mann in den Händen der Sieger. In derselben Nacht warf Szurmay den rechten

Flügel des erschütterten Gegners bei Gaje und Drohobycz aus seinen Höhen- und Sumpfstellungen gegen Litynia. Am Tage darauf schritt Linsingen mit vorgenommenem linken Flügel zur Verfolgung und betrat am 1. Juni das breit entfaltete Dnjestrtal, um dessen Pforten die Südarmee seit dem 22. Januar gerungen hatte. Unter Nachhutgefechten wichen die Russen auf Kolodruby und Mikolajow gegen den Südrand des großen Dnjestrmooses und ins Hügelland zwischen der Tysmienica und dem Stryj. Auch hier fanden sie keine Ruhe. Am 3. Juni warf Bothmer sie aus einer Aufnahmestellung bei Tejsarow, 10 Kilometer südwestlich von Zydaczow, heraus, und am Tage darauf wälzte die Südarmee die vor ihr weichenden Streitkräfte auf der ganzen Linie gegen den Dnjestrstrom.

Da die allgemeine Schlachthandlung in Galizien an diesem Tage in der Eroberung Przemysls gegipfelt hatte, schien für die Russen alles verloren und ihre Wiszniastellung bereits in der Südflanke bedroht, denn Linsingen streckte schon die Hand nach den Dnjestrbrücken aus, über die der Weg in die Südflanke des Lemberger Raumes führte.

In der Not rief Iwanow seinen Südflügel noch einmal zum Angriff auf, um Linsingens Verfolgung durch einen Flankenangriff an der Bistritz und am Pruth zum Stehen zu bringen, ehe Mackensen den Vorhang zum fünften Schlachtakt um die Sanlinie in die Höhe riß. Es war der letzte Versuch, den Feldzug zu wenden und Mackensens Siegeszug durch einen Gegenangriff aus der Südflanke zu hemmen.

Zweiter Akt: Der Durchbruch bei Sadzawka

Die Russen waren dem linken Flügel Pflanzer-Baltins von Majdan auf Solotwina und Jablonka gefolgt. Am 1. Juni griffen sie die Österreicher bei Solotwina an und warfen sich am 2. Juni bei Nadworna und südlich von Nadworna zwischen Lanzyn und Delatyn plötzlich mit Übermacht auf den vielfach beschäftigten Feind. Am 3. Juni erschien der Russe mit starken Kräften vor dem Pruthbrückenkopf Sadzawka, wenige Kilometer oberhalb von Kolomea, und erzwang in stürmischem Anlauf den Übergang auf das rechte Ufer. Ein Zittern lief durch die österreichischen Linien. Der Durchbruch gefährdete Delatyn und Kolomea und drohte die Armee Pflanzer-Baltin aus dem Stand zu heben. Schon am Tage darauf ward offenbar, daß es sich nicht um einen Fechterstreich, sondern um einen großangelegten Versuch handelte, die Südflanke der Verbündeten aufzureißen und über den Jablonikapaß in Ungarn einzudringen. Es war die Wiederaufnahme des alten, zähe verfolgten Planes, der durch den Durchbruch bei Gorlice im Keim geschädigt, aber nicht erstickt worden war und jetzt als steile Flamme aus der Asche schoß. Da der Großfürst zur gleichen Zeit Verstärkungen im

Sanwinkel vortrieb und noch einmal Mackensens linken Flügel aufzurollen suchte, lag die Erkenntnis nahe, daß die russische Heeresleitung trotz des Falles von Przemysl nicht daran verzweifelte, das Schicksal zu meistern und dem Feinde am Dnjestr, an der Wisznia und an der Lubaczowka Halt zu gebieten, indem sie ihm die weitklafternden Flanken eindrückte. Auch im Sanwinkel schritt der Russe entschlossen zum Angriff und warf sich auf die Armee des Erzherzogs, der in diesen Tagen bei Tarnogora und Rudnik noch einmal um die Sicherung seines rechten Flügels kämpfen mußte.

Die Lage Pflanzer-Baltins war ungünstiger als die Josef Ferdinands. General v. Pflanzer-Baltin hatte zwar alles, was er zur Hand hatte, nach Sadzawka geworfen, um die Durchbrechung der Linie Delatyn—Kolomea zu verhüten, war aber nicht imstande, die Russen von den rechtsufrigen Pruthhöhen zu vertreiben. Leschitzki führte Bataillon auf Bataillon über den Fluß und drängte die Verteidiger in erbitterten Kämpfen auf die Linie Peczenizyn—Mlodiatyn zurück, setzte sich am 5. Mai hart an der linken Flanke des eng umfaßten Brückenkopfes von Kolomea fest und ballte am nächsten Morgen nicht weniger als drei Divisionen zum Sturm, um die Durchbrechung der Pruthfront zu vollenden und den alten Tatarenweg wieder zu erstreiten.

Pflanzer-Baltin fühlte seine Kräfte schwinden. Seit vier Wochen lag er Tag und Nacht gegen eine große Übermacht im Kampfe, die seinen dünnen, weitgespannten Kordon zernagte und allmählich bis auf den letzten Faden zerschlissen hatte. Es ging ums Ganze, nicht nur um sein eigenes Schicksal, denn der Durchbruch zielte in den Rücken der Armeen Linsingens, Boehm-Ermollis und Mackensens. Pflanzer-Baltin war nicht in der Lage, sich selbst zu helfen, da er keinen Fußbreit ins Gebirge weichen konnte, ohne den Jablonikapaß und die rückwärtigen Verbindungen Linsingens zu gefährden. Er wandte sich daher um Hilfe nach Teschen.

Der Augenblick forderte von der österreichisch-ungarischen Heeresleitung einen neuen strategischen Entschluß. Die Karten, auf denen sich die allgemeine Entwicklung des galizischen Feldzuges seit dem 2. Mai in sprungweise vorschnellenden Linien abhob, zeigten die Lage am Abend des 3. Juni von widerstreitenden Kräften beherrscht. In Südpolen stand der Russe an der Radomka und der Opatowka verschanzt, nachdem er in blutigen Gefechten aus dem Bergland von Kielce herausgedrängt worden war, im Sanwinkel und am Unterlauf des Flusses führte er heftige Gegenstöße, die den Erzherzog fesselten, an der Lubaczowka verebbten seine Durchbruchsversuche, bei Drohobycz und Stryj war er fechtend im Rückzug auf den Dnjestr begriffen, an der Bistritz und am Pruth aber war er im Vordringen und stellenweise schon so tief in das Gefüge der Front der 7. Armee eingebrochen, daß nur noch überraschende Maßnahmen großen Stils die Lage am Südflügel meistern konnten. Unverkennbar wurde der Feldzug, der dem Ge-

danken von Gorlice Gestalt gegeben und die Fahnen der Verbündeten wieder über die Karpathen und den San getragen hatte, von kräftigen, weitblickenden Gegenmaßnahmen der russischen Heeresleitung beeinflußt. Der Großfürst gab sich wieder geschlagen, noch fühlte er sich unter das Gesetz gebeugt, sondern hatte, unbekümmert um die erlittenen Niederlagen und die unersetzlichen Verluste, an der Wisznia abermals Fuß gefaßt, dem Angriff Linsingens südlich des Dnjestrmooses Schranken gezogen und bestand hartnäckig auf der Durchführung des großen Flankenangriffs an Bistritz und Pruth.

Es war für Conrad nicht leicht, in dieser Lage rasch den richtigen Entschluß zu finden, noch schwieriger, ihn in die Tat umzusetzen. Hielt Mackensen mit der 4., der 11. und 2. Armee allen Angriffen stand oder warf er gar den Feind auf Jaworow und Grodek, so reifte dem deutschen Feldherrn dort wohl ein neuer großer Sieg, aber dieser Sieg wurde um den strategischen Ertrag betrogen, wenn Leschitzki zur gleichen Zeit die Pruthfront durchbrach und siegreich auf dem Jablonikapaß und im Serethtal erschien.

Sinnend mag Conrads Auge in dieser Stunde an der blaugeäderten Stelle des Meßblattes geheftet haben, die das Dnjestrmoos und die Wasserläufe der Tysmienica, des Dnjestr, des Stryj und der Swica wiedergab. Hier kämpfte Linsingen zwischen Rozwadow und Zurawno um die Stromübergänge und die Öffnung der Südflanke von Lemberg. Erstritt die Südarmee in rücksichtslosem Angriff die Straße Mikolajow—Lemberg und Zydaczow—Chodorow, so brachen Iwanows Stellungen an der Wisznia zusammen, Grodek, Jaworow und die Wereszycalinie wurden in der Flanke bedroht und der Feind ins Bugbecken hinabgedrängt. Also schien alles auf rasche Ausnützung des Sieges gestellt, den Linsingen am 31. Mai bei Stryj erfochten hatte, zumal die Südarmee inzwischen in die große Flußniederung eingedrungen war und sich auf der Verfolgung des geschlagenen Feindes bereits den Dnjestrbrückenköpfen Zydaczow, Rozwadow und Kolodruby näherte.

Trotzdem war an rasche Erfüllung dieses Planes nicht mehr zu denken, seit im österreichisch-ungarischen Feldlager die Meldung eingetroffen war, daß Leschitzki den Übergang über den Pruth erzwungen hatte und von Sadzawka kämpfend gegen die Pässe rückte. Wohl hatte Pflanzer-Baltin seinen linken Flügel sofort wieder zwischen der Bistritz und der Lomnica in Bewegung gesetzt, und suchte Leschitzkis Angriffskeil die Flanke abzugewinnen, aber Conrad erkannte, daß das nicht genügte, um die strategische Lage des Südflügels wiederherzustellen, denn dieser durfte selbst dann nicht hinter dem Pruth stehenbleiben, wenn er den Eingriff bei Sadzawka abdämmte, sondern mußte sich in jedem Falle näher an den Dnjestr heranschieben, um Linsingens offene rechte Flanke zu decken. Setzte die Südarmee über den Strom, bevor Stanislau und Kalucz wieder in österreichischen Händen waren, so drohte ihren rückwärtigen Verbindungen schwere Gefahr. Wie

aber gestaltete sich erst ihre Lage, wenn die Russen, die das ganze Bistritztal und die Strymbalandschaft beherrschten, die 7. Armee schlugen und über das Gebirge in die ungarische Ebene verfolgten?

Conrad v. Hötzendorf kannte seinen Gegner und schätzte dessen Tatkraft nach Gebühr. Der Großfürst war von Brest-Litowsk herbeigeeilt und folgte den Stromschlachten in Galizien, eingeschlossen in sein bewegliches Asbesthaus, in dem alle Meldungen vom Pruth bis zur Dubissa zusammenliefen. Er stellte Iwanow fortgesetzt frische Streitermassen und neue Streitmittel zur Verfügung. Von Odessa, Kiew und Warschau rückten Truppen an den Dnjestr, und von Wladiwostok und Archangelsk waren amerikanische Munition, japanische Feldgeschütze und französische schwere Artillerie im Anrollen. Während der Zar nach Zarskoje Selo zurückgekehrt war, wo er im Park Bäume fällte und in mystischen Zirkeln Mut, Zerstreuung und Zuflucht suchte, traf Nikolai Nikolajewitsch, von seinen Generalen wohl beraten, die letzten Anordnungen zu den Schlachten in Galizien. Er suchte Mackensen zwischen Wisznia und Wereszyca auf den Schlachtfeldern der Septembertage 1914 in Stellungskämpfe zu verstricken und im fünften Akt der Schlacht um die Sanlinie den Erfolg an sich zu reißen, indem er Pflanzer schlug und Linsingen zu vernichten trachtete.

Conrad durchschaute das große Spiel und kam im kritischen Augenblick zu einem wichtigen Entschluß. Er beriet sich mit der deutschen Heeresleitung, deren Einfluß in Teschen bestimmend blieb, und wies Linsingen an, die Armee Pflanzer um jeden Preis zu unterstützen. So einfach das klang und so nahe es lag, den Spieß umzudrehen und Leschitzkis rechte Flanke zu bedrohen, die sich schräg von der Swica bis zum Pruth zog, so schwierig war die Ausgestaltung dieses Manövers. Linsingen würfelte um Sein oder Nichtsein, wenn er seine Kräfte zersplitterte, indem er angesichts des Feindes rechts schwenkte und den Russen Gelegenheit gab, ihn in der Dnjestrniederung vom linken Flügel an aufzurollen. Er entfesselte damit eine exzentrische Bewegung, ähnlich jener, die den Österreichern zu Beginn des Krieges bei Lemberg verhängnisvoll geworden war, aber es gab diesmal keinen anderen Zug auf dem engverstellten Brett.

Dritter Akt: Die Kämpfe in der Bistritzflanke und an den Dnjestrbrücken

Als Leschitzkis Erfolg am Pruth Linsingen zu dieser Verkehrung der Angriffsrichtung nötigte, spitzte sich die Schlachthandlung, die auf einer Front von 350 Kilometern brannte, zu einer Krisis zu, deren Ausgang den Ablauf des Feldzuges in Galizien endgültig bestimmte. In dieser Krisis lagen die Gegner zwei Wochen so eng verstrickt, daß die Einzelheiten

des Ringens im Pulverrauch der Artillerieschlachten und im Nebel der Stromlandschaften verschwammen.

Die Kämpfe, die vom 3. bis 6. Juni bei Tarnogora und Rudnik am San und bei Sadzawka und Mlodiatyn am Pruth aufloderten, bildeten den Auftakt des Endringens um die San- und Dnjestrlinie. Während Mackensen zielbewußt zur Durchbrechung der russischen Hauptstellung an der Lubaczowka, der Wisznia und der Wereszyca rüstete, ging Linsingen daran, die gefährliche Aufgabe zu lösen, vor die ihn die Bedrängnis Pflanzer-Baltins gestellt hatte.

Unterdessen kämpfte Pflanzer-Baltin bei Peczenizyn und Mlodiatyn auf den Vorhügeln des Huzulenlandes und bei Delatyn an der Nordrampe des Jablonikapasses verzweifelt um festen Stand. Er warf alles, was er an Reserven auftreiben konnte, auf den linken Flügel, um wieder über Jablonika—Perehinsko gegen Majdan vorzurücken und dadurch den Druck Leschitzkis auf die Pruthlinie abzuschwächen. Aber das fruchtete wenig, denn der Großfürst hatte die Dnjestrflanke so verstärkt, daß taktische Aushilfe die Schlacht nicht mehr wenden konnte.

Alles hing vom Eingreifen Linsingens ab. Außer ihm war keine Hilfe, da keine Reserven mehr zur Verfügung standen, seit die Italiener in die Kampflinie gerückt waren. Auf die Gefahr, seiner ursprünglichen Aufgabe nicht mehr gerecht zu werden, Boehm-Ermollis Südflanke zu entblößen und sich zwischen dem großen Moos und der Swicamündung zu verfangen, griff Linsingen am 14. Juni in die Pruthschlacht ein. Linsingen handelte kühn und klug, schob die Gruppe Szurmay zum Schutz seiner linken Flanke gegen den Südrand des Dnjestrsumpfes vor, wies Bothmer an, den Feind rücksichtslos anzugreifen und über Ruda und Zurawno an den Strom zu werfen, schwenkte unter dem Schutze dieser Bewegungen mit dem rechten Flügel, den Korps Hofmann und Gerok, rechts und fiel der gegen den Pruth vorgestaffelten Armee Leschitzkis in die Flanke.

Der rechte Flügel erhielt Befehl, sich rücksichtslos in die Schlacht zu stürzen, um den Feind über die Größe des Wagnisses zu täuschen, in das Linsingen sich selbst verstrickte, wenn er die Finger spreizte und nach drei Richtungen stieß, statt die Faust zu ballen und den Gegner an der Dnjestrschranke niederzuschlagen. Der rechte Armeeflügel sollte so entschieden angreifen, als wäre es wirklich möglich, Leschitzki von der Lomnica abzuschneiden, die Linie Kalucz—Halicz im Ansturm zu nehmen und auf Jezupol und Stanislau in den Rücken der 9. Armee durchzubrechen.

Schweren Herzens entschloß sich der Führer der Südarmee zu dieser Teilung seiner Kräfte. Trotzdem zauderte er keinen Augenblick. Er ließ Szurmay gegen Kolodruby—Rozwadow stehen, griff Zydaczow mit dem Korps Bothmer an, indem er die Russen bei Ruda warf, nahm mit dem ausschwenkenden rechten Flügel am 5. Juni den Brückenkopf Zurawno

ein und schlug rasch herumgeworfene russische Kräfte, die sich Hofmann und Gerok in die Linie Zawadka—Kropiwnik—Holyn dicht vor Kalusz entgegenstellten, in stürmischem Angriff aufs Haupt. Am 6. Juni wühlte die Südarmee bereits in Brussilows und Leschitzkis innerer Flanke und schlug wie ein Eber bald rechts, bald links in den bestürzt weichenden Feind. Sie tat noch mehr. Während Szurmay nach Norden ausschwenkte und Kolodruby bedrohte, erzwang Bothmer mit unerhörter Kühnheit den Übergang über den Dnjestrstrom und drang am 7. Juni durch die Wälder auf Nowoszyny vor. In heftigen Gefechten trieben Honveds, Garde und Ostpreußen die Russen vom Stromufer gegen die Linie Bukaczowce—Bortniki zurück und scheuchten sie über die Bahnlinie Halicz—Chodorow—Lemberg gen Bursztyn. Hofmann und Gerok brachen am 6. Juni den Widerstand russischer Verstärkungen bei Niegowce auf Nowica, nordöstlich und südöstlich von Kalusz, und rückten fechtend auf Halicz und Stanislau.

Am 7. Juni riß dieser verwegene Flankenstoß Leschitzkis Seiten- und Rückendeckungen vollends ein. Bei Slobodka und Podmichale zu beiden Seiten der Lomnica abermals geworfen, wichen die Russen unter großen Verlusten vor Linsingens rechtem Flügel auf Halicz und Stanislau und gaben die Lomnica- und die Lukwalinie preis. Am 8. Juni rückten die Deutschen in Stanislau ein und legten sich quer auf die wichtigste aller Verbindungslinien, die von Nadworna und Kolomea über den Dnjestr führten.

Linsingen stand siegreich im Rücken des bei Majdan und Nadworna fechtenden rechten Flügels der 9. russischen Armee.

Da brach Leschitzkis Angriff auf Pflanzer-Baltins linken Flügel wie vom Blitz getroffen zusammen. Schon am 6. Juni waren russische Kräfte von Nadworna nach Stanislau zurückgeeilt, um sich Linsingen entgegenzuwerfen. Am Tage darauf sah Pflanzer seine Pruthstellung von dem übermächtigen Druck befreit. Er richtete sich auf, drängte die Nachhuten des Gegners bei Sadzawka wieder über den Fluß, folgte ihnen von Delatyn und Kolomea auf Nadworna und Ottynia, rückte am 8. Juni von Zablotow auf Kulaczkowcze und nahm am 9. Juni die Verfolgung auf der ganzen Linie von Nadworna bis Czernowitz auf. Die Krisis, in der sich der Südflügel der Verbündeten gewunden hatte, war beschworen — um welchen Preis, sollten die nächsten Tage lehren.

Die russische Heeresleitung hatte die Lage erfaßt und die richtigen Folgerungen aus Linsingens Verhalten gezogen. Sie gab alle Gewinne auf, die Leschitzki seit dem 8. Mai zwischen Dnjestr und Pruth erkämpft hatte, und nahm die 9. Armee vom Pruth auf den Dnjestr zurück. Aber sie begnügte sich nicht damit, ihre Flügelgruppe dem drohenden Verhängnis zu entziehen, sondern holte sofort zum Gegenhieb aus, indem sie Verstärkungen in den Kampfraum der Südarmee warf und Linsingens auseinandergezogene Streitkräfte am Dnjestr mit Übermacht angriff.

Die Südarmee geriet in die größte Gefahr. Szurmay und Bothmer wurden voneinander getrennt, der eine rechts, der andere links des Stromes angefallen und Linsingens rechter Flügel zwischen Stanislau und Halicz gefesselt. Und zwar handelten die Russen so rasch, daß Linsingens Lage schon am 7. Juni bedroht erschien. Szurmay wurde an diesem Tage, also noch vor dem Einbruch Hofmanns in die Bistritzflanke, von Übermacht angegriffen, und am nächsten Tage sahen sich Szurmay und Bothmer von zwei Seiten umfaßt und in verzweifelten Kampf verstrickt.

Im Asbesthause des Großfürsten war man immer noch voller Zuversicht. Was tat's, daß Leschitzki vom Pruth auf den Dnjestr wich und Dimitrieff im Sanwinkel keine Vorteile mehr errang — Mackensen stand vor den stark ausgebauten Stellungen an der Lubaczowka, der Wisznia und der Wereszyca nördlich und östlich von Przemysl gefesselt und schien nicht mehr fähig, neue Durchbruchsschlachten zu liefern, Linsingen aber war das Opfer seines großen Flankenmanövers geworden und kämpfte zwischen Kolodruby und Halicz ums Leben.

Wahrlich, der Großfürst hegte keine vermessenen Hoffnungen, wenn er mit der Vernichtung der Südarmee rechnete, denn ihre Lage war nicht viel günstiger, als die des XXV. Reservekorps bei Brzeziny gewesen war.

Der Kampf der von Kämpfen und Märschen erschöpften und von Fieberkrankheiten heimgesuchten Südarmee wuchs in der Tat alsbald zur strategischen Verstrickung.

Szurmay sah sich schon am 7. Juni so hart angegriffen, daß er fechtend von Kolodruby und Rudniki auf die ausgebrannten Ölfelder von Drohobycz zurückging, um sich einer Umfassung zu entziehen. Er befestigte sich am 8. Juni in der Linie Bielcze—Medenice—Litynia, etwa 20 Kilometer nordöstlich von Drohobycz und schlug hier russische Massenstürme ab, konnte aber in seiner Bedrängnis den Feind nicht hindern, die Stellung wiederum umfassend anzugreifen. Szurmays Ungarn fochten mit größter Zähigkeit und gaben die Zugänge von Drohobycz und die Hügel von Königsau selbst dann nicht preis, als der Feind seine Flügel zur doppelseitigen Umfassung ausbreitete. Mit Feuergewehr und blanker Waffe verwehrten die Madjaren den Russen zwischen Königsau und Stryj den Einbruch in Bothmers linke Flanke.

Bothmer war inzwischen auf beiden Dnjestrufern ins Gedränge gekommen. Er sah aus den Sümpfen und Wäldern der Dnjestrniederung überlegene russische Kräfte auftauchen, die sich kampflustig auf den Gegner stürzten. Der Anprall erfolgte im gefährlichsten Augenblick, denn Bothmer stand rittlings des Stromes und war nicht imstande, seine drei Divisionen zu vereinigen. Links drohte Abdrängung von Stryj und vorn und halblinks unmittelbarer Angriff auf beiden Seiten des Stromes.

Der Angriff hatte schon am 8. Juni gefährliche Gestalt angenommen. Die Russen warfen sich gegen die Flanken der Truppen, die das linke Dnjestrufer erkämpft und durch die Wälder vorgedrungen waren, und suchten sie

von den Brücken abzuschneiden. Fechtend und dem Gegner bis zuletzt die Spitze bietend, wichen Garde und Honveds über die Linie Bukaczowce—Czerniow—Nowoszyny gegen den Strom zurück. Da den Russen fortgesetzt Verstärkungen von Rohatyn zuströmten, gelang es den Verbündeten nicht, sich vom Feinde zu lösen. Der Angriff gewann bis Holeszow, halbwegs Bortniki—Zurawno Raum und spann die linksufrigen Höhen zwischen Holeszow und Bukaczowce in die Schlacht ein. In erbitterten Gefechten rang der Russe um die Orte Bukaczowce, Wizniow und Holeszow, in denen deutsche und österreichische Nachhuten bis zum äußersten standhielten. Zwei Tage und zwei Nächte fochten Bothmers Nachhuten in den dichten Wäldern, auf den grünen, verwilderten Blößen, in den eingesprengten Kornfeldern und auf den nackten Dünen mit dem tiefeingeschnittenen Strom im Rücken um kargen Zeitgewinn. Einzelne Kompagnien hielten sich in umzingelten Stellungen, bis der letzte Mann im Blute lag, Geschütze feuerten, bis der Feind von hinten in die Batteriestände drang. Bukaczowce wurde von einem Bataillon Garde 48 Stunden gehalten, dann schwemmte der Russensturm die letzten Verteidiger hinweg. Am 10. Juni erreichte der Angreifer die Brückenköpfe, in denen nur noch wenige Maschinengewehre ausharrten, um den Übergang der Nachzügler zu decken. Am 11. Juni setzten die Russen frohlockend über den Strom.

Inzwischen hatte Linsingen seine Hauptkräfte zwischen Tymnianica und Swica enger zusammengefaßt. Der Führer der Südarmee besaß in Generalmajor Stolzmann einen Stabschef, der im Strudel des Geschehens Ruhe und Klarheit bewahrte und das schwierige Manöver in raschen Zügen ordnete, ohne den Zusammenhang der Operationen zu gefährden. Linsingen riß seine zerstreuten Kräfte mit hartem Entschluß nach dem linken Flügel herum, richtete am Dnjestr und an der Swicamündung eine Verteidigungsstellung ein, an der der russische Hauptstoß abprallte, und sandte Szurmay Unterstützung. Während der rechte Flügel der Armee bei Halicz und Stanislau fortkämpfte, russische Gegenangriffe abwies und mit schwerem Geschütz vor Halicz rückte, richteten sich schwache Kräfte bei Zurawno und an der Swicamündung zur Verteidigung ein, um der Hauptmasse des Zentrums Frist und Raum zum Flankenmarsch stromaufwärts zu erstreiten. Da Szurmay sich bis zum 10. Juni bei Litynia und auf den Hügeln zwischen Medenice und Königsau behauptet hatte, kam Bothmer noch zur rechten Zeit. Er überschritt in der Nacht auf den 11. Juni die Swica und fiel den Bedrängern Szurmays am 11. Juni ungestüm in die linke Flanke. Daraus entwickelten sich am 12. Juni auf der Front Zydaczow—Litynia neue Kämpfe, die auf beiden Seiten alle verfügbaren Kräfte an sich zogen. Am Abend gingen die Russen fechtend auf Derzow und Rudniki zurück. Sie hatten schwer gelitten und warteten Verstärkungen ab, die bei Rozwadow, Rozdol und Brzezina über den Dnjestr setzten und die Schlacht

fristen halfen, aber nicht hinreichten, Linsingen zu erdrücken. Am 13. Juni ging Bothmer zum Angriff über und stürmte Baguzno, 5 Kilometer östlich von Zydaczow, während Szurmays Zentrum bei Derzow allen Durchbruchsversuchen des verstärkten Feindes Trotz bot. Als Szurmays Kräfte schwanden, ging Bothmer am Tage darauf schrittweise auf Tejsarow zurück und sperrte dem Feind hier aufs neue die Straße nach Stryj. Die Russen drängten kräftig nach, vermochten aber die zusammenwachsende Front Bothmers nicht mehr zu durchbrechen und sahen sich am 14. Juni in der Linie Zurawno—Tejsarow—Litynia endgültig zum Stehen gebracht.

Der Versuch, Linsingens Nordflanke zu umfassen und sein Zentrum einzudrücken, war gescheitert. Die Südarmee hatte Gefangene und Gerät eingebüßt und das linke Dnjestrufer preisgeben müssen, aber ihren Zusammenhalt bewahrt und die 9. russische Armee durch den Flankenangriff stromabwärts so in Verwirrung gestürzt, daß Pflanzer-Baltin dem Feind, der auf der ganzen Pruthfront gegen den Dnjestr wich, mit neubelebten Kräften folgen konnte.

Pflanzer-Baltin drang an der Woronna abwärts auf Ottynia durch und reichte Linsingens Angriffsflügel bei Stanislau die Hand. Als die 7. Armee die Linie Tlumacz—Tysmienica erreichte, ließen die Russen auch von ihren hartnäckigen Gegenangriffen auf Stanislau ab und wichen im Bistritztal wieder gegen den Dnjestrstrom.

Unterdessen war Pflanzer-Baltins rechter Flügel am unteren Pruth ebenfalls in Bewegung gekommen. Er folgte dem zurückgehenden Feinde auf den Fersen und warf seine Nachhuten über Kotzman auf Mahala—Sadagora—Zastawna zurück. Umsonst gruben sich die Russen auf den Hügeln von Berdo Horodyszcze zwischen Zastawna und Toporoutz ein, um den Raum zwischen Pruth und Dnjestr unterhalb der Dnjestrschleife von Zaleszczyki zu sperren. Pflanzer ging rechts und links vorbei und warf den äußersten linken Flügel der Russen nach Beßarabien hinein. Marschalls Kavallerie ritt bis Chotin, ereilte und schlug die Russen bei Raszkow und stellte sich dann wieder vor Czernowitz auf, um dem Gegner keine Gelegenheit zu bieten, in Pflanzers rechte Flanke einzubrechen.

Da Marschall den äußersten linken Flügel der Russen gezwungen hatte, nach außen zu weichen, war in der russischen Front eine Lücke entstanden, die durch den Abfluß russischer Verstärkungen nach Halicz und Zurawno zum Kampfe mit Linsingen noch vergrößert wurde. Schnell gefaßt, stieß Pflanzer-Baltin hinein und setzte oberhalb Zaleszczyki über den Dnjestr. Zu gleicher Zeit griff er Jezierzany und Niezwisko an und brachte diese schwachbemannten Brückenköpfe zu Fall. Am 13. Juni stand die Armee Pflanzer-Baltin auf der ganzen Linie von Zaleszczyki bis Jezupol hart am Strom, bei Zaleszczyki sogar fest verankert jenseits desselben, am 14. Juni legten ihre Geschütze bei Niznio w Bresche, und am 15. Juni wurde das wichtige Nizniow, die Übergangsstelle der Bahn Stanislau—Buczacz, erstürmt.

Die Russen setzten inzwischen alles daran, Zaleszczyki wieder zu nehmen, und liefen Sturm auf Sturm, entblößten aber dabei die benachbarten Übergänge, so daß es einer zweiten österreichischen Kolonne gelang, 40 Kilometer oberhalb Zaleszczyki den Übergang zu erzwingen, in die Schleife von Polok Zloty einzudringen und sich dort festzusetzen. Erst bei Kosmierzyn warfen sich ihr stärkere Kräfte entgegen und verhüteten den Durchbruch in der Richtung auf Buczacz.

Mit dem Rückzug Leschitzkis auf und hinter den Dnjestr war die Schlachtenfolge zwischen Dnjestr und Pruth und in der Stryjniederung zugunsten der Verbündeten entschieden. Nikolai Nikolajewitschs letztes großes Gegenmanöver endete in klebenden Kämpfen. Gestützt auf den wieder erstarkten rechten Flügel, wälzte sich der Angriffsfeldzug der Verbündeten in der zweiten Hälfte des Juni siegreich über den San.

Die Schlachtenfolge um die Sanlinie

Vierter Akt: Der Durchbruch bei Mosciska-Niemirow

Mackensen schritt nach der Neuordnung seiner Verbände und der Abwetterung der Gegenangriffe an der Wisznia zum entscheidenden Sturm und führte den fünften Akt des Schlachtendramas um die Sanlinie dem Ausgang zu. Es wurde ein schwerer Kampf, denn Iwanow war entschlossen, die Schlachthandlung in der Verteidigung auszukämpfen. Der russische Heerführer war trotz des Rückzuges des äußersten linken Flügels der galizischen Heeresfront auf den Dnjestr um die linke Flanke seiner Schlachtordnung unbesorgt, da die Südarmee zwischen Drohobycz und Stanislau in schwere Kämpfe verwickelt war und auf den Übergang über den Strom und den Vormarsch gegen die Wisznia- und Wereszykaflanke hatte verzichten müssen. Er vertraute auf seine feste Stellung. Im Süden an das große Dnjestrmoos, im Norden an die Tanewwüste gelehnt, bot er dem Feind beherzt die starkbewehrte Brust; wurde er gezwungen, zu weichen, so konnte er fechtend von Stellung zu Stellung zurückgehen, bis Mackensens Stoßkraft sich erschöpft hatte. Iwanow gehorchte wohl auch einem bestimmten Befehl des Großfürsten, Lemberg und Rawa-Ruska um jeden Preis zu verteidigen, damit dieser Zeit gewann, zwischen Weichsel und Bug, südlich der Linie Iwangorod—Lublin—Cholm—Grubieszow, neue Stellungen zu errichten und frische Streitkräfte zu vereinigen und im Süden zwischen Zburcz und Dnjestr in der Linie Chotin—Buczacz—Rohatyn die letzten Reserven aus Kiew und Odessa zusammenzuziehen.

Aber Mackensen wartete nicht, bis Nikolai Nikolajewitsch seine Armeen neu geordnet hatte, sondern schritt schon am 12. Juni, als Linsingen noch

um Luft und Leben rang, mit drei Armeen zum Angriff auf die Wisznia-linie.

Mackensen behielt sein ideales Operationsziel Rawa-Ruska fest im Auge. Zunächst galt es, Sieniawa wieder zu nehmen und die Russen aus der dort eingerichteten Flankenstellung zu werfen, um die linke Flanke der 11. Armee bei dem Vormarsch auf Krakowiec, Jaworow und Olyszе—Lubaczow zu sichern. Mackensen häufte drei deutsche Divisionen an der Lubaczowkamündung, die 22., 119. und 56., und befahl ihnen, den Kampf in der Morgenfrühe zu eröffnen. Sie überschritten am 12. Juni den San, rückten trotz heftiger Gegenwehr und schweren Geschützfeuers von zwei Seiten gegen Sieniawa vor und drangen am Abend in die Trümmer des Ortes ein. Nach Abweisung eines Gegenangriffs, der an ihren Bajonetten zersplitterte, stürmte das 167. Regiment der 22. Division die Höhe 193 und behauptete sich auf der wiedererstrittenen Kuppe. Um die Eroberung dieses wichtigen Flankenstützpunktes zu erleichtern, hatte Emmichs rechter Flügel an der Lubaczowka einzelne Vorstöße unternommen und russische Kräfte von Sieniawa abgelenkt. Auch Dimitrieff hatte versucht, aus der Flanke auf den Gang des Gefechts einzuwirken und war auf dem linken Sanufer gegen den rechten Flügel der 4. Armee vorgebrochen. Der Vorstoß wurde aber von alpenländischen Truppen bei Jezowe aufgefangen und nach heftigen Kämpfen abgeschlagen. Der erste Auftritt war zu Ende.

Am 13. Juni setzten sich die Massen der 11. Armee, die durch das XXII. Reservekorps und die 8. bayerische Reservedivision verstärkt worden war, und die k. u. k. 2. Armee in Bewegung und griffen die russischen Hauptstellungen an.

In der Nacht vor der Eröffnung des entscheidenden Kampfes war ein leichter Sprühregen niedergegangen, dessen Feuchte in den Strahlen der Frühsonne zu Nebeln verdampfte. Blasse Dünste schleppten sich über die Wiesen der Wisznianiederung, strichen durch die hochstämmigen Wälder am Nordufer der Lubaczowka und umflorten die Hügel von Mosciska. Da zerriß der Feuerschlag der Angriffsartillerie die Morgennebel und schleuderte Erdfahnen und Moorgeiser in den aufhellenden Tag. Das Feuer zermalmte die kunstvollen Feldbefestigungen, doch harrten die Russen tapfer aus, bis die Bajonette über den Gräben blitzten. Der Hauptwiderstand wurde von dem russischen Zentrum geleistet, das in den Tannen- und Kieferwaldungen an der Lubaczowka und auf den Kuppen zwischen Krakowiec und Mosciska eingegraben lag. Gegen seine mächtige, nach Südwesten gewendete Stellung gingen die 11. Armee und das Beskidenkorps links drückend in der Richtung auf die Linie Jaworow—Lubaczow vor. Unter unsäglichen Mühen gewann der Angriff in den versumpften Gründen und den verdrahteten Gehölzen Raum. Die Entscheidung reifte auf dem rechten Flügel der 11. Armee, der wiederum als Sturmbock wirkte. François, Arz

v. Straußenburg und Plettenberg griffen die Linie Czerniawa—Chotyniec—Sucha-Wola an und durchbrachen die feindliche Mitte. Im Zusammenprall zersprengte die Garde das kaukasische II. Korps und drang rechts gestaffelt, die 1. Gardedivision an der Spitze, über die Straße Radymno—Krakowiec vor, überschritt den Szklofluß und erstritt in hartem Kampf die Linie M. H. Debina-Mielniki-Mudry-Lubichora. Schulter an Schulter mit dem österreichischen VI. Korps stand das Gardekorps am Abend tief im Stellungsnetz des Szkloabschnittes. Der Russe wich unter schweren Einbußen an Gefangenen an der Straße Krakowiec—Jaworow ein Stück weit nach Osten, um auf den dunkelbewaldeten Hügeln bei Wilkie Ozy wieder kehrt zu machen und sich in vorbereiteten, stark bewehrten Stellungen aufs neue zu setzen.

Die Armee Boehm-Ermolli war bei Mosciska auf härtesten Widerstand gestoßen. Sie sprengte in der Morgenfrühe an den Hügelfesten bei Czyszki und Mosciska zwischen der Wisnia und dem Strwiaz eine Reihe tiefgebohrter Minen, vermochte aber den Gegner nicht zum Weichen zu bringen. Erst der Durchbruch am Szklo brachte die Entscheidung. Im Rücken bedroht, räumten die Russen in der Nacht ihre Stellungen vor der Armee Boehm-Ermolli und gingen gegen Sadowa-Wisznia zurück. Sie stellten dadurch den Anschluß an das abgesprengte Zentrum wieder her und setzten sich am 14. Juni entschlossen zur Austragung der Schlacht. Sie lieferten diese jetzt ersichtlich mit dem Bestreben, Zeit zu gewinnen und den Angreifer zu schwächen, ehe er an die neue Hauptstellung gelangte, die sich an der Wereszyka talauf ins Bergland von Niemirow Magierow zog.

Mackensen führte den neuen Schlag auf dem linken Flügel. Der Erzherzog riß das IX. Korps zum Sturm auf Piskorowice vor, das den Russen seit dem Falle Sieniawas als Stützpunkt ihres rechten Flügels diente und die Verbindung der auf dem rechten Sanufer kämpfenden Armeen mit der Kampfgruppe im Sanwinkel sicherte. Im Anschluß daran warfen Sachsen und Hannoveraner den Feind bei Sucha Wola aus den Lubaczowkawäldern gen Lipina in der Richtung Oleszyce. Das XXII. Reservekorps drang durch Schluchten und Gestrüpp und warf den Feind mit dem Bajonett von den Höhn 259 und 240 auf Lukaviec. Kurz darauf trieb die Garde ihn nach der Abweisung heftiger Gegenstöße in der Abenddämmerung aus der Linie Mielniki—Lubichora ins Bergland von Niemirow zurück. Weiter rechts brach Arz bei Krakowiec Bahn, während das Beskidenkorps zwischen Mosciska und Sadowa-Wisznia mit dem linken Flügel auf Bonow rückte. Als Erzherzog Josef Ferdinand am späten Abend Piskorowice erstürmte, war der Tag auf der ganzen Linie zugunsten der Verbündeten entschieden. Von Rudki und Krakowiec bis Piskorowice wich der Russe geschlagen nach Osten und Norden. Russische Batterien flüchteten im Galopp gen Grodek, Jaworow und Niemirow. Infanteriestaffeln, die sich verschossen hatten, stießen die Gewehre in die Brustwehren und ergaben sich.

Der Fall von Piskorowice gewann rasch strategische Bedeutung. Mackensens linke Flanke wurde dadurch entlastet, und die Armee des Erzherzogs breitete sich nun mit verstärktem rechtem Flügel zwischen dem San und dem Tanew aus, um den allgemeinen Vormarsch rascheren Schrittes zu begleiten. Dadurch wurde der Nordflügel der russischen Hauptmacht von der Sanlinie abgedrängt, um deren Behauptung Iwanow seit dem 14. Mai gerungen hatte. Josef Ferdinands rechter Flügel bemächtigte sich der Linie Dobra—Rudka—Cieplice und folgte dem geschlagenen Feinde gegen die Tanewwüste, die Dankls Armee im August und September 1914 zweimal kämpfend durchmessen hatte. Der linke Flügel der Armee des Erzherzogs blieb noch auf dem linken Sanufer gefesselt, da die im Sanwinkel stehenden Russen trotz der Abdrängung der Lubaczowkagruppe nicht daran dachten, ihre Flankenstellung aufzugeben. Sie behaupteten die Linie Tarnobrzeg—Rudnik, um die Nordflanke der Armeen Mackensens weiter zu bedrohen und die Verbindung mit Everths linkem Flügel aufrechtzuerhalten, der noch in der Linie Tarnobrzeg—Radom wurzelte. Doch diese Bedrohung genügte nicht mehr, den Siegeslauf Mackensens zu unterbinden.

Die 2. und die 11. Armee fanden am 15. Juni freie Bahn, überschritten am 16. Juni in scharfem Nachdrängen den Oberlauf der Wisznia und warfen die feindlichen Nachhuten weiter nach Nordosten und Osten zurück. Boehm-Ermolli nahm am 15. Juni Sadowa-Wisznia, stürmte am 16. Juni bei untergehender Sonne die Schanzen vor Wolczuchy und Dobrzany, die sein XVIII. Korps dem heftig widerstrebenden Gegner entriß, und rückte fechtend gegen die Grodeklinie vor. Im Nachtdunkel erschien er vor Grodek. Ohne Atem zu schöpfen, warf sich das 102. Regiment auf die Vorstadt und eroberte im Handgemenge den auf das Westufer der Wereszyka vorgeschobenen Teil des Brückenkopfes. Die Österreicher drängten auf der ganzen Linie gegen die Flußschranke vor. Während das XVIII. Korps bei Grodek Fuß faßte, setzte sich das links vorgehende IV. Korps bei Doprostany fest, rückte das V. Korps rechts anschließend fechtend auf Lubien, das XIX. Korps auf Cuniow. Erst im Frühnebel, der kurz nach Mitternacht gespenstisch aus den Schlauchseen und den Mäandern der Wereszyka aufstieg und die helle Juninacht mit elfenbeinfarbenen Dünsten füllte, erstarb der Kampf. Mackensens rechter Flügel stand hart vor der Teichlinie.

Die Masse der 11. Armee, die im Zentrum focht, hatte Nachhuten gen Niemirow gescheucht und mit vorgebauter Mitte, keilförmig zugespitzt in harten Waldgefechten die Linie Niemirow—Kurniki erreicht. Unterdessen kämpfte ihr linker Flügel, gegen Nordosten gewendet, um die Linie Lubaczow—Olesczyce. Der anschließende rechte Flügel der 4. Armee trachtete die Linie Cewkow—Cieplice zu nehmen. So mündete die Schlacht um die Sanlinie, die am 15. Juni zu Ende gegangen war, über Nacht an der Wereszyka in eine neue Schlacht.

Nebenkämpfe auf den andern Fronten

(Dubissa, Njemen, Narew, Bzura und Opatowka)

Als Mackensen die Sanlinie endgültig erstritten hatte, reifte der Feldzug zu neuem strategischem Gewinn. Doch je prangender diese Früchte reiften, desto allgemeiner wurde die Verkämpfung auf den verschiedenen Fronten und Kriegstheatern, da beide Parteien auf die in Galizien fallenden Entscheidungen zu wirken suchten. Immer größer, immer klarer trat die Einheit der über Europa und Vorderasien zerstreuten Kriegsschauplätze in die Erscheinung. Die Kämpfe, die in den Mai- und Junitagen im Westen, vor den Dardanellen, in Armenien und an der russischen Front von Kurland bis Südpolen aufloderten, waren nichts anderes als strategische Aushilfen, die von den einen zur Förderung, von den anderen zur Hemmung des galizischen Feldzuges geleistet wurden. Am deutlichsten ließen die Kämpfe Hindenburgs diese Eigenschaft erkennen. Hindenburg hielt die Linie von der Windau bis zur Weichsel in dauerndem Brand, um die Russen in Kurland, Litauen und Nordpolen zu fesseln, während in Galizien die Entscheidung fiel. Er begnügte sich mit dieser wichtigen Aufgabe, die von seinen Generalen unter schwierigen Umständen gelöst werden mußte, und kürzte sich dadurch die Wartezeit, zu der ihn der Gang der Entwicklung verurteilt hatte.

In Kurland führte dies zu lebhaften Kämpfen an der Dubissa. Seit dem 9. Mai rangen die Gegner um den Besitz des niedergebrannten Schaulen. Wie zwei Ringer suchten sie sich gegenseitig zu umfassen und aus dem Stand zu heben. Am 22. Mai — als Mackensen bei Radymno focht — kam es an der Dubissa zu ernsten Kämpfen mit dem von Kowno herangeführten russischen Ersatzkorps, das Lauensteins schwachen Kräften die Flanke abgewonnen hatte. Die Lage der Deutschen war nicht ungefährlich, denn sie waren bei Schaulen in Kämpfe verwickelt und hatten bei Rossieni nur schwache Reiterdeckungen aufgestellt. Aber diese hüteten gut, schoben sich sogar in des Gegners rechte Flanke und unterrichteten das Hauptquartier so rasch von der nahenden Gefahr, daß Lauenstein nicht nur auf Abwehr, sondern auch auf einen Gegenstoß denken konnte. Als die Russen, eine Kavalleriedivision und vier kaukasische Schützenregimenter stark, vor Rossieni erschienen, fanden sie geringen Widerstand. Aber kaum hatten sie die Dubissa überschritten, so sahen sie sich in Flanken und Rücken angegriffen. Sie wurden umfaßt, unter Kreuzfeuer genommen und mit schweren Verlusten über den Fluß zurückgejagt. Am 8. Juni kam es weiter nördlich am Windawskikanal der die Dubissa mit der Windau verbindet, zu erbitterten Gefechten. Diesmal waren die Deutschen die Angreifer. Sie setzten dem Feinde so hart zu, daß er Verstärkungen heranziehen mußte, um sich an der Dubissa zu behaupten. Sieben Tage lang wälzten sich die Kämpfe unentschieden hin und her, dann ließen die Gegner erschöpft voneinander ab. Der Deutsche behauptete Bubie,

Kuze und Daukſze und feſſelte anſehnliche ruſſiſche Kräfte, die an anderen Orten bitter fehlten.

An der Njemenfront war der Gefechtslärm ſeit den Märztagen keinen Augenblick verſtummt. Am 15. Mai kam es hier abermals zu hitzigen Gefechten bei Kalwarja und Auguſtow. Die Ruſſen fielen aus den Njemenfeſtungen aus, um Eichhorn ins Gedränge zu bringen, den ſie durch Abgaben nach Kurland ſtark geſchwächt glaubten. Als ſie, von Kowno den Njemen abwärts rückend, aus den Wäldern von Szyki heraustraten und auf den Feind ſtießen, lächelte ihnen ein leicht erkämpfter Sieg. Die Deutſchen wichen vor der Übermacht auf die Szczezuppe. Doch ehe die Ruſſen den Erfolg auskoſten und auf Wirballen und Schirwindt durchbrechen konnten, ſaßen ihnen plötzlich deutſche Kräfte in der linken Flanke. General Litzmann, dem Eichhorn den linken Flügel anvertraut hatte, hatte die Umfaſſung durch eine Gegenumfaſſung beantwortet. Er hatte da und dort einzelne Kompagnien und Batterien aus der dünngeſpannten Front gepflückt und aus ihnen eine neue Kampfgruppe gebildet. Mit dieſer ſchritt er zu einem hindenburgiſch gedachten Gegenangriff. Er ballte die heranhaſtenden Grüppchen zu einer kleinen Angriffsmaſſe, indem er ſeine Kräfte nach dem linken Flügel zuſammenzog, faßte die Ruſſen bei Gryſzka Buda in der Flanke, ſchlug ſie bei Szaki und warf ſie kopfüber in die Njemenwälder zurück. Damit nicht genug, ſetzte er eine umfaſſende Bewegung an und brach am 5. Juni in drei Kolonnen gegen die Waldſtellungen vor. Die Nordkolonne trieb die überraſchten Ruſſen auf die Linie Sapiezyſzki—Wilki, drängte ſie von den Njemenbrücken unterhalb der Feſtung Kowno ab und ſäuberte das Flußufer bis Tolanſie—Sapiezyſzki vom Feind. Die Weſtkolonne rückte von Szaki oſtwärts und drang als Treiberkette in den Weſtſaum der Wälder ein. Die Südkolonne ging aus Mariampol in nordöſtlicher Richtung vor, ſchlug die Ruſſen am 6. Juni an der Südecke des Forſtes, wo der Feind ſich bei Dembowa Ruda verſchanzt hatte, und warf ihn nach innen. Quälende Hitze brütete unter den Waldbäumen, als die Deutſchen von drei Seiten in die rieſigen Tannen- und Kiefernforſte eindrangen. Haſtig wichen die Ruſſen gen Oſten und ſuchten der Klammer zu entrinnen, aber Litzmann heftete ſich an ihre Ferſen und führte die Verfolgung unter Deckung gegen Olita unermüdlich durch, rollte nacheinander alle Sperrſtellungen auf, die der Feind in den Runſen der zum Njemen fließenden Bäche bezogen hatte, und zwang am 10. Juni einige tauſend erſchöpft niedergebrochene Ruſſen zur Ergebung. Was entrann, flüchtete nach Kowno.

Am 13. Juni erreichten deutſche Reiter den Oſtrand der Wälder und ſpähten nach der großen Gürtelfeſtung, die den nördlichen Eckpfeiler des polniſchen Feſtungsraumes bildete. Als ſie die Gäule herumwarfen, um vorbrechendem Entſatz aus dem Wege zu gehen, brachten ſie die erſte Kunde von den weit vorgeſchobenen Befeſtigungsanlagen Kownos ins deutſche

Lager. Noch trutzte Kowno unbezwingbar, denn die Stunde des Vormarsches Hindenburgs gegen die starkbewehrte Nordflanke des westrussischen Festungssystems hatte noch nicht geschlagen. Litzmann mußte sich mit dem Erfolg seines Streifzuges bescheiden.

Als die Russen sich nach kurzer Verwirrung aufrafften und von Olita zum Flankenstoß gegen die in den Njemenwäldern verstrickten deutschen Truppen vorgingen, wurden sie an der Straße Kowno—Mariampol angehalten, wiederum selbst von der Seite gefaßt und am 14. Juni südöstlich der Straße angegriffen und auf ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen. Am 15. Juni setzten sich die Deutschen in den gewonnenen Linien fest und zogen den Beobachtungsgürtel um die Njemenfestungen enger.

Ruhiger vergingen die Tage am Bobr, wo die Sumpffeste Ossowiez allen deutschen Angriffen trotzte. Im Abschnitt Ossowiez—Lomza—Ostrolenka hielten sich die Gegner an Fluß- und Straßensperren in Schach. Scholtz hütete die Einbruchswege, die nach Lyck und Johannisburg führten, mit starker Hand.

Zwischen der Skwa und der Weichsel, im Befehlsraum Gallwitzens, brannten immer noch lebhafte Gefechte. Praschnysch war seit dem Rückzug der Deutschen auf Mlawa und Chorzele im Besitz der Russen geblieben. Die Trümmer der Stadt lagen innerhalb der russischen Stellungen. Der Russe hatte Sand und Sumpf zu Befestigungen aufgewühlt. Meilenweit spannte sich die Kordonlinie, starrten spanische Reiter und Stacheldrähte. Am Tage knatterte Gewehrfeuer, in der Nacht überschrie der tausendstimmige Chor der Frösche Lärm und Qual dieses ermüdenden Stellungskrieges. Seit dem Heldenkampf der 76. Reservedivision um Praschnysch waren in der Zusammensetzung der Armeeabteilung Gallwitz größere Veränderungen vor sich gegangen. Die 76. Reservedivision war kurz nach ihrem opfervollen Ringen von der schwäbischen 26. Division abgelöst worden, die von der Sucha heranmarschierte und mit der 3. Division zum Korps Watter vereinigt wurde. Am 12. Juni brach der erste größere Schlag in die Stille. Die Schwaben nahmen nach starker Artillerievorbereitung die Hügelstellung der Russen bei Patolenka, unweit von Praschnysch, und wiesen alle russischen Entsatzversuche ab. Damit war den Russen eine Höhenschanze entrissen, von der sie weit in die deutschen Gräben geblickt hatten. Im Anschluß daran nahmen die Pommern am 14. Juni die Stellungen bei Jednorozec und auf der Czernowa Gora und eroberten die Orcybrücke zurück, deren Besitz die Russen im März so teuer bezahlt hatten. — Gallwitz schuf sich Ausgangsstellungen für den Tag, da auch er zum großen Sturm gerufen wurde, dessen Brausen laut und lauter von San und Dnjestr herüberklang.

Doch es war immer noch nicht so weit. Hindenburg zählte die Tage und Ludendorff die Stunden. Sie standen in Erwartung gespannt, bis Mackensen Rawa-Ruska erreicht hatte und gegen Norden eingeschwenkt

war. Mit ernstem, sorgenvollem Blick verfolgten sie das schwere Ringen, das sich seit dem 2. Mai in frontalen Durchbruchsschlachten über die galizische Erde wälzte. Sie konnten nichts tun, als an der Dubissa sichere Verhältnisse schaffen und die ihrem Befehl unterstellten Armeen Below, Eichhorn, Scholtz, Gallwitz und Leopold zum Angriff bereit halten. Am 15. Juni waren diese Vorbereitungen schon so gut wie abgeschlossen, die Armeen geordnet, die Artillerien vermehrt und die letzten Verstärkungen aus dem Weichselbogen im Anmarsch.

Im Weichselbogen lagen die Gegner vor Warschau still. Die 9. Armee war durch den Abzug der 26. Division und des gleich dieser zu Gallwitz abrückenden XVII. Korps geschwächt worden und hatte sich seit dem 15. Februar auf die Verteidigung beschränkt. Sie stand in den kritischen Junitagen noch in ihren alten Kampfstellungen an der Bzura, der Sucha und Rawka und war einzig bestrebt, dem Feind das Manövrieren zu erschweren, indem sie ihn ständig beunruhigte. Am 11. Juni brach einer dieser Teilangriffe an der Rawka nördlich von Bolimow in die russischen Linien. Der Verteidiger suchte den Eindringling vergebens durch heftige Nachtangriffe wieder hinauszuwerfen, hielt aber seine Hauptstellung fest. Auch die Armeeabteilung Köveß, die vom 14. bis 18. Mai einige Meilen vorgerückt und von der Pilica bis hart an Radom gelangt war, sah sich nicht zum Angriff gerufen.

Anders Woyrsch, der am 14. Juni in die russischen Stellungen an der Opatowka einbrach, um Mackensens Armeen zu entlasten und den Feind in Südpolen zu fesseln. Der Angriff gelangte in die russischen Gräben. Eiligst führte Everth die Moskauer Grenadiere aus Iwangorod heran und brachte den Angreifer zum Stehen. Aber er kämpfte nur noch um Herstellung der Ordnung, nicht mehr um die verlorenen Gräben, denn ertrug sich schon mit dem Gedanken an den Rückzug auf die Weichsellinie. Seine Vorbereitungen blieben den Deutschen nicht verborgen. Unter den Augen der deutschen Flieger rückten lange Marschkolonnen auf stäubenden Straßen gen Iwangorod, und an der Weichsel klangen die Hammerschläge der russischen Pioniere, die die Brücken zum Abwerfen fertig machten.

Trotzdem standen die Russen von der Bzura- bis zur Opatowkamündung noch eine Weile fest, behaupteten die Vorfelder von Warschau und Iwangorod und deckten Iwanows Flanken.

Doch allmählich neigte sich die Wage überall zu ihren Ungunsten. Von der Opatowka bis zum Narew und vom Narew bis zur Dubissa in starrem Kampfe um die Weichsel-, Narew-, Njemen- und Dubissalinie festgebannt, hielten sie die Hauptfront und die Nordflanke des polnischen Festungsgebietes nicht mehr zum Angriff, sondern nur noch zur Abwehr besetzt. Kowno, Olita, Grodno, Ossowiez, Pultusk, Nowogeorgiewsk, Warschau und Iwangorod sahen keine Angriffsarmeen mehr aus ihren Toren gen Westen und Norden rücken. Sie dienten dem Großfürsten nur noch als

Stützen und Krücken der Verteidigung und waren gewissermaßen in die Flanke gerückt worden, als Mackensen über den San vorbrach. Rußlands strategischer Kompaß geriet in unheilvolle Verwirrung und zeigte eine völlige Verkehrung der Front an. Der Großfürst konnte nicht mehr daran denken, aus Polen gen Norden oder Westen auszufallen. Er hatte seinen letzten großen Gegenzug getan, als er die Würfel zwischen Dnjestr und Pruth ausschüttete und bei Kolomea durchzubrechen suchte. Es gab für ihn an San und Weichsel kein Vorwärts mehr. Aber rückwärts wich er nur nach schweren Kämpfen und brach und brannte alles hinter sich ab, um dem Sieger den Vormarsch zu erschweren.

Der Russe kämpfte auch diesen Kampf mit vorbildlicher Zähigkeit und einer gewissen brutalen Größe und entfaltete am 16. Juni in Galizien noch einmal Kraft und Willen, das Schicksal zu meistern. Er suchte sich durch Gegenstöße auf der äußersten Südflanke Luft zu machen und griff bei Rarancze an, um auf Czernowitz durchzubrechen. Es gelang ihm, die Nordflanke des gegen Beßarabien gewendeten Flügels der Verbündeten so ernstlich zu bedrohen, daß sich dieser zurückziehen und um Czernowitz zur Abwehr ballen mußte. Gleichzeitig griffen die Russen die Brückenköpfe von Zaleszczyki, Potok Zloty und Koropiec an, wo Pflanzer-Baltin auf dem Nordufer des Dnjestrstromes Fuß gefaßt hatte. Was von Österreichern auf dem Nordufer stand, wurde Tag und Nacht bestürmt und zuletzt gegen den Strom gedrängt.

Auch die Südarmee trug schwere Last. Linsingen erwehrte sich am 15. Juni neuer starker Angriffe, die ihn vom Dnjestrufer gegen die Linie Drohobycz—Stryj zurückzudrängen suchten. Die Fesselung Linsingens war für Iwanow von gesteigerter Wichtigkeit, nachdem er von der Wisznia auf die Wereszyka gewichen war. Um so lebhafter war Linsingens Bestreben, sich von dem auf ihm lastenden Druck zu befreien und den Angriff auf Lembergs Südflanke wieder aufzunehmen. Da die Südarmee nach den schweren Kämpfen der ersten Junidekade zur Durchführung dieses Angriffs nicht mehr stark genug war, hatte die deutsche Heeresleitung noch einmal in ihre Bestände gegriffen und ihr das X. Reservekorps zur Hilfe gesandt. Es eilte in Gewaltmärschen nach Stryj, um Linsingen instand zu setzen, den Dnjestrstrom zu bezwingen. Eine neue Wende kündigte sich an.

Die Schlacht an der Wereszyka

Die ganze Ostfront befand sich in Erregung, als Mackensens Hauptmacht zur Schlacht entwickelt von der Wisznia an die Wereszyka rückte und den Angriff auf Rawa-Ruska und Lemberg wieder aufnahm. Mackensen hatte sich entschlossen, den Kampf ohne Zögern und mit dem Einsatz der

vollen Kraft durchzuführen und den Russen das Schwert noch einmal auf die Brust zu setzen. Die Schlacht wurde zunächst in der Linie Mikolajow—Komarno—Grodek—Jaworow—Niemirow—Lubaczow—Cewkow—Cieplice ausgefochten, erfaßte aber allmählich die ganze galizische Front von den Mäandern des Dnjestrstromes bis zur Tanewwüste und wurde schließlich schmal zugespitzt zwischen Grodek und Niemirow ausgetragen.

Die Stellungen, in denen die Russen am 16. Juni Fuß gefaßt hatten, waren noch fester gefügt als ihre Linien am San. Meilenweit spannen sich Gräben und Drähte, ragten Dorf- und Waldverhaue. Sie bildeten ein tiefgestaffeltes Verteidigungssystem, das im Hintergrund auf der Linie Lemberg—Zolkiew—Rawa-Ruska—Krasnobrod ruhte. Die Russen wußten, daß sie nicht nur Lemberg und Ostgalizien, den politischen Siegespreis ihres ersten Sommerfeldzuges, sondern auch die Südflanke des westrussischen Festungsraumes verteidigten, die jetzt verwundbarer war als im August des Jahres 1914. Damals war die russische Übermacht schlagfertig aus den Wäldern Podoliens und Wolhyniens und den Bugfestungen vorgebrochen, um die schwächere österreichisch-ungarische Nordarmee, die trotz der ungenügenden Deckung ihrer rechten Flanke kühn auf Lublin, Chotin und Grubieszow rückte, bei Lemberg zu umfassen und zu erdrücken. Diesmal fochten die Armeen des Zaren — um Hunderttausende geschwächt und der Handlungsfreiheit beraubt — in der Verteidigung und standen den Verbündeten in parallel gerichteter Front gegenüber, aus der sie keine Umfassung mehr ansetzen konnten. Sie waren unfähig geworden, die große konzentrische Operation zu wiederholen, der sie im September 1914 den Sieg verdankt hatten, aber sie wollten stehen und standhalten.

Mit vorstrebenden Flügeln trat Mackensen ihnen entgegen. Rechts lag Boehm-Ermollis 2. Armee schon am 16. Juni im Kampf um die Grodeker Teichlinie, links wälzte sich die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand langsam gegen die Linie Narol—Tarnogrod und den Tanew. Das Zentrum, Mackensens 11. Armee, kam am 17. Juni vor der feindlichen Hauptstellung an und rückte sofort zum Angriffskeil zusammen. Da die Teichlinie und die Lemberger Westfront nördlich umgangen werden sollte, hatte Mackensen den rechten Flügel der 11. Armee im Zusammengehen mit Boehms verstärktem linken Flügel zur Durchbrechung und Aufrollung der feindlichen Schlachtordnung bestimmt. Man wußte, daß es sich um eine blutige Entscheidung handelte, nachdem Linsingens Versuch, die Wereszykalinie im Süden zu umgehen und aus den Angeln zu heben, schon im Entwurf gescheitert war.

Die Russen erwarteten den neuen Angriff in ihren gewaltigen Verschanzungen festen Fußes. Das Gelände war ihnen nirgends günstiger gewesen als in dieser letzten Trutzstellung vor den Toren Lembergs. Vor Boehm-Ermolli dehnte sich das Wirrsal von Schlauchseen und Talsümpfen,

das die Wereszyka von der Quelle bis zur Mündung begleitete. Vor Mackensens 11. Armee erhob sich das Hügelland von Niemirow und Rawa-Ruska, von dem der Verteidiger aus 100 Meter hohen Naturschanzen auf den Angreifer herabblickte, und das Wald- und Sumpfgebiet der wilden Rata, die in zahllosen Rinnsalen den Weg zum Bug sucht. Vor Josef Ferdinand endlich lag die Tanewniederung mit Sand- und Sumpfwüsten, in denen schon in den Sommerschlachten des Jahres 1914 Geschütz und Gerät stecken geblieben waren.

An der Teichlinie hatten die Russen besonders die Höhen von Grodek, Lublin, Szczerec und Rumno befestigt. Flußabwärts hielten sie die Linie Komarno—Kolodruby besetzt. Da die Russen am 16. Juni noch unterhalb der Wereszykamündung auf dem rechten Dnjestrufer in der Linie Litynia—Rudniki—Zydaczow standen, war Boehm-Ermollis rechte Flanke bedroht, wenn Iwanow Kräfte abzweigte und der Kosak den Weg durch die Südzone des Dnjestrmooses nach Sambor fand. Boehm-Ermolli brach dieser Gefahr die Spitze ab, indem er selbst eine Kolonne abzweigte und Szurmay bei Litynia durch einen Flankenangriff unterstützte. Gleichzeitig eröffnete er den Angriff auf den rechten Flügel und beschoß Iwanows Linie von Kamienobrod am Nordsaum des Grodeker Teiches bis zur Wereszykamündung mit schwerem Geschütz, um Iwanows Hauptkräfte dorthin zu ziehen. In der Frühe des 17. Juni schwoll diese Kanonade zu stärkster Kraft und legte die Brückenköpfe von Kamienobrod, Grodek, Lubien und Komarno in Trümmer. Als es Abend wurde, ging die 2. Armee mit der Sonne im Rücken zum Sturm vor. Deutsche, österreichische und ungarische Reiter schlugen sich zu Pferd und zu Fuß durch die Wereszykabrüche, und Infanterie watete mit entfalteten Fahnen und hochgesteckten Patronentaschen durch den gestauten Fluß. Um Kamienobrod, Grodek, die Engen von Lubien und Komarno und die Übergänge am Unterlauf des Flusses entbrannten furchtbare Nahkämpfe, die bis in die Nacht währten und auch im Dunkel nicht zur Ruhe kamen. Die Russen verteidigten jedes Haus und jeden Erdwall und ließen sich lieber unter den Trümmern von Grodek und in den Schanzen der See-Engen begraben, statt zu weichen. Am 18. Juni gelangte Boehm-Ermollis rechter Flügel in den Besitz von Komarno, eroberte sein Zentrum Grodek, stürmte das auf dem linken Flügel fechtende Beskidenkorps Kamienobrod. Die 25. Reservedivision, die an Marwitzens äußerstem Flügel kämpfte, überschritt bei Lelechowka die Wereszyka und schwenkte zur Umfassung nach Norden. Die Teichlinie war noch nicht gefallen, aber Boehms linker Flügel in entschiedenem Vordringen begriffen und das Beskidenkorps auf dem Wege, bei Bulawa-Stawki durchzubrechen.

Unterdessen hatte die zur Szurmay abgesandte Umgehungskolonne im Einvernehmen mit Szurmay den Feind bei Litynia angegriffen und so im

Rücken bedroht, daß er zum Rückzug auf Kolodruby genötigt wurde. Szurmay nahm den Augenblick wahr und rückte am 18. Juni wieder auf Rudniki und Derzow vor. Als Linsingen seinen linken Flügel entlastet sah, machte er sich zum allgemeinen Angriff fertig. Die Südarmee erhielt den Befehl, die Brückenköpfe von Rozwadow, Zydaczow und Zurawno zurückzuerobern, Halicz zu Fall zu bringen und im Zusammenhang mit dem Angriff Mackensens auf die Linie Lemberg—Rawa-Ruska den Vormarsch auf Mikolajew und Chodorow wieder aufzunehmen.

Während Boehm-Ermollis Rechte und Mitte um die Teichlinie rangen und das Beskidenkorps auf dem linken Flügel zwischen Kamienobrod und Kubyn gegen Wielkopole und Janow vordrang, bahnte sich die 11. Armee am 16. Juni den Weg nach Niemirow und kämpfte sich am 17. Juni an den Feind. Von Kubyn bis Rawa-Ruska saßen die Russen in vorgewölbtem Bogen auf dem erhöhten, breitschelligen Westrand des Bugbeckens und boten dem Angreifer auf den Hügeln von Kubyn, Kurniki, Niemirow, Smolin und Olszanka zuversichtlich Trotz. Die Städte Niemirow und Lubaczow waren von ihnen am 16. Juni nach blutigem Kampf mit der Garde und mit den Hannoveranern geräumt und in Brand gesteckt worden. Alle Dörfer und Flecken vor der Front standen in roten Flammen. Mühsam brach sich der Angreifer Bahn. Er mußte Wald- und Straßensperren mit der Axt beseitigen und geriet Schritt für Schritt tiefer in den Feuerbereich der genau eingestellten Geschütze und Gewehre. Die versengten Wiesen, die niedergetretenen Kornfelder und die blumigen Halden, die sich vor den russischen Stellungen hinzogen, wurden von den Maschinengewehren des Verteidigers völlig beherrscht. Auf den Reichsstraßen, die über Jaworow und Niemirow nach Magierow, Zolkiew und Rawa-Ruska in die Tiefe des Schlachtraums führten, lag das Kreuzfeuer seiner verstärkten Artillerie.

Mackensen hatte den rechten Flügel der 11. Armee wieder zum Staffelangriff angesetzt. Während der linke Flügel auswärts schwenkend zwischen der Lubaczowka und dem Tanew Raum gewann und sich fechtend der Linie Polyticz—Cieszanow und dem Ratagrunde näherte, rückte der rechte Flügel, zehn Divisionen stark, gegen die Hügelkette östlich von Jaworow—Niemirow—Smolin vor und krallte sich am 17. Juni dicht vor den russischen Stellungen fest. Er fand am Beskidenkorps eine starke Flankenstütze, denn Marwitz drückte bei Janow und Wielkopole hart auf die Nordwestschranke der Lemberger Zentralstellung.

Die Entscheidung war an die Durchbrechung der Linie von Magierow geknüpft. Da der Russe standhielt und der 17. Juni zur Rüste gegangen war, ohne daß es den Verbündeten gelungen wäre, in das eigentliche Gefüge der russischen Hauptstellung einzudringen, hatte die Artillerie das Wort.

Der Durchbruch bei Magierow

Am 18. Juni öffneten Mackensens Batterien die ehernen Schlünde. Die schweren Kaliber waren der Armee vom Dunajec zum San gefolgt und unter Überwindung aller Schwierigkeiten über den Strom geschafft worden. Sie hatten sich trotz des russischen Störungsfeuers zu Zeilen und Sternen aufgebaut, aus denen sieben Stunden lang Vernichtung sprühte. Turmhoch sprangen die Einschläge der 30- und 42-cm-Mörser im sandigen Waldboden und im moorigen Wiesengrund. Die schwüle Hitze hielt die Gase über der Erde fest. Gelbliche und grüne Schwaden strichen wie wagrecht flutender Talföhn über die zerschossenen Linien, in denen die russische Infanterie den Anlauf erwartete. Da die russischen Linien durch den Angriff des Beskidenkorps zwischen Kamienobrod und Kubyn eingebeult und auf die Straße Stradcz—Lozina zurückgedrängt worden waren, gewann Mackensens rechter Flügel zum umfassenden Angriff Raum und schob sich dicht an die Südflanke der Höhen von Kubyn heran. In der Nacht rückten die Bayern, Arz VI. Korps, das XXXXI. und XXII. Reservekorps und die Garde dem Gegner so hart auf den Leib, daß der Sturm auf den 19. Juni angesetzt werden konnte. Der Angriffskeil bedrohte die Linie Lozina—Magierow aus südwestlicher Richtung und spitzte sich von Kurniki und Szczerec auf Magierow zu.

Unterdessen durchschritt der linke Flügel zwischen Niemirow und Cieszanow tiefausgebaute Grabenstellungen, die von den Russen nach hinhaltendem Widerstand geräumt wurden, und erreichte die Gegend von Smolin und Haryniec. Russische Nachhuten wichen fechtend in die Wälder der Rata, wo sie neue Verschanzungen ausgehoben hatten, um die Straße Smolin—Rawa-Ruska aus der Flanke zu verteidigen. Emmich, der sein X. Korps und das von General v. Stein geführte zusammengesetzte Korps — die 8. bayerische Reserve- und die 56. Division — befehligte, kämpfte sich hier mit der Front nach Nordosten am 18. Juni langsam vorwärts. An seiner rechten Schulter und durch ihn in der Flanke gedeckt, ging das XXII. Reservekorps südwestlich von Rawa-Ruska vor.

Links von Emmich marschierte die Armee des Erzherzogs auf Cieszanow und Majdan. Auch vor ihr gaben die Russen Raum. Sie suchten die Zlota zwischen sich und die Österreicher zu bringen und begannen endlich auch den Sanwinkel bis Nisko zu räumen, um unbedrängt die Linie Nisko—Tarnogrod—Narol zu erreichen. Der Erzherzog überschritt die Zlota und erschien am 18. Juni vor den Tanewübergängen bei Ulanow und Tarnogrod. Hier traf er wieder auf hartnäckigen Widerstand. Als auch sein rechter Flügel bei Cieszanow nicht mehr vorwärts kam, wurde offenbar, daß die Russen gesonnen waren, die Linie Rawa-Ruska—Brusno Stara—Cieszanow—Lubiniec—Osuchy, den Unterlauf des Tanewflusses

und die Sanlinie Nisko—Sandomierz als Flankenstellung zu halten, um Mackensens Angriff auf Lemberg—Rawa-Ruska zu erschweren und ihm das Einschwenken nach Norden unmöglich zu machen. Deutlich begann sich Iwanows Gegenspiel abzuzeichnen.

Doch Mackensen läßt sich durch diese Bedrohung nicht schrecken. Am 19. Juni steht der Stoßkeil der 11. Armee zum Angriff auf die befestigte Hügelfront bereit, die Lembergs Nordflanke und die Eisenbahn Lemberg—Rawa-Ruska deckt, den Weg ins Bugbecken sperrt und den Zusammenhalt der letzten russischen Schlachtlinie in Galizien verbürgt. In der Frühe steigert sich die Beschießung der russischen Waldstellungen an den Straßen Jaworow—Kurniki—Magierow und Niemirow—Szczerec—Magierow zum Trommelfeuer. Zwei Stunden wirbeln die Pauken der schweren Artillerie zum Sturm. Um 7 Uhr steigen Deutsche und Österreicher aus den flüchtig ausgekratzten Gräben, in denen sie die Nacht zugebracht haben, und ersteigen im Feuer der Gewehre und Maschinengewehre und weit vorgezogener russischer Feldbatterien die verdrahteten und verschanzten Höhen.

Die Russen sind zum äußersten Widerstand entschlossen. Sie haben zwar die Zugänge zu den Teichengen und die Brückenköpfe der Wereszyka verloren, stehen aber auf den rechtsufrigen Höhen des Flusses zwischen Komarno und Grodek noch unerschüttert und halten auch den Flankenraum von Wielkopole bei Stradcz noch verschlossen. Daß sie zwischen Janow und Rawa-Ruska durchbrochen werden können, wo sie die Masse ihrer Artillerie und ihre besten Streiter gehäuft und die Bahn Lemberg—Rawa-Ruska im Rücken haben, will ihnen nicht in den Sinn. Liegen doch in Lemberg noch stattliche Reserven, die der Feldarmee, gestützt auf den weitgespannten Gürtel der feldmäßig befestigten Stadt, starken Rückhalt leihen und bedrohte Punkte des Schlachtfeldes auf den breiten österreichischen Reichsstraßen in wenigen Stunden erreichen können. Noch ist der Feldzug nicht verloren, noch sucht Nikolai Nikolajewitsch die nord- und westpolnischen Fronten nach Verstärkungen ab, um sie an die bedrohte Südflanke zu werfen und dem Feind am Tanew, an der Rata und Wieprz Halt zu bieten, noch steht der linke Flügel der galizischen Armeen am Dnjestr im Angriff auf Czernowitz und Zaleszczyki, noch bannt Brussilow die Südarmee Linsingens am rechten Dnjestrufer bei Zydaczow fest. Wenn die Schanzenreihe auf den Hügeln von Magierow und unter Umständen standhält, dann erschöpft sich Mackensens Kraft dicht vor dem strategischen Ziel, um das Conrad v. Hötzendorf schon vom 2. bis 7. September 1914 mit heißem Bemühen vergeblich geworben hat.

So sieht man im russischen Hauptquartier die Schlacht, so malen sie die Berichte Januschkewitschs dem Zaren noch mit hoffnungsvollen Farben, als die preußische Garde bereits die Höhe 345 südöstlich von Boholotycze erstürmt und den ersten Riegel des Straßenabschnitts Szczerec—Magierow

zerbricht. Es ist 8 Uhr morgens! Zwei Stunden später steht die 2. Gardedivision auf der Kuppe 310, halbwegs Szczerec—Magierow. In den russischen Trutzstellungen klafft die erste Lücke.

Der rechte Flügel des Gardekorps ist in den Wäldern südlich der Straße Niemirow—Magierow auf unbeschädigte feindliche Linien gestoßen. Sie müssen von der Infanterie mit der blanken Waffe genommen werden. Darüber vergeht der Morgen. Erst um 1 Uhr nachmittags tritt die 1. Gardedivision aus den dunkeln Forsten, die sich zwischen Kubyn und Biala buckeln und strecken und nimmt das Dorf Bursuczyny. Kurz darauf stürzt sich der rechte Flügel der Garde gemeinsam mit Arz' linkem Flügel auf die Hügel von Biala-Biaskowa, die Magierow gegen Süden decken. Nun ist Magierow im Nordwesten überflügelt und von Südwesten und Süden bedroht. Hastig wirft der Russe seine Lemberger Reserven mit der Bahn nach Zolkiew, um die aufspringende Bresche zu schließen. Doch Mackensen ist rascher. Er schlägt den Keil tief und tiefer und feuert seine Generale an, den Durchbruch um jeden Preis zu vollenden. Er stellt Plettenberg dazu die 119. Division zur Verfügung und befiehlt rücksichtsloses Vorgehen gegen die Bahn Lemberg—Rawa-Ruska.

Der Abend naht. Schwarze Schatten sinken in die Waldtäler, aber es darf für den Angreifer keine Atempause, keine Ermüdung geben, bis das Stellungsnetz von Magierow gespalten ist und die Schlachtordnung des Verteidigers vor Lemberg an der strategischen Nahtstelle, wo die Spannung des Frontbogens am größten ist, zerrissen auseinanderfällt. Plettenbergs Divisionen beißen die Zähne zusammen und schreiten kämpfend in die Nacht. Sie wälzen den geschlagenen Feind auf Magierow, nehmen Brzyszecze und Jaworniki, umfassen Magierow und stürmen bei einbrechender Dunkelheit von den eroberten Höhen in die Niederung der ostwärts ziehenden Gewässer. Aus sandigen Kieferngehölzen geraten sie auf schwappenden Moorboden und erreichen im Verfolgungskampf die Linie Krechow—Kumin—Horodzow—Lawrykow. Verzweifelt verteidigt der Russe die brennenden Orte, das feste, von Schloß und Kirche gekrönte Krechow, das langgestreckte, von der Derewenka bespülte Kumin, das von sicherndem Moor umgebene Horodzow und das hügelansteigende Lawrykow. Die Garde wirft ihn von Dorf zu Dorf und legt um Mitternacht die Hand auf die begehrte Bahnlinie. Vor ihr blinkt das Straßenband Lemberg—Zolkiew—Rawa-Ruska. Eine Brigade der 1. und zwei Bataillone der 2. Gardedivision treiben den Feind mit dem letzten Atem auf Horodzow von Dobrosin und setzen sich an der Station Dobrosin fest. Die Grenadiere sind so müde, daß sie erschöpft zu Boden sinken. Da sie nicht mehr weiter können, halten sie das Gefecht im Liegen aufrecht. Ihr Feuer sprüht über den Bahndamm und die Lemberger Reichsstraße; Gardepioniere reißen die Schienen auf und unterbinden den Verkehr auf der Linie Lemberg—Rawa-Ruska.

Mackensen hat sein ideales strategisches Ziel erreicht. Wenn es der 11. Armee gelingt, Dobrosin zu halten und den Feind über Zolkiew nach Norden auf die Rata zu werfen, während das Beskidenkorps an Boehm-Ermollis linkem Flügel südlich von Zolkiew nach Kulikow durchbricht, gegen die Nordwestfront von Lemberg einschwenkt und die bröckelnde Wereszykastellung aus den Angeln hebt, ist die Schlacht auf der ganzen Linie gewonnen und der Feldzug in Galizien reif zur Krönung.

Der Russe fühlt's und speist die Schlacht mit neuen Verstärkungen.

Am 20. Juni erkämpft der linke Flügel der 11. Armee die bewaldeten Höhen zwischen Rawa-Ruska und Brusno Stara, gräbt sich an der Rata ein und macht mit der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in der Linie Rawa-Ruska—Brusno Stara—Cieszanow—Ulanow—Nisko gegen Nordosten und Norden Front. Auch Rawa-Ruska geht den Russen verloren. Emmichs X. Korps hat den Angriff nach Abwettern der Gegenangriffe wieder aufgenommen und den Ort und die ihn umgebenden Höhen erstürmt. Vor der 8. bayerischen Reservedivision und der 56. Division weicht der Feind am Abend schwer geschlagen von Swidnica-Deutschbach auf die Linie Rawa-Ruska—Tomaszow.

Unterdessen ringen der rechte Flügel der 11. Armee und die Armee Boehm-Ermolli im Zentrum der galizischen Schlachtordnung um Zolkiew und Lemberg, kämpft die Südarmee in der Südflanke zwischen Kolodruby und Halicz um den Stromübergang und bedroht die Südfront der Lemberger Zentralstellung, steht Pflanzer-Baltin dnjestrabwärts in wechselvollem Kampfe um die großen Stromschleifen und wehrt bei Koropiec und Rarancze Leschitzkis verzweifelte Durchbruchsversuche ab.

Die Schlacht braust noch einmal auf der ganzen Front von den Brückenköpfen der Weichsel oberhalb der Sanmündung bis zu den Hügeln von Berdo Horodycze zwischen Dnjestr und Pruth in lodernden Flammen auf. Es ist das Ausbrennen der letzten und heftigsten Glut.

Iwanow, der Rawa-Ruska verloren und die Straße Rawa-Ruska—Zolkiew unter Mackensens Feuer geraten sah, verhehlte sich nicht, daß seine Schlachtordnung zwischen Zolkiew und Lemberg auseinanderbrach. Trotzdem war er nicht gesonnen, sich auf einen Schlag vom Feinde zu lösen und Lemberg preiszugeben, sondern bestand darauf, das Glück der Waffen völlig zu erschöpfen. Er bog den durchbrochenen Nordflügel auf Zolkiew zurück, verteidigte den Befestigungsgürtel von Lemberg und beschloß, die Linie Lemberg—Mikolajow bis zum äußersten zu behaupten. Zur gleichen Zeit ging er auf den Flügeln zum Gegenangriff über. Er führte bei Osuchy am Tanew einen Streich gegen den Erzherzog, griff Emmichs Flankenschutz und die Bayern in der Nacht wütend an und warf sich der Südarmee bei Zydaczow auf dem rechten Dnjestrufer entgegen. Der russische Feldherr handelte richtig, denn er erstritt in jedem Falle ansehnlichen Zeitgewinn,

den der Großfürst zum Aufbau der Verteidigungsflanke in der Kehle des westrussischen Festungssystems nützen konnte. Hielt das russische Zentrum bei Lemberg stand und hemmte der Nordflügel das Vorrücken Mackensens und des Erzherzogs so lange, bis am Porbach, am Wieprcz, am Chodelbach und an der Huczwa glorreichen Angedenkens neue Befestigungslinien entstanden waren und frische Kräfte eingreifen konnten, so war es dem Großfürsten vielleicht doch noch möglich, den Aufmarschraum zwischen Weichsel und Bug gegen Süden zu bewehren, zum zweitenmal bei Krasnostow und Grubieszow auf den alten Schlachtfeldern siegreich zu kämpfen und in Wolhynien und Podolien eine Umfassungsarmee bereitzustellen, um den Feldzug auf neuer Grundlage wieder aufzunehmen.

In diesen Gedankenkreisen bewegte sich die russische Heeresleitung, als Iwanow die Schlacht an der Wereszyka und im Umkreis von Lemberg auskämpfte und am 20. und 21. Juni noch einmal zu Gegenangriffen schritt. Der rechte Flügel der Armee Josef Ferdinands wurde am Tanew an die Stelle geheftet. Schon in der Nacht drangen Dimitrieffs Divisionen bei Osuchy in die österreichischen Stellungen und suchten gegen Tarnogrod Raum zu gewinnen. Bei Lubiniec, Cieszanow und Brusno Stara versteifte sich der russische Widerstand so, daß Mackensens linker Flügel vollends Halt machte. Emmich sah sich gezwungen, bei Rawa-Ruska Gräben auszuheben, um sich gegen Überraschungen zu sichern, denn schon rückten von Tomaszow und Sokal russische Verstärkungen an. Bei den Russen blies neuer Wind. Die Verbände, die auf der Straße Zolkiew—Mosty-Wielkie abmarschiert waren, machten plötzlich kehrt, nahmen das Gefecht wieder auf und überfielen schon vor Tagesgrauen das Korps Arz. Überraschend drangen sie bei Glinsko, zwischen Pily und Zolkiew, in die österreichischen Linien. Nach heftigem Kampf behaupteten die Österreicher die Wolczahöhe südlich von Glinsko, auf die es der Gegner abgesehen hatte. Die Garde war schon am Nachmittag des 20. Juni angegriffen worden. Sie hatte den rücksichtslos stürmenden Feind bei Pily im Nahkampf abgeschlagen und ihm das Wiederkehren verleidet. Am Abend des 21. Juni erlahmten Iwanows Anläufe. Sein Versuch, die Linie Zolkiew—Rawa-Ruska wieder zurückzuerobern, war gescheitert.

Unterdessen war Boehm-Ermollis 2. Armee nicht müßig gegangen.

Boehm-Ermolli, der am 19. Juni kraftvoll gefochten hatte, war auf der ganzen Linie von Kolodruby bis Lezina auf hartnäckigsten Widerstand gestoßen. Der Verlust der Teichlinie hatte die Russen nicht entmutigt. Sie fanden am Szczerecabschnitt und an den Höhen von Stawczany, Bartatow, Uslzana, Stradecz und Wielkopole neuen Halt und ließen ihre gerettete Artillerie noch einmal alle Register aufziehen. Trotzdem erzwang Boehm-Ermollis Südflügel am 19. Juni den Übergang über die Wereszyka und griff die bewaldeten Höhen zwischen Kolodruby und Rumno an. Die Mitte

wandte sich gegen die Höhen zwischen Grodek und Bartatow, und der linke Flügel ging zum entscheidenden Angriff auf Stradcz und Wielkopole vor.

Boehm-Ermollis überlegenes Artilleriefeuer zermürbte die Verteidigung allmählich so sehr, daß die österreichisch-ungarische Infanterie in Staffeln zum Sturm schreiten konnte. In mühsamem Kampf rang sie sich an den Hügellehnen empor, an denen ihr Angriff im September liegen geblieben war, und brach in der Nacht in die Höhenstellungen ein. Das Beskidenkorps erstürmte am Nachmittag die Linie Bulawa—Stawki. Boehms Zentrum war weniger glücklich. Der Russe setzte dem XIX. und dem IV. Korps Boehm-Ermollis hart zu und behauptete sich auf den Höhen von Stradcz. Erst am 20. Juni gelang der 2. Armee die Wegnahme dieser Höhen und der Straßensperre von Janow. Doch damit war es noch nicht getan, denn vor ihr lag die eigentliche Gürtelbefestigung, die die Russen mit starken Kräften verteidigten. Sie standen auf dem Höhenrücken östlich des Szczerecflüßchens längs der Straße nach Mikolajow und auf den Hügeln im Umkreis von Sokolniki, Rzesna-Polska, Brzuchowice, Zaszkow und Kulikow wohl verschanzt und erwarteten den Angriff.

Der Durchbruch bei Magierow hatte den Nerv im Genick ihrer Schlachtordnung getroffen, aber der 2. Armee den Sturm auf Lemberg nicht erspart. Iwanow spielte das verlorene Spiel Blatt für Blatt zu Ende, obwohl er sich am 21. Juni auch in der Dnjestrflanke bedroht fühlte, wo er bisher nicht ohne Glück gefochten hatte.

Der Fall Lembergs

Am 21. Juni schritten Boehm und Mackensen mit vorgestaffelten inneren Flügeln zum Angriff auf die Lemberger Nordfront. Der rechte Flügel der 11. Armee und das Beskidenkorps waren bestimmt, die russische Front zu durchbrechen und die Entscheidung herbeizuführen, während der rechte Flügel Boehms, das XIX. und V. Korps, gegen die Stellungen am Szczerec und die Schanzen auf der Höhe von Dornfeld vorging und seine Mitte, das XIX. und IV. Korps an den Radiallinien Grodek—Lemberg und Janow—Lemberg gegen die Gürtelfesten von Rzesna-Polska und Brzuchowice vorrückte.

Zur Unterstützung dieses gewaltsamen Angriffs auf Lemberg erhielt Linsingen Befehl, die Südarmee auf das linke Dnjestrufer vorzuführen.

Der rechte Flügel der 2. Armee griff die Szczerecstellung unter Deckung gegen Mikolajow an. Die russische Artillerie war am Verstummen und schon viele Geschütze mit leeren Protzen weggeschafft, als die Österreicher anliefen, aber die Infanterie hielt trotzdem stand. In blutigem Gefecht überschritten die Angreifer bei Pustomyty den Fluß, erstritten die Uferlehnen und drangen gegen die Hauptstellung auf den Höhen von Demnia und Dornfeld vor. Hier kam

der Kampf im Feuer der Kugelspritzen zum Stehen. Boehms Zentrum war am 20. Juni nicht über Vorkämpfe hinausgekommen. Er stieß beim Angriff auf so starke Werke, daß die schwerste Artillerie herangezogen werden mußte. Der Tag verging mit Vorbereitungen. In der Morgenfrühe des 21. Juni begann die Beschießung der Lemberger West- und Nordwestfront aus grobem und gröbstem Geschütz und erschütterte alle Schanzen im Umkreis. Das Beskidenkorps trat zuerst an und warf die Russen über Zaskow zurück. Wiener Landwehr des XIX. Korps erstürmte Rzesna-Polska und drang in den Peltewgrund ein. In der Nacht brach Marwitz zwischen Rzesna-Polska und Kulikow durch, erstürmte Brzuchowice und die Lysa Gora, nahm Zarudcze und schnitt die Straße nach Kulikow ab.

Schulter an Schulter mit dem Beskidenkorps rückte der rechte Flügel der 11. Armee auf Zolkiew. Arz v. Straußenburgs VI. Korps nahm, von der Garde in der linken Flanke gedeckt, die Höhen von Glinsko und Zolkiew. Die 11. Armee und das Beskidenkorps verstärkten den Druck auf die feindlichen Linien östlich der Linie Zolkiew—Rawa-Ruska so sehr, daß die Verteidiger Lembergs in Gefahr gerieten, von den Nord- und Nordoststraßen abgeschnitten zu werden. Als Iwanow sich dessen bewußt wurde, gab er den Widerstand auf und entzog sich dem Verderben. Um die Mittagsstunde des 22. Juni räumten die Russen die Lemberger Linien und gingen fechtend nach Osten und Nordosten zurück. Nachhutbatterien harrten auf der Janower Straße bis zuletzt aus und feuerten über Kimme und Rohr in die andrängenden Verfolger. Dann flüchteten sie gen Kamionka-Strumilova. Die 25. Reservedivision stieß dem Feind noch bis Zoltance nach. Um 2 Uhr verließen die letzten Kosaken Lemberg. Kurz darauf ritten österreichisch-ungarische Husaren und Ulanen durch das Janower und das Grodeker Tor, und um 4 Uhr zog General v. Boehm-Ermolli vom Jubel umbraust in Lemberg ein.

Am 23. Juni räumte Iwanow auch die letzten Stellungen im Sanwinkel. Die russischen Armeen entwichen strahlenförmig nach Norden, Osten und Südosten auf den Bug und die Zlota Lipa. Sie waren geschlagen und ihre Armeen in zwei Teile gespalten, die nach Norden und Osten auseinanderstrebten, während nur wenige Korps ostwärts wichen, aber sie waren nicht vernichtet. Der Großfürst blickte trotz des Verlustes von Lemberg und des Rückzuges der Armeen Iwanows mit einer gewissen Genugtuung auf das strategische Brett. Man tröstete sich im russischen Hauptquartier damit, daß es den Verbündeten nicht gelungen war, die russischen Armeen einzukreisen. Lemberg war verloren, aber der rechte Flügel der Verbündeten kämpfte am 22. Juni immer noch um Zydaczow und Halicz, wo die Südarmee von überlegenen russischen Kräften gefesselt wurde. Dnjestrabwärts lag Pflanzer-Baltin in den Stromwindungen verstrickt und deckte mit Anstrengung Zaleszczyki, Sadagora und Czernowitz.

Die Schlachtenfolge um die Dnjestr- und Pruthlinie
Vierter Akt: Die Schlacht bei Zurawno-Zydaczow

Der Fall Lembergs hatte dem Kampf um die Dnjestrlinie kein Ziel gesetzt. Die Verbündeten waren keineswegs gesonnen, die Russen im Besitz der Brückenköpfe des Stromes zu lassen, obwohl der Versuch, durch einen Einbruch in die russische Dnjestrflanke zwischen Mikolajow und Halicz entscheidend in die Schlacht um die Wereszykalinie einzugreifen, ohne Erfolg geblieben war. Die Südarmee war zwar entschlossen zum allgemeinen Angriff auf die Stromschranke geschritten, um den Gegner auf Zydaczow, Zurawno und Halicz zu werfen und ihm auch die Anlehnung an die Linie Chodorow—Bobrka—Gaje zu rauben, aus der er die Südflanke Boehm-Ermollis und die Verbindung mit Lemberg bedrohte, hatte aber am Strom hartnäckigsten Widerstand gefunden.

Die Russen waren am 20. Juni auf Zydaczow zurückgegangen, weil Szurmay stromaufwärts bis Rozwadow gelangt war, und räumten nun die große Mündungsschleife des Stryjflusses. Bei Zurawno standen sie dicht an den Strom gepreßt. Bei Halicz hielten sie der unablässigen Beschießung Hofmanns mit unerschütterlicher Zähigkeit stand. Linsingen sah sich daher gezwungen, im Angesicht eines starken, wachsamen Feindes vor der Stromschranke aufzumarschieren. Die linksufrigen Höhen waren befestigt und die überhängenden Uferbänke mit finnischen Scharfschützen besetzt, die im Weidendickicht und hinter den Lehmwänden des breiten Stromes wohl verborgen lagen und alle Furten unter Feuer hielten. Linsingens Korps kämpften sich bis zum 22. Juni allmählich hart an den Strom und begannen vor Tau und Tag, als die Niederung noch in Nebeln schwamm, an verschiedenen Stellen Brückenkähne ins Wasser zu werfen und Seile zu spannen, um den reißenden Strom zu überschreiten. Der rechte Flügel versuchte den Übergang bei Martinow, oberhalb Halicz, zu erzwingen, um in Verbindung mit dem links anschließenden X. Reservekorps Bukaczowce zu nehmen, die Mitte setzte mit Contas 1. Division an der Spitze bei Zurawno über den Strom, und die 3. Gardedivision griff Zydaczow an. Als die Nebel allmählich ins Wallen kamen und der grünbraune Wasserspiegel im ersten Tageslicht aufglänzte, brach das Abwehrfeuer der Russen über den kecken Angreifer herein. Es kam zu wechselnden Kämpfen um den Besitz des linken Ufers. Hier glückte, dort mißglückte der Übergang, und es wurde Nacht und wieder Tag, bis bei Martinow einige Abteilungen Österreicher und zwischen Bukaczowce und Zydaczow Preußen und Württemberger das linke Ufer erkämpft hatten. Bis zum Hals im Wasser führten die Sturmtruppen das Feuergefecht. Verwundete wurden vom Strom verschlungen,

zerschossene Pontons trieben ab und gingen mit der Bemannung verloren. Doch überall, wo die schwere Artillerie eingreifen konnte und die verschanzten Höhenstellungen des Verteidigers zerschlug, erklommen die Stürmer im Feuerregen der Maschinengewehre die Uferwände und drangen mit dem Bajonett in die russischen Gräben. Die Russen waren auch darauf vorbereitet. Sie hatten weiter landeinwärts auf den stacheligen Hügeln starke Kräfte bereitgestellt, um den Feind in den Strom zurückzuwerfen, bevor er festen Fuß gefaßt hatte. Bei Martinow gelang ihnen der Gegenangriff. Der Angreifer wurde am Abend des 23. Juni überwältigt und über den Dnjestr zurückgedrängt.

Stromaufwärts, bei Zurawno und Zydaczow, ist der Angreifer zäher. Hier behauptet er sich nach heftigen Kämpfen auf dem Norduser des Stromes. Conta, der die Schleife von Zurawno im Kreuzfeuer erstürmt hat, dringt gegen Osten und Norden vor, die Garde, die Zydaczow erobert hat, jagt die Russen über die brennende Holzbrücke gegen Chodorow, erstürmt den Damm der Bahn Chodorow—Lemberg und reicht den Ostpreußen bei Chodorow die Hand. Am 24. Juni stürmt Bothmer Chodorow. Geschlagen weichen die Russen auf Bukaczowce—Hrehorow und die Waldhöhen, um die am 7. und 8. Juni so blutig gekämpft worden war. Zur gleichen Zeit dringt Szurmay auf dem äußersten linken Flügel in enger Anlehnung an die 2. Armee über Mikolajow gen Osten vor. Da Lemberg inzwischen gefallen ist, gehen die Russen fechtend auf die Linie Chodorow—Bobrka zurück und weichen südlich von Bukaczowce auf Martinow gegen Bursztyn.

Am 25. Juni hat sich die Südarmee aller Brückenköpfe bis auf Halicz bemächtigt. Am 26. Juni hat die Masse der Armee den Übergang erzwungen und durchschreitet kämpfend die Niederung, die sich hinter den Uferlehnen nach Norden zieht.

Fünfter Akt: Die Kämpfe zwischen Dnjestr und Zlota-Lipa

Der Russe räumt das Feld Schritt für Schritt und nützt alle Wasserrisse, die die Nebenflüsse des Dnjestrstromes in die podolische Platte geschnitten haben, als Widerstandslinie aus. Als erste Verteidigungsstellung dräut der Swicaabschnitt, an dem der Verteidiger die Südarmee zu neuem Kampf erwartet. Das Hügelgelände ist mit Schützen besät, die den Angreifer in ihren Löchern mit Flankenfeuer empfangen, und in den tiefen Talmulden gurgelt braunes Wasser, das der Russe aus den Schlauchseen der Swirz in die Niederung geleitet hat, um den Angreifer zu ersäufen. Trotzdem ringt sich die Südarmee, deren Flügel allmählich nach der Mitte zusammenschließen, näher an den Feind. Sie erkämpft am 27. Juni den Über-

gang über den Swirz und stürmt nach heftiger Beschießung den Rand des im Norden aufstrebenden Höhengeländes. Die Artillerie wird mit Aufbietung aller Kräfte durch Sand und Sumpf, über Kuppen und Gründe mitgeführt und zwingt die Russen, die Höhen zwischen dem Swirz und der Gnila-Lipa zu räumen und auf den zweiten Flußabschnitt, die Gnila-Lipa, zurückzugehen. Da sie in Gefahr stehen, bei Bobrowka umklammert zu werden, nehmen sie den rechten Flügel auf Przemyslany zurück und stellen eine durchlaufende Verteidigungslinie her, die von Halicz über Bolszowce, Bursztyn, Rohatyn und Przemyslany nach Gliniany und Gaje führt. Die von Lemberg nach Osten zurückgehenden Korps stellen die Verbindung mit der Dnjestrgruppe her, indem sie auf den Höhen von Miklaszow, Jaryczow, Zoltance Stellung nehmen.

Unermüdlich drängt die Südarmee dem Feinde nach. Sie reicht die Hand dem rechten Flügel Boehm-Ermollis, schwenkt nach Osten und greift die russische Hauptstellung bei Rohatyn an. Es ist die letzte große strategische Bewegung des galizischen Feldzuges, sie zielt auf Durchbrechung der Gnila-Lipafront, um die Südflanke des Lemberger Zentralraumes vollständig freizulegen und zu sichern, damit Mackensen Rückenfreiheit erlangt und unter Deckung gegen Osten ungefährdet in die Kehle des polnischen Festungsblockes eindringen kann. Am 27. Juni fällt die alte Slawenburg Halicz und begräbt die letzte Hoffnung des Großfürsten auf Wiederherstellung der Lage am Dnjestr und an der Gnila-Lipa unter ihren Trümmern.

Die russische Heeresleitung konnte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Feldzug verloren war. Sie gab sich darüber in einem Kriegsrat Rechenschaft, der am 27. Juni im russischen Hauptquartier zu Brest-Litowsk gehalten wurde. An diesem Tage erntete Linsingens Südarmee an der Gnila-Lipa die Früchte wochenlanger blutiger Anstrengungen. Der Fall der Haliczer Stromsperre hatte ihren rechten Flügel freigemacht. Hofmann ging alsbald gegen Bursztyn vor, und stürmte den Ort. Dadurch geriet die Gnila-Lipa-Stellung ins Wanken. Sie wurde indes trotz der Bedrohung der linken Flanke zäh festgehalten, und Linsingen zum Angriff gezwungen. Er ließ nicht auf sich warten und schoß schon am Tage darauf bei Luczynce und Rohatyn Bresche. Doch war es damit nicht getan, da das Feuer des Verteidigers das breite, deckungslose Vorgelände beherrschte. Erst am Abend des 30. Juni bahnte sich das Fußvolk den Zugang zu den russischen Gräben. Durch goldgelbe Getreidefelder, rotflackernden Mohn und giftgrünes Weichland brandeten die Sturmwellen nach vorn, unterliefen das russische Gewehrfeuer und warfen den Feind in der Nacht über den Fluß. Nach erbittertem Kampfe wurden die Höhenstellungen auf dem Nordufer genommen, der Höhenrand südöstlich von Kurostowice erstürmt und der Angriff auf dem rechten Flügel zwischen Halicz und Bolszowce über den

Dnjestr an die Narajowka getragen. Am 31. Juli brach die Gnila-Lipa-Stellung, links umfaßt und in der Mitte durchstoßen, vollends zusammen. Unter großen Einbußen an Toten, Verwundeten und Gefangenen wichen die Russen am 1. Juli von Mariampol bis Firlejow weiter gegen Norden und Osten. Da sie sich in ihrer Bedrängnis an der Narajowka nicht mehr setzen konnten, eilten sie, vom Sieger hart verfolgt, der Zlota-Lipa zu, um an deren rauheren Ufern wiederum Front zu machen. Die Südarmee verfolgte den Feind mit allen Waffen und blieb ihm dicht auf den Fersen.

Die Durchbrechung der Gnila-Lipa-Stellung hatte sich bis Kamionka-Strumilowa geltend gemacht. Langsam, aber unaufhaltsam wälzte sich die Verfolgung in Ostgalizien auf der ganzen Linie von Mariampol bis Kamionka-Strumilowa gegen die Flußschranken der Zlota-Lipa und des Oberlaufes des Bug. Kämpfe im Zwischengelände, die bei Jancyn nördlich von Firlejow, bei Narajow, Przemyslany und Gliniany auf den Schlachtfeldern Brudermanns entbrannten, vermochten die Verfolgung nicht zu hemmen. Am 4. Juli erreichte die Südarmee das Westufer der Zlota-Lipa. Nun war der ganze rechtsufrige Höhenrücken, der sich als Tafelland 200 Meter über dem tiefeingeschnittenen Fluß erhebt, in ihrer Hand.

Da Boehm-Ermolli östlich von Lemberg den Bug erreicht hatte, lag Lemberg bereits 50 Kilometer hinter der Front. Die Russen waren auf Tarnopol Brody und das wolhynische Festungsdreieck angewiesen, wenn sie in Galizien je auf eine Wiederaufnahme des Angriffs ausgehen sollten. Zunächst konnten sie daran nicht denken, denn sie besaßen keine Kräfte mehr, um aus der Flanke zu operieren, und waren gezwungen, zwischen Weichsel, Narew und Bug gegen drei Seiten Front zu machen.

Der Feldzug der Südarmee hatte am 7. Juli sein Ziel erreicht. Bothmer grub sich an der Zlota-Lipa ein und Linsingen eilte mit ansehnlichen Kräften nach Norden, um an dem Feldzug Mackensens im Buggebiet teilzunehmen. Der Angriffsfeldzug der Verbündeten, der durch die Wiedereroberung Lembergs sinnfällig gekrönt worden war, hatte an der Zlota-Lipa seine strategische Begrenzung gegen Südosten gefunden, indem er eine Linie festlegte, deren natürliche Verlängerung nach Norden zu unmittelbarer Verknüpfung mit der Bugfront führte und die Richtung der zwischen Bug und Weichsel gegen Norden vorgehenden Armee Mackensens bis Brest-Litowsk bestimmte.

Die Offensive der Deutschen und Österreicher war in Galizien zunächst zu Ende und wandelte sich zum allgemeinen konzentrischen Angriff der deutschen Armeen auf den westrussischen Aufmarschraum und den polnischen Festungsblock.

Betrachtungen zu der Offensive der Deutschen und Österreicher in Galizien

Der Schlag von Gorlice hatte die Fesseln gesprengt, in die die Mittelmächte gekettet worden waren, als ihre großen strategischen Ausfälle sich erschöpft hatten. Rawa-Ruska, das am 2. Mai als ideales, von Bergen, Flüssen und Armeen gedecktes Operationsziel in einer Entfernung von 200 Kilometern verborgen gelegen hatte, wurde am 7. Juli zum Ausgangspunkt des entscheidenden Angriffes der Verbündeten auf die russische Grundstellung zwischen Weichsel und Bug. Das Festungsvieleck Kowno—Grodno—Nowogeorgiewsk—Warschau—Iwangorod—Rowno—Brest-Litowsk, der Sockel, auf dem die militärische Machtstellung Rußlands zu Beginn des Weltkrieges ruhte, öffnete dem Feinde die verletzliche Flanke.

Scheinbar kehrte der Krieg zu seinen Anfängen zurück. Als Mackensen in Rawa-Ruska einzog und die verbündeten Armeen sich ordneten, um auf den Spuren des ersten Sommerfeldzuges nordwärts zu dringen und die Schlachten um den Besitz von Krasnik, Cholm und Lublin zu erneuern, offenbarte sich die titanische Natur des Weltkrieges, der Deutschland und Österreich-Ungarn eine im Grunde unlösliche Aufgabe auferlegt hatte, mit erschreckender Deutlichkeit. Darüber durfte sie der Schlachten- und Siegesgang von Gorlice bis Rawa-Ruska nicht hinwegtäuschen. Sisyphusarbeit wurde von ihnen verlangt, sie wälzten den zweimal abwärts geglittenen Stein noch einmal dem Gipfel zu.

Der Krieg war im Juli 1915 im Osten zu einer höheren Stufe der Entwicklung geführt worden, von der man wie aus der Adlerschau auf die Kampfstätten der August- und Septembertage des Jahres 1914 herabblickte. Die Schlachtfelder von Krasnik, Zamosz und Komarow erschienen am Saume der aufgebrochenen Südflanke des russischen Mittelraumes, in dem die Hauptarmeen des Zaren von drei Seiten umklammert, um Wiederaufrichtung kämpfen mußten.

In ähnlicher Lage hatte sich 1914 die österreichisch-ungarische Nordarmee vor Lemberg befunden. Aber wie anders lagen nun die Verhältnisse, wie verschieden waren Maße und Entfernung! Nicht nur die Rollen waren vertauscht, sondern auch die strategischen Gesetze. Damals drohte Brussilow mit seinem 8. Korps die offene Flanke der Österreicher aufzureißen, indem er am 29. August bei Rohatyn einbrach und am Tage darauf Halicz erstürmte. Jetzt rückte Mackensen mit nicht weniger als drei Armeen in die russische Südflanke, während zwischen Bug und Pruth drei andere Armeen zum Schutz der strategischen Rückenlinie dieser nordwärts schwenkenden Angriffsmasse am oberen Bug, an der Zlota-Lipa und am Dnjestr bereitstanden. Damals griff Woyrsch mit einem einzigen Landwehrkorps in die Schlachten

Dankls ein, um am Porbach, bei Turobin und auf dem Rückzug auf den Tanew den nach exzentrischem Vormarsch geschlagen auf den San weichenden Österreichern den Rücken zu decken, während Hindenburg mit der 8. Armee, räumlich und strategisch getrennt, bei Tannenberg, Angerburg und Suwalki die Armeen Samsonow und Rennenkampf nacheinander stellte und aus dem Felde schlug. Jetzt stand der Sieger von Tannenberg mit vier Armeen an der Weichsel, dem Narew, dem Njemen und der Dubissa stoßbereit aufmarschiert, um das große Gegenspiel zu Mackensens Angriff einzuleiten.

Diese strategische Wandlung sprach so laut zugunsten der Zentralmächte, daß tieferliegende ungünstige Umstände und Entwicklungsvorgänge zunächst dadurch verdeckt wurden. Und doch wirkten sie im stillen schon bestimmend auf den Gang der Dinge. Der Übergang Italiens ins feindliche Lager zwang die Mittelmächte, ihre Kräfte in viel höherem Maße zu zersplittern, als dies zu Beginn des Krieges der Fall gewesen war. Das britische Weltaufgebot und die französische Krafterneuerung warfen einen Gewichtstein um den anderen in die Wagschale der Entente und gestattete ihr dem Kriege neue Ziele zu setzen. Die Ausdehnung der britischen Angriffe auf die türkische Machtsphäre und die Aufrichtung einer Balkanfront waren im Juli 1915 nur noch eine Frage der Zeit und der Umstände. Die Entente war zu einer Koalition geworden, die eine ungeheure innere Stärke, bestechende politische Anziehungskraft und volle Verfügungsfähigkeit über die Güter des Erdballs besaß. Auch ihre militärische Bewegungsfähigkeit war unzweifelhaft gewachsen. Daran änderte die Niederlage Rußlands nichts, da die weltgeschichtliche Auseinandersetzung mehr und mehr auf den Entscheidungskampf Englands, Frankreichs und aller ihnen wesensverwandten oder politisch zugewandten Staaten mit Deutschland ausging, einen Kampf, der zugleich als deutsch-französischer Revanchekrieg, als neuer Orientkrieg und unter der Maske eines Ideenkrieges als imperialistische Auseinandersetzung ausgefochten wurde.

Der 7. Juli 1915 machte hierin Epoche. Als die Russen geschlagen über Rawa-Ruska, Lemberg und Rohatyn nach Osten abzogen, waren Nikolai Nikolajewitschs Angriffsfeldzüge gescheitert und die Möglichkeit geschwunden, den Krieg aus der russischen Perspektive fortzusetzen. Ein Rußland, das nicht mehr fähig war, die deutschen Grenzen zu bedrohen oder auf den Karpathen aufzumarschieren, verlor den bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Orient und in der slawischen Diaspora und wurde zum politischen und militärischen Söldner der Westmächte, vor allem Großbritanniens. Doch wenn auch das Schwert Rußlands schartig geworden war und von Händen geführt wurde, die schon vom Fieberpuls der Revolution bebten, die Quellen des russischen Volkstums waren noch nicht erschöpft und der Zar noch mächtig genug, den Krieg an den strategischen Grenzen Altrußlands fortzusetzen.

Als Lemberg gefallen war, berief der Zar einen Kriegsrat nach Brest-Litowsk. Er trat am 27. Juni im kaiserlichen Zelt zusammen und es kam zu stürmischen Auseinandersetzungen, die in heftigen Anklagen Suchomlinows gipfelten. Man lud dem skrupellosen Genießer die Schuld an den Niederlagen des an Artillerie und Gewehren entblößten russischen Heeres auf und zwang ihn, zurückzutreten, obwohl er alles getan hatte, Rußland zu einem Angriffskrieg zu befähigen. Der Zar opferte Suchomlinow, wie er früher andere geopfert hatte. Er glaubte die Gärung im Volke, von der ihm seine politischen Minister erzählten, mit einigen Zugeständnissen beschwichtigen zu können und befahl die Zurückziehung der Armeen hinter den Wieprz und die Zlota-Lipa, und suchte den Feldzug auf eine neue Grundlage zu stellen.

Daraus sprach eine völlige Unterschätzung der revolutionären Kräfte. Die Revolution nährte sich von dem Blute, das auf den Schlachtfeldern vergossen wurde. Alle politischen Parteien des „unterirdischen Rußlands" regten sich in öffentlichen und geheimen Sitzungen, um den Sturz des russischen Zarentums vorzubereiten. Die zarenfeindliche Opposition war schon in der zweiten Kriegstagung der Duma, die vom 3. bis 11. Februar 1915 gewährt hatte, laut und ungestraft zu Wort gekommen. Kerenski, der Führer der Arbeitergruppe, beschwor die Versammlung, auf den Krieg zu verzichten und dem Hang nach Eroberungen zu entsagen, der das Volk zugrunde richte; der Sozialdemokrat Tscheitse wies auf die Unterdrückung aller fremdstämmigen Untertanen des Zarenreiches hin und verlangte die Einstellung des Krieges und die Einleitung von Friedensverhandlungen. Von den links gerichteten Parteien blieben nur die „Kadetten", die eine konstitutionelle Demokratie mit plutokratischem Einschlag forderten, dem imperialistischen Programm treu und forderten mit der Regierung und den rechtsstehenden Oktobristen, daß Rußland seinem panslawistischen Ideal folge, seine heilige Sendung erfülle und nicht raste, bis es Ostgalizien, die Schutzherrschaft über die Balkanstaaten und den Besitz Konstantinopels und der Dardanellen errungen und Österreich-Ungarn zerschmettert habe. Der Zar hatte auf diese Auseinandersetzungen mit der Einziehung des Jahrgangs 1915, der letzten Klassen der Reichswehr und des ungedienten Landsturms und der Ausschreibung einer Kriegssteuer geantwortet. Als weitere Kriegsmaßregel ließ er den Polen am Ostertag eröffnen, daß er ihnen eine Städteordnung verleihen werde. Er glaubte dadurch eine Verheißung Nikolai Nikolajewitschs zu erfüllen, der den Polen schon am 14. August 1914 die Selbstverwaltung vorgespiegelt hatte, um sie an die russischen Fahnen zu fesseln.

Alle Bitten und Forderungen der politischen Kreise, die Kabinettspolitik auf breiteren Boden zu stellen, verhallten ungehört am kaiserlichen Throne. Als wenige Wochen später die Karpathenfront zusammenbrach,

bestürmten Reichsräte und Abgeordnete die Regierung vergeblich, sie möge die Duma einberufen, um über die Niederlage in Galizien Auskunft zu geben und gestützt auf die Volksvertretung neue Rüstungen zu treffen. Das Ministerium Goremykin, das von Sassonow und dem Minister des Innern Maklakow beherrscht wurde, lehnte die Einberufung der Duma rundweg ab.

Nicht einmal die Rücksicht auf die traurige Finanzlage, die dringend eine öffentliche Aussprache verlangte, bewog die Ratgeber des Zaren, sich mit der Duma in Verbindung zu setzen. Und doch stand der wirtschaftliche Zusammenbruch vor der Tür. Man war schon im April zu Ausgabe großer Mengen kurzfristiger Schuldverschreibungen und ungezählter Banknoten geschritten und lebte von den Vorschüssen der Bundesgenossen und der Hoffnung auf einen Umschwung des Glückes. Am 31. Mai betrug der Notenumlauf nach öffentlichen Angaben bereits 3755 Millionen Rubel und der Goldbetrag noch 1578 Millionen Rubel. Die Verschuldung an die Verbündeten und an die Banken der Vereinigten Staaten von Amerika lief ins Ungemessene. Die Not griff schon an die Wurzeln des staatlichen Lebens. Im Juni mußte auf das wichtigste Friedenswerk, die große Agrarreform, verzichtet werden. Das war verhängnisvoll, denn die Reform war auf eine erhebliche Ausstattung der landlosen Bauern mit ertragfähigem Boden und damit auf den Abbau der primitiven kommunistischen Bodenwirtschaft ausgegangen, die den Staat in Zeiten des Mißwachses und der Not mit Anarchie bedrohte. Es fehlte an Geld und Kräften, das Werk zu vollenden. Ackerbauminister Kriwoschein erklärte, daß 5,5 Millionen russischer Bauern unter den Waffen ständen und dem Anbau verloren gegangen seien; er verschwieg nur, daß von diesen 5,5 Millionen russischen Bauern um diese Zeit schon viele Hunderttausende in Masuren, in Polen und in Galizien begraben lagen.

Trotz alledem beharrte Rußland auf der Weiterführung des Krieges. Darin waren die Romanow, die Umgebung des Kaisers, die Mehrheit der Duma und die liberalisierende Intelligenz auch nach dem Verlust der Sanlinie noch völlig einig. Alle Veränderungen, die der Zar in der Zusammensetzung seines Kabinetts vornahm, dienten einzig dem Zweck, das Gespenst der Revolution zu bannen und dem Krieg neuen Atem einzublasen. Er wechselte die Minister wie die Handschuhe. Im März ernannte er an Stelle Timaschews den Fürsten Schachowsky zum Handelsminister, am 18. Juni entließ er den reaktionären Maklakow, um den liberalisierenden Fürsten Schtscherbatow ins Ministerium des Innern zu rufen, am 27. Juni trennte er sich von Suchomlinow, am 8. Juli gab er dem Justizminister Schtscheglowitow, dem Vater der Ritualmordprozesse, den Abschied und berief an seine Stelle Chwostow, am 18. Juli ersetzte er den Kultusminister

Ssabler durch den Moskauer Adelsmarschall Ssamarin. Dem Drängen nach der Einberufung der Duma gab er am 30. Juni Gehör, indem er eine Botschaft an den Ministerpräsidenten Goremykin richtete, in der er die Wiederaufnahme der Tagungen der Duma und des Reichsrates für den Monat August in Aussicht stellte. Er forderte in diesem Manifest seine Völker zur Einigkeit auf und sprach von seinem Verlangen, „die Stimme der russischen Erde zu vernehmen". Die Kundgebung zielte auf Stärkung der öffentlichen Meinung, die durch den Verlust der Sanschlachten und Lembergs tief erschüttert worden war. Der Zar erklärte, es gelte den unvermeidlichen Wechselfällen des Kriegsglücks eine feste Stirn zu bieten, denn der Feind müsse niedergerungen werden, damit man zum Frieden gelangen könne; die unerschöpflichen Kräfte des Reiches verbürgten den Sieg und die Lösung des großen nationalen Problems, das alle Gedanken und alle Anstrengungen der Söhne Rußlands auf sich ziehen müsse.

Auch dieses Manifest, das noch einmal das panslawistische Ideal anrief, um den revolutionären Regungen Herr zu werden, war eine Frucht des außerordentlichen Kriegsrates, der am 27. Juni unter den Bäumen des Feldlagers zu Brest-Litowsk zusammengetreten war. Man machte sich auf die Preisgabe der Weichsellinie gefaßt, obwohl der Großfürst noch nicht daran verzweifelte, den Angriff Mackensens vor Cholm und Lublin zum Stehen zu bringen. General Poliwanow rechnete mit dem Schlimmsten. Er hatte Suchomlinows Nachfolge ohne Selbsttäuschung angetreten. Auf den skrupellosen Kriegstreiber, der die Rüstungen benützt hatte, sich die Taschen zu füllen, folgte ein tüchtiger, gebildeter Soldat, dem die Mängel der russischen Kriegsführung wohl bekannt waren. Er wußte, daß die Zerstreuung der Kräfte und die Überspannung des Angriffsgedankens Rußlands Wehrmacht verhängnisvoll geworden war, trat aber zu einer Zeit ins Amt, da die Kriegsmaschine bereits dem Zusammenbruch nahe war und die strategische Entwicklung die russische Heeresleitung zu verzweifelten Mitteln und beispiellosen Verzichten nötigte.

Der bitterste Verzicht lag nicht in dem Verlust Lembergs, obwohl Lemberg ein Symbol des Sieges und der Besitz Ostgaliziens eine Bürgschaft des Erfolges gewesen war, sondern in der Selbsterkenntnis, daß Rußland das militärische Übergewicht und mit diesem den Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, an der Adria und in der slawischen Diaspora verloren hatte. Ein Rußland, das sich geschlagen hinter den Njemen, den Narew, die Weichsel, den Wieprz und den Bug zurückzog, war nicht mehr das vom Panslawismus getragene, den vereinigten Westmächten ebenbürtige Rußland, das seine Politik und seine Kriegführung nach eigenem Ermessen ordnete und bestimmte. Ein geschlagenes Rußland war nur noch Englands und Frankreichs Gehilfe. Es stand fortan im Banne der westmächtlichen Interessensphäre und westlicher An-

schauungen über den Zweck des Krieges, der in der Niederringung Deutschlands gipfeln sollte, und war zur Fortsetzung dieses Ringens auf die Unterstützung seiner Bundesgenossen und die materielle Hilfe Amerikas und Japans angewiesen.

Als der Zar am 24. April 1915 die Ansprüche Italiens auf die Adria und die dalmatische Küste anerkannt hatte, war der erste Schritt auf der schiefen Ebene getan worden, auf der Rußland in die Abhängigkeit der Westmächte hinabgleiten sollte. Nikolais Hoffnung, daß es seinen Armeen gelingen werde, diesen Schritt durch einen siegreichen Karpathenfeldzug ungeschehen zu machen, und Rußland den Weg nach Pest und Konstantinopel zu öffnen, wurde in den Schlachten am Dunajec, am San und am Dnjestr im Blut erstickt. Rußland kämpfte fortan von außen bedrängt und im Innern erschüttert für seinen Bestand und mußte es England und Frankreich überlassen, in der Champagne, im Artois, in Flandern und auf der Balkanhalbinsel den Endsieg zu suchen, für den Nikolai Nikolajewitsch vergebens Hunderttausende geopfert hatte.

Es war ein vergebliches, aber kein schwachmütiges Ringen gewesen.

Der Schlachtengang von Gorlice nach Rawa-Ruska und vom Zwinin zur Zlota-Lipa war von Deutschen, Österreichern und Ungarn in zwei Monaten ununterbrochener Kämpfe zurückgelegt worden. Aus der Schlacht bei Gorlice war keine rauschende, wochenlange Verfolgung geworden, sondern eine Schlachtenfolge, die sich wie fressende Lava von Durchbruch zu Durchbruch über die galizische Erde gen Osten wälzte. Eine Vernichtung der in Galizien fechtenden russischen Armeen war nicht erfolgt. Dazu mangelten der Operation, die auf den Durchbruch von innen nach außen gestellt war und den Feind ins Innere seines Landes und auf seine Kraftquellen zurücktrieb, die strategischen Voraussetzungen. Sie konnte erst dann zum höchsten Ziel gesteigert werden, wenn sie zur Umfassung und Einkreisung der russischen Hauptmacht führte. Darüber entschieden erst die kommenden Tage.

Der Feldzug im Osten
vom 7. Juli bis 13. November 1915

Die Offensive der Deutschen und Österreicher (dritte Phase)

Als der Juli in die zweite Woche ging, trat die riesenhaft klafternde Kampffront des Ostens neu gegliedert aus dem Rauch der galizischen Schlachten.

Am äußersten rechten Flügel der Verbündeten focht Österreich-Ungarns 7. Armee. Sie stand unter Pflanzer-Baltins Oberbefehl in der Nordbukowina und am Dnjestr festgewurzelt und schützte die Südflanke der gesamten Aufstellung. An ihrer linken Schulter focht die deutsche Südarmee, die zahlreiche Kräfte an den Bug abgegeben hatte und jetzt von General v. Bothmer befehligt wurde. Sie hielt die Zlota-Lipa-Linie besetzt, beobachtete den Raum Tarnopol und reichte Boehm-Ermollis 2. Armee in der Gegend von Gologory die Hand. Boehm-Ermolli stand zwischen den Quellen der Zlota-Lipa und des Bug aufmarschiert und machte gegen Zalosze-Brody und den Raum Kremienec Front, um Angriffen aus dem wolhynischen Festungsdreieck zu begegnen.

Mackensens Angriffsmasse, die zwischen Lemberg und Zawichost nach Norden schwenkte, war am 26. Juni aus der Linie Zlotanie—Rawa-Ruska—Majdan—Radomysl zum Vormarsch auf den Wieprz aufgebrochen und hatte die Reichsgrenze überschritten. Um diesen kühnen Vorstoß in den Sitz des russischen Widerstandes zu sichern, mußte der rechte Flügel an den Bug gelehnt werden. Puhallo rückte daher an Boehms linken Flügel gegen den Bug und sicherte die rechte Flanke der Stoßarmeen, die neuverstärkt zwischen Bug und Weichsel aufmarschierten.

Der Feldzug, der die verbündeten Mittelmächte nach zehnwöchigen Kämpfen und Märschen im Siegeszuge von Gorlice nach Rawa-Ruska und Lemberg geführt hatte, hatte in den letzten Junitagen in den Aufmarsch zum allgemeinen Angriff auf die russische Zentralstellung zwischen Bug, Wieprz, Narew, Weichsel und Njemen gemündet.

Als Mackensen zum Kampf um die Wieprz- und die Tanewlinie antrat, war Hindenburgs Stunde gekommen. Mackensen führte den Kampf fortan als rechter Flügel der gesamten deutschen Heeresmasse, die nun von der Dubissa bis zum Wieprz zum Angriff überging. Dreifach gegliedert, setzte sie sich einheitlich in Bewegung, um die russische Front an den inneren Flügelpunkten zu durchbrechen und die Zentralarmeen des Großfürsten im befestigten Raum zwischen Warschau und Brest-Litowsk einzukreisen und zu vernichten.

Am strategischen Erfolg dieses Feldzuges hing das Schicksal des Krieges. Die Gegner wußten darum und kämpften mit rücksichtslosester Entschlossenheit.

Die Heeresgruppe Mackensen führte den ersten Angriff im gemeinsamen Vorgehen gegen die russische Zentralfeste. Ein schwarzer Rauchvorhang verhüllte die Landschaft, als Mackensens Armeen um Rawa-Ruska nordwärts schwenkend die Grenze überschritten und gegen den Wieprz vorrückten. Der Russe ließ eine Wüstenei zwischen sich und dem Feind. Die Kosaken hatten alle Dörfer in Brand gesteckt, die Getreideäcker versengt, die Brücken zerstört, die Bevölkerung mit sich geschleppt und das Vieh, das der Flucht nicht zu folgen vermochte, am Wege getötet. Durch verkohlende Felder und niedergebrannte Ortschaften marschierten Mackensens Armeen nordwärts. Die Sonne glühte, grüngelber Staub lag dick auf Rossen und Reitern. Durch knirschenden Sand und schwappenden Moorboden wälzte sich der Vormarsch den stahlblauen Hügeln und den schwarzen Kieferngehölzen zu, die in endloser Reihenfolge aus der verschwimmenden Ferne aufwuchsen und grau und wesenlos hinter dem Heereszug untertauchten. Das weite, grenzenlose Rußland tat sich gähnend auf und drohte den Eindringling zu verschlucken. Trotzdem gedieh der Vormarsch. Am 28. Juni war der Russe aus der Tanewniederung gewichen und hatte Tanew geräumt. Am 29. Juni wurden Zamosz, Frampol und Zaklikow besetzt und der Porbach und die Wysnica erreicht und am Tage darauf beide Wasserläufe überwunden. Josef Ferdinand nahm den hartnäckig verteidigten Brückenkopf Studzianka und Stara Zamosz und eroberte die Höhen nördlich von Krasnik. Alte Schlachtfelder schwanden unter den Tritten. Da änderte sich plötzlich das strategische Bild. Der Russe begann wieder standzuhalten. Er setzte sich am 2. Juli vor der Front und auf den Flügeln der Angriffsgruppe so kraftvoll zur Wehr, daß die 11. Armee genötigt wurde, das XXXXI. Reservekorps stark zu staffeln, um Puhallo zu unterstützen und sich gegen Angriffe aus Wladimir Wolynsk zu decken, während der allzu keck und sorglos über die Wysnica vorgerückte Erzherzog in die Verteidigung gezwungen wurde. Als die russische Abwehr die Gestalt heftiger Gegenangriffe annahm, kam die Verfolgung am 3. Juli in der Linie Modryn—Grabowiec—Izbica—Turobin—Krasnik—Josefow zum Stehen.

Unterdessen rückte Woyrsch von der Opatowka und Radomka gegen die Ilzanka und den Brückenkopf von Iwangorod vor. Zur gleichen Zeit machte sich Prinz Leopold von Bayern an der Sucha und Bzura zum Angriff auf Warschau bereit. Woyrsch und Leopold waren indes angewiesen, den Flügelarmeen den Vorrang zu lassen, um die Umfassung der Weichsellinie aus den Flanken ausreifen zu lassen.

Als Mackensen im Süden den Wieprz erreichte, setzte Hindenburg im Norden zum Angriff an. Hindenburgs Nordarmeen standen von der Weichsel bis zur Windau aufmarschiert. Die Armee v. Gallwitz hatte sich dicht an

Praſznyſz und den Orzyc herangeſchoben. Sie war zum Angriff auf die Linie Nowogeorgiewſk—Rozan beſtimmt. Links von Gallwitz ſtand die 8. Armee unter dem Befehl des Generals Scholtz, die ſich öſtlich vom Skwafluß gegen die Linie Lomza—Grodno in Bewegung ſetzen ſollte. Eichhorn ſtand mit der 10. Armee noch vor den Seen von Suwalki und in den Wäldern von Szaki gegen Olita und Kowno aufmarſchiert. Am äußerſten linken Flügel focht Below, der Lauenſteins zwei Infanterie- und drei Kavalleriediviſionen aufgenommen hatte, die Dubiſſa- und die Windaulinie behauptete und ſich zum Angriff auf die Linie Wilkomir—Mitau bereit machte. Während der äußerſte rechte Flügel der Verbündeten, die Armeen Pflanzer-Baltin, Bothmer und Boehm-Ermolli, in Oſtgalizien ſtreng auf Verteidigung bedacht blieben, war der Nordflügel zu freier Bewegung berufen. Im ganzen ſtanden auf der Seite Deutſchlands und Öſterreich-Ungarns 120 Infanteriediviſionen und 20 Kavalleriediviſionen zum Austrag des entſcheidenden Waffenganges bereit.

Die ruſſiſchen Armeen waren trotz der ſchweren Niederlagen, die ſie bei Tannenberg, in Maſuren, Polen und Galizien erlitten haben, immer noch zahlreicher als ihre Gegner. Sie kämpften in drei Gruppen geballt, gruben und ſchanzten und machten ſich bereit, auf den exzentriſch fechtenden Flügeln auszuharren und im vorſpringenden Zentrum am Njemen, am Narew und am Wieprz dem Anprall ſtandzuhalten, bis der Rückzug Everths und Smirnows hinter die Weichſel geſichert war, um dann auf den Bug und die Njemenlinie zu weichen und ſich in dieſer zum Entſcheidungskampf zu ſtellen. Die Befehlsgewalt des Großfürſten Nikolai Nikolajewitſch war gemindert, ſeit Poliwanow an Suchomlinows Stelle getreten war, aber die ruſſiſche Heeresleitung war gerade in dieſen entſcheidenden Tagen von einem ſo zähen Willen beſeelt, daß ſie herriſcher befahl als je. Ihre Kriegskunſt wurde damals deutlich von franzöſiſchen Einflüſſen befruchtet. Der franzöſiſche Generalſtab verfolgte die ruſſiſche Verſchwendungsſtrategie ſeit den Winterſchlachten in Maſuren und in den Karpathen mit großem Mißtrauen und wies die Generale des Zaren darauf hin, daß die Erhaltung der ruſſiſchen Kampfkraft ein weſentliches Erfordernis zur Durchführung des Ermattungskrieges ſei. Die ruſſiſche Heeresleitung war indeſſen noch nicht geſonnen, dem Feinde das Schlachtfeld zu überlaſſen, um die Armee in die Tiefe des unbegrenzten Kriegstheaters zu retten. Sie trug ſich am 4. Juli noch mit der Hoffnung, den Vormarſch Mackenſens im Süden durch Gegenangriffe zum Stehen zu bringen und an der Nord- und Weſtfront auf den alten Fronten ſtandzuhalten. Trotzdem ſorgte ſie weitblickend für die Sicherung des allgemeinen Rückzuges, der die Armeen der Mitte im Falle der Not der drohenden Umfaſſung entziehen und hinter den Bug führen ſollte, und übergab General Alexejew den Oberbefehl über die Armeen zwiſchen Piliza und Njemen, um ihre einheitliche Verwendung im großen Spiele zu ſichern.

Am 5. Juli schüttelte Nikolai Nikolajewitsch die Würfel, die über den Fortgang des Feldzuges im Osten entscheiden sollten, auf das strategische Brett.

Alexejew und Everth hielten stand, und Iwanow warf sich, von allen Seiten verstärkt, im Gegenangriff auf Mackensens kühn einschwenkenden Angriffsflügel. Eine neue Schlachtenfolge begann.

Die Schlachtenfolge in Südpolen

Erster Akt: Die Kämpfe an der Wyszniсa, am Wieprz und am Bug

Iwanows Stoß traf die Armeen Mackensens in einem gefährlichen Augenblick. Sie waren zwischen Weichsel und Bug auf einer Front von 170 Kilometern im Vormarsch und weder stark genug, überall mit genügenden Kräften aufzutreten, noch imstande, in dem weglosen, verwüsteten Lande große seitliche Verschiebungen vorzunehmen. Iwanows Angriff erfolgte in drei Gruppen und richtete sich zugleich gegen die Mitte und den linken Flügel, die mit Ungestüm angefallen wurden. Auf dem linken Flügel drang der Stoß schon am ersten Tag in den Feind. Von Wilkolaz, an der Straße Krasnik—Lublin über Urzedow bis Jozefow an der Weichsel schwoll russische Übermacht und drohte die Armee des Erzherzogs in die Wysznica zurückzuwerfen. In schweren Kämpfen behauptete sich der linke Flügel Josef Ferdinands auf dem Nordufer des Baches. Bessers 47. Reservedivision hielt bei Idalin so unerschütterlich stand, wie einst auf den Höhen von Rajbrot, und dämpfte den Schwall. Aber es gelang nicht, den Gegner abzuschütteln, der sich rechts von den Preußen ins österreichische Fleisch bohrte. Der rechte Flügel der 4. Armee, der die Linie Tarnogora—Gielczew—Bychawa erreicht hatte und bis Bychawa vorgeprallt war, geriet dadurch in Gefahr, in der linken Flanke gefaßt zu werden, und begann zu weichen. Im russischen Lager erwachten Hoffnungen auf eine Durchbrechung der 4. Armee und der Front Mackensens. Drei Tage lang rangen die Gegner bei Jozefow und Bychawa um den Besitz der nördlichen Uferhöhen der Wysznica. Am 6. Juli ballte Iwanow eine neue Sturmmasse und stieß den Keil im Zentrum Josef Ferdinands tiefer. Der russische Angriff gewann zwischen Urzedow und Bychawa zusehends Raum und zwang die Österreicher, an der Lubliner Straße auf Krasnik zurückzugehen. Nachhuten opferten sich an den Brückenköpfen der Urzedowka und auf den Hügeln südöstlich von Wilkolaz, um den Rückzug zu decken.

Zur gleichen Zeit wurde Mackensens Zentrum, die 11. Armee, bei Izbica so heftig angefallen, daß der Vormarsch auf der ganzen Linie zur Abwehr erstarrte. Sogar bei Sokal und Krylow am Bug erschienen russische Verstärkungen. Am 7. Juli drohte am Bug ein Einbruch in Mackensens strategische Flanke. Zwischen Puhallo, der mit der neugebildeten 1. Armee am Bug aufmarschierte, und der 11. Armee sprang eine Lücke auf. Der

Gegendruck wurde so stark, daß die Kämpfe zu einer allgemeinen Schlacht zusammenflossen. Mackensen focht sie in der Abwehr aus und vollendete zugleich den Aufbau einer neuen Kampfgruppe an der Huczwa, um dem Einbruch zwischen dem Wieprz und dem Bug Halt zu bieten. Dort rang das XXXXI. Reservekorps in der Staffel verzweifelt um Stand.

Iwanow setzte seine Angriffe trotz wachsender Schwierigkeiten bis zum 12. Juli fort. Als seine Einbrüche keine Erfolge mehr zeitigten, grub er sich südlich von Lublin—Cholm in der Linie Opole—Krasnostaw—Grubieszow tief und tiefer ein und bot dem hart auflaufenden Gegner zuversichtlich Trotz. Der Angriff des rechten Umfassungsflügels der Verbündeten war zu stehendem Kampf um die wohlverteidigte Südflanke des polnischen Zentralraumes geworden.

In diesem Augenblick ging die Handlung an den linken Umfassungsflügel der Verbündeten über. Während Mackensen sich eingrub, die Masse der Bugarmee, der 11. Armee und der 4. Armee hinter den Schützenlinien von Grabowiec, Stara Zamosz, Turobin und Krasnik neu ordnete und die Armee Puhallo am Bug zur Sicherung der strategischen Flanke bereitstellte, trat Hindenburg im Norden plötzlich zum Angriff an.

Die Schlachtenfolge in Kurland und Nordpolen

Erster Akt: Die Kämpfe an der Dubissa und der Aa

Hindenburg warf die Armeen Gallwitz und Below im Doppelangriff auf den überraschten Feind.

Otto v. Below bedrohte den äußersten rechten Flügel der russischen Aufstellung mit neuer Umfassung. Er ging zu beiden Seiten der Mitauer Bahnlinie vor, überschritt am 14. Juli fechtend die Windau und die Wenta, scheuchte die Russen bis Tuckum und Alt-Autz und erkämpfte die Linie Kurschany—Popeljany. Der Vormarsch Belows überraschte die Russen völlig. Es war wie im April, als Lauenstein über den Njemen ging und in Gewaltmärschen auf Schaulen und Libau rückte. Wie damals der rechte, fegte diesmal der linke Flügel vorauf. Er legte schon am ersten Abend — nach 52 Kilometern Marsch — die Hand auf Goldingen. Kosaken, finnische Dragoner und Schützen leisteten in Korn und Gras, zwischen See und Wald lebhaften Widerstand, vermochten aber den Anprall nicht aufzuhalten. Von Kürassieren, Ulanen, Karabiniers und fliegenden Batterien auf den Flanken begleitet, gewann Belows linker Flügel am 15. Juli Fraustadt, am 17. Juli Samiten. Am Tage darauf erreichte die 8. Kavalleriedivision Hofzumberge. Nach heftigem Gefecht wichen die Russen auf Tuckum und Siuxt und gingen über die Aa zurück. Darauf schwenkte Belows linker Flügel nach Süden und warf sich in die rechte Flanke des russischen Zentrums, das noch bei Popeljany und Kurschany standhielt.

Die Russen versuchten die Masse ihrer 5. Armee im Raum Schaulen zu vereinigen, um Belows Mitte aufzureißen und auf Telschi durchzubrechen. Doch ehe dies gelang, ging Belows rechter Flügel zum Angriff über. Er drang am 20. Juli östlich von Rossieni in die russischen Linien ein und warf den Feind über den Haufen. Am 21. Juli zeichnete sich die doppelseitige Umfassung des bei Schaulen und Popeljany verbissenen russischen Zentrums so deutlich ab, daß der Russe schleunigst auf Rückzug sann. Es war die höchste Zeit, denn schon fielen abgeschnittene Truppenkörper von allen Seiten umstellt, in die Hand der Deutschen, die reißend über die Dubissa vordrangen. Auf dem rechten Flügel umgangen und auf dem linken Flügel durchbrochen, wich die 5. Armee in einzelnen Gruppen allmählich auf Keidany—Poniawiez—Bauske. Am 22. Juli fielen die letzten Stellungen der Russen zwischen dem Rekijewsee und dem Njemen dem deutschen Ansturm zum Opfer. Zerflatternde Nachhuten entkamen über den Schuschwaabschnitt und wurden dort von stärkeren Kräften aufgenommen, die dem Verfolger Trotz bieten und den Kampf zum Stehen bringen sollten. Doch von Belows nachstoßenden Truppen ereilt, ehe die Lage sich befestigt hatte, sahen sich die Russen am 24. Juli bei Rozalin und Szadow noch einmal geschlagen und auf Poniawiez geworfen.

Trotz der Verstärkung der russischen Linien drängte Belows Angriff den Feind unaufhaltsam auf die Linie Mitau—Poswol—Poniawiez zurück. Poniawiez und Mitau bildeten die Brennpunkte des elliptischen Raumes zwischen der Dubissa und der Düna, der die Nordflanke der Njemenfestungen deckte und die strategischen Verbindungen Wilnas und Dünaburgs sicherte. Schwere Schlagschatten fielen auf Nikolais Kartentisch. Besaß Hindenburg so starke Kräfte, daß er Below eine Armee nachsenden konnte, so war er imstande, die russische Heeresmasse von Norden aufzurollen und von der Düna abzuschneiden. Da die deutsche Flotte Belows Angriff begleitet, Windau beschossen und die russischen Schiffe gen Kap Domesnäs zurückgejagt hatte, drohte Riga und den Inseln des Rigaischen Meerbusens auch von der See her Gefahr. Aber Hindenburg verfügte bei weitem nicht über so viele Streiter, als nötig waren, im Norden den entscheidenden Erfolg des Feldzuges zu suchen. Below focht allein.

Am 26. Juli rafften sich die Russen zu Gegenstößen auf und suchten Belows Angriff durch einen Ausfall aus Mitau zu unterbinden. Gleichzeitig gingen sie im Süden zum Gegenangriff vor. Bei Poniawiez gelang es ihnen, Zeitgewinn zu erzielen und den deutschen Vormarsch am 30. Juli eine Weile zum Stehen zu bringen. Zu erbitterten Gefechten kam es vor Mitau und bei Bauske an den Ufern der Aa. Nach zweitägigem Ringen wurden die Russen abgewiesen, nach Mitau und Bauske hineingeworfen und beide Orte umfassend angegriffen. Ein schweres Gewitter schlug in den blutigen Kampf, in dem die Deutschen die Russen am 31. Juli bei Bauske

über die Aa zurückdrängten. Am 1. August erschienen sie vor den West- und Nordtoren Mitaus. Die Russen setzten die riesigen Holzstapel in Brand, die in den Vorstädten aufgeschichtet lagen, sprengten die Fabriken und gruben sich östlich des Ortes zwischen dem Bahnhof und der Aabrücke zur Deckung des Überganges über den Fluß ein. Doch rasch vorgezogene Artillerie und ein von Nordwesten drohender Flankenangriff machten auch diese Stellung unhaltbar und zwangen sie, sich eiligst über die Aa zu retten. Am Nachmittag besetzten die Deutschen den wichtigen strategischen Punkt, in dem nicht nur die Zuflüsse der Aa, sondern auch die Schienenstränge Kurlands zusammenlaufen. Die Russen wichen auf den Eckau- und Misseabschnitt und begnügten sich, Riga zu decken, das hinter dem Tirulsumpf und dem Dünastrom jedes gewaltsamen Angriffs spottete, solange die deutsche Flotte der Insel Oesel nicht Herr geworden war und die Linie Jakobstadt—Dünaburg in russischem Besitz blieb. Dafür sorgten russische Verstärkungen.

Belows rechter Flügel gewann zwar bei Poniawiez die Oberhand, trieb den Feind gegen die Jara zurück, überschritt die Straße Subecz—Wobolniki zu beiden Seiten der Bahn Poniawiez—Dünaburg und drang gegen die Swenta und die Seenkette vor, die die Linie Wilna—Dünaburg deckten, vermochten aber nicht tiefer in die strategische Flanke der russischen Heeresmasse einzudringen. Er sah sich wachsendem Widerstand gegenüber, der zwar noch locker geübt wurde, aber schon auf beträchtliche Verstärkung der russischen Nordfront deutete.

Hindenburg wußte, daß er nicht stark genug war, die Armee Below zum Träger eines neuen strategischen Gedankens zu machen und den Angriff in südlicher Richtung mit Flankendeckung gegen die Düna fortzusetzen. Er hätte dazu großer Handlungsfreiheit und der Mitwirkung der Armee Eichhorn bedurft, die damals noch vor den Njemenfestungen gefesselt stand. Hätten Hindenburg und Ludendorff die Freiheit besessen, damals schon den ganzen linken Flügel, d. h. die zu verstärkenden Armeen Eichhorn und Below, zum Angriff in die Nordflanke der Russen zu führen, so wäre die große Offensive der Verbündeten im Osten strategisch neu beflügelt worden. Das war nicht der Fall.

Um so wichtiger und bedeutender waren die Fortschritte, die Hindenburgs rechter Heeresflügel, die Armee des Generals v. Gallwitz, in diesen Tagen erstritten hatte.

Zweiter Akt: Der Durchbruch am Narew

Hindenburg hatte die 9. Armee bis zur Entkräftung schwächen müssen, um die Armee Gallwitz, die jetzt als 12. Armee bezeichnet wurde, so zu verstärken, daß er die Narewfront mit Aussicht auf Erfolg angreifen konnte. Nicht weniger als vier Divisionen Leopolds erhielten Befehl, nach Soldau

und Willenberg abzurücken. Trotzdem war Gallwitz genötigt, den Angriff schmal zuzuspitzen, denn die Breite des Raumes zwischen Weichsel und Orzyc erforderte sehr große Kräfte.

Er entschloß sich, den Hauptstoß bei dem vielumkämpften Praßnysz zu führen, zog seine Artillerie vor den Flanken der über Praßnysz vorspringenden russischen Stellung zusammen und setzte drei verstärkte Armeekorps, Plüskows XI., Watters XIII. und Pannewitzens XVII. Korps, zum umfassenden Angriff auf die befestigte Stadt und die russischen Hügelstellungen an. Die Weichselflanke der Stoßgruppe wurde durch Surens XVII. Reservekorps und das Thorner Korps Dickhuth, die Orzyc-Szkraflanke durch das I. Korps Ebens gesichert. Am 7. Juli rückte die Infanterie in die Sturmgräben, am 12. Juli war alles bereit. Wind und Regen fegten das weite, hügelige Land, in dem der Russe sein Verteidigungsnetz gesponnen hatte. Nicht weniger als 20 Kilometer tief war das Vorgelände der Narewfront von Plehwe befestigt worden. Er hatte ganze Wälder niedergeschlagen und Millionen von Baumstämmen und Sandsäcken verwendet, um ein kunstvolles Netz von Schanzen und Gräben zu flechten, das sich meilenweit durch Roggenschläge, Rübenfelder, Sumpfwiesen und steinige Halden fortsetzte. Dahinter floß der breite Narew, lagen die Festen Lomza, Ostrolenka, Rozan und Pultusk, die die Weichsellinie mit dem Bobr und der Njemenlinie verbanden und die starke Gürtelfestung Nowogeorgiewsk als Schulterpunkt der Nordwestfront an die unbezwungene Sumpffeste Ossowiez knüpften. Der Russe fühlte sich an der Wkra und dem Orzyc sicherer als irgendwo auf der Riesenfront, die am 12. Juli durch die Kämpfe Mackensens bei Sokal, Izbica und Krasnik erhellt wurde. Am Tage darauf flammte — zugleich mit dem Angriff Belows auf die Wenta- und die Dubissalinie — die Schlacht um den Narewabschnitt auf und verkündete den Beginn der Hindenburgischen Flügeloffensive.

Während Below über die Windau setzte, schoß Gallwitz die russischen Linien zwischen der Wkra und dem Orzyc mit der Feldartillerie dreier Korps und 60 schweren Batterien in Trümmer. Trommelfeuer brüllte auf, Gasschwaden strichen über die zerfetzte Erde, Feldkanonen, Haubitzen und schwere Mörser warfen ihre Geschosse auf die russischen Schanzen und machten sie in vier Stunden sturmreif. Gallwitz hatte die Orte Ossowiez und Grudusk und die dazwischenliegenden Stellungen als Einbruchsstellen ausersehen. Um 8 Uhr erhoben sich die Stoßdivisionen aus den Gräben. Auf der Höhe von Kaki-Mrozki stand Hindenburg und sah die grauen Wellen zum Angriff fluten. Abziehendes Gewölk, Gasschwaden und stechende Sonne färbten das weite Schlachtgelände, durch das sich die Infanteriekämpfe mit reißender Schnelligkeit südwärts wälzten. Die Höhen von Grudusk, Wengra, Ossowiez und Kot wurden genommen, Wiesen und Wälder durchschritten und Praßnysz von zwei Seiten umklammert. Um

10 Uhr war die erste Linie durchbrochen, am Nachmittag die zweite Linie unterlaufen und der Angriff auf Sturmentfernung an die Flankendeckungen von Praßznysz herangetragen. Das XI. und XIII. Korps brachen zwischen Mlawa und Bogate, das XIII. Korps brach zwischen Ossowiez-Szlachecki-Jednorozec ein. Bestürzt entzogen sich die Russen der Umfassung. Als die Sonne sank, eilten russische Batterien und Fuhrwerke in langen Kolonnen von Praßznysz nach Makow, um sich aus der Zange zu retten. Die Stoßgruppe lag am Abend von hartem siegreichem Kampf erschöpft 6 Kilometer tief in der feindlichen Stellung.

Die Russen, die der Wucht des Vorstoßes überraschend schnell erlegen waren, warteten die Erneuerung des Ansturms nicht ab, opferten alle Zwischenstellungen und entschlossen sich, den ungestümen Angriff erst in ihrer zweiten Hauptlinie aufzufangen. Unter dem Schutze von Nachhuten und tiefstreichender Nebeldünste, die in der Nacht als feiner Regen zur Erde niedergingen, wichen sie auf der ganzen Linie gegen Krasnosielc—Szczuki—Zielona—Ciechanow—Wyszogrod zurück.

Gallwitz ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Er überrannte die Nachhuten, durchschritt die Trümmerstätte von Praßznysz, die der Russe samt den südlich davon errichteten Flankenanlagen ohne Schwertstreich preisgeben mußte, und brach den zerstreuten Widerstand unsteter Kosaken, um den Durchbruch zu vollenden. In rieselndem Regen ging's durch versumpfte Wiesen, klatschnassen Roggen und auf zerwühlten Sandwegen dem Narew zu. Doch der Versuch, zugleich mit den Russen in die zweite Stellung einzudringen, mißlang. Am 15. Juli kam der Vormarsch vor der neuen Linie zum Stehen. Was an Artillerie gefolgt war, fuhr auf und nahm die rasch erkannten Hauptstellungen der Russen unter Feuer. Zwei Tage währte der Kampf. Der Verteidiger kämpfte zäh und suchte sich auf den Höhen südwestlich von Plonjawy am Orzyc und im Umkreis von Zielona und Opinogora, wo Gallwitz in der Richtung Rozan—Pultusk die Entscheidung suchte, um jeden Preis zu behaupten. Ruckweise schob sich der deutsche Angriff gegen die russischen Schanzen vor. Er kostete viel Blut und gelangte erst am 16. Juli ans Ziel. Die Entscheidung fiel bei Zielona. Westpreußen und Garde sprengten hier in unwiderstehlichem Anlauf die feindliche Mitte. Darob geriet die ganze russische Linie zwischen dem Orzyc und der Wkra ins Wanken. Umsonst warf sich russische Kavallerie im Todesritt, Stiefel an Stiefel, bei Opinogora auf den eingebrochenen Feind, um ihn von der Straße Ciechanow—Pultusk fernzuhalten. Die Front wurde aufgerollt. Noch härter wurde am Orzyc gekämpft, wo das XIII. Korps die Flußschleife von Krasnosielc angegriffen hatte. Watter war am 16. Juli in die Orte Krasnosielc und Possorje eingedrungen, aber durch einen Gegenstoß wieder über den Fluß zurückgeworfen worden. Doch der Schwabe ließ sich nicht schrecken. Mit drei Divisionen, Schwaben, Pommern und

Garde, überschritt Watters linker Flügel trotz verzweifelten Widerstandes frischer turkestanischer Divisionen den Orzyc zum zweitenmal und gewann, vom I. Korps unterstützt, die Straße nach Rozan. Am 18. Juli fluteten die Russen zwischen Orzyc und Wkra auf den Narew zurück.

Um Gallwitzens Angriff zu unterstützen, schloß sich die 8. Armee der Bewegung an und rückte fechtend von Kolno gegen Ostrolenka und Lomza vor. Scholtz stürmte Poremby, Wyk und Ploszczyce und trieb die Russen szkwaabwärts gegen den Narew.

Als die Deutschen auf der Verfolgung Plonsk, Ciechanow, Makow und Nowogorod von den Russen verlassen und alle Feldbefestigungen geräumt fanden, stießen sie rücksichtslos bis zu den Kanonen von Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk und Nowogeorgiewsk vor.

Das XVII. Reservekorps und das Thorner Korps rückten vor Nowogeorgiewsk, das XI. Korps vor Pultusk, das XVII. Korps überschritt die Wengierka und gewann die Straße Pultusk—Rozan, das XIII. Korps erschien vor Rozan, das I. Korps vor Ostrolenka. Am 19. Juli gaben die Russen die letzten Stellungen im Vorfeld auf und wichen zwischen Pultusk und Ostrolenka auf und hinter den Narew.

Unterdessen lenkte Nikolai Nikolajewitsch zahlreiche Verstärkungen an den Narew und befahl Alexejew, die Brückenköpfe bis zur Bereitstellung der Reserven zu halten. In heftigen Ausfällen suchte sich Plehwe der Einschließung in den Festungen zu erwehren und zwang Gallwitz zu Bewegungen nud Verschiebungen, die den 20. und 21. Juli in Anspruch nahmen. Aber auch Hindenburg sorgte für Verstärkungen. Er rief zwei neue Divisionen von der Weichselfront heran und befähigte Gallwitz dadurch zum entscheidenden Ringen.

Das Ringen um den Narew gestaltete sich zu einer Kette wechselvoller Kämpfe, die den ganzen Abschnitt von Nowogeorgiewsk bis Ostrolenka und die weiträumige Flußlandschaft mit ihren reifenden Feldern, dunkeln Forsten, reichen Dörfern und starken Festungen vom 20. Juli bis 9. August mit wildem Getöse erfüllten und in einer der fesselndsten und kühnsten Kriegshandlungen gipfelten.

Am ersten Tag brachen die Russen zu Gegenangriffen aus den Brückenköpfen Pultusk und Rozan hervor und warfen sich zu doppelseitiger Umfassung auf Gallwitzens Zentrum, das zwischen den beiden Festen zerdrückt werden sollte. Der überraschende Ansturm wurde besonders der 35. Division gefährlich, die schon in den Narewbogen zwischen Rozan und Pultusk eingedrungen war, stieß aber auch die vor Rozan und Pultusk stehenden Korps hart an. Das XIII. Korps war schon dicht vor der äußeren Linie von Rozan erschienen und hatte die Höhe 132 an der Straße Pultusk—Rozan, 2 Kilometer südwestlich von Rozan, erstürmt, als der russische Gegenstoß aus der Narewschleife hervorbrach und die Deutschen in die Ver-

teidigung zwang. Auf fünf Brücken quoll das XXI. Russenkorps als rechte Flügelgruppe bei Dzbondz in der tiefsten Einbuchtung der Schleife über den Fluß und drängte sich zwischen der 35. Division und der 26. Division ein. Das XIII. Korps mußte seine Angriffe auf die Vorwerke Rozans aufgeben, um seine rechte Flanke zu sichern. Die 26. Division hielt dem Ansturm in der Linie Napiorki—Pruzki südöstlich der Straße Pultusk—Rozan stand.

Unterdessen schied die 35. Division vier Bataillone, ein Jägerregiment zu Pferd und einige Geschütze aus und sandte sie den Russen zwischen dem Narew und Napiorki in die linke Flanke. Die 36. Division eilte zur Dichtung der Front herbei und ging über Napiorki zum Gegenstoß vor. Aber es wurde Abend, bis der Feind gebändigt war und wieder über den Narew zurückwich. Die zweite russische Angriffskolonne war auf dem linken Flügel aus der Nordfront von Pultusk hervorgebrochen. Hier griff das IV. Russenkorps an, dessen 40. Division sich gegen den linken Flügel des XVII. Korps wandte und die 1. Garde-Reservedivision zur Preisgabe des Ortes Boby an der Straße Pultusk—Rozan nötigte. In sechs Wellen liefen die Russen an, Kosaken warfen sich mit Säbel und Pike auf die zurückgehenden Preußen, da eilte das 1. Garde-Reserveregiment herbei, griff die Kosaken wie in friderizianischen Zeiten mit Kugel und Bajonett an und eroberte Boby im Abendschein zurück. Die Russen wichen bei einbrechender Dämmerung auch hier über den Fluß, hatten aber einen Tag Frist zur Heranführung der von Alexejew aufgebotenen Verstärkungen erstritten.

Gallwitz trug der Lage Rechnung und rief alle Reserven in die Kampflinie, um Rozan und Pultusk am 21. Juli mit stürmender Hand zu nehmen. Hindenburg sandte ihm noch die 54. Division, die soeben erst aus dem Westen heranrollte. Nun besaß General v. Gallwitz 13 Linien- und Reservedivisionen, drei Landwehrdivisionen und das Landsturmkorps Dickhuth; das war nicht zu viel, um einen gewaltsamen Angriff auf eine befestigte Flußschranke von der Stärke und der Ausdehnung der Narewlinie zu unternehmen, aber genug, den Übergang zu wagen. Hindenburg wies Gallwitz an, das schwache Korps Dickhuths und die 14. Landwehrdivision unter dem Befehle des Generals v. Beseler vor Nowogeorgiewsk stehen zu lassen, um die Festung einzuschließen, und forderte rasches Handeln der Hauptkräfte bei Ostrolenka, Rozan und Pultusk. Da an ein Überrennen der Narewlinie nicht zu denken war, setzte Gallwitz den Angriff auf den 23. Juli fest und benützte den 21. Juli zum Aufmarsch und zur Vorbereitung des Artilleriesturms, der der Infanterie den Weg freischlagen sollte.

In drei Gruppen traten die Deutschen zum Angriff an.

General v. Plüskow rückte mit der 38. und 86. Division, der Garde-Reservedivision, der 50. Reservedivision, der 85. Landwehrdivision und der Division Menges vor Pultusk, fuhr 53 Batterien aller Kaliber auf,

zerschoß am 22. Juli den Außenring der Feldwerke, brach an der Westfront ein, rollte sie auf und stand am Abend vor der inneren Linie.

Die 1. Garde-Reservedivision erzwang bei Gnojno oberhalb der Festung den Übergang über den Narew und nistete sich in einer Flußschleife ein. Auf den Wällen leistete der Russe nochmals Widerstand und empfing die stürmende Infanterie mit starkem Feuer. Da die Zeit zur Niederkämpfung des Forts nicht mehr reichte — es dunkelte und schwere Schlagschatten fielen über den Narew —, gruben sich die Deutschen vor dem Glacis ein und verschoben den Sturm auf den Morgen. Aber die Russen warteten den Tag nicht ab, räumten Pultusk im Schutze der Nacht, warfen den Brand in die Magazine und zogen sich hinter das Sumpfgelände des linken Ufers auf den Pruthbach zurück. Hier setzten sie sich, lehnten sich rechts an die Sumpflandschaft Bagno Pulwy, links an die Bugmündung und deckten den Bugübergang und den Straßenstern von Wyszkow. Als in Pultusk Brände aufflammten und die Narewbrücken krachend in die Luft flogen, stieß Plüskow dem Feinde in der ersten Frühe mit allen Waffen nach und überwand am 23. und 24. Juli den Narew. Am Abend des zweiten Tages erreichten seine Divisionen fechtend den Pruthbach und setzten sich hart am Feind zu neuem Angriff fest.

Während Plüskow um Pultusk rang und das XVII. Korps sich in der Narewschleife behauptete, erkämpfte Watter mit der 4. Gardedivision, der 3. Division und der 26. Division Rozan. Die Russen hatten im letzten Augenblick eine frische Division nach Rozan geworfen und hielten das Umgelände der Feste trotz des Verlustes der Vorstellung auf dem 132-Meter-Hügel fest. In Staffeln traten Watters Divisionen am 22. Juli zum Angriff an. Der Verteidiger war durch das Feuer von 39 Batterien schwer mitgenommen worden, wehrte sich aber tapfer, als die 4. Gardedivision am 22. Juli als erste Sturmstaffel die Nordfront angriff und das 5. Garderegiment zu Fuß mit dem Bajonett in Miluny eindrang. Am 23. Juli riß die 3. Division als zweite Sturmstaffel die Westfront ein und eroberte die Schanzen der Linie Miluny—Probova. Hier wurde beim Sturm auf eine verborgene Waldschanze fast die ganze Kompagnie des Füsilierregiments 34 dahingemäht. Das war die größte Einbuße, die der Sturm auf Rozan forderte, denn in der Nacht auf den 24. Juli räumte der Russe auch Rozan und wich aus dem brennenden Städtchen in die bewaldeten Dünen des linken Narewufers und auf den Orzbach, um die Straße Rozan—Ostrow zu decken und den Vormarsch der Armee Gallwitz in der Linie Nowogeorgiewsk—Wyszkow—Ostrow—Sniatovo—Lomza zum Stehen zu bringen. Auch bei Rozan folgte ihnen der Feind auf dem Fuße. Watters Divisionen überschritten am 24. und 25. Juli auf Kähnen und Flößen den Narew und gruben sich auf dem linken Ufer ein. Als die Schwaben der 26. Division sich auf dem rechten Flügel bei Dzbondz einen Brückenkopf geschaffen und

die Garde auf dem linken Flügel oberhalb der Feste den Fluß in der Nacht überschritten und auf der Düne von Dombrowka Fuß gefaßt hatte, war der Narew von Pultusk und der Bugmündung bis Rozan auf einer Strecke von 40 Kilometern überwunden. Gallwitz stand in Warschaus Nordflanke.

Nur bei Ostrolenka war ihm der Übergang noch nicht gelungen. Das I. Armeekorps war zwar leicht an das rechte Flußufer herangekommen, geriet aber am Fluß in schweres Feuer, das der auf den Dünen und in den Wäldern des linken Ufers sitzende Feind mit Bedacht aufgespart hatte. Nicht die alte Festung von Ostrolenka, sondern die 60—90 Meter breite Flußschranke, auf der die Russen rechtzeitig zurückgegangen waren, um sich am linken Ufer tief einzugraben und Maschinengewehre und Batterien in Stellung zu bringen, gebot dem Angreifer Halt. General v. Eben, der Führer des I. Korps, versuchte, den Übergang an einer bestimmten Stelle um jeden Preis zu erzwingen, und warf am 24. Juli Falks 2. Division zur Masse geballt an der Furt von Kamionka, auf halbem Wege zwischen Rozan und Ostrolenka, über den Fluß. Die Waldschanzen der Russen waren in der Nacht zusammengeschossen worden, aber der Verteidiger lag weiter einwärts auf flankierenden Dünen unerschüttert hinter seinen Rohren, als Falks Ostpreußen beim ersten rosigen Tagesschimmer aus den Uferweiden auftauchten und sich todesmutig in den Fluß stürzten.

An einer einzigen, schmal zugespitzten Stelle gelingt's, dort watet, schwimmt, rudert das 2. Bataillon des 44. Regiments an das feindliche Ufer. Viele trifft das russische Blei, aber Kompagnie auf Kompagnie stürzt sich ins Wasser, und als die Sonne über den Wald steigt, liegen ein paar hundert Mann in einem kleinen Brückenkopf unter den Dünen des östlichen Ufers und graben sich ein. Doch hinter ihnen geht ein eiserner Vorhang nieder. Russische Batterien krönen die Waldhügel, Granaten wühlen den Grund des Narew auf und zerreißen die Verbindung der über den Fluß gelangten Kompagnien mit der Masse der Division und des Korps. Gleichzeitig setzt der Russe zum Gegenangriff an und sucht die schmelzenden Vierundvierziger mit Handgranate, Kolben und Bajonett in den Narew zu treiben. Sturm auf Sturm umbrandet die dürftigen Gräben der Deutschen. Der Tod hält reiche Ernte, aber es gelingt, alle Anstürme abzuschlagen. Als es Abend wird, atmen die Deutschen auf. Da sprüht aus den dichten schwarzen Wacholderbüschen, die wie Kobolde im Dünensand hocken, neues Feuer. Eine Brigade des IV. sibirischen Korps hat sich herangepirscht, bricht in den linken Flügel ein und sucht den schmalen Uferstreifen aufzurollen. Sie wird mit der letzten Kraft wieder hinausgeworfen, dann sinkt die Nacht auf den verlorenen deutschen Posten am Ostufer des Flusses.

Am Westufer warten Bataillone und Regimenter unter dem russischen Artilleriefeuer knirschend auf die Dunkelheit, um den Übergang zu vollziehen und die Erliegenden zu entsetzen, aber der Russe kehrt sich nicht an

die Nacht, sondern schießt mit eingestellten Maschinengewehren breitfächernde Garben über den Wasserspiegel, wirft Leuchtkugeln und durchlöchert jeden Brückensteg und jeden Kahn, der drüben zu Wasser gelassen wird. Nur einzelne Schwimmer erreichen das russische Ufer und verstärken die kleine Schar. Als der 25. Juli tagt, liegen etwa 3000 Mann in dem 1000 Meter langen und 300 Meter breiten Brückenkopf und wettern die Stürme der Sibiriaken ab. Am 26. Juli gelingt es, die Trümmer der hungernden, abgekämpften Vierundvierziger zurückzuziehen und Teile der 37. Division hinüberzuwerfen, die nun mit dem 4. Grenadierregiment die Verteidigung des schmalen Uferstreifens übernehmen und unter Verwundeten und Toten mit Brot und Patronen geizend, dem Ansturm des IV. sibirischen Korps unerschütterlich standhalten. Mehr ist nicht zu erreichen, der Versuch, bei Ostrolenka mit großer Macht überzugehen, die rechte Flanke der am Orz- und am Pruthbach feststehenden Russen zu bedrohen und Gallwitz breiteren Raum zum Vormarsch zu sichern, ist gescheitert. Gallwitz muß sich zunächst mit dem Besitz Rozans und Pultusks und der Gewinnung des Vorgeländes von Wyszkow begnügen. Der langgesuchte, im Juli schlagartig gereifte Erfolg ist nicht zu teuer erkauft, denn der Fall von Pultusk und Rozan reißt eine Lücke in die Nordwestfront des polnischen Festungsblockes und öffnet den Deutschen endlich die Wege in die Nordflanke des Lagers von Warschau, das bislang jedem Angriff getrotzt hatte.

Der Kampf um die Weichsellinie

Erster Akt: Im Vorfeld von Warschau und Iwangorod

Die Armeen, die von Leopold von Bayern und Woyrsch im Weichselbogen befehligt wurden, und Warschau und Iwangorod umspannt hielten, waren genötigt, auf die Stelle zu treten, bis Mackensen vor Krasnostow stand und Gallwitz bei Prasznysz durchgebrochen war. Am 17. Juli setzten sie sich in Bewegung, um den auf Abzug bedachten Feind vor Warschau und Iwangorod zu fesseln und sich mit ihm über die Weichsel zu wälzen.

Vor der 9. Armee des Prinzen Leopold begannen die Russen schon am 15. Juli zurückzugehen. Sie räumten ihre Stellungen an der Bzura, der Sucha und Rawka und wichen auf die Gürtelstellung von Grojec, um Kräfte für die Verteidigung der Narewfront freizumachen. Die 9. Armee brach sofort aus ihren Gräben und trat dem Gegner auf die Hacken. Das XXV. Reservekorps besetzte am 18. Juli Shirardow und drang in die Grojecer Linie ein, in der Smirnows Nachhuten Widerstand leisteten. Die russischen Hauptkräfte wichen planmäßig auf Blonie und setzten sich dort aufs neue.

In dreitägigen Kämpfen öffneten die Deutschen das Labyrinth von Feldbefestigungen, das der Russe in monatelangen Kämpfen um Warschau

gebreitet hatte, und rückten vor Blonie. Da Scheffers Divisionen nicht stark genug waren, den Angriff auf das Warschauer Lager durchzuführen, mußten sie sich damit begnügen, Schanzen und Werke unter Feuer zu halten und dem Verteidiger so hart zuzusetzen, daß er nicht zu Atem kam.

Unterdessen war Leopolds rechter Flügel unter leichten Gefechten gegen die Pilicamündung vorgerückt.

Die Armeeabteilung Woyrsch war am 17. Juli in die russischen Stellungen eingebrochen und hatte Everths Nachhuten bei Sienno geworfen. Aber noch hielt der Verteidiger zwischen der Radomka, der Krepianka, der Ilzanka und der Weichsel vor Iwangorod mit starken Kräften stand. Als Woyrschs Schlesier bei Sienno einbrachen, wichen die Russen auf die Ilzanka zurück, die schlesische Landwehr blieb ihnen aber so hart auf den Fersen, daß sie sich am 18. Juli bei Ciepielow abermals gepackt und geworfen sahen. In Nacht und Nebel durchwatete Woyrschs rechter Flügel die Ilzanka und drang am 20. Juli gegen Janowiec vor. Am 20. Juli unterbrachen die Schlesier die Verbindungen Zwolens mit Janowiec und rückten im Feuerschein brüllender Geschütze und brennender Dörfer gegen die Südfront von Iwangorod. Nun gaben die Russen den Widerstand im Gelände auf und wichen in die Festungswerke zurück. Deutsche Artillerie schoß die Schiffbrücke von Nowo-Alexandrija in Brand und erschien am 21. Juli vor den Forts von Iwangorod. Auch Woyrschs linker Flügel, auf dem Köveß seine Österreicher zum Angriff führte, drang gegen Iwangorod vor. Er nahm am 20. Juli Radom und drückte den Feind von Radom gegen die Linie Iwangorod—Kozienice zurück.

Am 21. Juli hielten Prinz Leopold von Bayern und Woyrsch die Brückenköpfe von Warschau und Iwangorod so eng umklammert, daß der Russe den Atem verlor. Zwischen Warschau und Iwangorod war der Verteidiger schon auf das rechte Weichselufer zurückgegangen und hütete im offenen Gelände den 1000 Meter breiten Strom, der den russischen Hauptkräften in ihrem Kampf ums Leben den Rücken deckte.

Die Schlachtenfolge in Südpolen

Zweiter Akt: Der Durchbruch am Wieprz

Als die Russen am 22. Juli in den Kreis der Außenfesten von Warschau und Iwangorod zurückwichen, lag Iwanow mit Mackensen seit sieben Tagen in der Entscheidungsschlacht um den Besitz der Linie Iwangorod—Lublin—Cholm verstrickt.

Mackensen war am 16. Juli mit ganzer Macht zum Angriff geschritten. Er hatte die zweite Juliwoche wohl genützt, Linsingens Bugarmee in die Front gestellt, und führte nun 40 Divisionen an den Feind. Alle Ver-

bindungen und Verschiebungen waren vollendet, alle Gegenangriffe abgewettert und der Augenblick gekommen, auf Cholm und Lublin Bahn zu brechen. Der Feldmarschall war auf härtesten Widerstand gefaßt und rechnete mit der Ansammlung stärkerer russischer Kräfte am Bug. Die Armee Puhallo, die als Flankenhut am äußersten rechten Flügel focht, wurde deshalb durch das XXXXI. Reservekorps, die 5. deutsche und die 11. ungarische Honvedkavalleriedivision verstärkt und erhielt Befehl, über den Bug gegen Wladimir Wolynsk vorzustoßen, um dem rechten Flügel der eigentlichen Angriffsmasse Bewegungsfreiheit zu verschaffen.

Puhallo stand vor Krystynopol, südlich von Sokal bis Krylow aufmarschiert, als der Befehl an ihn erging. Sein rechter Flügel stieß beim Angriff vor Sokal auf hartnäckigen Widerstand. Ein Bernhardinerkloster lag mit Mauertürmen und Basteien wie ein Fort am Hügelrand und beherrschte den von Wolkenbrüchen geschwellten Fluß. Dahinter zogen sich die Gassen von Sokal hügelan. Drei Tage rangen mährische und westgalizische Regimenter um den Übergang. Erst am 18. Juli gewannen deutsche und österreichische Infanterie und Feldjäger das steile Ostufer und krallten sich fest. Der Fall Sokals rief zahlreiche russische Verstärkungen stromaufwärts.

Inzwischen brach Puhallos linker Flügel in die Brückenköpfe von Holuby und Krylow ein. Da der ungestüme Angriff die Straßen von Wladimir Wolynsk bedrohte, setzte der Russe alles daran, Puhallo wieder auf das Westufer des Flusses zurückzuwerfen. Die Österreicher gerieten hart ins Gedränge, behaupteten sich aber in den Brückenköpfen, die sie zwischen Krystynopol und Litowiz auf dem rechten Ufer eingerichtet hatten. Am 22. Juli versuchten die Russen den Kampf zu entscheiden und die Flügel der Armee Puhallo einzudrücken, indem sie bei Potnozyca, südlich von Sokal, und bei Michaly, nördlich von Krylow, zum Angriff übergingen. Da eilten Thüringer vom linken Flügel zur Unterstützung herbei und stellten die Lage bei Sokal wieder her. Am 25. Juli begann die Angriffskraft der Russen am Bug zu erlahmen. Aber auch Puhallos Armee war erschöpft und gelichtet. Sie hatte das rechte Bugufer erstritten und den Feind gebunden, war jedoch nicht dazu gekommen, auf Wladimir Wolynsk durchzubrechen.

Vom Lärm dieser Flügel- und Flankenkämpfe begleitet, wälzte sich Mackensens Angriffsmasse am Wieprz schwerfällig gen Norden.

Die Bugarmee, die am rechten Flügel stritt, rückte am 14. Juli in ihre Sturmstellungen. Sie hatte den Befehl erhalten, den Angriff, der in Staffeln vom rechten Flügel an vor sich ging, am 15. Juli zu eröffnen, und stellte sich in der Nacht unter Vorkämpfen zur Durchbruchsschlacht bereit. Die Regengüsse, die den Bug zu einem gelben Wildwasser anschwellen ließen, durchweichten den schweren Boden des Cholmer Landes und erleichterten den Russen die Abwehr hinter den irrlaufenden Gewässern, auf den durcheinandergeworfenen Lehmhügeln und in den breitgezogenen Sümpfen dieses weg-

losen Gebietes. Als der 15. Juli graute, eröffnete Linsingens Artillerie die Schlacht. Auf dem rechten Flügel führte Gerok die 11. bayerische Division und die 107. Division bei Maslomencze und Metelin an den Feind, um auf den Straßen, die von Jarzow und Tomaszow nach Grubieszow ziehen, zwischen dem Bug und der Huczwa gen Norden vorzudringen. Im Anschluß an die 107. Division griff das Beskidenkorps die Linie Zaborce—Berescie—Grabowiec an. Aber überall standen die Russen wie Mauern. Ihre Stellungen waren so gut gegen Sicht gedeckt und so tief gestaffelt, daß die Beschießung sie nicht zerschmettern konnte. Die deutsche Infanterie geriet in überwältigendes Gewehrfeuer, blutete stark und gewann nur schrittweise Boden. Als der Angriff nicht gedieh, zog Linsingen Contas Ostpreußen zur Unterstützung des schwer ringenden Korps Gerok auf den rechten Flügel. Am 17. Juli griff die 1. Division in den Kampf ein, der sich zwischen Maslomencze und Metelin verfangen hatte, und trug den Sturm mit den Divisionen Geroks hügelan. Darauf schwenkte Conta rechts, um die Flanke Geroks zu sichern, bis das XXXXI. Korps, das Puhallo zu Hilfe gesandt worden war, wieder in den Verband der Bugarmee zurückkehrte.

Als Linsingens verstärkter rechter Flügel die Russen bei Maslomencze—Metelin zum Weichen zwang, erstieg die 4. Division des Beskidenkorps unter Führung Freyers die nackten Höhen von Zaborce, von deren Stufen ihm Stirn- und Flankenfeuer aus Gewehren und Maschinengewehren entgegensprühte, und warf den Feind auf Grabowiec. An zwei Stellen durchbrochen, wich der Russe am 19. Juli vor der Bugarmee nach Norden. Die Bayern drängten nach, stießen aber schon am Nachmittag auf neue Linien und entschlossenen Widerstand. Der Russe hatte südlich von Grubieszow an der breitversumpften Huczwa Front gemacht. Auch die Mitte und der linke Flügel Linsingens wurden schon nach wenigen Stunden wieder in Kämpfe verwickelt und kamen bei Nieledow, Trzeszczany und vor der Linie Uchanie—Woislawice—Ostrow zum Stehen. Sofort erneuerte die Bugarmee die Schlacht und brach in die zweite Abwehrstellung ein. Am rechten Flügel kämpften Ostpreußen und Bayern um die Zugänge von Grubieszow und bei Uchanie schritt das Beskidenkorps zum Sturm. Am 21. Juli erzwang Marwitz den Übergang über die Wojslawka, am 22. Juli umfaßte Conta, vom XXXXI. Reservekorps unterstützt, Grubieszow und drang in die Bugschleife ein, in der sich der linke Flügel der Russen zwischen Grubieszow, und Teratyn zu setzen gedachte. Die Russen wichen trotz der Zertrümmerung einzelner Regimenter in Ordnung auf Horodlo—Annapol—Teratyn—Jaroslawiec. Als Linsingen abermals nachdrängte und, der Weglosigkeit dieses verwahrlosten und verwüsteten Landstriches spottend, am 23. Juli seine Divisionen zum Angriff auf die dritte Linie bereitstellte, entpuppte sich diese als weitverzweigte und stark bestückte Hauptstellung und bot der Bugarmee Halt.

Während Linsingen am rechten Flügel vom 15. Juli bis 23. Juli Schritt für Schritt Raum gewann und dicht an den Ostabschnitt der allgemeinen Linie Horodlo—Woislawice—Krasnostaw—Wilkolaz—Jozefow herangelangte, kämpfte die 11. Armee in der Mitte der Mackensenschen Schlachtordnung um die Zugänge von Krasnostaw. Die 11. Armee war nach links zusammengerückt und griff am 16. Juli an. Da der Gegner in den Vortagen am Wolicaabschnitt allen Anstürmen getrotzt hatte und zwischen Grabowiec und Izbica immer noch festgewurzelt stand, schritt Mackensen zur Umfassung der Wolicastellung und schob die Garde zu diesem Zwecke vom rechten Flügel nach der Mitte. Während die 22. Division und das VI. Korps Arz v. Straußenburgs den Feind zwischen Grabowiec und Izbica fesselten, marschierte die Garde im Gefechtsstreifen des XXII. Reservekorps bei Izbica und Tarnogora an der großen Straße Zamosc—Krasnostaw auf, um am Westufer des Wieprz auf Krasnostaw durchzubrechen. Die Russen standen hier in Wäldern und Bachgründen wohlverschanzt und hielten die Orte Piaski, Szachechie, Romanow, Latyczow mit starken Kräften besetzt. Das XXII. Reservekorps hatte nach der Eroberung von Tarnogora und Ostrzyca an den Waldrändern haltmachen müssen und wartete schaufelnd und schießend auf die Hilfe der Garde.

Am 15. Juli war alles bereit, und am 16. Juli erschütterte die Beschießung schwerer Kaliber die Waldstellungen der Russen in ihren Grundfesten und schlug vernichtend in ihre Reserven, die bei Rymanow versammelt standen. Um 11 Uhr begann der Sturm. Welle auf Welle brandete gegen das Waldgelände und spülte die Verteidiger allmählich nach Norden. Der Russe kämpfte zäh, rettete seine Geschütze und wich fechtend auf Krasnostaw und die Zolkiewka. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Am Abend wurde Krasnostaw von der 2. Gardedivision mit der blanken Waffe erstürmt. Während die Masse der 1. Gardedivision die Tiefenlinie der Zolkiewka überwand, schwenkten einige Bataillone rechts, überschritten den Wieprz und stießen bei Gory in die Flanke Izbicas und der Wolicaverteidigung. Der Russe bildete einen Haken und hielt sich noch, bis die 105. Division in den Kampf um Izbica eingriff. Dann begann die Wolicastellung zu bröckeln.

Iwanow sah sich am 17. Juli an der Straße Zamosc—Krasnostaw von einer Durchbrechung bedroht. Mackensens Zentrum war nur noch 15 Kilometer von der Linie Cholm—Lublin entfernt und stieß den Keil immer tiefer. Ging die Bahnlinie verloren, so waren die Russen um eine wichtige Rochade- und Rückzugsstraße ärmer, und der Bewegungsraum auf den inneren Linien zwischen Weichsel und Bug so verengert, daß er zu einem Korridor wurde, der die Masse kaum noch fassen konnte. Iwanow verlangte Hilfe. Der Großfürst zauderte nicht lange und sandte ihm die beste Truppe, über die der Zar verfügte. Das russische Gardekorps, das bei Lomza als Reserve

in Ruhe lag, eilte in Gewaltmärschen an die Wieprzfront und warf sich ungestüm auf die preußische Garde, um Krasnostaw zu entsetzen und die Schlacht zum Stehen zu bringen. Iwanow begnügte sich nicht damit, den Feind anzuhalten, sondern sann auf einen Gegenschlag. Er raffte seine Reserven zusammen, gliederte sie der Garde an und bildete so eine Streitermasse von 10 Divisionen, die Mackensens Zentrum von drei Seiten anfiel.

Da die preußische Garde, das XXII. Reservekorps und die 105. Division noch im Kampfe um die Übergänge der Zolkiewka, des Wieprz und der Wolica standen und Krasnostaw noch nicht durchschritten war, schufen die russischen Gegenangriffe eine schwierige taktische Lage. Am heftigsten wütete die Schlacht in der Mitte, wo sie zu einem Zweikampf der beiden Garden führte. Das preußische Gardekorps war durch die wochenlangen Gefechte und Märsche gelichtet und erschöpft, nahm aber den Kampf entschlossen auf, brach die Stoßkraft des Gegners und ging durch Krasnostaw zum Angriff vor. In blutigem Ringen wurde das russische Gardekorps über Rudka—Zadworce—Jaslokow gegen Krupe und Krupice über die Siennica zurückgeworfen. Es wich in der Nacht auf Krupe und Krupice und grub sich hier aufs neue ein. Plettenberg blieb dem Feind an der Klinge, war aber nicht mehr fähig, die starke neue Linie zu überrennen. Ein Versuch, die Stellung aus dem Angel zu heben, wurde blutig abgewiesen. Da trat der Spaten wieder in sein Recht. Zwei Tage lagen sich die Gegner atemschöpfend gegenüber, dann brach der Russe überraschend aus seinen Verschanzungen hervor und riß die Handlung noch einmal an sich. Am 23. Juli drang er in tiefgegliedertem Vorstoß in die deutschen Gräben, aber am Tage darauf schlug ihn die 2. Gardedivision wieder heraus. Darauf kam der Kampf im Zentrum der allgemeinen Schlachtordnung und am Angriffsflügel der 11. Armee wieder zum Stehen.

Der linke Flügel der 11. Armee war am 16. Juli zwischen Zolkiewka und Gielczew vorgegangen, um den Angriff auf Krasnostaw in der Flanke zu unterstützen. Emmich gewann in stürmischem Vorgehen auf den Höhenwellen und in den tiefeingeschnittenen Bachtälern zwischen dem Wieprz und der Bystrzyca Raum und warf den Feind nach Norden. Als der Russe gen Piaski entwich, erhielt die Gardekavallerie Befehl, die Verfolgung aufzunehmen. Der Ritt wurde russischen Nachhuten bis Zolkiewka zum Verderben, endete aber schon nach wenigen Stunden vor neuen Linien, die sich um Orchowiec—Pilaskowicze legten und einem mächtigen Verteidigungssystem angehörten, in dem Radko Dimitrieff die Schlacht wieder aufnahm.

Quer über das Gielczewkatal, das sich als breite, versumpfte Mulde, von Regengüssen angefüllt, in nördlicher Richtung über Piaski nach Biskupice zum Wieprz zog, hatten die Russen Gräben und Verhaue gespannt und stark bestückt. Dimitrieff deckte dadurch die Straße Krasnostaw—Lublin

und dachte nicht daran, dem X. Korps den Weg nach Piaski und in die Flanke der Wieprzstellung zu öffnen. Er führte am 17. Juli neue sibirische Divisionen heran und schritt zu Gegenangriffen, die dem X. Korps schwere Stunden bereiteten und erst im Nahfeuer der deutschen Batterien erstarben. Als sie abgewettert waren, erhoben sich die Hannoveraner aus den Gräben und brachen trotz des mähenden Maschinengewehrfeuers in den erschütterten Feind. Am Abend des 18. Juli steckte der Russe auch hier seine Quartiere in Brand und ging fechtend von Orchowiec auf Izdebno und Rybcewice zurück.

Emmich drängte mit allen Waffen nach. Die Sonne brütete in den feuchten Korn- und Buchweizenfeldern und verbreitete erstickende Dünste. In den zerschlagenen Stellungen lagen Tote und Verwundete zu Haufen, aber auch der Angreifer hatte stark gelitten. Trotzdem blieb Emmichs Infanterie dem Feind, der auf jeder Geländewelle kehrt machte und in die anrückenden Kolonnen schoß, hart auf den Fersen. Die Gardekavallerie fegte das Gielczewkatal, schlug sich mit Kosaken, die den Rückzug auf den Flanken deckten, um Brücken und Furten und erreichte im Flammenschein brennender Dörfer und unter den Donnerschlägen eines gewaltigen Nachtgewitters Stryjna.

Über die alten Gräberstätten der Armee Dankl, die im waghalsigen Sommerfeldzug des ersten Kriegsmonats bis Fajslawice dicht an die Bahn Lublin—Cholm gelangt war, wälzte sich die neue Sommerschlacht an den Ufern der Gielczewka gen Biskupice. Am 21. Juli erreichte das X. Korps die Gegend von Borek. Hier fand der Russe Gelegenheit zu einem Gegenstoß. Er stürzte sich mit dem Bajonett auf den Verfolger und erreichte, von Kosaken vorwärts gepeitscht, in blutigen Anstürmen die deutschen Linien. Dimitrieff hatte an der Straße Fajslawice—Piaski so zahlreiche Reserven versammelt, daß er mit dem Einsatz nicht zu sparen brauchte. In der grauen Frühe des 22. Juli gelang es ihm, in die dünne Linie der Braunschweiger einzubrechen, sie aufzurollen und die Geschützstellungen zu erreichen. Die Kanoniere verteidigten ihre Haubitzen mit Kolben und Stangen, Maschinengewehre der Gardekavallerie, die ihnen zur Bedeckung beigegeben waren, feuerten, bis der letzte Mann im Blute lag, doch zwischen ihnen hindurch quoll der Feind in dichten Massen das Gielczewkatal aufwärts gen Stryjna. Die deutsche Schlachtlinie war durchbrochen, zwölf Haubitzen in Feindeshand. Gardedukorps, Leibkürassiere, Gardedragoner und Gardeulanen warfen sich mit dem Karabiner ins Gefecht, um das Äußerste abzuwenden. Der Russe half selbst dazu, seinen Erfolg zunichte zu machen. Die ersten, die in die deutschen Feldlager eindrangen, ergaben sich dem Plündern und vergaßen darüber die Schlacht, nachrückende Truppenkörper stießen auf vereinzelt kämpfende deutsche Schützen und im Galopp auffahrende Batterien, die über Kimme und Korn in die Kolonnen des sieges-

trunkenen Feindes feuerten. Im Feuer dieser Geschütze brach der Ansturm der Sibiriaken unter furchtbaren Verlusten zusammen. Am Nachmittag gingen die Trümmer des Leibbataillons des 92. Regiments, von Gardeschützen unterstützt, zum Gegenstoß vor, nahmen die verlorenen Geschütze wieder und trieben die Russen über Gardzienice gen Borek zurück. Am Abend war die Gefahr beschworen. Im Gielczewkatal lagen die russischen Toten zu Tausenden gebettet, aber auch das X. Korps hatte schwer gelitten und mußte zur Verteidigung übergehen. Dimitrieff hatte sich nicht werfen lassen.

Als Mackensen die Lage am 23. Juli überblickte, hatte die 11. Armee die Linie Uchanie—Krupe und das Gielczewkatal bis zu den Höhen von Piaski in blutigen Kämpfen erstritten, stand aber tief eingegrabenem, verstärktem Feind gegenüber, der entschlossen war, die Linie Cholm—Rejowiec—Fajslawice—Piaski bis auf das äußerste zu verteidigen.

Während dies im Zentrum der Schlachtordnung vor sich ging, war Mackensens linke Flügelgruppe, die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand, an der Bystrzyca und der Urzedowka zum Angriff geschritten und hatte am 16. Juli wieder gegen Bychawa, Wilkolaz und Urzedow Raum gewonnen.

Am 17. Juli kam das Gefecht zum Stehen. Die Russen bemühten sich, die Linie Bychawa—Wilkolaz und den Chodelabschnitt zu halten und führten Reserven vor, um ihren rechten Flügel vor Abdrängung von der Weichsel und Iwangorod zu bewahren. Drei Tage rang der Erzherzog um die großen Straßensperren, die ihm den Vormarsch auf Lublin und Kazimierz verwehrten. Erst am 23. Juli fielen Niedrzwica-Mala, Borzechow, Chodel und Opole, die Hauptstützen der ersten Linie, in die Hände der Österreicher. Unter dem Schutze der Nacht wich der Russe an der Bystrzyca auf Osmolice und am Chodelbach auf Adelina. Als der Tag graute, setzten Josef Ferdinands Steierer, Honveds und Polen und die immer noch im Verband der 4. Armee kämpfende 47. preußische Reservedivision dem Feinde nach und warfen ihn aus seinen neuen Zwischenstellungen gegen Lublin zurück, aber am 24. Juli prallte die 4. Armee wenige Kilometer von Lublin und der Straße Lublin—Kazimierz entfernt, schon wieder auf feststehenden Feind. Sie sah sich gleich der Bugarmee und der 11. Armee gezwungen, den Vormarsch einzustellen und zu neuer Schlacht aufzuschließen.

Iwanow bot Mackensen in der letzten und stärksten Wehrstellung, die sich vor der Linie Iwangorod—Lublin—Cholm hinzog, auf der ganzen Front noch einmal Trotz. Die Armeen Mackensens standen hart an der großen Querverbindung der Südflanke des russischen Bewegungsraumes. Ihre Granaten schlugen bereits in den Bahnkörper, aber der Verteidiger rief trotzig zu neuer Schlacht.

Die strategische Lage am 24. Juli

Die strategische Lage zeichnete sich am 24. Juli in schärferen Umrissen ab. Der konzentrische Angriff auf die russische Grundstellung zwischen Weichsel, Wieprz, Bug und Narew war der Entscheidung nahegerückt. Scholtz und Gallwitz waren im Übergang über den Narew begriffen, Nowogeorgiewsk aus dem Zusammenhang gelöst und auf sich angewiesen, die Weichsellinie erschüttert, Warschau und Iwangorod eng umfaßt und die Wieprz-Bug-Front von endgültiger Durchbrechung bedroht. Die deutsche Heeresleitung hatte die Folgerungen aus dem Durchbruch bei Gorlice gezogen, wendete sich vom westlichen Kriegstheater ab, so sehr ihr Herz noch an der Eroberung Verduns, Yperns und Amiens' hing, und speiste den Feldzug im Osten fortgesetzt mit Verstärkungen, um die Entscheidung zu erzwingen. Je schwächer der Puls Österreich-Ungarns klopfte, das an der Brenta, am Isonzo, an Save und Donau in der Abwehr focht und in Galizien, von der deutschen Südarmee unterstützt, die strategische Flanke hütete, desto gewaltiger erhob sich Deutschland zum Kampf mit der europäischen Umwelt. Es suchte, es brauchte in diesem riesenhaften, Atlaslasten auf seine Schultern wälzenden Ringen einen raschen, vollen Erfolg.

Die russische Heeresleitung hatte die Gefahr erkannt, die ihr von dem ungeduldig, aber planvoll schlagenden Gegner drohte. Sie gab den Raum zwischen Weichsel und Bug am 24. Juli verloren. Als Mackensen die Südfront bei Krasnostaw durchbrach und gegen Lublin—Cholm vorprallte, als Gallwitz bei Rozan über den Narew setzte, war der Augenblick gekommen, der die russischen Armeen hinter den Bug zurückrief. Schon galt kein Zaudern mehr. Da Gallwitz die Nordfront und Mackensen die Südfront nach innen warfen, begann sich der Rückzugsraum so zu verengern, daß die an der Weichsel stehenden russischen Kräfte in Gefahr gerieten, abgeschnitten zu werden. Selbst die Linie Kowno—Brest-Litowsk war schon in den Flanken bedroht, denn Below hatte Kowno im Norden überflügelt und rückte über die Dubissa gegen die Wilija und die Aa vor, und Linsingen war im Begriff, Brest-Litowsk im Süden zu überflügeln, indem er sich anschickte, am Bug gegen Cholm zu dringen, um die Straße Wlodawa—Kobryn zu erstreiten. Der russischen Heeresleitung wurden dadurch Opfer auferlegt, über die man am 27. Juni im großen Kriegsrat zu Brest-Litowsk bereits gesprochen hatte, deren Darbringung aber noch keineswegs sicher gewesen war. Zwar hatte der Großfürst dem Kriegsrat zustimmen müssen, als dieser grundsätzlich die Preisgabe der Narew- und Weichselfestungen forderte, um das Heer hinter den Bug zurückzuführen, aber er hatte im Herzen die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es gelingen werde, den Deutschen am Narew und am Wieprz unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen. Darin sah er sich am 24. Juli enttäuscht.

Niemand zweifelte mehr daran, daß Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk, Nowogeorgiewsk, Warschau und Iwangorod verloren waren. Es galt, die Armeen über den Bug zurückzuführen, bevor sie von der Einkreisung erfaßt wurden, die sich tief und tiefer in ihre Flanken wühlte. Aber gerade dieser Rückzug erforderte noch die Behauptung der Narew- und Weichsellinien, damit der Feind nicht vorzeitig in den inneren Raum und damit in den Rücken der im Süden fechtenden Armeen Iwanows gelangte. Plehwe mußte am linken Narewufer standhalten. Das war eine schwere, von Tag zu Tag wachsende Aufgabe, doch zweifelte der russische Generalstab nicht daran, sie zum guten Ende zu führen, denn die Festungen waren so wohl bewehrt, der Raum zwischen Weichsel, Narew, Bug und Wieprz immer noch so weit gedehnt, das Straßen- und Eisenbahnnetz so reich gewirkt und die Widerstandslinien im Norden und Süden so tief gegliedert und so stark aufgebaut, daß die Aufgabe des Feindes ungleich schwieriger erschien als die eigene. Maß man die Aufgabe, die der Angreifer sich selbst gesetzt hatte, an den räumlichen Entfernungen und den Verhältnissen der Kräfte, so stellte sie sich sogar als eine unlösbare dar. Doch ob diese riesenhafte, doppelseitige Umfassung der russischen Hauptmacht gelang oder nicht gelang — der russische Aufmarsch- und Ausfallraum war unwiederbringlich verloren, und der Großfürst gab mit ihm die politischen und strategischen Voraussetzungen preis, die Rußland zur Führung des Krieges mit bestimmten Angriffszielen befähigt hatten. Der Verlust Westpolens und Kurlands wog federleicht gegen die Preisgabe der zentralen Grundstellung, deren Auslieferung den Verzicht Rußlands auf die Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges und die selbständige militärische und politische Kriegführung in sich schloß. Damit hatte Nikolai Nikolajewitschs Feldherrnamt seine überragende Bedeutung, Rußlands Krieg seinen panslawistisch-imperialistischen Sinn verloren.

Trotz dieser Erkenntnis ging der Verzicht nicht bis zur Selbstpreisgabe. Noch donnerten die Kanonen der Westmächte vor den Dardanellen, und immer reicher floß Gold und Kriegsgerät über Wladiwostok herein. Stimmen der Vergangenheit sprachen zum Kriegsrat des Zaren und erinnerten an den Rückzug, der die Russen im Jahre 1812 von Wilna bis Moskau geführt, im Brande der Hauptstadt gegipfelt hatte und dem Sieger schließlich verderblich geworden war. Man bemächtigte sich dieser kriegsgeschichtlichen Legende und bediente sich ihrer, um dem Heere, dem Volke, den Verbündeten und nicht zuletzt dem Feinde den Rückzug hinter den Bug und in die Rokitnosümpfe im Lichte jener Zeit erscheinen zu lassen.

Doch noch war der Augenblick nicht gekommen, dem Feind den Rücken zu wenden, obwohl man seit Gorlice über 700 000 Gefangene und 400 Geschütze im Felde verloren hatte. Iwanow und Alexejew kämpften zäher als je um die Sicherung der Nord- und Südflanke, und der Großfürst führte

immer noch rechts und links Verstärkungen auf den inneren Linien in den Kampf, um geschwächte Frontabschnitte wieder aufzurichten und seine letzten Schlachten zu liefern. Fielen sie gegen ihn aus, so trat er vom Schauplatz seiner Taten ab, um der geheiligten Person des Zaren zur Führung des Verteidigungskrieges Platz zu machen. Auch darüber war in Brest-Litowsk Klarheit geschaffen worden.

Die Schlachtenfolge in Südpolen

Dritter Akt: Der Durchbruch bei Cholm und Lublin

Iwanow sah Mackensens neuem Angriff in der Linie Kazimierz—Lublin—Cholm entgegen. Zwischen Cholm und Brest-Litowsk waren drei weitere Stellungsnetze ausgebaut und bestückt und dienten dem Russen als Rückhalt. Er stand immer noch nördlich von Grubieszow, Krasnostaw in der Schlacht, die er an der Straße Horodlo—Teratyn, bei Sienna Wola, Krupe-Piaski, Belzyce und Opole zu liefern gedachte.

Sie ließ nicht lange auf sich warten.

Mackensen schritt am 28. Juli zum entscheidenden Angriff. Er setzte die Bugarmee auf Dubienka—Cholm, die 11. Armee auf Cholm—Lenczna, die Armee des Erzherzogs auf Lublin—Kazimierz an. Im operativen Zusammenhang mit diesem Angriff suchte Woyrsch, der sich inzwischen dicht an Iwangorod herangekämpft hatte, zwischen Kozienice und der Pilicamündung den Weichselstrom vor Tau und Tag zu überschreiten.

Mackensen hatte die 1. österreichisch-ungarische Armee durch die 5. Kavalleriedivision verstärkt und Puhallo angewiesen, die Buglinie durch kräftige Vorstöße auf dem rechten Ufer des Flusses zu verteidigen. Während Puhallo dieser Aufgabe gerecht wurde und den linken Flügel seiner Armee von Krylow und Mahaly gegen Wladimir Wolynsk vortrieb, gingen Mackensens Angriffsmassen gegen Iwanows Hauptverteidigungslinie vor.

Die Bugarmee war am 26. Juli mit dem linken Flügel über Uchanie—Woislawice hinausgelangt und hatte stürmend die Linie Huta—Ostrowki—Majdan erreicht. Da warf ein heftiger Gegenstoß der Sibiriaken das Korps Arz v. Straußenburgs, das am rechten Flügel der 11. Armee focht, in Unordnung und zwang Linsingen, haltzumachen und seine entblößte Flanke zu sichern. Auf Linsingens rechtem Flügel hatten die Kämpfe die Waldstellungen südöstlich von Annopol ausgeräumt und die Straße Annopol—Horodlo überschritten. Das XXXXI. Reservekorps fegte die Wälder und Contas Ostpreußen eroberten Annopol. Links vom XXXXI. Reservekorps kämpfte Gerok um den Abschnitt Ubrodowice—Stepankowice. Die Bayern stürmten am 26. Juli die Schanzen am Hang der Höhe 229 nördlich von

Stepankowice. Dann geriet der Angriff überall ins Stocken. Die Russen stemmten sich fest und versandten aus den Hügelstellungen von Teratyn so mörderliches Flankenfeuer, daß der Vormarsch östlich und westlich von dieser Schlüsselstellung an der Straße Woislawice—Annopol erstarb. Russische Gegenstöße brachen sich zwar am Widerstand der vorgeschobenen Linien, zeugten aber von wachsender Kampfkraft des Gegners, der frische Regimenter in den Kampf führte und auch das XXXXI. Reservekorps allmählich ins Gedränge brachte.

So war der 28. Juli herangekommen. Die Lage der Bugarmee, die in der Bugschleife nach Bewegungsfreiheit rang, forderte einen neuen Entschluß, wenn Linsingen dem Befehl entsprechen wollte, der die Armeegruppe Mackensen am 29. Juli vom Bug bis zur Weichsel zum Angriff rief. Linsingen war vom Dnjestr her an kühne Bewegungen gewöhnt. Er verzichtete darauf, das XXXXI. Reservekorps zu unterstützen, zog die Armee zusammen und suchte die Entscheidung bei Teratyn. Der Mond stand klar und weiß am hellgefärbten Nachthimmel und übergoß Wald- und Wiesengründe mit sanftem Licht, als die 1. Division, die 11. bayerische Division und die 107. Division zum Angriff auf die Ost- und Südflanke des russischen Schlüsselpunktes anrückten. Trotzdem gelang es Linsingen, vom Feinde ungestört, Artillerie und Infanterie zum umfassend gedachten Sturm auf die hochgelegene, in Stufen aufstrebende Hauptstellung bereitzustellen. Als die kurze Sommernacht zu Ende ging, standen seine schweren Batterien im Umkreis von Teratyn aufgepflanzt, lag sein Fußvolk hart am Feind vor den Drahthindernissen der weitgegürteten Hügellehnen. Scharf hob sich der Schattenriß der Dorftrümmer vom Himmel ab. Ums Morgengrauen schlugen die Granaten sie zu Splittern. Dann brauste Welle auf Welle gegen die Feld- und Waldschanzen des standhaften Verteidigers. Das war ein gefährliches, blutforderndes Beginnen, denn das Mitrailleusenfeuer der Russen fegte alle Gassen und Winkel der tiefgestaffelten Stellung.

Es kam zu einem erbitterten Ringen, in dem jeder Fußbreit Boden mit Granaten gepflügt werden mußte, ehe Preußen und Bayern ihn mit dem Bajonett erobern konnten. Contas Ostpreußen warfen den Feind aus den Waldbastionen nördlich von Kulakowice, die Bayern nahmen die Gräben westlich von Kulakowice und überflügelten zusammen mit der 1. Division die feuerspeienden Steinbrüche von Teratyn. Unterdessen zog sich die 107. Division an den Vorstufen der Hauptfront empor und kämpfte sich dicht an die Dorfhöhe heran. Am Abend des 29. Juli hielten die Deutschen die russische Schlüsselstellung eng umklammert, aber aufgebrochen war sie noch nicht, denn der Russe focht zäher als je. Erst am anderen Morgen reifte die Umfassung Teratyns zur Durchbrechung der russischen Front. Generalmajor v. Moser führte in der Frühe des Tages die 107. Division zum Sturm und eroberte den Ort. Da zerbrach der russische Widerstand auf

der ganzen Front von Stepankowice bis Woislawice. Die Russen wichen über die Straße gen Norden, um sich an der nächsten Tiefenlinie, der zum Bug ziehenden Wolnianka, in neuen starken Stellungen zu setzen. Linsingen stieß nach, ballte Bayern und Ostpreußen noch dichter, setzte die 107. Division dahinter, brach von Teratyn auf Strzelce durch und schleuderte seine Stoßgruppe gegen die Mitte der von Liski und Annopol über Strzelce und Busno nach Mazarnia zurückgebogenen Stellungen. Die Russen kamen gar nicht dazu, der kühnen Ballung der Kräfte durch einen Stoß in deren linke Flanke zu begegnen. Bei Strzelce durchbrochen und vom Beskidenkorps bei Mazarnia gefesselt, sahen sie sich am Abend des 31. Juli aus ihrer letzten Verteidigungslinie zwischen Cholm und Dubienka geworfen und den linken Flügel Iwanows aufgerollt. Die 1. Division schwenkte rechts und drang in die Wälder von Dubienka, die 11. Bayerndivision überschritt das Wolniankatal, und die 107. Division bog links ab und umfaßte Mazarnia. In Flanke und Rücken bedroht, räumte der Russe in der Nacht alle Linien bis auf die Höhe von Cholm und enteilte, von der Bugarmee verfolgt, gen Norden. Er kam vor Cholm nicht mehr zum Stehen. In Gefahr, vom Bug abgedrängt zu werden, gab Iwanow die Linie Cholm—Berduszcze preis und zog sich auf Stellungen zurück, die er nördlich der Ucherkasümpfe an der Straße Cholm—Sawin—Wlodawa angelegt hatte. Dazu bewogen ihn nicht nur die Erfolge Linsingens, sondern auch die Ergebnisse des Kampfes im Zentrum seiner Verteidigungslinien, wo Dimitrieff von der 11. Armee angegriffen worden war.

Die 11. Armee stand vor Dimitrieffs Wieprz- und Gielczewschanzen, als sie am 29. Juli zum allgemeinen Angriff gerufen wurde. Die Verschiebungen, die Mackensen vorgenommen hatte, um der gewaltigen Trutzstellungen Iwanows Herr zu werden, waren im Zentrum vom 25. bis 28. Juli nahezu ungestört ausgeführt worden. Mackensen bildete zwei Kampfgruppen, die Gruppe Plettenberg, die den Feind rechts fesseln, und die Gruppe Emmich, die ihn links angreifen und den festungsähnlichen Stellungsklotz zwischen Wieprz und Gielczew bei Biskupice durchbrechen und aus dem Angel heben sollte. In sengender Sonne und unter klatschenden Regengüssen vollzog sich hinter einem Feuervorhang hinhaltender Kämpfe die Neuordnung der am Feind hängenden Armee. Um der gespannten Lage gebührend Rechnung zu tragen, wurden die 22. und die 105. Division als Armeereserve bereitgestellt. Das österreichisch-ungarische VI. Korps, das sich wieder aufgerichtet hatte, griff zwischen Woislawice und Siennica am äußersten rechten Flügel an, und das Gardekorps wurde zwischen Siennica—Krolewska und dem Wieprz an den Straßen nach Rejowiec und Zulin südlich von Krupe eingesetzt.

Die Stoßgruppe Emmich umfaßte das XXII. Reservekorps und das X. Korps und griff, rechts durch die Gardekavallerie gesichert und unterstützt, mit vorgenommener linker Schulter die Linie Fajslawice—Piaski an.

Emmich hatte 7 Mörser- und 14 Haubitzenbatterien aufgefahren. Im tiefaufgeweichten Boden waren die schweren Rohre mühsam von der Stelle bewegt worden und harrten am 29. Juli in triefendem Morgennebel des Befehls zum Feuern. Um 3 Uhr verdampfte die Nässe; licht stieg der junge Tag empor und rief zum Kampf. Um 4 Uhr begann die Schlacht. Stückweise zerschlug der deutsche Hammer die Erdwerke, hinter denen Dimitrieffs Sibiriaken und Kaukasier den Ansturm erwarteten. Dicht hinter der Feuerwalze schritt Emmichs Fußvolk zum Angriff und drückte den Feind vor sich her nach Norden.

Der rechte Flügel der 11. Armee hielt den Gegner so hart gepackt, daß er keine Verstärkungen von Krupe nach Fajslawice senden konnte. Als die Garde am Wieprz hie und da in die feindlichen Gräben drang und Dimitrieff ihr mit seinen Reserven entgegentrat, benützte das XXII. Reservekorps die Gelegenheit, und brach auf dem linken Ufer des Flusses zwischen Dobryniec und Trawniki in Dimitrieffs Zentrum ein.

Die Schlacht gipfelt, den Deutschen winkt der Sieg.

Unwiderstehlich geht es gen Biskupice vorwärts. Am Nachmittag beginnen Dimitrieffs Linien zu wanken. Er antwortet mit gesteigertem Feuer, setzt seine Artilleriereserve ein und wünscht die Nacht herbei. Und siehe — sie naht, überzieht das Schlachtfeld, füllt die Wieprz- und Gielczewmulden mit feuchten blassen Dünsten und unterbricht den Kampf. Die Deutschen liegen in den eroberten, ungesicherten Gräben hart am Feind und machen sich auf Gegenangriffe gefaßt. Auf russischer Seite herrscht Bewegung. Auf der Lubliner Bahn rollt Zug um Zug heran. Von Biskupice schallt das Getöse marschierender Kolonnen. Emmich ist auf der Hut. Die Gardekavalleriedivision liegt weit auseinandergezogen im Vorgelände, klärt auf und läßt wirrprasselndes Gewehrfeuer über sich ergehen, und die Sturminfanterie wartet auf den neuen Tag, um den Angriff zu Ende zu führen. Doch als es dämmert, verstummt das Feuer in den Russenschanzen. Vorgeschickte Späher melden, daß der Feind die Gräben geräumt habe. Dimitrieff hat das Nachtdunkel benützt, um die in der Richtung Piaski—Biskupice durchbrochene Stellung aufzugeben und geht am 30. Juli auf Lenczna zurück. Auch vor den Österreichern und dem Gardekorps weicht der Feind.

Die 11. Armee drängt unverzüglich nach. Um die Mittagsstunde erreicht die Garde die Bahnlinie Cholm-Biskupice. Die Gardekavallerie reitet durch die qualmenden Schutthaufen von Fajslawice und Trawniki, überschreitet die Bahn und stößt bei Choniniec nördlich der Straße Biskupice—Cholm wieder auf den Feind. Im Kampfe mit Kosaken dringt sie an der Straße Fajslawice—Wlodawa über Borowo vor und zerreißt den Schleier, hinter dem Dimitrieff seine Bewegungen verbirgt. Sie stürmt Korybutowa und Bialecka und reitet bis ins Feuer schwerer russischer

Artillerie, das ihr plötzlich mit groben Einschlägen Halt gebietet. Ein neuer Kampf kündet sich an.

Radko Dimitrieff hatte in der Linie Pawlow—Lenczna Halt und Front gemacht und suchte Emmichs siegreichen Vormarsch dadurch in der rechten Flanke zu bedrohen. Das Gardekorps stieß bei Pawlow auf hartnäckigen Widerstand und kam nicht mehr vorwärts, der ganze rechte Flügel der 11. Armee hing zurück. Um die Entscheidung zu erzwingen, unterstellte Mackensen dem Führer der Garde das Korps Arz und die Armeereserve und rief die Gardekavallerie von Emmichs auf Plettenbergs äußersten rechten Flügel. Am Abend des 30. Juli rückten Plettenbergs Streitkräfte zum Angriff auf Dimitrieffs Flankenstellungen zusammen, die sich von Pawlow über Rejowiec und Krupe nach Depultycze Rußkie zogen. Es war ein schwüler Abend. Qualm und Brand fleckte den Himmel. Schwere gelbe Staubwolken rollten über die Landwege, auf denen Artillerie und Kavallerie mit untergehender Sonne auf ihre Plätze rückten. Geschütz- und Gewehrfeuer und das Spiel der Leuchtkugeln erhellten die früh einfallende Nacht. Doch als Plettenberg am 1. August zum Angriff schreiten wollte, fand auch er die russischen Stellungen geräumt. Dimitrieff war abermals ausgewichen und eilte in Gewaltmärschen nach Sawin, um dem Befehle Iwanows gemäß die Rückzugsschlacht erst nördlich von Cholm zu erneuern.

Auch Iwanows rechter Flügel war dem Angriff erlegen. Josef Ferdinands XVII. Korps ging am 28. Juli im Anschluß an das im Gielczewkatal vorrückende X. Korps Emmichs zwischen Gielczewka und der Czerniezowka, einem rechten Nebenfluß der Bystrzyca, vor und bezwang in blutigen Stürmen die Höhen nördlich von Chmiel, wo die Straßen von Lublin und Piaski gabeln. Erbitterte Kämpfe wurden um den Besitz des Straßensternes von Duza, nördlich von Niedrzwica-Mala, geliefert, doch zeigte sich bald, daß der Russe planmäßig wich. Während seine Nachhuten in ihren drei- und vierfach aufgesetzten Verteidigungsanlagen standhielten, warfen die Kosaken den Brand in die geräumten Dörfer. Gefüllte Scheuern und riesige Kornmieten flammten auf und schwere Rauchwolken wälzten sich träge über die Niederung, in der der Russe schrittweise auf Lublin wich. Am 29. Juli suchte er sich vor Lublin noch einmal zu setzen, um seine Staffeln nicht in Verwirrung zu bringen, aber Bessers 47. Reservedivision gewann auf dem linken Flügel in heißem Vorwärtsdrängen so rasch Boden, daß die Verbindungen Lublins mit Kazimierz zu zerreißen drohten und die Ordnung sich löste.

Als am 30. Juli auf Iwanows linkem Flügel bei Teratyn und Fajslawice die Entscheidung fiel, brach der Widerstand seines rechten Flügels vollends zusammen. Die 47. Reservedivision schlug den Weg durch die Lehmschluchten nach Kazimierz frei, und die Österreicher stießen auf Lublin durch. Hastig räumten die Russen Kazimierz und Lublin und gingen vor

dem Erzherzog auf die Linie Nowo-Alexandrija—Kurow—Bystrzyca zurück. Sie schonten die beiden Städte und begnügten sich, Brücken und Bahnen zu sprengen und die Straßen aufzureißen, um den Verfolger abzuschütteln und 6 Kilometer nördlich von Cholm wieder Fuß zu fassen.

Iwanow war auf der ganzen Linie geschlagen und über die Bahn Iwangorod—Lublin—Cholm zurückgeworfen worden, die er vier Wochen lang verteidigt hatte.

Mackensens Armeen schlossen auf.

Die Flügelkorps der Bugarmee und der 11. Armee, Truppen der 25. Reservedivision des Beskidenkorps und des Korps Arz, trafen sich dicht vor Cholm. Ungarische Husaren und preußische Kürassiere ritten ihnen voraus und überschritten schon in der Frühe des 1. August die Landstraße Cholm—Piaski. Wie Lublin und Kazimierz, so war auch Cholm nahezu unversehrt. Strahlend hoben sich die vergoldeten Zwiebeltürme seiner Kathedrale und die weißen Mauern seines Bischofsitzes aus Wäldern und Hügeln den Siegern entgegen. Die letzten Schrapnellwölkchen zerflossen in der Morgensonne, als die Verbündeten von Südosten und Süden gegen die Stadt vorrückten und eilig durch die schmutzigen Gassen zogen, um die Bahngleise zu überschreiten, deren Besitz so harte Kämpfe gekostet hatte.

Auf der Krakauer Straße in Lublin klang schon am 30. Juli der Hufschlag polnischer Ulanen.

Der Rückzug Iwanows hinter die Bahnlinie Cholm—Lenczna—Lublin beraubte den Großfürsten der südlichen Gürtelbahn des westrussischen Festungssystems. Da der allgemeine Rückzug auf Brest-Litowsk schon im Gange war, erwuchs den russischen Zentrumsarmeen daraus zwar keine Katastrophe, wohl aber steigende Gefahr. Es galt, die Südfront vor dem völligen Zusammenbruch zu bewahren, Mackensen von Abschnitt zu Abschnitt eine neue Front entgegenzustellen und die große Rückschwenkung um den linken Flügel rechtzeitig durchzuführen, um den Rückzug über den Bug zwischen Wlodawa und Brest-Litowsk sicherzustellen.

Die Eroberung Lublins und Cholms machte daher dem Kampf um die Südflanke noch kein Ende. Die Rückzugsschlacht dauerte fort.

Die Russen hatten nördlich der Eisenbahnlinie Stellungen angelegt, die die Linien von Krasnik, Krasnostaw und Teratyn an Stärke weit übertrafen. Sie zogen sich von Opalin am Bug über Sawin, Siedliszcze, Lenczna und Kurow nach Nowo-Alexandrija an der Weichsel. Dicht dahinter erhoben sich als letzte Sperren in der inneren Flanke die Befestigungen von Wlodawa, Ostrow und Lubartow, die nur noch als Bremsklötze wirken sollten, um die Rückschwenkung und den Abzug der Massen auf Brest-Litowsk im Innern des umfaßten Raumes zu sichern. Da die Preisgabe Iwangorods und Warschaus beschlossene Sache war, Plehwe aber am 1. August auf dem linken Ufer des Narew und des Bug zwischen Nowo-

georgiewsk und Lomza in der Linie Wyszkow—Ostrow—Ostrolenka noch standhielt und die Nordstraßen deckte, die über Bialystok und Bielsk nach Weißrußland führten, war die Lage der russischen Zentrumsarmeen noch nicht zur Katastrophe im Felde reif, doch handelte es sich nur noch um knappes Entrinnen aus der furchtbarsten Zange, die je gelegt wurde.

Gallwitz und Mackensen bissen tief in die zurückflutenden Massen. Der Kampf an der Nordflanke nagte am 1. August noch an den Widerstandslinien zwischen dem Narew und dem unteren Bug, der Kampf in der Südflanke strudelte schon über die Bahnlinie Cholm—Lublin und erfaßte die Stellungen von Opalin, Lenczna und Kurow.

Iwanow hatte nach der Preisgabe der Cholmer Linien seinen linken Flügel verstärkt. Seine Stellungen erstreckten sich vom Bug zum Wieprz in nordwestlicher Richtung durch Sand und Sumpf und bildeten eine geschlossene Schranke, die den Rückzug vom rechten Flügel an sicherte. Offenbar fehlte es den Russen an Kräften, Mackensens Bugflanke zu bedrohen und die Armee Puhallo oder den rechten Flügel der am Westufer des Flusses nach Norden gestaffelten Bugarmee einzudrücken, denn sie erschöpften sich in fruchtlosen Gegenangriffen bei Sokal und versuchten gar nicht, in die Flanke Linsingens einzubrechen. Mackensen wies daher Puhallo an, die Sicherung des Bugufers und der Flanke Linsingens flußabwärts bis Dubienka zu übernehmen, und setzte die Masse der Bugarmee geschlossen gegen Wlodawa in Bewegung. Die Bugarmee drang durch das Sumpfland zwischen Dubienka und Cholm vor, zwang den Gegner die Zwischenstellungen aufzugeben, die er in der Linie Husynne—Teosin—Golowka besetzt hatte, und warf ihn am 2. August über Zalin auf Ruda und Sawin zurück. Am rechten Bugufer wich der Russe gen Osten und Norden aus, verwüstete das Land und beschränkte sich darauf, Kowel zu decken. General v. Heydebreck nahm die Gelegenheit wahr und stieß mit der 5. Kavalleriedivision auf Wladimir-Wolynsk durch. Als er am 4. August in Wladimir einritt, war die Bugarmee bei Opalin, Walinowka, Wytyczno an die neue Hauptstellung Iwanows herangekommen.

Die 11. Armee drang gegen Lenczna vor und verwickelte Dimitrieffs Nachhuten am 1. August in fortschreitende Gefechte. Am 2. August warf der rechte Flügel den Feind aufs neue, doch der Russe wich wiederum aus und stellte sich dem nachdrängenden Gegner erst am 3. August in der Gegend von Lenczna zum Kampf. Die Garde und die 22. Division stießen sofort gegen Lenczna vor, gerieten aber unversehens in Flankenfeuer, da das Korps Arz noch nicht zur Stelle war. Russische Garderegimenter hatten sich in den Swinkasümpfen eingenistet und zwangen die rechts angreifende 22. Division, einen Haken zu bilden, um sich ihrer Gegenangriffe zu erwehren, bis das Korps Arz in die Linie gerückt war. Vor den weitgespannten Swinkastellungen kam der Vormarsch der 11. Armee zum Stehen.

Mackensens linker Flügel war dem Gegner an der Klinge geblieben und überflügelte Kazimierz. Die 47. Reservedivision griff den Feind bei Kurow an, erstürmte die flache Höhe 186 westlich von Markushow, wo der Russe erbittert focht, und zog in Kazimierz ein. Deutsche Pioniere warfen eine Brücke über den breiten, von Sandbänken durchzogenen Weichselstrom und stellten die Verbindung mit dem linken Ufer sicher, an dem der Russe inzwischen auf Iwangorod gewichen war.

Mackensen wurde genötigt, in Südpolen zum vierten Male zu neuer Schlacht aufzumarschieren.

Die Schlachtenfolge in Kurland und Nordpolen

Dritter Akt: Die Kämpfe zwischen Narew und Bug

Während Mackensen in der Südflanke des westrussischen Mittelraumes kämpfend Boden gewann, bemühte sich der Großfürst, den Feind am Narew zum Stehen zu bringen und Hindenburgs Einbruch in die Nordwestfront zu hemmen.

Die Deutschen wurden bald gewahr, daß ihnen der Übergang über den Narew nicht geschenkt war.

Die Russen führten zahlreiche Verstärkungen an den Unterlauf des Bugflusses und griffen die Deutschen zwischen Narew und Bug entschlossen an, um den kecken Feind wieder in den Fluß zu werfen. Der Augenblick war günstig, denn Gallwitzens linkes Zentrum war noch nicht aufmarschiert, sondern erst im Begriff, sich in den sumpfigen Niederungen des linken Narewufers zwischen Rozan und Pultusk zu entwickeln, sein linker Flügel noch bei Ostrolenka—Kamionka verstrickt und sein rechter Flügel vor Nowogeorgiewsk, bei Nasielsk und vor Szerock auf dem rechten Ufer gefesselt, als der Gegenangriff aus den Wäldern, von den Sanddünen von Goworowo, aus den Bugbrückenköpfen Wyszkow und Szerock und aus der Nordostfront von Nowogeorgiewsk über ihn hereinbrach.

Regenschauer peitschten die Getreidefelder, kalte Nebel entstiegen dem Narew und verhüllten die Vorbereitungen der Russen. Auch die Deutschen rüsteten, aber der Russe war früher fertig und griff am 26. Juli an. Der Himmel hatte sich aufgehellt, heiße Sonne brütete auf der weitgeöffneten Landschaft. In den Gründen des Orzbaches und hinter dem Pruthbach stand russische Artillerie verborgen und überschüttete das deutsche Fußvolk mit wirksamem Feuer. In dicken braunen Haufen lief die russische Infanterie an und überflutete das Vorgelände, in dem sich die dünnen deutschen Linien zwischen Büschen, Bächen, Baumgärten, Gehöften und wogendem Korn dieser heftigen Angriffe mühsam erwehrten.

Die Russen kämpften um hohen Einsatz. Der Großfürst hatte befohlen, die Linie Lomza—Ostrolenka—Goworowo—Nowogeorgiewsk unter allen Umständen zu halten und die Rückzugsstraßen der von der Weichsel und aus dem Innern des Zentralraumes nach Osten abziehenden Heeresteile gegen Norden zu sichern, wie Iwanow sie bei Cholm, Lublin und Wlodawa gegen Süden sicherte. Dabei bediente er sich der inneren Linie mit großem Geschick. Nicht weniger als 20 Divisionen waren zwischen Nasielsk und Sniadovo aufmarschiert und stürzten sich mit vorgestaffeltem linken Flügel auf den rittlings des Narew und in den Schleifen von Pultusk und Rozan stehenden Feind, der noch um Armfreiheit rang.

Die Russen setzten auf dem äußersten linken Flügel zwei turkestanische Divisionen an, die aus dem Brückenkopf Szerock und den Waldstücken zwischen Szerock und Nasielsk hervorbrachen und die 85. Landwehrdivision — Gallwitzens Flankenschutz — auf dem rechten Flußufer über den Haufen zu rennen drohten. Gelang's, so war Plüskow in Gefahr, umgangen und von seinen rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Der Ansturm brach in der Mitte zwischen Nasielsk und dem Narewuferort Holendry ein und entriß den Deutschen das Dorf Losiewo. Erst als die Brigade Pfeil von Nasielsk zur Unterstützung herbeieilte und sich den Turkmenen entgegenwarf, kam der Kampf zum Stehen. Noch heftiger war der Anprall auf dem linken Narewufer, zwischen Holendry und der Straße Pultusk—Wyszkow und weiterhin bis zur Sumpfwildnis Bagno Pulwy. Plüskow schickte sich gerade an, den Pruthbach zu überschreiten und auf Wyszkow durchzubrechen, als ihn der russische Gegenangriff traf. Gegen die Stellung der 86. Division, die am linken Flügel focht, brauste Sturm auf Sturm; die Division kam arg in die Klemme und mußte durch die Division Menges herausgehauen werden. Die 1. Garde-Reservedivision, die Gallwitz Plüskow für diesen Tag unterstellt hatte, war schon auf der Straße Pultusk—Pniewo—Wyszkow zum Angriff aufmarschiert, als auch sie sich plötzlich angefallen und in die Abwehr verwiesen sah. Sie mußte vor Pniewo und im Pruthgrund mit der blanken Waffe kämpfen, um den Angreifer abzuschütteln, brach jedoch seine Kraft und trieb ihn schließlich mit dem Bajonett durch Pniewo zurück. Wie die 86. Division, so geriet auch die links von der Garde anschließende 50. Division in Not und behauptete sich nur um den Preis blutiger Opfer.

Auch nördlich der Sumpflandschaft Bagno Pulwy, in der eine schwache deutsche Kavalleriebrigade Wache hielt, liefen die Russen mit Todesverachtung an. Zwei Divisionen sibirischer Kerntruppen warfen sich von zwei Seiten auf das XVII. Korps und stießen es gegen die Brückenköpfe der Narewschleife zurück.

Das Korps Watter wurde nicht minder heftig angefallen. Drei Liniendivisionen gingen zu beiden Seiten des Orzbaches, an der Straße Ostrow—

Rozan und westlich von Goworowo zum Angriff vor. Die Schwaben wurden an der Orzmündung festgehalten und schlugen sich in hin- und herwogenden Gefechten um die Gehöfte und Kornschober im Orzgrund. Die Pommern verteidigten den Rozaner Vorort Kazewiec und die Kasernen im Rozaner Weichbild, und die 4. Gardedivision kämpfte um die Behauptung der Uferlehnen und des Waldes von Dombrowka, gegen die die Russen Regiment auf Regiment in wilden Wellenstößen vortrieben. Aber die Garde wich und wankte nicht und gewann mit Unterstützung wie vom Himmel gefallener Verstärkungen sogar gegen Kruszewo Boden.

Als es Abend wurde, war die deutsche Front zwischen Szerock und Kruszewo nirgends durchbrochen worden, und der große Gegenangriff, der die Divisionen Plüskows und Watters in den Narew werfen sollte, um den unmittelbaren Erfolg betrogen. Die Russen beschieden sich mit dem erstrittenen Zeitgewinn und schanzten trotz ihrer Ermüdung und der erlittenen schweren Verluste die ganze Nacht, um ihre Pruth- und Orzstellungen zu verstärken und den Kampf am 27. Juli zu erneuern. Bei Tagesgrauen liefen sie abermals gegen Plüskows äußersten rechten Flügel an. Sie setzten der 86. Division und der 85. Landwehrdivision hart zu und zwangen Plüskow, sich tiefer einzugraben und auf die Wiederaufnahme des Vormarsches zu verzichten. Watter erging es nicht anders.

Die Lage begann sich in neuem Lichte zu zeigen.

Erst wenn es dem I. Korps und dem rechten Flügel der 8. Armee gelang, Ostrolenka aus den Angeln zu heben und den Narew zwischen Kamionka und der Rozogamündung zu überschreiten, war Gallwitz imstande, die Stockung zu überwinden, seine ganze Front vorzuführen und die Linie Wyszkow—Ostrow—Lomza zu erstreiten. Da Plüskow und Watter schwer verkämpft lagen, der Übergang der Division Falk bei Kamionka gescheitert war und die allgemeine Entwicklung des Feldzuges starkes Handeln verlangte, mußte die Lage rasch entwirrt werden.

Glücklicherweise hatte der selbständige Entschluß eines deutschen Divisionärs die Lösung des gordischen Knotens schon am 25. Juli vorbereitet.

General Stumpff, der Führer der 83. Division, die seit dem 24. Juli an Ebens rechtem Flügel focht, war bei Modzele, auf dem rechten Narewufer, einige Kilometer unterhalb der Furt von Kamionka, Zeuge des vergeblichen Ringens der 2. Division um den Übergang gewesen. Als er sah, daß der Einsatz von Verstärkungen in dem überwältigenden Feuer nichts helfen konnte, faßte er seine Division zusammen und führte sie kurzerhand flußabwärts nach Sielun, wo die Garde inzwischen den Übergang erzwungen hatte. Er gewann noch in der Nacht das linke Ufer und zog hinter dem linken Flügel der 4. Gardedivision auf. Gallwitz unterstellte die rasch und glücklich auf das linke Ufer gelangte Division dem General v. Watter, der die „vom Himmel gefallene“ Hilfe schon am 26. Juli ins Feuer sandte.

Stumpff kämpfte bei Chelsy Schulter an Schulter mit der 4. Gardedivision und drang am 27. Juli mit dieser über Kruszewo gegen Goworowo vor.

Diese Verlängerung und Verstärkung des linken Flügels setzte Watter instand, das I. Korps am 27. Juli aus seiner Zwangslage zu erlösen. Stumpff schritt herzhaft aus, nahm den Ort Rembisze und stieß dann, durch die Garde gedeckt, in nordöstlicher Richtung am Narew aufwärts gegen Kamionka vor. Durch Sumpf und Wald brach sich die 83. Division Bahn und griff in der Abendstunde die Dörfer Cisk und Lipianka, in denen der linke Flügel der Sibiriaken verschanzt saß, mit dem Bajonett an. Der Stoß zielte in die Südflanke der von Kamionka bis Ostrolenka aufgereihten Russen.

Trotz verzweifelten Widerstandes erstürmten Stumpffs preußische Landsturmbataillone im Abenddunkel die Dörfer Cisk und Lipianka und setzten sich vor Kamionka fest. Sie hatten das Stellungsnetz zerrissen, das der Russe von Holendry an der Mündung des Pruthbaches bis Ostrolenka und darüber hinaus zur Mündung der Rozoga und des Ruzbaches ausgespannt hielt, um den deutschen Vormarsch in der Warschauer Nordflanke zum Stehen zu bringen.

Doch es bedurfte noch tagelanger Kämpfe, den errungenen Erfolg zu sichern und die russische Stellung aufzurollen.

Gallwitz gab rasch gefaßt alle Versuche auf, am Pruthbach Raum zu gewinnen und bei Ostrolenka überzusetzen, und zog alle verfügbaren Kräfte zwischen Rozan und Kamionka zusammen. Plehwe erkannte die Gefahr, die ihm bei Lipianka und vor Goworowo drohte, und tat desgleichen, begnügte sich aber zunächst mit der Heranführung der 59. Reservedivision, um Gallwitz im Angriff zuvorzukommen. Als sie zur Stelle war, warf er sich am 31. Juli auf die 83. Division und durchbrach in wuchtigem Anlauf Stumpffs abgekämpfte Front. Stumpff erlitt schwere Verluste und verlor den teuer erkauften Boden, hielt sich indes, bis frisch herangeführte Teile der 54. und der 2. Division von den Flanken her zufaßten und die Lage wiederherstellten. Die 83. Division mußte das Schlachtfeld verlassen, aber der kurzlebige Erfolg brachte den Russen kein Heil, denn der Tag endete mit der Erlösung der Besatzung des Brückenkopfes von Kamionka. Während bei Cisk und Lepianka gefochten wurde, brach die Besatzung unter der Führung des Obersten Weicke aus ihren zerschossenen Gräbern hervor und erstürmte die Waldhöhe, von der die Russen sie sieben Tage in Schach gehalten hatten.

Gallwitz atmete auf.

Nach der Vertreibung der Russen von den Hügeln und aus den Wäldern von Kamionka riß sich die Schlacht aus der Erstarrung. Die Deutschen erhoben sich aus den Gräben und suchten die Entscheidung in der Durchbrechung der Linie Ostrolenka—Goworowo.

Das verstärkte I. Korps griff den Feind in der Morgenfrühe des 1. August an und brach südlich von Ostrolenka in die russischen Reihen. Der Verteidiger

verlor den Halt, wurde von Kamionka auf Berawe geworfen, gab das Flußufer preis und wich am 2. August, vom I. Korps und der 75. Reservedivision der 8. Armee bedrängt, gegen den Eisenbahndamm zurück.

Am Tage darauf begann der entscheidende Kampf um Goworowo. Gallwitz faßte das XVII., das XIII. und das I. Korps, im ganzen 11 Divisionen, zu einheitlichem Angriff zusammen und bahnte dieser Masse mit Granaten und Flügelminen den Zugang zu den russischen Gräben.

Die Russen wehrten sich noch einmal mit voller Kraft und suchten den Angriff in der neu verdrahteten, durchlaufenden Stellung aufzufangen. Sie wußten, daß sie um großen Einsatz kämpften. Alexejew zählte jeden Tag, jede Stunde als Gewinst, trug unterdessen die Weichselfront ab, leerte die Arsenale von Warschau, die Lager bei Siedlce und Nowo-Minsk und schaffte Geschütz und Troß, Menschen und Tiere, alle beweglichen Vorräte und den Ertrag der Ernte über den Bug, um die Heereskraft zu retten und den von Süden, Westen und Norden vorrückenden deutschen Armeen eine Einöde zu hinterlassen.

Aber die Wucht der deutschen Anläufe spottete jedes Widerstandes. Am 5. August brach die verstärkte Stoßgruppe Watter bei Goworowo durch, riß Plehwes Zentrum auf und überschritt den Eisenbahndamm. Da das I. Korps inzwischen abermals Gelände gewonnen und an den Straßen Ostrolenka-Ostrow und Ostrolenka—Sniadowo 12 Kilometer Wegs erstritten hatte, waren die russischen Stellungen auf der ganzen Linie unhaltbar geworden. Am 6. August brach die russische Schlachtordnung unter den Stoßkeilen, die Gallwitz zwischen der Straße Rozan—Ostrolenka und der Zweigstraße Ostrolenka—Piski südwestlich von Sniadowo in die feindliche Front schlug, vollends auseinander, und am 7. August gaben die Russen auch die in der Luft hängende Pruthstellung preis und wichen fechtend auf Wyszkow und Ostrow.

In Staffeln räumte der Russe die aufgerollten Stellungen und zog sich, von Gallwitz und Scholtz hart bedrängt, auf der ganzen Linie zwischen Narew und Bug zurück. Nur Lomza hielt noch stand und wehrte die Angriffe des linken Flügels der 8. Armee ab, um die empfindliche Flanke der von der Weichsel und dem Narew nach Nordosten abziehenden Truppenmassen so lange als möglich zu schützen. Scholtz hatte die vorgeschobenen Werke am 4. August genommen und schritt am 8. August zum Artillerieangriff auf die Nord- und Westfront des starken Platzes. Am Nachmittag des 9. August stürmte seine Infanterie das Fort IV, das die Straße Ostrolenka—Lomza gesperrt hielt. Am Tage darauf verließen die Russen die Festung und zogen ab. Am 11. August bemächtigte Scholtz sich des Sperrforts Wizna an der Bobrmündung und setzte auch hier über den Strom.

Der Fall Lomzas zog die Räumung des ganzen Abschnittes Ostrow—Wyszkow nach sich. Die Zugänge von Ostrow wurden von den Russen noch am 9. August in erbitterten Waldgefechten verteidigt. Erst als der Druck

von Norden sich geltend machte, räumte der Russe in der Nacht seine Stellungen und ging fechtend über das Malibrokflüßchen gegen Südosten zurück. Die Deutschen schritten zur Verfolgung des geschlagenen Feindes. Sie ging durch niedergebrannte Dörfer, zertretene Felder, unwegsame Forste und sumpfige Niederungen gen Osten. Hindenburgs Befehle forderten die äußerste Anspannung, denn größte Eile tat not. In aufreibenden Märschen drängten die Armeen Scholtz und Gallwitz zwischen Narew und Bug stromaufwärts, um die Linie Bjelsk—Ossowiez so schnell als möglich zu erreichen.

Inzwischen waren Szerock und Zegrze gefallen und Nowogeorgiewsk von Beseler eingeschlossen worden. Nowogeorgiewsk feuerte aus allen Schlünden und schien gewillt, sich auf das äußerste zu wehren. Die Anziehungskraft der Festung hatte über 80 000 Mann Feldtruppen festgehalten, die nun mit ihr standen und fielen.

Auch um Kowno, den strategischen Gegenpol Nowogeorgiewsks, war die Schlacht entbrannt.

Hindenburg hatte Gallwitz angewiesen, dem Feind auf den Fersen zu bleiben und die Front, die der Russe vor Bjelsk aus Nachhuten stets aufs neue aufbaute, unermüdlich anzugreifen und immer wieder zu durchbrechen, um die Linie Suraz—Bjelsk—Kreszczele im Sturmschritt zu erreichen. Gallwitz fand harte Arbeit. Marsch- und Kampftage wechselten und ermüdeten und schwächten die Armee, deren rückwärtige Verbindungen immer länger und immer schlechter wurden, je tiefer sie in das weiträumige wald- und wasserreiche Gebiet zwischen dem Bugbogen und dem Narewknie eindrang. Erbarmungslos brannte der Russe Dörfer und Städte nieder, die er dem Feinde lassen mußte, und wich fechtend von Mazorieck—Andrzejow über die Bahnlinie Warschau—Bialystok auf den Nurzecabschnitt. Hier stellte er sich noch einmal zur Rückzugsschlacht. Rechts durch das weitversumpfte Narewknie und die anschließende Njemenlinie gedeckt, links die Verbindung mit den von Warschau im Bugbogen und am Wieprz zurückgehenden Heeresteilen wahrend, bot er der Armee Gallwitz am 13. August wiederum Halt.

Während Gallwitz am Narew kämpfte, verfiel die Weichsellinie der Auflösung.

Der Kampf um die Weichsellinie

Zweiter Akt: Der Übergang bei Warschau und Iwangorod und der Vormarsch auf den Bug

Vor Warschau und Iwangorod wurde in den letzten Julitagen bald stürmisch, bald hinhaltend gekämpft. Hierbei waren die Russen im Vorteil, da sie die Festungen und die Stromlinie nur noch aus strategischen

Gründen verteidigten und ihren Rückzug je nach der Gestaltung der Lage am Narew und am Wieprz beschleunigen oder verzögern konnten. Die Aufgabe Leopolds und Woyrschs war sehr schwierig, denn sie mußten an einem Feind hängen, der in den Festungen und der Stromschranke die besten Mittel besaß, sich vor Verstrickung zu bewahren und im Anschluß an die Wieprz- und Narewarmeen kämpfend nach Osten zu weichen. Dazu hatten die Russen frühzeitig Vorbereitungen getroffen. Die Räumung der Arsenale von Warschau und Iwangorod war schon seit dem 14. Juli im Gange. Auf den Bahnen und den Straßen, die über Nowo-Minsk, Siedlce und Lukow aus dem umfaßten Operationsraum nach Osten führten, bewegten sich endlose Züge und Kolonnen und suchten hinter den nach drei Seiten frontmachenden Armeen das Weite. Noch wichtiger aber war die Rettung der Armee.

Es kam für die Russen alles darauf an, die Linie Warschau—Iwangorod zu behaupten, bis der Feldherr die Besatzungen der Weichselfront in Staffeln zurücknehmen konnte. Warschaus äußerer Gürtel, die Feldwerke von Kozienice und die Forts von Iwangorod wurden deshalb stark besetzt gehalten, aber die offene Stromschranke war so lang, daß die Verteidiger die Linie Gora Kalwarja—Kozienice nicht genügend zu sichern vermochten. Sie vertrauten indes auf die Bahnstrecke Iwangorod—Garwolin—Warschau, die ihnen gestattete, rasche Rochaden durchzuführen, an bedrohten Uferstellen über Nacht stärkere Kräfte zu sammeln und den Kampf mit übergegangenen Abteilungen zwischen Totwassern und Buschwäldern mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen.

Leopold und Woyrsch kämpften am 24. Juli hart vor den Festungslinien. Die 9. Armee hatte bei Gora Kalwarja die Weichsel erreicht und stürmte die Orte Ustanow, Lbiska und Jazgarzew. Der Russe wehrte sich, fiel am 27. Juli gen Süden aus und suchte die rechte Flanke des XXV. Reservekorps einzudrücken. Die schwache 9. Armee geriet in Bedrängnis.

Zur gleichen Zeit schob sich Woyrschs rechter Flügel dichter an die Werke von Iwangorod heran. Woyrsch verfügte nach dem Ausscheiden österreichischer Kräfte nur noch über das k. u. k. XII. Korps, die 3. und 4. Landwehrdivision seines alten Landwehrkorps, die Division Bredow und die k. u. k. 7. Kavalleriedivision. Mit dieser geringen Macht griff er Iwangorod an und machte sich gemäß dem Befehl aus Teschen-Pleß zum Übergang bei Nowo-Alexandrija fertig. Da dort das Moskauer Grenadierkorps zur Abwehr bereitstand, war das Unternehmen sehr gewagt. Woyrsch erhob daher Einwände und erhielt in letzter Stunde die Erlaubnis, den Übergang unterhalb der Festung Iwangorod ins Werk zu setzen. Unter dem Schleier gewaltsamer Angriffe auf die Festungen erfolgte am 29. Juli der entscheidende Schlag, der gegen den offenen Strom gerichtet war und die Linie Warschau—Iwangorod aufriß. Zu diesem Zwecke war Woyrsch ver-

anlaßt worden, seine kleine Armee umzuordnen und mit dem linken Flügel den Übergang über die Weichsel zu erzwingen. Woyrsch tat dies, indem er seine Flügel vertauschte. General v. Köveß erhielt Befehl, die Festung mit seinen Österreichern zu berennen, das schlesische Landwehrkorps aber rückte unter der Führung des Generals v. König im Gewaltmarsch nach Norden und bereitete sich zwischen Kozienice und der Pilicamündung zur Überwindung der Weichsel vor. Die Russen sorgten mehr für Iwangorod als für den breitfließenden Strom. Sie verließen sich auf die schillernde, von Inseln und Sandbänken besäte Fläche, die der Beobachtung offen lag und von ihren Maschinengewehren Tag und Nacht bestrichen werden konnte.

Da sandte der Wettergott den Deutschen schwere Gewitterregen, die in schwarzgrauen Wolkenschichten gezogen kamen und das Vorfeld von Iwangorod, die Weichselauen und den Strom in tiefes Dunkel hüllten. Unter ihrem Schutz lösten Köveßens Ungarn und Rumänen die Schlesier am rechten Flügel Woyrschs ab. Wie an der Katzbach goß es vom Himmel, als die Landwehr links abmarschierte und über Wladislawow zwischen alten, zerschossenen Russenschanzen hindurch auf verschlammten Wegen nach Nordwesten rückte. Am 28. Juli erreichte das Korps unfern der Radomkamündung die Weichsel.

Den Russen war der Flankenmarsch Königs entgangen. Sie saßen auf dem rechten Ufer des breitziehenden Stromes in Weidenpflanzungen und Sanddünen und streuten von Zeit zu Zeit Schützenfeuer in die Wälder des linken Ufers, waren aber auf keinen Angriff gefaßt. Gegen Mitternacht traten die Schlesier aus den schützenden Wäldern hervor, um die Pontons zu besteigen und ins graufließende, von Silberduft umwobene Wasser hinauszusteuern. Als dunkle Schattenrisse hoben sich Eilande und Dünen vom blasseren Ostrand des Horizontes ab, während das Westufer im Dunkel verschwamm. Das waghalsige Unternehmen glückte. Wenige Kilometer oberhalb der Radomkamündung gelang es einigen Kompagnien, vor Morgengrauen über den Hauptarm des Stromes zu setzen und sich auf den Auen einzunisten, wo österreichische Pioniere schon in der Nacht vorher Gräben und Schulterwehren eingerichtet hatten. Kahn auf Kahn schoß heran, aber noch war die Zahl der Kämpfer gering, als der Morgen über die Wälder stieg und den Strom silberklar färbte. Ein sonniger Tag zog herauf.

Als die letzten Dünste im Lufthauch der goldenen Frühe zerflossen, entdeckten die Russen den Feind. Sofort meldete sich die russische Artillerie. Lage auf Lage klatschte in Schilf und Schlamm, Schützenfeuer prasselte nach und Verstärkungen eilten heran, um den verwegenen Überfall zu strafen. Doch es war zu spät. Von Insel zu Insel drangen die Schlesier durch Nebenarme und tote Wasser gegen das Ostufer vor. Die Uferbesatzung wurde übermannt und zersprengt und in die Wälder von Podlenz, Obolin und Maciejowice in der Richtung auf die Bahnlinie Iwangorod—Gar-

wolin—Warschau zurückgeworfen. Hier verstärkte sich der Widerstand zu standfester Gegenwehr. Aber der Brückenkopf, den das tollkühne Vorgehen Königs geschaffen, war schon so stark, daß ihn kein Gegenangriff mehr zerbrechen konnte. Bei Ryczywol wuchs die erste Kriegsbrücke über den Strom. Als die deutschen Batterien vom linken Ufer aus in das Gefecht eingriffen und Obolin in Brand schossen, gaben die Russen die Hoffnung auf, die Deutschen mit den bereitgestellten Kräften in den Strom zurückzuwerfen. Nur gegenüber der Radomkamündung gelang es ihnen, die Angreifer auf den Weideninseln festzuhalten und der 4. Landwehrdivision das Vordringen gegen Domaszew zu verwehren.

Am 30. Juli zogen beide Teile Verstärkungen heran und rüsteten zum entscheidenden Kampf. Die Deutschen schafften Minenwerfer in die Schützengräben und machten sich bereit, durch die Uferwälder und über die Sandblößen vorzudringen und den Russen Maciejowice und Domaszew zu entreißen, die Russen suchten sie in den Flanken zu fassen und einwärts aufzurollen. Schweres Artilleriefeuer fiel auf die Wälder, riß Erd- und Qualmfahnen in die Höhe und schlug auf beiden Seiten tiefe Wunden. Der Deutsche behielt im Geschützkampf die Oberhand, seine Gasgranaten räumten den Wald.

Am Nachmittag des 1. August erhoben sich die Schlesier zum Sturm auf die zerschossenen Stellungen. Die Russen hielten auf dem linken Flügel stand und empfingen die Sturmwellen mit Gewehr- und Geschützfeuer, das die Sandblößen und die Gründe zwischen den Totwassern verheerte und den rechten Flügel Königs wieder zur Erde zwang. In der Mitte brach der Angreifer in eine zerschossene Stellung und setzte sich fest. Auf dem linken Flügel erreichte er im Abenddämmer stürmend die Trümmer von Domaszew. Die Russen waren nicht dazu gekommen, sich zum Gegenangriff zu entwickeln und durch die Umfassung Domaszews in schwere Bedrängnis geraten. Als es nachtete, lagen die Schlesier vor dem letzten Waldstreifen, der die Uferlandschaft von dem ostpolnischen Hügelland schied, und dicht am Wasserlauf der Struga, eines parallel zur Weichsel ziehenden Nebenflüßchens, das die Südflanke der russischen Hauptstellung und Maciejowice deckte.

Der Kampf dauerte ohne Unterbrechung an. Die kurze Sommernacht hallte von Gewehrfeuer, Leuchtkugeln stiegen aus den schwarzen Forsten, der Mond flimmerte auf den Waldblößen und geisterte in Nebeldünsten und Gasschwaden, die sich zwischen Erlen und Kiefern verfangen hatten. Im Schutze dieses Helldunkels ging der Russe vorsichtig aus den Uferwäldern auf Maciejowice gegen die Bahnlinie und die Straße Warschau—Lublin zurück. Er verzichtete darauf, den Durchbruch abzuwehren, der die Uferverbindung zwischen Iwangorod und Warschau zerriß, und setzte sich erst bei Podzamcze und Laskarzew zu neuem Widerstand. Mit dem ersten Morgenstrahl stießen die Schlesier dem Feinde nach und warfen seine Nachhuten aus Laskarzew und von den Höhen von Podzamcze. Sengend und

brennend wichen die Russen über die Bahn gen Osten. Am 3. August war die Verbindung zwischen Iwangorod und Warschau vollends abgeschnitten und Iwangorods Nordflanke vom rechten Weichselufer aus bedroht.

Vergebens warfen die Russen Verstärkungen von Iwangorod gen Norden. Köveß erfaßte die Gelegenheit und brach mit der blanken Waffe in die Westfront des entblößten Festungsgürtels ein. Da Josef Ferdinands linker Flügel zur gleichen Stunde vor Nowo-Alexandrija erschien, war Iwangorod doppelt verloren und die Weichsellinie bis zur Radomkamündung zugleich durchbrochen und aufgerollt. Der Großfürst befahl, den Platz zu räumen. Am 4. August zogen sich die Verteidiger aus dem Brückenkopf über den Strom zurück, und am Tage darauf gaben sie die Kernfeste und die alten Ostforts preis, um an der Bahn Iwangorod—Lukow auf Ryki zu entweichen. Sprengschläge und Rauchsäulen begleiteten ihren Abzug. Köveß folgte ihnen auf dem Fuße und reichte Josef Ferdinand vor den Osttoren Iwangorods die Hand. Unterdessen überschritt Woyrschs Landwehrkorps die Bahn Iwangorod—Garwolin und rückte Schulter an Schulter mit Köveß auf Zelechow.

Als Woyrsch den Übergang über die Weichsel vollzogen hatte, nahm die 9. Armee, die vom 27. bis 29. Juli schwer gekämpft hatte, den Angriff auf Warschau wieder auf und brach am 3. August in die Südfront ein. Die Linie Leszno—Blonie—Nadarzyn—Piaseczno, in der Mackensen in der zweiten Oktoberwoche seine kühnsten Kämpfe geliefert hatte, wurde durchbrochen und das Belagerungsgeschütz vor den Forts aufgefahren. Die Russen waren überrannt, aber nicht überrascht worden. Smirnow hatte nur noch Nachhuten am Feinde stehen, um den Rückzug seiner Armee zu decken, die seit zwei Tagen in dichten Massen über die Brücken strömte und über Praga gen Osten abmarschierte. Die Fortsbesatzungen waren zur Aufopferung bestimmt und handelten danach. In der Nacht flogen die Brücken in die Luft. Als der Morgen graute, flüchteten die letzten Verteidiger aus den qualmenden Festen und suchten durch die Stadt und über den Strom zu entkommen. Ihnen auf den Fersen folgte der Feind. Am Portal der gesprengten Hauptbrücke verflackerte der letzte Widerstand. Aber unüberbrückbar flutete die Weichsel, von Praga schlug Schrapnell- und Schützenfeuer über den Strom und verkündete, daß die Russen den Kampf noch nicht aufgegeben hatten.

Smirnow setzte den Versuchen Leopolds, den Strom zu überschreiten, lebhaften Widerstand entgegen und erkämpfte eine Frist von fünf Tagen. Am 8. August wuchs die erste Pontonbrücke über die breite Fläche. Ein Versuch, sie durch Heranführen eines riesigen Floßes zu zerstören, wurde vereitelt, und in der Frühe des nächsten Tages gewannen die Divisionen Scheffers und des Kavalleriekorps Frommel das rechte Ufer.

Der Vormarsch der 9. Armee zur Vereinigung mit Woyrsch und Gallwitz begann. Er führte zunächst zu keinen größeren Kämpfen. Während vor

Nowogeorgiewsk der Donner schweren Festungsgeschützes rollte, entwichen aus Praga und Karczew die letzten Kosaken. Hinter ihnen wirbelten Brandsäulen. Die 9. Armee stellte zunächst die Verbindung mit Woyrschs linkem Flügel her — Woyrsch schied aus dem österreichischen Befehlsbereich und wurde mit sämtlichen Streitkräften dem Befehl des Prinzen Leopold unterstellt — und stieß dann, von der Heereskavallerie in der linken Flanke gedeckt, dem Feinde über Nowo-Minsk auf Kahyszyn und Siedlce nach. Smirnow hatte den Vorsprung, den ihm die Sprengung der Brücken und die Verteidigung Pragas gesichert hatte, voll ausgenützt. Die Deutschen suchten ihn in den ersten Tagen vergebens zu fassen und marschierten durch verödetes Land. Aus niedergebrannten Kornspeichern quoll erstickender Qualm, der die Regenluft mit Ruß sättigte und die Fernsicht trübte. So weit das Auge reichte, war nichts aufrecht geblieben. Die Straßenkörper waren aufgerissen und weggekarrt und die Bahndämme völlig zerstört. Erst am 10. August stieß die Spitze des XXV. Reservekorps auf den Feind. Smirnow hatte zwischen Nowo-Minsk und Siedlce eine Sperrstellung bezogen und empfing die 49. Reservedivision östlich von Kahyszyn am Kosterszynbach mit Feuer. Während die 49. Reservedivision den Kampf aufnahm, ging die 84. Reservedivision rechts zur Umfassung vor. Das Kavalleriekorps Frommel klärte am linken Flügel gewaltsam auf. Unterdessen marschierte Smirnows Hauptmasse weiter. Die Nachhut räumte in der Nacht die Bachstellung und entzog sich dem Gegner, ehe er zur Umfassung schreiten konnte.

Hindenburg befiehlt rücksichtslose Verfolgung, denn auch vor Gallwitz und Scholtz ist der Feind gewichen und in raschem Abzug von Wyszkow, Ostrow und Lomza gen Osten.

Zahlreiche Brände stehen am Himmel und zeigen, daß der Russe einen neuen Vorsprung gewonnen hat. Er schleppt die Bevölkerung mit sich. An eingeäscherten Dörfern, getötetem Vieh und frischgehäuften Kindergräbern vorüber folgt die 9. Armee dem entronnenen Feind. Die Verfolgung wird teuer. Kraftwagen und schwere Fuhrwerke brechen zusammen, die Pferde, die nur noch spärliches Futter erhalten, versagen und stürzen. Hunderte leichter Panjewagen werden als Ersatz eingestellt und nach wenigen Tagen als Gerümpel in den nächsten Sumpf geworfen — aber unermüdlich marschiert die fechtende Truppe hier wie am Wieprz und am Orzbach ins Unbekannte, um den Feind zu stellen und abermals zu schlagen.

Prinz Leopold und Woyrsch halten gleichen Schritt. Am 12. August überschreitet die Verfolgung der Mittelgruppe die Linie Luckow—Siedlce. Russische Nachhuten verteidigen Mordy und Losice und werden in die Sumpfwälder von Miendczyczec geworfen. Dann wird die Verfolgung wieder zu wanderndem Gefecht, und am 13. August schwillt das Gefecht vor der Front des XXV. Reservekorps und des Landwehrkorps zu ernstem

Kampf und vermischt seinen Geschützdonner mit dem der Armee Gallwitz, der stark und stärker vom Unterlauf des Narew herübertönt.

Von Süden schwillt das Getöse schwerer Kämpfe der Armeegruppe Mackensen, die seit dem 4. August in schwerflüssigem Vormarsch Raum gewonnen hat und bei Wlodawa und Parczew um die Südwestflanke der Brest-Litowsker Zentralstellung ringt.

Die Schlachtenfolge in Südpolen

Vierter Akt: Der Durchbruch bei Wytyczno und Orzechow

Der Großfürst hatte die Weichsel- und Narewarmeen auf die Nurzec—Buglinie zurückgerissen. Der Weichselsack war dadurch rückwärts eingestülpt, die Front abgeflacht und die völlige Umfassung des vorgepreßten Zentrums verhindert worden. Aber die Linie Kowno—Brest-Litowsk erschien dadurch mitnichten gesichert, denn Mackensens Vormarsch wühlte sich tief und tiefer in die Südflanke Brest-Litowsks und drohte die allgemeine Front zwischen Wlodawa und Luzk zu sprengen.

Während bei Goworowo, vor Warschau und auf dem rechten Weichselufer bei Garwolin gekämpft wurde, brachen sich Mackensens Angriffskolonnen gegen Sawin, Lenczna und Lubartow Bahn. Als der Angriff der 11. Armee am 3. August im ausgedehnten Sumpfgelände der Ucherska und der Swinka festgeriet, nahm Mackensen innerhalb der 11. Armee Verschiebungen vor und wies der Bugarmee einen breiteren Gefechtsstreifen an, um diese Bewegung zu decken. Die strategische Entwicklung mahnte zur Eile.

Je näher der Russe zusammenrückte, um Brest-Litowsk zu erreichen und zu verteidigen, desto enger wurde der Kreisbogen der verfolgenden Armeen. Mackensens linker Flügel schob sich nach und nach gegen Nordosten und strebte nach festerer Verbindung mit der 11. Armee, die an der Swinka gefesselt stand. Am 4. August gelang es der Gardekavallerie, die Verbindung herzustellen. Sie brach durch das brennende Lenczna gegen Lubartow vor und sicherte den Anschluß an Josef Ferdinands rechten Flügel. An demselben Tage traf in Mackensens Hauptquartier zu Lublin die Meldung ein, daß Iwangorod gefallen sei. Am Tage darauf lief die Nachricht vom Falle Warschaus durch die Gräben an der Swinka.

Da kam Bewegung in Mackensens erstarrte Mittelfront. Der Russe begann die Swinkastellung unter dem wachsenden Druck zu räumen. Am 7. August erreichte die Bugarmee Sawin, die 11. Armee Kresna und die Armee des Erzherzogs Lubartow und Barnow. Der linke Flügel kam jetzt rascher vom Fleck und schwenkte zusehends nach Osten ein. Iwanow klammerte sich mit dem linken Flügel bei Wlodawa an den Bug, indem er nach Nord-

osten abdrehte. Er handelte plangemäß, denn in seinem Rücken lag noch die festeste aller Stellungen, die der Russe zwischen Wieprz und Bug errichtet hatte. Sie lehnte sich an die Waldhügel von Uchrusk und Hansk, die Sümpfe von Wytyczno und die Seenkette von Orzechow und Ostrow, bildete als kürzester Sperriegel den besten Halt der auf Brest-Litowsk abschwenkenden Südarmeen und sicherte den Russen den Besitz von Brest-Litowsk.

Als Mackensen an dieses gewaltige Hindernis prallte, entschloß er sich zu einer letzten Rochade. Er zweigte die Hauptkräfte der 4. Armee nach dem äußersten rechten Flügel ab, verstärkte die Armee Puhallo, befahl Linsingen, die Bugarmee zum Sturm auf die Linie Uchrusk—Hansk—Wytyczno vorzuführen, und griff die Linie Orzechow—Ostrow mit der 11. Armee an, während der Erzherzog an den gesprengten Ostforts von Iwangorod vorbei den Unterlauf des Wieprz gewann und die Fühlung mit Woyrsch herstellte.

Am 9. August eröffneten die Artillerien der Bugarmee und der 11. Armee das Feuer auf die russische Hauptstellung zwischen Wieprz und Bug. Die letzte Schlacht in der Südflanke des westrussischen Festungssystems begann. Sie wurde von den Russen zur Deckung des Rückzuges der von Warschau und Iwangorod abziehenden Armeen und der Sicherung Brest-Litowsks, von den Deutschen zur Durchbrechung des Südflügels der Deckungsarmeen und zur Aufrollung der Bugfront geliefert.

In blutigem Kampf erstürmte der rechte Flügel der Bugarmee, das XXXXI. Reservekorps und die Bayern, Lukowek, Bukowo-Male und Petrylow und drang in die hitzedampfenden Wlodawkawälder ein. Auf dem linken Flügel eroberte das Beskidenkorps die Sumpfenge von Czernikow, südwestlich von Wytyczno und Wereszczynska Wola, und sprengte die Seenkette, auf deren Unangreifbarkeit der Russe vertraut hatte.

Um die Durchbrechung seiner Front aufzuhalten, warf Iwanow seine letzten Reserven in den Kampf. Russische Garde brach zu Gegenstößen vor, mit dem Befehl, den Feind um jeden Preis zu bändigen, und Preobrashenski stürmte, dem Befehl gehorsam, an der Straße Sawin—Wlodawa, bis die letzte Kompagnie des Regiments außer Gefecht gesetzt war.

Die Bugarmee behauptete die eroberten Stellungen, konnte aber den Angriff mit den im Gefecht stehenden Kräften nicht wieder aufnehmen. Sie lag gebunden im russischen Kreuzfeuer, das aus Wald und Sumpf in ihre gelichteten Reihen fiel. Da rief Linsingen seine Armeereserve, Contas Ostpreußen, von Sawin heran und ersuchte Mackensen um Unterstützung. Als Mackensen ihm die 22. Division sandte, nahm er den Angriff wieder auf und schritt zur Durchbrechung der feindlichen Front. Er zog alle verfügbaren Geschütze zusammen, stellte die 1. Division zwischen Lutowek und Petrylow als Sturmbock auf und wies Conta die Richtung über Bukowo-Wielki nach Wlodawa. Am 11. August spien alle Batterien, die den Weg zur Einbruchsstelle gefunden hatten, Trommelfeuer und zerschlugen die russischen Stellungen

auf den Hügeln und in den Mooren im Umkreis von Bukowo-Wielki. In der Nacht auf den 12. August rief Conta zum Sturm, sprengte in glänzendem Angriff die russischen Linien und stieß bis Ossowa vor. Die Russen gaben Uchrusk und Wytyczno preis und fluteten auf Wlodawa zurück.

Auch die 11. Armee griff zur Granate, um sich den Weg zu öffnen und am 9. August zum entscheidenden Angriff zu schreiten. Zwei Tage tobte die Artillerieschlacht, aber das Geschütz vermochte auch hier der russischen Stellungen — der stärksten, auf die man seit dem Einbruch in Südpolen gestoßen war — nicht völlig Herr zu werden. Als riesige, tiefgestaffelte Bastionen trotzten die Russenschanzen den Einschlägen der schweren Kaliber und forderten den Angreifer zum Sturm mit der blanken Waffe heraus. Er ließ nicht auf sich warten. In zwei Stoßgruppen ging die 11. Armee vor. Rechts führte Plettenberg die Garde, die 103. und 119. Division, links Emmich das X. Korps und das XXII. Reservekorps an den Feind. Die Flanken wurden rechts von Arz' VI. Korps, links von Storchs Gardereiterei gehütet. Feuernd und stürmend ging es vorwärts. Um die Mittagsstunde nahm die 1. Gardedivision Zienki und Komarowka, während die 2. Gardedivision in die Sümpfe von Bobryk eindrang und sich bis zum Abend am Orzechow und den Domasznieſee herankämpfte. Die 103. Division stieß nach und warf den Feind aus der Seenkette gen Nordosten. Da der Angriff blutige Opfer forderte und nach kräftigem Anlauf zu ermatten drohte, rückte die 119. Division am Abend in die Gefechtslinie ein. Doch als der Morgen graute, war der erschütterte Feind im Nachtdunst auf Janowka—Sosnowice—Bialka gewichen. Anfangs schien der Russe gewillt, in dieser Linie noch einmal standzuhalten, gab aber nach kurzem Gefecht den Kampf auf, überließ dem Gegner Sosnowice und Jedlanka und ging über die Straße Parczew—Wlodawa zurück. Damit waren die großen Sumpf- und Seeschranken in der Mitte der russischen Schlachtordnung überwunden.

Die Stoßgruppe Emmich war inzwischen in Verbindung mit dem rechten Flügel des Erzherzogs gegen Ostrow vorgedrungen und hatte den Feind an der Straße Lublin—Ostrow gen Nordosten geworfen. Tiroler und Polen durchbrachen die Schanzen auf den Hügeln südlich von Lubartow. Der Russe ging am 8. August auf die Linie Kaznow—Leszkowice zurück. Er flüchtete nicht, sondern erwartete den Angriff zwischen Ostrow und Firlej und deckte den großen Knotenpunkt Parczew gen Südwesten. Da die Stellung wiederum befestigt war, ging Emmich zum Artillerieangriff über und schlug mit der Granate auf den Gegner ein, bis dieser am 10. August auf Parczew zu weichen begann, indem er in Staffeln vom rechten Flügel zurückging. Offenbar drehte er jetzt vor Josef Ferdinand und Woyrsch von Lukow auf Biala ab und war nicht mehr gesonnen, dem feindlichen Druck standzuhalten.

In diesem entscheidenden Augenblick rief Mackensen das X. Korps und die Gardekavallerie kühnen Entschlusses vom zusammenrückenden linken

Flügel der 11. Armee ab und schleuderte sie 125 Kilometer weit auf den äußersten rechten Flügel an den Bug. In die Lücke rückten die Österreicher und brachen zusammen mit dem XXII. Reservekorps den russischen Widerstand zwischen Ostrow und der Bahn Lubartow—Parczew.

Da stieß der Russe am 14. August noch einmal gegen den rechten Flügel der 11. Armee vor und kreuzte größere Pläne. Linsingen hatte in Erwartung des heranteuchenden X. Korps schon Anstalten zur Überschreitung des Bug getroffen und stand rechts gestaffelt von Sobibor bis Wlodawa im Gefecht, als das Gardekorps bei Dancze und an der Straße Hanna—Wisznica von dem russischen Gegenstoß getroffen wurde und in Bedrängnis geriet. Mackensen rief die Bugarmee zu Hilfe. Linsingen gehorchte und schwenkte wieder nach Norden aus. Das Korps Gerok, das schon bis Wlodawa durchgestoßen war und den Bug bei Rozanka erreicht hatte, wurde zur Deckung der Flußschranke angehalten, während das Beskidenkorps der Garde zu Hilfe eilte, um den russischen Gegenstoß zu brechen. Fechtend rückte das Beskidenkorps auf Dancze. Die preußische Garde lag bei Rusily, südwestlich Dancze, mit russischer Garde im Kampf verstrickt. Leib an Leib rangen die beiden Korps, bis der Tag sich neigte. In der Abenddämmerung gelang es der 2. Gardedivision und der 119. Division, die Höhe 191 nördlich von Grabowka zu erobern und, unterstützt vom Beskidenkorps, die Linie Pohoryle—Rusily zu durchbrechen. Die Straße Dancze—Wisznica fiel in deutsche Hand. Die Russen gingen bugabwärts auf die Linie Slawatycze—Biala zurück.

Iwanow war, wie die Rückschwenkung seines rechten Flügels verraten hatte, auf dem Rückzug auf den Bugabschnitt von Brest-Litowsk begriffen, um vor Brest-Litowsk noch einmal Halt zu machen und in Verbindung mit den von Warschau und dem Narew zurückgegangenen Armeen an und hinter dem Bug in der Linie Wlodawa—Janow—Drohyczyn—Bjelsk Fuß zu fassen und dem von unaufhörlichen Märschen und Kämpfen geschwächten Sieger zwischen den Pripjetsümpfen, dem Bielsker Hügelland und dem Urwald von Bielowiec Halt zu gebieten.

Die Schlachtenfolge um die Bug- und Njemenlinie

Die strategische Lage am 14. August

Im russischen Hauptquartier kehrte am 14. August neue Hoffnung ein. Große Teile der geschlagenen Armeen waren der drohenden Einkreisung entronnen, begannen sich zu entwirren und an den Grenzen Litauens und Weißrußlands zur Schlacht zu stellen. Kowno und Brest-Litowsk bildeten die Schulterpunkte dieser zentralen Stellung, während weit im Rücken der

deutschen Angriffsfront Nowogeorgiewsk noch die Weichselverbindungen der deutschen Armee lähmte. Die Bug-Nurzec-Stellung wurde am 14. und 15. August von den Armeen Hindenburgs und Mackensens angegriffen, drei Schlachten und zwei Belagerungen auf einmal, die sich trotz der räumlichen Entfernung zu einer einheitlichen kriegerischen Handlung verdichteten und am 26. August in der Eroberung Brest-Litowsks und der Aufrollung der Bugfront gipfelten.

Mackensen dringt auf beiden Bugufern gegen Brest-Litowsk vor, Woyrsch und Leopold nähern sich dem Bug zwischen Brest und Drohiczyn, Gallwitz kämpft am unteren Nurzec und auf den Hügeln von Bielsk, Scholtz dringt gegen Bialystok und Ossowiez vor, Eichhorn bedroht Grodno, Litzmann bedrängt Kowno, Below schlägt sich vor Riga und an der Wilija und Beseler belagert Nowogeorgiewsk. Unterdessen hüten Puhallo, Boehm-Ermolli, Bothmer und Pflanzer-Baltin die Südflanke. Aber auch der Russe handelt planvoll. Der Großfürst richtet immer noch heftige Angriffe gegen die Dnjestrlinie und sucht Lemberg von Süden zu bedrohen. Es ist vergeblich, solange er nicht genügend Kräfte in Wolhynien vereinigen kann, um aus dem wolhynischen Festungsdreieck und aus der Linie Tarnopol—Trembowla zum konzentrischen Angriff hervorzubrechen und die Österreicher zu überrennen. Doch dazu hat er noch keine Zeit. Er muß zunächst darauf bedacht sein, den Abzug seiner Zentrumsarmeen zu sichern und eine starke Streitmacht bei Minsk bereitzustellen, denn die wichtige Njemen-Bug-Linie beginnt zu bröckeln.

In gewaltigem Zug rafft die große Offensive der Verbündeten die Ernte an sich, die ihr der Schlachtengang von Gorlice bis Brest-Litowsk vor die Füße gelegt hat.

Die zerfetzten, mühsam der Umklammerung entronnenen russischen Armeen kämpfen am 15. August in der Linie Kowno—Brest-Litowsk—Luzk nur noch um den Zusammenhalt einer Deckungsfront, und diese erscheint schon wieder an zwei Stellen, und zwar zwischen dem Narewknie und dem Nurzecabschnitt und zwischen Brest und Kowel, von Durchbrechung und Umfassung bedroht.

Die Kämpfe an Nurzec und Pulwa

Der Nurzec ist ein stilles Gewässer, das südlich von Kleszczele im Waldgebiet von Weremcha entspringt und in zwei Quellbächen, dem Nurzec und dem Nurzuc, der eine über Kleszczele, der andere weiter westlich über Zerczejce, den Weg nach Nordwesten sucht. Zögernd zieht er, von Weichland umgeben und in Sümpfen sich verweilend, in einer breiten Furche zwischen rechts und links ansteigendem Hügelland des Weges, als wüßte er nicht, ob er zum Bug oder zum Narew gehöre. Erst bei Bransk entscheidet er

sich, schwenkt anfangs nach Westen, dann nach Südwesten und fließt endlich in vielverzweigtem Lauf dem Bug zu. Das von Bug und Nurzec umflossene Gelände bildet einen natürlichen Stellungsklotz, der an die Winkelstellung zwischen Sambre und Maas im Waldgebiet von Mormal erinnert, und bot der russischen Heeresmasse am 14. August starken Rückhalt. Gegen Norden war die Stellung durch die Bobr- und Njemenfestungen und den Narew gesichert, die Südflanke wurde von Brest-Litowsk geschützt.

Der Großfürst hatte sibirische Divisionen und Garderegimenter am Nurzec aufgestellt, um Gallwitz die Spitze zu bieten. Sie standen vom Narewknie bis zu den Waldengen von Bransk in rasch aufgeworfenen Gräben und erwarteten den von Norden nach Südosten zusammenrückenden Feind. Von Bransk bis zur Nurzecmündung lagen die Russen nahezu unangreifbar hinter den Nurzecsümpfen an der Straße Bransk—Ciechanowiec und hielten die Stichstraßen, die das Sumpfgelände bei Mien und Ciechanowiec überschreiten, mit vorgeschobenen Kräften besetzt. Von der Nurzecmündung bis Janow fochten sie noch auf dem linken Bugufer und suchten die Verfolger, Prinz Leopold und Woyrsch, an die Stelle zu heften, bis die letzte Kanone den Bug überschritten hatte. Von Slawatycze gingen sie auf die Feldbefestigungen des weit vorgeschobenen Gürtels von Brest zurück.

Gallwitz kämpfte drei Tage um die Nurzecbrücken und das Vorgelände von Bielsk. Er verstärkte seinen linken Flügel, der sich südwärts zog, um die Linie Bielsk—Bransk zu erreichen, und versuchte die Nurzecstellung einzudrücken. Langsam gedieh der Angriff an den Stichstraßen zwischen Ciechanowiec und Bransk, aber der Russe erstritt genügende Frist, die ihm gestattete, die 2. und 4. Armee im Zentrum auf den Bug zurückzunehmen. Er rettete das schwere Geschütz, den Troß und ungezähltes Rüstzeug und verteidigte das linke Bugufer bei Janow, Sarnacki und Drohiczyn noch zwei Tage gegen Leopolds Angriffe.

Während die Armee Gallwitz die Straße Bransk-Bielsk erkämpfte und Plehwe von der Nurzecmündung abdrängte, bahnte sich die Armeegruppe des Prinzen Leopold den Weg zum Bug. Die 9. Armee focht am 15. August an der Toczna, nahm Losice und Ruskow, überschritt am Tage darauf den Fluß, erreichte fechtend Sarnacki und trieb den Gegner in peitschendem Regen über den Bug. Smirnow zerstörte alle Übergänge, besonders die große Eisenbahnbrücke bei Fürstenberg, gewann dadurch einige Stunden Vorsprung und entwich auf den Nurzuc. In der Nacht auf den 17. August warf Scheffer die ersten Notbrücken über den rasch schwellenden Fluß. Woyrsch kämpfte an der Klukowka, überwand nach erbittertem Ringen die Talsohle und drängte den Gegner über Konstantinow auf den Bug zurück.

Der Russe verzichtete darauf, das Ostufer zu verteidigen. Seine Nachhuten gaben die Dünen preis, lösten auf den Sandhügeln und in den Kiefernwäldern nur wenige Schüsse und zogen sich vor Woyrsch auf die Pulwa,

vor der 9. Armee auf Zerczyce an den Nurzuc zurück. Das über den Bug gewichene russische Zentrum sah sich vor eine neue Aufgabe gestellt. Es verteidigte jetzt den Abschnitt zwischen dem Narewknie und dem Urwald von Bielowiec, wo sich der Durchblick auf den Raum Slonim und die Landschaft von Baranowitschi öffnete. Inzwischen reifte den Deutschen am Njemen ein wichtiger Erfolg. Die Festung Kowno geriet ins Wanken.

Die Belagerung Kownos

Kowno war am 6. August von den Kämpfen erfaßt worden, die sich seinen Flanken seit Litzmanns Vorgehen in den Njemenwäldern und Belows Übergang über die Dubissa zusehends genähert hatten. Die Festung sah ihre Nordflanke von Below bedroht, während Front und Südflanke von Eichhorn angegriffen wurde, dessen linker Flügel in den Wäldern der Jesia und der Wilija fechtend Raum gewann. Am 8. August wurde Kowno von zwei Seiten umfaßt und mit schwerstem Feuer überschüttet. Ehe sich General Gregowiew, der Verteidiger des nördlichen Eckpfeilers des westrussischen Festungssystems über die Größe der Gefahr Rechenschaft geben konnte, fiel die deutsche Belagerungsartillerie über die vorgeschobenen Stellungen und die festen Werke der Südwestfront her und schlug sie in Stücke.

Der gewaltsame Angriff auf den festen, rechts durch die 5. und links durch die 10. russische Armee gedeckten Platz war von einer Kühnheit sondergleichen. Kowno bildete damals den mächtigen Schulterpunkt der russischen Wehrstellung und war im Laufe des Sommers zu einem achtfach gegürteten befestigten Lager ausgestattet worden. In Minsk und Wilna standen zahlreiche Reserven, in Kowno selbst lagen drei Divisionen, und südlich anschließend focht die 10. Armee bei Sieny und in den Wäldern von Suwalki und Augustow noch weit vorgeschoben auf dem linken Ufer des Njemen und des Bobr. Kowno hing also noch mit Olita—Grodno eng zusammen und war mit den festen Plätzen der Front und mit dem Hinterlande durch Bahnen und Straßen unlöslich verbunden. Trotzdem fiel Litzmann die Festung an, als läge sie hilflos und von den Ihrigen abgeschnitten im geräumten Feld. Er erstürmte am 14. August die befestigten Waldstücke bei Dominikanka, die nur noch 4000 Meter von den Forts I und II entfernt waren, und führte das Geschütz gegen die Njemenhöhen vor. Die Russen wehrten sich nach Kräften, versuchten Litzmanns rechte Flanke zu bedrohen, stachen hie und da eine rücksichtslos stürmende Kompagnie mit dem Bajonett zusammen, verloren aber in dem überwältigenden Steilfeuer der deutschen Geschütze Überblick und Besonnenheit und begannen am 16. August aus den zerschossenen Forts auf die Njemenbrücken zu weichen. Am 17. August fiel Fort II als wüster, zer-

schlagener Betonklotz in die Hände des Angreifers. Im Schutze der Nacht schwenkten die Stürmer gegen das Nachbarfort ein und packten es an der Kehle. Am Morgen des 18. August durchstieß Litzmann die Befestigungen, die den Zugang zu den Brücken deckten, und rollte die ganze Westfront auf.

Gregowiew verlor den Kopf. Er gab nicht nur die Forts, sondern auch die Uferstellungen zwischen der Jesia und dem Njemen preis und räumte schließlich sogar die Forts an der Wilija, die erst am 17. August angegriffen worden waren. Als die Verteidiger von zwei Seiten in die Kernfestung zurückfluteten, zerrissen in der Stadt alle Bande der Ordnung. Das deutsche Artilleriefeuer hatte die Besatzung so erschüttert, daß sie nicht mehr imstande war, die Flußschranken zu verteidigen. Gregowiew trieb noch 10 000 Rekruten und einige Bataillone aus der Stadt, um sie vor dem Feinde zu retten, und überließ dann die Festung ihrem Schicksal. Zersprengt fechtende Teile der Besatzung wehrten sich noch eine Zeitlang zwischen den Forts und in den Vorstädten, streckten aber nacheinander die Waffen. Von Süden herangeführter Entsatz konnte den Fall der Festung nicht mehr wenden und prallte am Feuer des Eroberers ab. Am 18. August lag Kowno mit 1300 Geschützen und 20 000 Gefangenen als reife Frucht zu den Füßen des Siegers.

Mit einem Schlage tauchte der Nordflügel der deutschen Angriffsarmeen aus dem Halbdunkel, in das er sich seit den Dubissa- und Aakämpfen geheimnisvoll gehüllt hatte. Belows strategische Flanke war durch den Fall Kownos einer großen Gefahr enthoben und zugleich war die Stunde für Eichhorns Vormarsch gekommen, der nun bis Wilkomir ausgriff und sich auf der ganzen Linie gegen den Njemen und die Wilija in Bewegung setzte. Die 10. Armee wich vor ihm fechtend von Kalwarja—Mariampol auf die Altwasser und die Brückenköpfe des Stromes und suchte nur noch die Linie Bialystok—Grodno—Olita—Wilna möglichst lange vor dem Zugriff des Feindes zu bewahren.

Die Belagerung Nowogeorgiewsks

Als Kowno niederbrach, lag auch Nowogeorgiewsk schon in den letzten Zügen. Weit hinter der wandernden Schlachtfront kämpften dort noch 100 000 Russen, von den Ihrigen wirklich verlassen, auf geräumtem Feld ihren letzten Kampf. Beseler hatte die vorgeschobenen russischen Linien zwischen Wkra und Narew am 6. August durchbrochen und aufgerollt, am 7. Dembe, am 8. Szerock und Zegrze und am 10. August Benjaminow, die starken Sperrwerke vor dem Fortsgürtel, genommen und den Platz am 11. August von allen Seiten eingeschlossen.

Auch Nowogeorgiewsk war noch nicht völlig ausgebaut, als der Krieg ausbrach, bildete aber mit seinen acht Außenfesten und dem versumpften Vorgelände zwischen Wkra, Narew und Weichsel eine weitgegürtete Zentral-

stellung, die auf ein Jahr mit Vorräten versehen war und nach dem Hereinströmen abgesprengter Heeresteile nicht weniger als 100 000 Mann Besatzung zählte. Man war zum Widerstand fähig und entschlossen. Die Festung stand unter dem Befehl des Generals Bobyr, die Feldtruppen wurden von General Kohlschmidt geführt. Die Russen vertrauten auf den starken doppelten Festungsgürtel, der durch ungezählte Zwischenstellungen zu einem Labyrinth von Basteien, Dörfern, Gräben, Drähten und Sümpfen ausgestaltet worden war und dem Feind die Annäherung an die alte Kernfeste im Mündungswinkel verwehrte.

Beselers Angriff erfolgte an der Stelle, wo die Bahn Mlawa—Nowogeorgiewsk in den Festungsring eintrat. Am 14. August schwoll das Feuer der Belagerungsgeschütze zum Orkan und verwüstete das Vorgelände, in dem der Russe eingegraben saß. Surens rücksichtslos vordringende Infanterie warf den Verteidiger aus den Dörfern Cegielnica und Psucin an der Landstraße, die von Nasielsk über Aleksandrynska in den Festungsring führt, und setzte sich hart vor den Werken XIV, XV und XVI fest. Am Tage darauf zerschlug der deutsche Hammer die Innenfesten der Nordfront, die Forts I, II und III, während die Infanterie in Sprüngen über das nackte Glacis gegen die Zwischenwerke vorging. Die Russen wehrten sich mit äußerster Erbitterung und hielten den Feind zwei Tage im Vorgelände fest. Am Nachmittag des 16. August gelangte die Brigade Graf Pfeil an die eisernen Palisaden des Werkes XV. Zweimal schlug der Russe den Sturm auf die letzte Außenwehr ab, da traf gegen Abend ein 42-cm-Geschoß das Palisadenwerk und öffnete eine Bresche. Ohne Zaudern rief Pfeil seine Brigade zum drittenmal zum Angriff auf. In der Dämmerung stürzten seine Schlesier mit Bajonett und Granate auf das Tor des Kernwerkes zu. Rasendes Gewehrfeuer zuckte aus Kasematten und Gräben, riß manche Lücke in ihre Reihen und zwang sie hart am Eingang auf die Erde nieder. Eine Mine sprengte das Tor. Der zunächstliegende Offizier, Hauptmann Anders, rafft eine Handvoll Leute zusammen und wirft sich hinein. Anders fällt zu Tode getroffen, aber über ihn weg geht der Sturm, und kurz darauf ist das Werk in deutscher Hand. Sterbend schreibt Hauptmann Anders auf ein Stück Papier: „Melde, daß ich Fort XV genommen habe."

Noch in derselben Nacht rollte Graf Pfeil die Forts XIV und XVI auf und sicherte dadurch den Erfolg. Der äußere Gürtel war aufgebrochen, der innere vom Feuer der größten Kaliber bereits so erschüttert, daß das Schicksal der Festung sich zum Untergang neigte.

Am 17. August begannen die Deutschen Nowogeorgiewsk von allen Seiten anzugreifen, um den Platz auf einen Schlag zu Fall zu bringen. Die Gefechtskraft der Russen war durch die Beschießung und widersprechende Befehle der unsicher gewordenen Führung schwer geschädigt. General Kohlschmidt verlor die Gewalt über die Truppen, die sich in einzelnen Ab-

schnitten bis auf das äußerste wehrten, in anderen aus der Zucht gerieten und plündernd in die Magazine brachen. Unterdessen brauste der Generalsturm der Deutschen heran und gewann im Norden und Osten reißend Raum. Da gab General Bobyr die Verteidigung des Gürtels auf. Er befahl, alle Vorräte zu zerstören, die Kanonen zu versenken, die Pferde zu erschießen und die Brücken in die Luft zu sprengen, und zog sich in die Zitadelle zurück. Einzelne Forts kämpften noch weiter, erlagen aber dem Belagerungsgeschütz, das systematisch Lücke auf Lücke schlug und die Innenfesten I, II und III schon am 17. August zerbrach. Der Keil, den die Brigade Pfeil an der Bahnlinie Mlawa—Nowogeorgiewsk in den Außenring getrieben hatte, erreichte Fort II, am Tage darauf fielen die Festen I und III; auch der innere Gürtel war aufgesprengt. Die letzten Russen gingen fechtend durch das weiträumige Zwischengelände zurück und suchten den Narew und die Zitadelle zu erreichen.

Am 18. August wälzte sich der Sturm von Aleksandrynska gegen Modlin-Nowy, die Hauptstellung der Nordfront, heran. Die russischen Batterien feuerten bis zum letzten Augenblick, vermochten aber den Schwung der Deutschen nicht zu brechen. Als es Nacht wurde, räumten die Verteidiger Neumodlin und den Kirchhof, den sie bis zum Kampf Mann gegen Mann verteidigt hatten, und wichen gegen die hohen Wälle der Kernfeste zurück. Die Deutschen brachen sich durch verlassene Stellungen und Drahtsperren Bahn und folgten dem Feind auf dem Fuße. Rings flammte der Gesichtskreis vom Mündungsfeuer der deutschen Geschütze. Da stiegen über Nowi-Dwor plötzlich gewaltige Lichterscheinungen auf und warfen blutrote Strahlenbüschel an den Abendhimmel. Mächtige Donnerschläge hallten nach — General Bobyr sprengte die Narewforts. Zugleich stiegen Flammensäulen aus Magazinen und Mühlen und kündeten den Todeskampf der Festung.

Er ging noch in dieser Nacht zu Ende. Als es tagte, streckten führerlose Haufen im Umkreis der Zitadelle das Gewehr. Um 1/2 8 Uhr hißte General Bobyr die weiße Fahne und begab sich in Gefangenschaft. In der brennenden Zitadelle verweigerte eine Handvoll Offiziere und Soldaten die Übergabe und kämpfte standhaft bis zur letzten Patrone. Die Südforts feuerten noch eine Zeitlang weiter, dann öffneten auch sie die Tore.

Am 20. August befand sich das befestigte Lager von Nowogeorgiewsk samt großen Vorräten in deutscher Hand. Über 90 000 Mann und 1600 Geschütze fielen dem Sieger zur Beute. Der einzige feste Platz, den Nikolai Nikolajewitsch im Rücken des Feindes zurückgelassen hatte, war dem Ansturm der Deutschen binnen fünf Tagen erlegen. Nun öffneten sich ihnen die Bahn Mlawa—Warschau und die Wasserstraße der Weichsel, und die Armee Beseler wurde zu anderen Zwecken frei. Außer Olita, Grodno und Ossowiez, die bereits von doppelseitiger Umfassung bedroht waren, befand sich nur noch die Zentralfeste Brest-Litowsk in russischem Besitz. Das westrussische Festungssystem war von den Deutschen wie eine Perlenschnur zerrissen worden.

Der Kampf um Brest-Litowsk

Als Kowno und Nowogeorgiewsk fielen, war die Festung Brest-Litowsk schon in den Bereich der Kämpfe getreten. Sie sah sich im Halbkreis von einer Feuerlinie umgeben, die von Süden, Westen und Nordwesten heranzog und die große Bugfeste mit völliger Umfassung bedrohte.

Der Feldzug, der sich am 18. August um Brest-Litowsk zusammenzog, wurde durch das einheitliche Zusammenwirken der Heeresgruppen Hindenburgs, Leopolds und Mackensens beherrscht. Während auf den angehängten Flügeln der Ostfront neue strategische Absichten Gestalt gewannen, kämpften die Mittelarmeen zwischen Wlodawa und Suraz im Zentrum der allgemeinen Front die Schlachtenfolge aus, die bei Gorlice entfesselt worden war und sich fünfzehn Wochen lang im Feuer der Vernichtung über die galizische und polnische Erde gewälzt hatte.

Die russischen Zentrumsarmeen wehrten sich gut und setzten den Rückzug methodisch fort. Nachdem sie die Linie Slawatycze—Biala—Bransk—Bielsk erreicht hatten, schoben sie ihren Troß in endlosen Zügen nach Osten ab und machten sich bereit, Brest-Litowsk, das letzte Ausfallstor, das ihnen vor den Pripjetsümpfen geblieben war, bis zur Wiederaufnahme der Offensive zu verteidigen, die inzwischen auf den Flügeln vorbereitet wurde. Iwanow erhielt Befehl, Everth die Abwehr am Bug zu überlassen und nach Wolhynien zu eilen, wo der Zar neugeordnete Armeen zum Einbruch in die Südflanke der Verbündeten ballte. Je enger sich Mackensens Hauptkräfte, Leopolds Mittelgruppe und Gallwitzens 12. Armee im Raume Brest-Litowsk verstrickten, um zwischen Bug und Narew gen Osten durchzubrechen, desto freier atmete die russische Heeresmasse auf den Flügeln. Die Russen hielten Below und Eichhorn nicht für stark genug, ihren Nordflügel ernstlich zu bedrohen und zwischen Düna und Njemen nach Süden einzuschwenken, und wußten, daß der Südflügel der Verbündeten an den Grenzen Wolhyniens, an der Zlota-Lipa und am Dnjestr in der Verteidigung gefesselt stand. Freilich hing für die Russen alles an dem Besitz Brest-Litowsks, da dieses so lange behauptet werden mußte, bis Iwanow zwischen Kowel und Tarnopol zum Angriff auf die Armee Boehm-Ermolli schreiten konnte. Fiel Brest-Litowsk früher und wurden im Zentrum deutsche und österreichische Kräfte frei, so verloren die Russen mehr als eine Festung, denn Brest bildete den zentralen Knotenpunkt, der die wolhynische Front und die Dünafront vor den Rokitnosümpfen verknüpfte und den Russen die Beherrschung des Mittelraumes bis Baranowitschi verbürgte.

Als Gallwitz und Prinz Leopold am 15. August im Kampf um den Stellungsblock im Bug-Nurzec-Winkel lagen und die Forts von Kowno bereits vom Belagerungsgeschütz Litzmanns zerschlagen wurden, stand Brest-Litowsk noch fest. Die 11. Armee und die Armee des Erzherzogs

waren am 15. August vor Biala und Slawatycze angelangt und hatten die Orte nach leichtem Gefecht besetzt. Die Divisionen Dimitrieffs gingen in Eilmärschen von Slawatycze—Lomasy auf den Festungskreis zurück. Sie hatten sich begnügt, dem Erzherzog bei Piszczac und der 11. Armee bei Koden Nachhuten entgegenzuwerfen, um dem Verfolger den Vormarsch zu erschweren. Am 16. August stand Mackensens 11. Armee in der Linie Koden—Dobrynka, die Armee des Erzherzogs vor Janow. Der Widerstand wurde heftiger, schweres Geschütz schlug an — der Russe machte im Umkreis der Festung Halt und nahm den Kampf wieder auf. Ringsum brannte das entvölkerte Land.

In diesem drangvollen Augenblick gab Mackensen der Bugarmee die Zügel zur Überschreitung des Bug frei.

Linsingen wartete auf das X. Korps, das seine rechte Flanke schützen sollte, um seine ganze Streitmacht zum Angriff zu ballen. In sengender Hitze und quälendem Staub, vom Rauch brennender Dörfer und kohlender Getreideschober belästigt, legten die Hannoveraner in drei Tagen 125 Kilometer zurück und erschienen am 15. August in Linsingens rechter Flanke. Die Gardekavallerie ritt schon am 13. August durch Cholm, wo Linsingen mit Stolzmann im hochgelegenen Kloster über neuen Plänen saß.

Die Bugarmee stand am 15. August auf der ganzen Front im Kampf. Das Beskidenkorps focht als Schulterstütze der Garde bei Janowka und Zankow, Gerok setzte sich auf dem linken Ufer zwischen Rozanka und Slawatycze, um die Buglinie bis Zbunin in der Richtung auf Koden zu sichern. Conta stand nördlich von Wlodawa gestaffelt und das XXXXI. Reservekorps suchte zwischen Sobibor und Wlodawa den Übergang über den Fluß zu erzwingen und sich dort eine Brückenkopfstellung zu schaffen. Aus dieser bescheidenen, teils auf Unterstützung, teils auf Sicherung der 11. Armee berechneten Aufgabe erwuchs vom 16. bis 18. August das große selbständige Manöver, das Schlag auf Schlag sechs Divisionen über den Bug führte und Brest-Litowsk aus den Angeln hob.

Als das XXXXI. Reservekorps über den Fluß vorging, hatte diese Bewegung noch den Charakter einer Flankendeckung und wurde als solche von den Russen mit Gelassenheit wahrgenommen. Der Verteidiger vertraute auf die Unwirtlichkeit des Landes und hielt die Brückenköpfe nur mit schwächeren Kräften besetzt. Diese überschütteten das Korps Winkler, das sich am 15. August durch versumpfte Wiesen an den Fluß heranschob, mit schwerem Gewehr- und Geschützfeuer, vermochten jedoch den Übergang der rücksichtslos stürmenden Preußen nicht zu verhindern. In der Frühe des nächsten Tages enthüllte sich das Manöver Linsingens als Beginn einer Umfassung Brest-Litowsks auf dem rechten Bugufer und rief im russischen Lager alles unter die Waffen. Doch ehe genügend Kräfte zur Stelle waren, standen zwei deutsche Divisionen jenseits des Flusses und stemmten sich dort

fest. Eiligst führten die Russen auf der großen Rochadelinie Kowel—Brest-Litowsk Verstärkungen heran und griffen Winklers 82. Reservedivision mit Übermacht an. Kosakendivisionen preschten in die Buschwälder, mit Infanterie vollgepfropfte Kraftwagen keuchten auf der Straße von Maloryto heran, Artillerie stob durch Sand und Sumpf, hob Geschütze auf rasch zusammengeschlagene Baumroste und feuerte über Kimme und Korn, zwei, drei Korps wurden eingesetzt, aber nichts half. Der Angreifer ließ sich nicht mehr werfen und hielt am Abend des 17. August das rechte Ufer im Umkreis von Wlodawka gegenüber Wlodawa weithin besetzt.

In der Nacht flammte der Kampf flußabwärts auf. Conta führte die 1. und die 22. Division über den Fluß und griff den Feind im Buschwald an. Als die Russen sich daraufhin ebenfalls flußabwärts wandten, um weiteren Staffeln den Übergang zu verwehren und Winkler und Conta im Sumpf- und Seengebiet von Switjaz und Piszcza bei Wlodawka festzuhalten, kam ihnen auch Gerok zuvor. Ehe sie ihm wehren konnten, überschritt er den Fluß bei Rozianka und warf sie bei Przyborowo aus der Niederung gegen die Dünen. Sie wurden gezwungen, über die Uferstraße in die Wälder zu weichen, und zogen sich, der Lage entsprechend, auf der ganzen Linie auf die Kapajowka zurück, einen rechten Nebenfluß des Bug, der die irrlaufenden Gewässer dieser verwunschenen Gegend sammelt, gruben sich auf dem erhöhtem Ostufer ein und boten dem Einbruch in die Südflanke ihrer Mittelstellung hier noch einmal Halt.

Während die Korps Winkler, Conta und Gerok die Kapajowkalinie zu nehmen suchten, um aus Sumpf und Bruch auf festen Boden zu gelangen und gegen die Südostfront Brest-Litowsk einzuschwenken, kämpfte sich das Beskidenkorps Schulter an Schulter mit der 11. Armee an die Südwestfront heran.

Man wußte am 18. August im deutschen Lager noch nicht, ob die Russen Brest-Litowsk behaupten und trotz des Übergangs Linsingens über den Bug im Umkreis der Festung eine Entscheidungsschlacht schlagen wollten oder gesonnen waren, den Platz zu opfern und sich dem Gegner abermals zu entziehen. Mackensen wies daher seine Armeen zunächst an, die Festung im Süden, Westen und Norden abzuschließen und den Fortsgürtel erst nach Eintreffen der schweren Belagerungsgeschütze anzugreifen. Diese bewegten sich im verwüsteten, weg- und brückenlosen Lande mühsam vorwärts.

Die 11. Armee führte den Stirnangriff. Zwei Tage dauerte das Ringen um das Vorgelände. Am 20. August erreichte das XXII. Reservekorps die Bugniederung östlich von Biala und das X. Reservekorps nebst der 103. Division links anschließend die Gegend von Janow, während die Garde als Heeresreserve folgte. Hand in Hand mit der 11. Armee rückten das Beskidenkorps, das Korps Arz und die 119. Division als geschlossene Gruppe auf dem linken Flußufer von Süden gegen den Festungskreis. Die Russen

wichen fechtend auf das neugebaute Fort, das sich bei dem Dorf Kobylany erhob und ihnen gen Südwesten eine gute Schulterstütze bot, und setzten sich im engeren Umkreis der Festung zur Gegenwehr. Am 20. August begann Kobylany zu feuern. Der linke Flügel der 11. Armee wurde durch Josef Ferdinands letzte Divisionen verstärkt und warf die russischen Nachhuten zwischen Kolodno und Mielec über den Bug, stieß aber von der Nordwestfront am Lesna- und am Pulwaabschnitt auf harten Widerstand.

Unterdessen hatte die Heeresgruppe Prinz Leopold den Vormarsch mit versammelten Kräften fortgesetzt. Dadurch wurde der Zusammenhang der russischen Front nördlich von Brest-Litowsk gelockert, und die Festung geriet in Gefahr, von Mackensen vollends umschlossen zu werden. Woyrsch trieb den Feind am 19. August bei Mielnik über den Bug und erleichterte der 9. Armee das Vorgehen auf den Dünen von Sieniatycze. Scheffers XXV. Reservekorps gelangte fechtend bis zu den Nurzucbrüchen westlich von Mielejczyce. Erst am Tage darauf, als Woyrsch zwischen Mielnik und Mielejczyce Raum gewann und die starke russische Stellung hinter dem Nurzuc in der Flanke bedroht wurde, wich Smirnow von den Dünen von Mielejczyce auf Czeremcha. Scheffer-Boyadel rückte in Mielejczyce ein und erblickte von den Sandhügeln von Czeremcha den Urwald von Bialowiec, der seine düsteren Umrisse vor ihm an den östlichen Himmel malte. Von Bielsk schallte immer noch das Getöse des Kampfes, den Gallwitz dort seit dem 14. August lieferte.

Die russischen Zentrumsarmeen standen am 20. August vom Narewknie bis zur Kapajowka gefesselt und schlugen in der Linie Bielsk—Kleszczele—Wolczyn—Brest-Litowsk—Piszcza ihre letzte Schlacht. Unterdessen bemühte sich die 10. Russenarmee, die Njemen-Bobr-Linie trotz des Falls von Kowno zu halten, bis Verstärkungen von Minsk und Wilna zur Stelle waren.

Die Kämpfe führten im Zentrum nach schwerem Ringen zu Absplitterungen der russischen Front zwischen der Pulwa und dem Nurzec. Gallwitz stieß mit zusammengefaßten Kräften bei Bielsk über die Bahnlinie Bielsk—Bialystok vor, eroberte Bielsk und warf die Russen am 23. August über die Biala. Scheffer-Boyadel erkämpfte die Dünen von Czeremcha, nahm die Stadt im Bachgrund und erzwang am 23. August den Übergang über den Oberlauf des Nurzec. In wildem Kampf stürmte die 5. Reservedivision Stadt und Kirchhof Kleszczele. Dagegen fand Woyrsch südlich Kleszczele in Busch und Steppe so starken Widerstand, daß er bis Tymianka in der Staffel folgen mußte. Der Erzherzog hatte am 19. August die Stellungen bei Wolczyn durchbrochen, nahm am 20. August Tokary und zwang die Russen, die im Norden umgangene Pulwastellung zu räumen und auf die Lesna zu weichen, die sich in einem großen, nach Westen offenen Bogen vor den Urwald und die Nordostfront von Brest-Litowsk legt. Als auch

Woyrsch Raum gewann und am 22. August Rasna erkämpfte, opferten die Russen ihre Nachhuten und entzogen sich dem Feind auf der ganzen Linie zwischen Bielsk und Brest-Litowsk, indem sie sich auf den oberen Narew, in den Urwald und auf die Dünen im Lesnabogen zurückzogen.

Unterdessen hatten die Kämpfe der Heeresgruppe Mackensen um das Vorfeld der Westfront Brest-Litowsk zum Einsatz der vollen Kraft geführt. Noch zwei Tage hielten die Russen zwischen Koden und der Krznamündung stand und wiesen dem Beskidenkorps, der 11. Armee und den Österreichern entschlossen die Zähne. Am 23. August fiel die Entscheidung. Deutsche und Österreicher stürmten die Höhen von Kopytow und Dobryn und erschienen im Angesicht der Forts Kobylany und Koroszczyn. Darauf räumte der Verteidiger im Schutze der Nacht die Stellungen an der Pulva, die umfaßt und unhaltbar geworden waren, und ging auf den Muchawiecabschnitt zurück. Nun rief Mackensen das Gardekorps aus dem zweiten Treffen nach vorn und führte es am linken Flügel der 11. Armee zwischen dem X. Reservekorps und dem XXII. Reservekorps in den Kampf. Es überschritt den Bug und schwenkte rechts, um Brest im Norden einzuschließen.

Während sich dies vor der West- und Nordfront und im Norden der Festung zutrug, erstritt Linsingens Hauptmacht, sechs Divisionen stark, die verwunschene Sumpflandschaft zwischen dem Bug und der Kapajowka und die Zugänge der Straße Brest—Kobryn.

Die Russen saßen hinter der versumpften Kapajowka so gut verschanzt, daß der Angriff kaum vom Fleck kam. Contas und Geroks Divisionen stürmten unermüdlich gegen Piszcza, Chrypsk, Dubok, Czersk und Seplewka, die schmalen Übergangsstellen des weglosen Geländes an, während Winkler die ausgesetzte rechte Flanke deckte. Am Abend des 22. August gelang es der 22. Division endlich, in Chrypsk einzudringen, aber es war auch damit nicht getan. Linsingen kam zur Überzeugung, daß er noch weiter ausholen mußte, wenn er Bahn und Straße Brest—Kowel abschneiden und rechtzeitig gegen die Straße Brest—Kobryn einschwenken wollte. Er entschloß sich daher, das Korps Winkler aus der Flanke gegen die Seen von Switjaz vorzuführen und die Kapajowkastellung links zu umfassen. Winkler übertrug der 81. Reservedivision, die in der Staffel gefolgt war, den Schutz der Flanke und setzte die 82. Reservedivision in Bewegung. Diese drang zwischen den beiden größten Wasserflächen dieser verschwiegenen Riesenlachen über Pulmo auf Mielniki vor, stieß aber dort ebenfalls auf stark verschanzten Feind.

Da sandte Winkler im Drange der Not die 81. Reservedivision um den Switjaz-See herum in die linke Flanke des Gegners. Trotz heftiger Seitenangriffe gelang dieser verwegene Stoß, der die eigene Flanke entblößte, um die feindliche Stellung aus dem Angel zu heben. Die 81. Reservedivision brachte große Opfer. Kanonen verschwanden im Sumpf, Schützenketten versanken im Moor, doch als es Abend ward, erschien die 81. Reservedivision

unter der Führung des Generalmajors v. Stocken südlich von Mielniki in der Flanke der russischen Sperrstellung und begann die Kapajowkalinie aufzurollen. Die russische Front geriet ins Wanken. Alles griff an. Die 82. Reservedivision eroberte Mielniki, die 1. Division nahm Piszcza und stieß in rücksichtsloser Verfolgung an der Straße Wlodawa—Maloryta bis Oltusz durch, die 22. Division bekam Luft und brach sich von Chrypsk mitten durch den Wald gen Galowka Bahn und die Bayern der 11. Division nahmen Dubok im Sturm und wälzten den rechten Flügel der aufgesprengten Front nach Norden.

Am Tage darauf stellte sich der Russe aufs neue. Linsingen griff abermals an. Winkler eroberte eine Flankenstellung, die der Verteidiger bei Orzechow eingerichtet hatte, um den Vormarsch auf Maloryto zu unterbinden, und Conta nahm Zburaz, den einzigen Wegknoten zwischen der Kapajowka und der Bahn Brest—Kowel. Die Bayern und die 107. Division schlugen den Feind bei Dubnika am Bug, nahmen Rogozna und erreichten am 24. August die Linie Faustynowo—Zakazanka. Nun floh der Russe auf der Uferstraße und durch die Wälder gen Norden und Osten auf Kobryn. Durch Sand und Sumpf, durch Wald und Moor und über schwarze fette Erde wälzten sich Linsingens Divisionen in den Rücken von Brest-Litowsk. Puhallos Reiterei benützte die Abdrängung des linken Flügels der russischen Nordwestarmeen von der wolhynischen Heeresmasse zum Angriff, warf sich unter Heydebrecks Führung auf Kowel, schwenkte nach Norden und gewann in Linsingens Flanke die Straße nach Kobryn.

Nun war Brest-Litowsk reif zur Räumung oder zu jähem Fall. Mackensen gab den Befehl zum Sturm. Er verzichtete auf die Durchführung des Belagerungsangriffs und trieb alles nach vorn, um dem Feind Abbruch zu tun, ehe dieser über Kobryn entwich.

In der Tat hatten die Russen längst begonnen, Brest-Litowsk auszuräumen und die Vorräte, den Troß und das kostbare Heeresgerät in Sicherheit gebracht. Jetzt sahen deutsche Flieger Marsch- und Fahrkolonnen aus dem Straßenviereck von Brest-Litowsk und dem Mündungswinkel vom Bug und Muchawiec hervorbrechen und in schwarzen Zügen gen Osten eilen, um der drohenden Umklammerung zu entrinnen. Tausend Brände loderten auf. Sie verfinsterten die Sonne, machten den Vollmond erblassen und meldeten, daß die russischen Armeen Brest-Litowsk, die große Kehlfeste des westrussischen Festungssystems, opferten und in die Pripjetsümpfe entwichen.

Starke Nachhuten kämpften auch hier bis zum letzten Augenblick und zwangen den Angreifer zur Entwicklung. Am 25. August stürmte das Korps Arz das Dorf Kobylany und drang von der Kehlseite in die Feste Kobylany ein. Zur gleichen Zeit brach das XXII. Reservekorps in die Nordwestfront des Gürtels, nahm die Feste Graf Berg und stieß ohne Säumen auf den Festungskern im Mündungswinkel herab. Noch in der

Nacht gaben die russischen Besatzungen den Widerstand auf und flüchteten aus den zerstörten Werken über die Bug- und Muchawiecbrücken gen Osten. Hinter ihnen flog die Brandfackel in die Magazine, in die Kasernen, in die Holzbauten der Truppenlager und in die Häuserzeilen der leeren, einst 70 000 Einwohner zählenden Stadt.

Ein Brand, wie ihn der Russe noch nie entzündet, leuchtete Nikolai Nikolajewitschs letzter Niederlage und versengte dem Sieger die Sohlen an den Schuhen. Als die Verbündeten im Morgengrauen des 26. August vor der rauchenden Zitadelle erschienen, lagen die Brücken zerstört im Flußbett, die Magazine in Asche. Wo die Stadt gestanden hatte, wogte ein Feuermeer.

Mühsam gewann der Verfolger auf Notstegen das rechte Ufer, um die Verfolgung wieder aufzunehmen. Der Russe hatte Zeitgewinn erzielt und marschierte eilends am Muchawiec aufwärts. Kosakendivisionen und Schützenregimenter kämpften an der Kobryner Straße um die Sicherung des Rückzuges, in den Heydebrecks Kavallerie und Linsingens Korps Gerok von Süden hineinzustoßen begannen, während die 11. Armee die nach Nordosten führenden Straßen abzuschneiden suchte. Absprengungen gelangen, aber die Masse der russischen Heeresteile, die sich bei Brest-Litowsk geballt und geschlagen hatten, entkam. Fieberschwangerer Ostwind strich über die Dünen und wirbelte Sand, Asche und Funken auf, als wollte die Natur den Russen noch besonders zu Hilfe eilen und die atemlose Verfolgung mit ihrem Gluthauch ersticken.

Die allgemeine Lage am 26. August

Der Sieger ließ sich durch die russischen Gegenmaßnahmen nicht schrecken. Er glaubte sich keine Rast gönnen zu dürfen, weil der Fall Brest-Litowsks nicht zu einem Sedan geworden war, und hoffte, die russische Masse, die im Süden zwischen Chotin und Kowel noch mit Gegenangriff drohte, im Zentrum fechtend auf Pinsk und Baranowitschi wich und im Norden zwischen Dünaburg und Grodno sogar noch manövrierte, durch Fortsetzung des Angriffs und Verbreiterung der Angriffsfläche nochmals zu binden, Teile abzusprengen und zu umfassen und den wankenden Koloß schließlich doch noch ganz zu verkrüppeln, nachdem die völlige Umfassung und Austilgung seiner Zentrumsmasse an der Ausdehnung des Raumes, der Knappheit der Angriffskräfte und der Rückzugstaktik des vielfach geschlagenen Gegners gescheitert war.

Die Verbündeten standen am 26. August vor einer anderen, aber vor keiner geringeren Aufgabe als am Tage von Gorlice. Der Feldzug hatte tiefe Lücken gerissen. Jeder Tag hatte Blut gefordert, Dysenterie und

Flecktyphus schlichen durch die Reihen, Pferdeleichen lagen zu Tausenden auf den polnischen Wegen, unzählige Kraftwagen waren zugrunde gerichtet worden, und die Wiederherstellung von Bahnen, Straßen und Brücken kostete viel Zeit und erforderten ein ungeheures, wertvolles Material, das zu Kriegszwecken in fremder Erde verscharrt werden mußte. Dünn und dünner wurde die Kampffront, denn die Etappe verschlang immer zahlreichere Kräfte. Die Kämpfer selbst waren müde und abgehetzt, ungenügend verpflegt und von brütender Sonne, von klatschenden Regengüssen und von erstickenden Sandstürmen hart mitgenommen.

Trotzdem drängte die Entwicklung vorwärts. Der Fall der westrussischen Festungen, die Zertrümmerung der russischen Grundstellung und die Schwächung des Gegners um zwei Millionen Köpfe waren immerhin gewaltige Erfolge, auch wenn die Operation als solche nicht zum idealen Ziele geführt hatte. Gelang es, die in zwei Teile gespaltenen russischen Heereskräfte in Wolhynien und in Litauen zu neuem Schlachtengang herauszufordern und endgültig zu schlagen, so wurde der Feldzug schließlich doch noch zur vollen Reife gebracht, ehe der Winter und die auf andere Fronten rufenden Aufgaben ihm ein Ziel setzten.

Vielleicht haben diese Erwägungen den Plan bestimmt, der die Russen in Wolhynien und Ostgalizien mit einem überraschenden Angriff auf die Abschnitte von Luzk und Tarnopol und die in Litauen zwischen Wilna und Grodno kämpfenden Armeen Alexejews mit Umfassung ihres rechten Flügels und Einkreisung bedrohte.

Die deutsche Heeresleitung verbarg damals unter einer Miene, die heitere Ruhe und kühle Überlegung spiegelte, und die General von Falkenhayn und der Hofstaat auch im kaiserlichen Hauptquartier zu Pleß zur Schau trugen, um Kaiser Wilhelms innere Unsicherheit zu beschwören, tiefe Sorgen. Der Dreifrontenkrieg zerrte an den Nerven, zehrte an den Kräften und machte Bruchstücke aus den schönsten Feldzugsplänen der auf der inneren Linie hin und her gehetzten deutschen Kriegführung. Aber was auch kommen mochte — man war entschlossen, dem russischen Heere noch einen so schweren Schlag zu versetzen, daß es das Feld nicht mehr halten konnte, und ging zuversichtlich an die Ausführung dieses Planes, obwohl Schlag auf Schlag Truppen aus der Front gezogen werden mußten, um gegen Serbien zu marschieren und den Weg nach Konstantinopel zu öffnen, und Joffre, der Bedächtige, sich offenkundig zu einer neuen Durchbruchsschlacht bereit machte.

Das Echo, das der dröhnende Fall der russischen Festungen geweckt hatte, rief in Deutschland noch einmal himmelstürmende Hoffnungen ins Leben. Der Imperialismus, der die Zukunft im Lichte neuer Machtfülle erblickte, vergaß, daß dieser Kampf nichts anderes war und blieb, als ein Kampf um Sein oder Nichtsein der Nation, ein verzweifeltes Ringen um

die Erhaltung des Reiches und das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes. Wehe Deutschland, wenn dieser Krieg der Kriege als militärisches Würfelspiel auf die Kriegskarte gestellt wurde und die leitenden Staatsmänner und die kriegführenden Generale sich verleiten ließen, die Zukunft von diesen verführerischen Blättern abzulesen und die Grenzen ins Weite zu stecken!

Wer tiefer blickte, entzog sich der Erkenntnis nicht, daß Deutschland sich immer noch, ja immer mehr in einer Zwangslage befand und trotz seiner glänzenden Siege an den Wänden des erweiterten strategischen Gehäuses hintastete, um den Ausgang aus der Einkreisung zu suchen, ehe der Atem stockte und das Volk verdarb.

Um die Dringlichkeit des Problems wußte die deutsche Heeresleitung Bescheid. Zwar hielten die Türken noch vor Gallipoli stand, aber ihre Kräfte gingen zur Neige, ihre Pulverhäuser waren leer, ihre Geschütze ausgebrannt und ihre Minenvorräte erschöpft. Zwar gewannen die Italiener trotz opferreicher Anstürme am Isonzo nur schrittweise Raum, aber Triest lag knapp 20 Kilometer hinter der Front, und an der Drina und der Save stand das serbische Heer, durch französische und britische Artillerie verstärkt, unbesiegt in Österreich-Ungarns Flanke. Wohl war Joffre seit der Schlacht im Artois nicht mehr zum Angriff geschritten und im Juli in den Argonnen sogar ganz auf den Biesmeabschnitt zurückgedrängt worden, aber Ypern und Verdun bedrohten immer noch die Verbindungen der über die Somme vorspringenden deutschen Wehrstellung, und unzweifelhaft bereiteten sich Stürme von neuen Ausmaßen vor, denen man mit verringerten Kräften entgegentreten mußte. Weder die britische noch die französische Heeresleitung hatten sich in den Stellungskrieg ergeben. Sie vermehrten ihre Truppen, gossen Geschütze, häuften amerikanische Munition, ersannen und erprobten neue Angriffsmittel und machten sich fertig, den Kampf wieder aufzunehmen und das Beispiel nachzuahmen, das ihnen die Verbündeten bei Gorlice gegeben hatten. Doch all das zusammengenommen wog noch nicht so schwer in der Schale der Betrachtung, daß es sie in die Tiefe gezogen und die lebhafte deutsche Heeresleitung von der Fortsetzung des Angriffsfeldzuges im Osten abgehalten hätte.

Besaß die deutsche Heeresleitung die Kraft, die Freiheit des Handelns, die Sammlung des Willens, die politische Erkenntnis und die Zeit, den Feldzug, der am 26. August vor Brest-Litowsk gegipfelt hatte, neu zu gestalten und in raschem Gang zu diesem Ziele zu führen, ehe der Dreifrontenkrieg sie gebieterischer auf einen anderen Kriegsschauplatz rief, als dies am 21. August 1914 angesichts des russischen Einfalls in Ostpreußen der Fall gewesen war? Das war die große, schicksalsschwere Frage, die sich den deutschen Führern auf dem beispiellosen Siegeslauf vom Dunajec

bis zum Bug immer wieder aufdrängen mußte. Wie dem auch sein mag, man entschied sich im obersten deutschen Hauptquartier dahin, den Feldzug fortzusetzen, trotz der Erschöpfung der Truppen, trotz der Lichtung der Bestände und der ins Fabelhafte wachsenden Steigerung aller Schwierigkeiten des Marsches und der Versorgung den Russen im Zentrum an der Klinge zu bleiben und sie auf den Flügeln durch neue Manöver noch einmal unter das Joch zu zwingen.

So wuchs der Feldzug, der dem Conradschen Gedanken eines Durchbruchs bei Gorlice entsprungen war, in den letzten Tagen des August 1915 zu neuer operativer Gestaltung und zu wahrhaft tragischer Höhe. Er griff von dem brennenden Brest-Litowsk wieder nach den Flügeln aus und brachte alle deutschen und österreichisch-ungarischen Kräfte in Bewegung. Er füllte die zu unendlicher Weite gestreckte kriegerische Bühne von der Mündung der Düna bis zur Quelle des Bug mit einer Reihe strategisch verketteter Schlachten, vermied aber im letzten Augenblick mit Bedacht die lockende Tiefe des Raumes, in der einst Napoleons Stern über dem brennenden Moskau untergegangen war.

Die Offensive der Deutschen und Österreicher
(vierte Phase)

Der Bewegungsfeldzug der Verbündeten, auf dem das Königreich Polen in schwerem Schlachtengang durchmessen worden war, hatte im verwüsteten Gebiet ein merkwürdiges kriegerisches Gebilde erzeugt. Eine dünne Kampflinie lief wie schäumende Brandung ostwärts, warf den Gegner und fraß das Land, hinter ihr aber wogte breit und schwerfällig das Etappenmeer, aus dem dieser schmale, gischtende Saum immer neu gespeist werden mußte. Das wurde täglich schwieriger. Schon lagen 150 Kilometer zertretenen Landes zwischen der Front und den Kopfstationen der Eisenbahnen, schon umfing im Urzustand ruhende Erde die vorwärts hastenden Kolonnen. Die Fortsetzung des Feldzuges, der sich zu einer unendlichen Schlachtenfolge gestaltet hatte, verlangte ein ständiges Hin- und Herwerfen der Kräfte, und das war um so umständlicher, als es sich meistens um rasche seitliche Verschiebungen der Kampftruppen handelte, da nicht genügend Reserven zur Verfügung standen, um Stockungen des Schlachtenverlaufes durch Heranführen von Verstärkungen aus der Tiefe des Raumes zu überwinden. Divisionen, Korps und Armeen wechselten die Gefechtsstreifen und die Verbände und wurden im Feuer der Schlachten wie Spielmarken hin und her geschoben, als gäbe es keine Entfernungen, keine Beschwerden und keine Hindernisse.

Die Schlachtenfolge zwischen dem Njemen und den Pripjetsümpfen

Als Brest-Litowsk fiel, waren die wichtigsten Truppenverschiebungen bereits vollendet. Die im Zentrum sich häufenden Kräfte Mackensens flossen nach den Flügeln ab oder wurden angehalten, und Generalfeldmarschall v. Mackensen setzte seinem kleiner werdenden Heer die letzten Ziele. Während die 11. Armee aus der Schlachtlinie schwand und Erzherzog Josef Ferdinand nach Wolhynien eilte, rückte Emmichs X. Korps von Dubienka nach Norden. Gleichzeitig nahm die Bugarmee eine Rechtsschwenkung vor und überschritt die Straße Brest-Litowsk—Kowel auf dem Wege nach Kobryn.

Diese Schwächung des Zentrums ergab sich aus der Ausrichtung der Front, den räumlichen Verhältnissen und den strategischen Notwendigkeiten. Trotzdem ist im Zentrum auf dem Vormarsch in die Wildnis der Rokitnosümpfe noch heftig gekämpft worden. Es galt noch gewisse Punkte zu erreichen, ohne deren Besetzung die Mitte der Ostfront nicht gesichert gewesen wäre, und den Druck auf den zähen Feind zu verstärken, bis er sich in die Abwehr ergab.

Da ein Gegenstoß russischer Kräfte auf Brest-Litowsk die weitgeschweifte Front mit Durchbrechung bedrohte, galt es zunächst, die Verfolgung bis Pinsk fortzusetzen und die Pinsker Landzunge zu sperren, um die Schlachten auf den Flügeln ungestört ausfechten zu können. Demgemäß setzten sich Deutsche und Österreicher nach der Eroberung Brests ohne Säumen in Bewegung und drangen am 27. August zu beiden Seiten der Straße Brest—Kobryn gegen Pinsk vor.

Die Kämpfe bei Kobryn

Die Bugarmee rückte südlich der Straße fechtend auf Kobryn. Everths XXXI. Korps hatte den Rückzug von der Kapajowka bis zuletzt gedeckt und versuchte nun Linsingens Flanke zu bedrohen, versäumte den Augenblick des Abmarsches auf Kobryn und wurde von Heydebreck überraschend angegriffen und in die Sümpfe gedrängt. Es verkrümelte sich in der Polesje und entrann unter Verlusten nach Südosten. Linsingens linker Flügel ging an der Straße Brest—Kobryn vor, erreichte am 29. August die Gegend von Kobryn, stieß aber dicht vor dem Orte auf den Widerstand standbereiter Kräfte. Es war 4 Uhr nachmittags, von Norden, wo die 11. Armee im Vorrücken war, schallte schon Gefechtslärm. Dort war die Gardekavallerie an den Feind geraten.

Die preußische Gardekavallerie hatte während des Kampfes um die Lesnalinie einige Tage geruht, ging am 27. August zur Verfolgung auf dem rechten Flügel der 11. Armee über die Lesna vor und erreichte am Tage darauf in staubendem Ritt Zabinka. Bei Zabinka verzweigt sich die Bahnlinie Brest-Litowsk—Baranowitschi—Minsk—Smolensk. Während der Hauptstrang am Nordrand des Sumpfgebietes zwischen dem Urwald und dem Ogynskisee zur Szczara zieht, läuft ein Nebenstrang auf schmalem Landrücken durch die Poljesje über Kobryn und Pinsk nach Luniniec. Die Gardekavallerie folgte dem Seitenstrang, scheuchte sengende Kosaken aus den Dörfern und prallte am 29. August an eine ausgebaute Stellung, die sich wenige Kilometer westlich Kobryn von Piaski über Ogrodniki nach Norden zog. Kurz darauf griff das Beskidenkorps in das Gefecht ein.

Die Infanterie der 11. Armee war dem Gegner in breiter Front über die Lesna gefolgt. Sie überschritt am 27. August die Querstraße Chwedkowicze—Myszczyce—Piliszcze—Kamienec-Litowsk, warf seine Nachhuten aus flüchtig befestigten Stellungen und verhinderte ihn, sich wieder zu setzen. Kamienec wurde von Österreichern genommen. Am 28. August erreichte die 11. Armee unter auflebenden Gefechten die Linie Tewli—Poddubje. Das Gardekorps stieß vor dem Quellauf der Szewnia auf die Fortsetzung der Kobryner Stellung und nistete sich noch am Abend dicht davor ein. Hart am Feind lag die Garde in den feuchten Wiesen vor der Windmühlenhöhe von Malcy und wartete auf den Tag, der über das Schicksal der Kobryner Sperrstellung entscheiden sollte.

Die Russen hatten Kobryn, den nördlich anschließenden Muchawiecbogen und das Ostufer der bei Kobryn in den Muchawiec mündenden Szewnia stark besetzt und hielten diese Linie gegen die Angriffe der Gardekavallerie und des auf der Straße Brest—Kobryn anrückenden Beskidenkorps, bis sich der Druck der Heereskavallerie und des XXXXI. Reservekorps von Süden her und der Druck Plettenbergs im Norden geltend machte. Nach hartem Kampf drang Geroks 22. Division in die linke Flanke der Kobryner Hauptstellung ein. Die Garde wehrte russische Gegenstöße bei Ostrowo ab und nahm am Abend die Stellung von Malcy und Tweli. Das Beskidenkorps, das durch die 47. Reservedivision verstärkt worden war — die „eiserne Division“ war aus dem Verband der Armee des Erzherzogs in den der 11. Armee übergetreten —, stieß nach und nahm Kobryn. Der Russe wich auf den Orzechowskikanal, hinter den Dnjepr-Bug-Kanal und den Muchawiec, gab Kobryn und die Höhen zwischen Tweli und Poddubje preis, ging von Kobryn auf die schmale Landzunge zurück und lehnte seine Flanken an die Sümpfe, vor denen die Verfolgung auf den Flügeln zum Stillstand kam.

Da zog Linsingen das XXXXI. Reservekorps nach der Mitte zusammen. Nach heftigem Kampf gelang es der 82. Reservedivision am

2. September, an der Bahnlinie in das Stellungsnetz auf der Landzunge einzubrechen und eine Lücke zu reißen. Eilig zog sich der Verteidiger weiter gegen Pinsk zurück. Mitten durch Tausende verschleppter Landeseinwohner, die auf der schmalen Landbrücke zwischen zwei Feuer gerieten und ihren Jammer ins wandernde Gefecht schrien, gingen Kampf und Verfolgung auf der Pinsker Straße, neben dem gesprengten Bahndamm und auf Sand- und Sumpfpfaden ostwärts. Rings qualmten die Dörfer, verwestes, abgestochenes Vieh und Tote und Verwundete lagen zu beiden Seiten der Rückzugsstraße. Aus den lichten Birkenhainen und den dunkeln Kiefernforsten, die über das Labyrinth von Dünen, Teichen und dickflüssigen Sümpfen zerstreut waren, knallten die Flinten der Kosaken. Doch es gab keinen Aufenthalt. Unerbittlich trat der Verfolger dem Gegner auf die Hacken.

Der Russe ging immer noch geschlossen zurück. Er wich gen Nordosten und setzte sich am Oberlauf der Jasiolda und auf den Höhen von Chomsk zu neuem Widerstand. Er schützte die linke Flanke dieser neuen Sperrstellung, indem er sich in der Linie Chomsk—Drohiczyn an der Pinsker Straße tief eingrub und die Grabenlinie südlich von Drohiczyn bis zur Pina und dem Südrand der Landzunge zog, wo das Reich der eigentlichen Pripjetsümpfe begann. In dieser geschickt gestaffelten Stellung deckte der Russe die Wegengen, durch die seine Kolonnen ostwärts auf Pinsk und nordostwärts gegen Kossovo—Slonim entrannen. Er hatte auf den Sandhügeln und in den Mulden Artillerie aufgefahren, weithin Löcher und Gräben ausgehoben und erwartete den Angriff festen Fußes.

Der Angriff begann, nachdem Prinz Leopold die Lesna überschritten, den Urwald von Bielowiec durchquert und die Straße Szereszowo—Pruzany erkämpft hatte.

Die Kämpfe im Urwald von Bielowiec

Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern war des Widerstandes im Lesnabogen am 24. August nach der Einnahme von Wierchowiecze Herr geworden. Smirnows Divisionen hatten sich dem Feind nach dem Verlust Czeremchas und Kleszczeles hastig entzogen und waren im Walde verschwunden. Leopolds 9. Armee gewann Raum. Das XXV. Reservekorps setzte dem Feinde nach und betrat am 28. August das Innere der Wildnis, die sich dem Verfolger wehrend entgegenstellte. Auf wenige Wege zusammengedrängt, rückte der deutsche Heereszug in die Stille des riesenhaften Waldes. Mühsam fädelten sich die Kolonnen zum Vormarsch. Am Nachmittag entluden sich schwere Regengüsse und ersäuften die Wege. Das XXV. Reservekorps gelangte am 28. August noch bis zu dem kaiserlichen Jagdschloß bei Stoczek und lagerte dort. Es sollte in der Morgen-

frühe des 29. August den Vormarsch auf Stoczek antreten, um den Quelllauf des Narew zu erreichen und über Ciechawola den Nordostausgang des Waldes zu gewinnen.

Das schlesische Landwehrkorps durchschritt den südlichen Ausläufer des Waldes und gelangte am 28. August in die Gegend von Suchopol und Czereszowo. Am Tage darauf stießen Woyrsch und Scheffer auf Widerstand. Der Russe verteidigte die Waldengen, durch die der Weg aus der Wildnis ins Freie führte.

Es kommt zu schwerem Kampf.

Scheffers 49. Reservedivision gewinnt bei Ciechawola den Narew, gelangt aber dann zum Stehen. Die 48. Reservedivision, die der Schwesterdivision Rücken und Flanke deckt, kann sich im Walde nicht entwickeln und steht in Marschkolonnen gebannt. Als ein Gewitter in den Kampf schlägt, die Waldwege sich in Morast verwandeln, wird die Lage heikel. Der Nachschub beginnt zu stocken, die Verbindungen reißen ab. Um die Verstrickung zu lösen, biegt die 49. Reservedivision links aus. Sie will sich der Nordausgänge des Waldes bemächtigen, findet aber den Gegner auch dort bereit. Er steht auf den Hügeln am Waldsaum zum Kampf aufmarschiert. Vergeblich geht die Division zum Angriff vor; sie kann ihn nicht durchführen, denn die Kanone muß im verwachsenen Walde schweigen und der Russe sitzt sicher in seinen Gräben. Da zieht Scheffer die 48. Division rechts heraus und entsendet sie auf der einzigen Dammstraße, die Geschütze und Kolonnen trägt, gen Luwidnowo und Nowi-Dwor, um den Ausgang in östlicher Richtung zu suchen. Aber auch dort steht der Feind an den Waldpforten, auch dort muß die deutsche Infanterie ohne Unterstützung durch die Artillerie zum Angriff schreiten.

Woyrsch ist nicht besser daran als Scheffer-Boyadel. Sein linker Flügel durchquert den völlig versumpften Südteil des Waldes auf Stegen, Dämmen und Pfahlrosten und ist vor Szereszowo und Suchopol auf den Feind gestoßen, der die Waldengen und die dahinter liegenden Dünen besetzt hält und die Schlesier mit schwerem Feuer empfängt. Da das Landwehrkorps sich in dichtem Wald auf Schneisen und Knüppeldämmen nicht entwickeln kann und die Artillerie zwischen den engstehenden, aus Wasser und Moder aufgeschossenen Bäumen weder Stand noch Ziel findet, fordert die Lage auch hier raschen Entschluß. König greift die Waldengen von Suchopol mit dem Bajonett an, und die Division v. Bredow rückt gegen Nowi-Dwor, um Scheffers 84. Division zu unterstützen, die dort verzweifelt um den Ausgang aus dem Waldlabyrinth kämpft.

Während die 49. Reservedivision unter dem Granathagel ausharrt und sich Schritt für Schritt zu den Waldpforten Michalki und Kolonna nordöstlich von Ciechawola Bahn bricht, ohne den Austritt zu erkämpfen, wirft sich die 84. Division auf Nowi-Dwor. Sie erreicht am 3. September

in strömendem Regen die Düne von Terespol, die den Ausgang des Waldes beherrscht, und schreitet am 4. September zum Angriff auf die Höhe, auf der eine Windmühle ihre schwarzen Flügel dreht. Dahinter liegt Nowi-Dwor. Nach zweitägigem Kampf stürmt die tapfere Division die Höhe und wirft den Feind am Abend des 4. September im Verein mit Bredow auf Nowi-Dwor zurück. Von der Division Bredow in der rechten Flanke gedeckt, schwenkt sie am Tage darauf nach Norden, umfaßt Nowi-Dwor und stürzt sich in unwiderstehlichem Anlauf auf das befestigte, zwischen Sumpf und Sand gebettete Dorf. Landwehr und Landsturmleute sind's, die unter Verzicht auf starke Artilleriehilfe und erschöpft von endlosen Märschen auf grundlosen Wegen, in klatschendem Regen den Ausgang aus dem Urwald von Bielowiec erstreiten. Als sie trotz aller Schrecken ins Dorf eindringen, verliert der Russe den Mut und weicht vor der Umfassung auf Lyskowo ins Freie. Die Division Bredow stößt nach, die 49. Reservedivision greift im Norden an, und das schlesische Landwehrkorps bricht im Süden aus der Flanke gegen Suchopol vor und erobert nach dreitägigem Gefecht die Höhen von Murawa, die Pruzany und die Straße Szereszowo—Pruzany—Slonim decken. Am 6. September ist der Austritt aus dem Urwald von Bielowiec auf der ganzen Linie erzwungen. In Sturm und Regen drängen Prinz Leopolds Korps dem Feinde nach. Auf dem linken Flügel gehen die 35. Reservedivision, die 49. Reservedivision und die 84. Division des verstärkten XXV. Reservekorps gegen die Zelwianka vor und sichern die Verbindung mit dem rechten Flügel der Armee Gallwitz, auf dem rechten Flügel rückte Woyrsch mit Schlesiern und Österreichern auf Rozany.

Die Kämpfe an der Jasiolda

Unterdessen war an der Jasiolda schwer gekämpft worden. Als Woyrsch auf Szereszowo—Suchopol vorrückte, griff das Beskidenkorps den großen Brückenkopf Bereza-Kartuska an, der Bahn und Straße nach Baranowitschi deckte und den Schlüsselpunkt der Jasioldalinie bildete. Die Russen hielten die Stellung an der Jasiolda von Sielec über Bereza-Kartuska bis Drohiczyn und die Höhen von Chomsk mit äußerster Zähigkeit und bereiteten dem Angreifer, der seine Front stark geschwächt hatte, schwere Stunden. Sie behaupteten Bereza-Kartuska gegen alle Stirnanläufe und hielten in den festgebauten Kasernen und den Ruinen des alten Kartäuserklosters stand, bis es Conta gelang, den Brückenkopf von Süden zu umfassen. Erst als die 1. Division die Höhen von Chomsk erstürmte, gaben sie das Spiel verloren und fluteten ab. Kurz darauf nahm die 107. Division Drohiczyn, aus dem der Verteidiger fechtend in der Richtung auf Pinsk zurückging.

Der Russe zog in zwei Gruppen gen Nordosten und Osten ab. Die nach Nordosten weichenden Divisionen beeilten sich, die Berührung mit dem Verfolger an der Straße nach Baranowitschi zu lösen, um am Nordrand der Rokitnosümpfe auf Kossowo zurückzugehen und die Schara zwischen sich und den Feind zu bringen, die nach Osten zurückgehenden Divisionen dagegen setzten sich nach wenigen Kilometern wieder an die Landzunge von Pinsk in einer festangelehnten, dreifach gegliederten Stellung, um Pinsk zu verteidigen. Everth gab die Pinsker Ausfallspforte so ungern preis und war so sehr darauf bedacht, deutsche Kräfte im Zentrum zu fesseln und den Durchbruch auf Luniniec zu vereiteln, daß er den Kampf am 3. September entschlossen wieder aufnahm. Und es glückte ihm in der Tat, die Verfolgung noch einmal empfindlich zu hemmen. Die Bugarmee zählte damals nur noch 6 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen. Sie fühlte sich trotzdem stark genug, die Befestigung auf der Landzunge in raschem Vorstoß über den Haufen zu rennen, war aber unfähig, sofort zum Angriff überzugehen, weil die Verbindungen nahezu abgerissen waren. Es fehlte an allem. Man mußte Geschütz, Munition und Vorräte abwarten, bevor man den Kampf erneuerte. Das war schlimm, denn inzwischen räumte der Russe Pinsk aus und zerstörte Furten und Pfade der Poljesje.

Als die deutschen Flieger meldeten, daß sich hinter den Befestigungen russische Kolonnen, große Viehherden und endlose Züge nach Luniniec und Logoschin bewegten, um den Oginskykanal zwischen sich und den Verfolger zu bringen, und die Kunde kam, daß die Armeen Hindenburgs vor Wilna in schwere Schlacht verstrickt lägen und Iwanow in Wolhynien zum Gegenangriff geschritten sei, galt kein Zögern mehr. Man griff an, obwohl der Nachschub noch im argen lag, und suchte den Weg nach Pinsk mit Gewalt zu öffnen. Und es gelang. Gerok und Conta brachen am 12. September in die russischen Gräben und warfen die Russen unter erbitterten Kämpfen Schritt für Schritt gegen die Pinsker Dünen zurück. Am 14. September winkte den Stürmern die Kathedrale von Pinsk als leuchtendes Marschziel am Horizont, und am 16. September erreichte das XXXXI. Korps in atemlosem Vormarsch die weiße Stadt, deren Mauern und Türme von der Spitze der Landzunge weit über die grün, gelb und blau gefärbte Wildnis der Rokitnosümpfe glänzten.

Als die Deutschen in Pinsk einrückten und die Russen gen Luniniec entwichen, riß die russische Front zwischen Pinsk und Luzk ab. Aber auch der Sieger war fortan genötigt, auf zwei räumlich getrennten, in der Mitte nur durch eine dünne Postenkette verbundenen Schauplätzen zu fechten, denn die Wüstenei der Poljesje erlaubte auch ihm nicht, im Zentrum mit großen Heereskörpern aufzutreten. Der Kosak und der Freischärler waren hier besser zu Hause. Gleich ihnen lernten preußische Gardereiter am Oginskykanal in Sumpf und Sand fechten. Sie prallten bis Logoschin vor, mußten

aber vor umfassendem Angriff auf das Westufer des Kanals zurückweichen und rückten am 3. Oktober als Besatzung nach Pinsk, während das XXXXI. Reservekorps bis zum Pripjet und zum Strumenfluß Raum gewann und dann in der Sumpfwildnis Posten ausstreute, die die Verbindung mit der wolhynischen Front sicherten. Luniniec blieb unerreicht. Die Bugarmee wurde aufgelöst und der Rest der 11. Armee völlig mit der Armeeabteilung Woyrschs verschmolzen, der zuletzt elf Divisionen befehligte. Linsingen erhielt den Oberbefehl über eine Heeresgruppe, die in Wolhynien zusammenrückte, Generalfeldmarschall v. Mackensen eilte vom Bug an die Donau und pflanzte seine sieggekrönte Standarte vor Belgrad und Semendria auf. Der Bewegungsfeldzug war im Zentrum der Ostfront zwischen dem Njemen und den Pripjetsümpfen zu Ende gegangen.

Um so mächtigere Wellen schlug die Bewegung, die den Angriffsfeldzug der Verbündeten zum Ziel treiben sollte, im September und Oktober auf den Flügeln, wo sich seit dem Falle Brest-Litowsks die Hauptkampfstätten abgegrenzt hatten und die Operationen zwischen Wilna und Slonim im Norden und zwischen Luzk und Chotin im Süden im Ringen um den Endertrag des großen Angriffsfeldzuges der Verbündeten gipfelten.

Die Kämpfe um Grodno und Olita

Der Fall Kownos, der Wilna entblößt, die Njemenlinie erschüttert und die Russen gezwungen hatte, von Sienno—Augustow auf den Strom und über den Bobr zurückzuweichen, war das Zeichen zum konzentrischen Vormarsch der Armeen Eichhorn, Scholtz und Gallwitz auf Wilna, der sich als eine große Schlachtenfolge über die litauische Erde wälzte. Als Gallwitzens Schwaben und Westpreußen am 20. August in Bielsk eindrangen und den Feind über die Biala warfen, begann sich diese Bewegung auf Hindenburgs rechtem Flügel deutlich abzuzeichnen. Gallwitz schwenkte gegen Osten ein und rückte am Narew aufwärts, um den Fluß bei der Stadt Narew zu überschreiten und in den Rücken von Grodno zu gelangen. Seine rechte Flanke war durch die 9. Armee sichergestellt, die in den Urwald von Bielowiec eindrang, an seiner linken Schulter focht Scholtz, der nach der Einnahme Lomzas und Wiznas auf Bialystok vorstieß, um zugleich die Festung Ossowiez im Süden zu umgehen.

Scholtz traf bei der Wegsperre Tykozin auf hartnäckigen Widerstand. Es glückte den Russen, die 8. Armee hier drei Tage aufzuhalten. Dadurch gewannen sie Zeit, die Werke von Ossowiez zu sprengen und den großen Stapelplatz Bialystok zu räumen. Am 23. August zerbrach der Widerstand. Die Verteidiger zogen sich unter erheblichen Verlusten auf das rechte Ufer des Narewknies zurück und überließen der Armee Scholtz Ossowiez und

Tykozin. So wurde die Sumpffeste, die dem schweren deutschen Geschütz im Oktober 1914 und im März 1915 Trotz geboten hatte, durch Umgehung zu Fall gebracht. Am Tage darauf überwand die 8. Armee die Tiefenlinie der Berczowka, nahm Kryszyn und überschritt südlich von Tykozin den Narew.

Zur gleichen Zeit gewann Gallwitz den Flußübergang oberhalb des Knies von Suraz. Er überschritt die Bahn Brest-Litowsk—Bielsk—Bialystok und schickte das XVII. Korps, das immer noch am rechten Flügel focht, über die Höhen von Widowo an die Orlanka vor. Der Russe wich auch hier erst nach heftigem Kampf und setzte sich hinter der Orlanka und am Narew zu neuem Widerstand. Tag für Tag warfen Gallwitz und Scholtz seine Nachhuten weiter gen Nordosten. Als der Russe Bialystok geräumt hatte, wich er rascher; der Vormarsch wurde wieder zur Verfolgung. Gallwitz erkämpfte die Südflanke von Bialystok und den Bialystoker Forst, Scholtz brach nördlich des Platzes gegen Grodno vor. Am 28. August lag Bialystok, von zwei Seiten umgangen, hinter der grauen Flut. Grodno, der Brechpunkt der russischen Nordwestfront, rückte in die Kampflinie.

Unterdessen war die Armee Eichhorn auf der ganzen Linie gegen den Njemen vorgedrungen. Die Russen verzögerten Eichhorns Vormarsch in den Pierzackasümpfen zwischen Suwalki und dem Njemen nach Kräften. Als Eichhorns rechter Flügel im Anschluß an Scholtzens Umgehung von Ossowiez Raum gewann, zogen sie sich am 26. August über den Njemen zurück, brannten die Brücken hinter sich ab und stellten sich in der Linie Troki Nowe—Jewie—Olita—Mieriecz—Grodno zum Kampf.

Eichhorns linker Flügel war nach der Eroberung Kownos auf starken Feind gestoßen. Er wurde bei Koszedary an der Bahnlinie Kowno—Wilna auf freiem Felde angefallen und in die Abwehr verwiesen. Auch auf dem Nordufer der Wilija erschienen russische Verstärkungen und warfen sich ungestüm in den Kampf. Kaukasische und finnische Regimenter eilten von Wilna heran und gingen vom Fleck weg zum Angriff über, das III. sibirische Korps trat bei Jewie zum Massenangriff an und band den Feind. Diese Kraftanstrengung hemmte Litzmanns Vormarsch auf Wilna und brachte Eichhorns linken Flügel am 22. August auf der Front Kowarsk—Willkomierz—Koszedary auf beiden Ufern der Wilija zum Stehen.

Hindenburg sann auf Entlastung der bedrängten 10. Armee. Er befahl Below, an der Aa, der Düna und der Swenta den Angriff wieder aufzunehmen und den Feind zu fesseln und die Wilnaer Nordflanke zu sichern, und wies Gallwitz und Scholtz an, den Gegner an der Njemen-Narew-Front auf das schärfste zu bedrängen und rücksichtslos auf Grodno Bahn zu brechen.

Unterdessen setzte Eichhorns rechter Flügel nach heftigen Kämpfen in den Pierzackasümpfen unweit Olita über den Njemen, umfaßte Olita von

Norden und ging gegen die russischen Verteidigungslinien an der Bahnlinie Olita—Orany vor. Der Angriff gedieh sehr langsam, denn die Russen kämpften in den Njemenschleifen zwischen Seen und Wäldern auf dem Manövergelände des Wilnaer Korps und zeigten sich behender als gewöhnlich. Südlich von Olita behaupteten sie den Brückenkopf Mieriecz und lähmten dadurch Eichhorns Vormarsch auf Orany. Inzwischen retteten sie auf der Bahn Geschütz und Vorräte der Njemenfestungen nach Minsk. Erst als die Deutschen Olita im Norden überflügelten, verließen sie den sauber geräumten Platz und gingen an der Stichbahn Olita—Orany auf die Oranka zurück. Die Feste Olita wurde am 26. August kampflos besetzt. Um so heftiger leistete der Russe vor der Bahnlinie Widerstand. Er kämpfte bei Orany und Mieriecz um jeden Fußbreit Boden und deckte die Linie Wilna—Orany durch Abwehr und Gegenstöße, bis er sich auch im Süden umgangen fühlte und der Fall Grodnos ihn zwang, die Front in Staffeln abzubrechen und sich kämpfend in der Richtung auf die Linie Lida—Wilna zurückzuziehen.

Am 1. September erschien Scholtz vor den Werken von Grodno. Er hatte vom 28. bis 30. August um den Bobrbrückenkopf Lipsk gekämpft, nach dessen Eroberung die Sidra überschritten, die Sperrfeste Sokolka genommen und am 31. August in atemraubender Verfolgung die Linie Nowi-Dwor—Kuznica, 17 Kilometer vor den Westtoren Grodnos, erreicht. Um dieselbe Zeit brach Gallwitzens linker Flügel aus dem Bialystoker Forst hervor, trieb den Feind über die Bahn Bialystok—Wolkowisk und ging am 1. September gegen Odielsk und den Swisloczabschnitt vor. Sein rechter Flügel näherte sich dem Unterlauf der Zelwianka. Darauf begannen die Russen den Vorsprung von Grodno zu räumen und gaben Mieriecz auf. Als ein kühner Reitervorstoß an der Oranka in ihre Linien drang und bei Czarne Kowale die Bahnlinie Orany—Wilna erreichte und abschnitt, war die letzte Njemenfestung verloren. Rascher als der Russe geahnt, schlug Grodnos letzte Stunde.

Die Festung Grodno wurde vom Angreifer überrannt. Während der linke Flügel der Armee Gallwitz gegen die Südfront vorrückte und die Rückzugslinie der Besatzungsarmee bedrohte, schritt Scholtz zum Sturm auf die Westforts, die am linken Njemenufer lagen, und bewarf sie mit Haubitzgranaten. Die Russen gedachten die Festung noch einige Tage zu halten und erwarteten, daß der Angreifer das schwerste Belagerungsgeschütz auffahre, um Bresche zu schießen. Doch Scholtz begnügte sich mit einer kurzen Beschießung und stürmte inzwischen die vorgeschobenen Stellungen. Norddeutsche Landwehr griff zum Bajonett, durchbrach die Linie und überrannte am Abend des 2. September im ersten Anlauf Fort IV. Im Anschluß daran überfielen Badener das Werk IVa, nahmen es und erweiterten die Bresche. Bestürzt gaben die Russen den Festungsgürtel preis und gingen über den Njemen auf die Stadt zurück. Sie zerstörten die großen Brücken,

um im Straßenkampf noch einige Tage Frist zu erstreiten. Die Nacht verging in heftigen Feuerkämpfen, die den Himmel, die Kirchenkuppeln und den Strom mit hellem Schein übergossen. Fort VII wehrte sich mit japanischen Geschützen verzweifelt gegen die deutschen Mörser. In nebliger Frühe setzte Scholtz auf Kähnen und Stegen über den Njemen und drang in die Gassen der Stadt. Es kam zu blutigem Handgemenge und hin- und herwogenden Kämpfen, die auf den Gassen und in Häusern und Gärten ausgefochten wurden und bis zum nächsten Morgen währten. Zweimal warf der Deutsche den Feind aus der Stadt, zweimal kehrte der Russe zurück und erneuerte den Kampf, dann opferte er ein paar tausend Mann und zog nach Osten und Nordosten auf die Tiefenlinien der Pyra und der Kodra ab.

Auch Grodno war sauber ausgeräumt worden, aber die rasche Preisgabe des letzten Stützpunktes am unteren Njemen durch die Russen ließ doch erkennen, daß den russischen Armeen, die zwischen dem Urwald von Bielowiec und den Teichen von Wilna fochten, der Boden unter den Füßen brannte. Gallwitzens Flankenstoß und Eichhorns Umfassungsversuche begannen sich mit dem Vorgehen des Prinzen Leopold und der Armee Scholtz zu lückenlosem Klammerangriff zu verknüpfen.

Die Schlachtenfolge in Litauen

Alexejew beschwor seine Generale, alles aufzubieten, um die Verfolgung am Ostausgang des Waldes von Bielowiec, an der Zelwianka, im Njemenwinkel und an der Kodra zwischen Orany und Skidiel anzuhalten, und suchte inzwischen Wilna zu retten, indem er alle verfügbaren Kräfte an der Wilija ballte, Litzmann mit Übermacht anfiel und die Masse der 10. Armee nach Lida zurückrief. Da Iwanow zur gleichen Zeit in Wolhynien zum Angriff blies und Verstärkungen von Kiew nach Norden eilten, um die Dünalinie zu verstärken und Hindenburgs linke Flanke zu bedrohen, wurde die ganze Ostfront am 5. September von neuen strategischen Impulsen ergriffen, unter denen sich Verfolgung, Stoß und Gegenstoß zu neuen Schlachten gestalteten. Diese empfingen auf russischer Seite eine gewisse Weihe durch die Verkündigung, daß die geheiligte Person des Zaren selbst den Oberbefehl über das russische Heer übernommen habe. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch legte den Stab in die Hand Nikolaus II. und beschied sich mit dem Oberbefehl im Kaukasus. An die Stelle des Gewaltmenschen trat ein Figurant, dem jedoch fähige Generale zur Seite standen, die sich nicht scheuten, ihn zu spornen, und das Heer zu neuen Opfern hinrissen.

An der Nordfront erwuchs daraus die Schlacht bei Wilna, in der die Deutschen noch einmal nach dem höchsten Preis griffen.

Die Schlacht bei Wilna war der letzte Versuch, große Teile des russischen Feldheeres in der Bewegung zu erfassen, einzukreisen und zu vernichten. Es war zugleich der letzte Versuch der deutschen Heeresleitung, das Glück noch in diesem Jahre zu zwingen und die ausschlaggebende Kriegsentscheidung im Osten mit einem einzigen Sensenschwung an sich zu raffen. Damit paarte sich — aus einer strategischen Wurzel entsprungen — der Versuch, das russische Südheer in Wolhynien zu schlagen, über Rowno auf Kiew zu werfen und das wolhynische Festungsdreieck zu erobern. Das war groß gedacht, aber die Ausführung dieser kühnen strategischen Idee stand unter dem Einfluß neuer Durchbruchsschlachten, die sich im Westen und am Isonzo vorbereiteten, litt unter dem Feldzug gegen die Serben, zu dem man sich in Berlin und Wien im August entschlossen hatte, und erforderte abermals größere Mittel, als den Mittelmächten zur Verfügung standen. Noch einmal begann sich die Zerstreuung der Kräfte fühlbar zu machen und tat dem Vorteil der Kriegführung auf der inneren Linie im entscheidenden Augenblick abermals Abbruch.

Der Fall Grodnos war das Zeichen zum Zusammenschluß der deutschen Schlachtordnung zwischen der Düna und dem Oginskykanal zum konzentrisch gedachten Vormarsch gewesen. Von diesem Augenblick an griffen die Bewegungen der Heeresgruppen des Prinzen Leopold und des Feldmarschalls v. Hindenburg scharf ineinander, schritten die Korps der Generale Woyrsch, Scheffer-Boyadel, Gallwitz, Scholtz und Eichhorn nach einheitlich gefügtem Plane zum Angriff auf die russischen Nordwestarmeen, während Below die Nordarmee und die Petersburger Reservearmee an der Düna in Fesseln schlug. Prinz Leopold folgte der Weisung, den linken Flügel der russischen Nordwestarmeen von der Jasiolda und der Zelwianka auf Slonim und die Schara zu werfen und die Linie Baranowitschi—Lida zu erreichen, Gallwitz rückte am Njemen aufwärts, um Hand in Hand mit Scheffer und Scholtz Lida zu gewinnen, Eichhorns rechter Flügel überschritt die Bahn Grodno—Orany—Wilna und ging gegen die Linie Lida—Wilna vor, und Eichhorns verstärkter linker Flügel hielt vor Wilna im Kampfe mit der russischen Hauptmacht stand und suchte den Weg in des Feindes offene Flanke.

Von der Kodra bis zur Beresina

Als Gallwitz und Scholtz am 5. September in den Njemenwinkel einzubrechen suchten, wurden sie von starkem Feind empfangen. Die Russen schritten zu Gegenstößen und ließen Artillerie spielen, um sich am Njemen und an der Kodra zu behaupten, und wichen erst am 8. September auf Skidiel und Pieski. Der Wegknoten Skidiel ging dreimal von Hand zu Hand. Am 12. September war der Russe von Gallwitz und Scholtz auf

die Zelwiankamündung und über die Kodra auf die Radunkamündung zurückgeworfen. Der Verfolger setzte dem Feinde fliegende Abteilungen auf die Fersen und griff am 9. September die Zelwiankalinie an. Schulter an Schulter gingen Prinz Leopolds und Gallwitzens Streitkräfte gegen den tief eingeschnittenen Fluß vor. Woyrsch stürmte Kossowo.

Am 12. September flammte die Schlacht von der Straße Kossowo—Baranowitschi bis zu den Quellen der Kodra im Hügellande östlich von Orany in neuen Kämpfen auf. Woyrsch stieß an der Griwda auf Widerstand, Scheffer kam in dichtem Nebel vor den Wäldern von Woronicze—Platenicze östlich von Zelwa an der Slonimer Straße wieder zum Stehen, Gallwitz und Scholtz wurden auf dem Norduſer des Njemen und an der Radunka festgehalten. Der dichte Nebel erschwerte der deutschen Artillerie das Eingreifen in den Kampf, der von den Russen geliefert wurde, um die deutsche Front zwischen Wilna und Pinsk zu fesseln, während im Umkreis von Wilna und an der Dünaflanke um den Schlachterfolg gerungen wurde.

Woyrsch und Scheffer-Boyadel vereinigten ihre Anstrengungen, um auf Slonim durchzubrechen. Scheffer setzte links die 49. Reservedivision, rechts die 84. Division ein und gewann am 13. September auf dem rechten Flügel gegen Platenicze Raum. Woyrsch führte Österreicher und Schlesier über die Griwda. Als der Durchbruch sich nicht mehr abwehren ließ, gab Smirnow den Kampf auf und wich auf Slonim und die Schara. Er zündete Mühlen, Höfe und Dörfer an, verschleppte die Bevölkerung, die Tausende der Ihrigen an der Straße Slonim—Baranowitschi ins Grab bettete, und rettete Geschütz und Troß. Über Hügel und Heide folgte das XXV. Reservekorps, folgten Schlesier und Österreicher dem Feind von Abschnitt zu Abschnitt auf die breite, von Wäldern und Mooren umgebene Schara. Unterdessen erstritt Gallwitz die Geländewellen am Westufer der Lebioda, Scholtz die Zugänge von Radun.

Ein Befehl der Obersten Heeresleitung trieb alles zur Eile und zu neuem Anpacken, um auf die Entscheidung zu wirken, die sich in diesen Tagen im Umkreis von Wilna vorbereitete.

Der Russe stand an der Schara und der Lebioda wiederum zum Kampf aufmarschiert, nicht mehr so entschlossen, bis zum äußersten festzuhalten, wie bisher, aber doch noch gewillt, dem Angreifer Aufenthalt und Verluste zu bereiten. Als Woyrsch am 15. September zwischen Ugly und Slonim angriff und Scheffer unterhalb der Stadt Slonim versuchte, den versumpften Wiesengürtel bei Zadworje zu überwinden und seine Pontons ins Wasser zu bringen — es war der Tag, da Pinsk fiel —, schlug den Deutschen abermals heftiges Feuer entgegen. Auen und Wälder starrten von Feldwerken, und das auf dem linken Ufer gelegene Slonim war zu einem Brückenkopf ausgebaut. Der Angriff wurde durch das Abreißen des Nachschubs, durch Sturm und Regen und tiefstreichende Wolkenmassen erschwert. Der Russe

hielt in Slonim stand, bis das XXV. Reservekorps sich an den Fluß herangekämpft hatte. Das dauerte zwei Tage. Am 17. September brachte Scheffer die Kähne ins Wasser und erzwang im Feuer, Sturm und Regen den Übergang. Gleichzeitig erstürmten Woyrschs Schlesier den Brückenkopf und die Stadt Slonim und warfen den Feind auf das rechte Ufer. Hier hielt das 23. Landwehrregiment, das zuerst über den Fluß gesetzt war, russischen Massenangriffen einen ganzen Tag stand und sicherte dadurch den Übergang des Korps. Prinz Leopold von Bayern setzte die Verfolgung am 18. September mit übermenschlicher Anstrengung fort. Auf grundlosen Wegen, die durch Herbstregen, abziehenden Truppen und flüchtendes Volk in Morast verwandelt waren, folgte er dem Feind und trieb zerflatternde Nachhuten auf die Luchowza und die Moleszadka zurück.

Gallwitz und Scholtz waren am 18. September in den Besitz der Lebiodalinie gelangt. Gallwitzens XVII. Korps überschritt den Unterlauf der Schara und säuberte das Südufer des Njemen. Die Front begann sich zu verkürzen, die Entfernungen wurden geringer, Baranowitschi und Lida rückten näher, der rechte Heeresflügel der Verbündeten, der die frontal angreifende Schlachtfront bildete, näherte sich dem Entscheidungsfeld.

Als die Vorhuten Leopolds die Linie Lida—Baranowitschi zu bedrohen begannen, stellten sich die Russen an den letzten querstreichenden Tiefenlinien zum Kampf, hielten aber nicht mehr Stand. Sie wichen fortan nach kurzem Gefecht und fluteten rasch nach Osten ab. Am 20. September erreichte das deutsche Feuer die Bahnlinie Lida—Baranowitschi und unterbrach den durchgehenden Verkehr.

Am 22. September rafften sich die Russen noch einmal kräftig auf und versuchten sich an der Myszanka und der Jatra, kurz vor der Bahnlinie, neuerdings zu setzen; aber wiederum wurden sie gefaßt und geworfen, obwohl die Verfolger kaum noch genügend Streiter zum Angriff ballen konnten und dem Umsinken nahe waren. Das Korps Arz überschritt kämpfend die Myszanka und verfolgte den Feind an der Straße nach Baranowitschi bis Lipsk und Ostrow. Am 22. September stürmte Arz Nowa-Mysz und rückte auf Baranowitschi. Am 24. September wichen die Russen auf das Serwetschflüßchen und ließen den Brückenkopf Kraszyn in österreichischer Hand. Woyrschs Schlesier brachen unterdessen auf Potonka und Molczad durch, und das XXV. Reservekorps trieb den Feind nach heftigem Feuerkampf durch die Wiesengründe der Jatra, überschritt die Bahnlinie und drang am Südufer des Njemen in die Hügellandschaft von Nowo-Grodek ein.

Auch auf dem Nordufer war der Vormarsch seit dem 18. September rascher in Fluß gekommen. Die Gegenwehr der Russen erschlaffte. Sie gaben auch hier nach kurzen Feuerkämpfen Raum und gingen rasch und rascher auf die Bahnlinie Wilna—Lida zurück. Eichhorns rechter Flügel gewann

in der Südflanke von Wilna Raum. Am 20. September gaben die Russen Lida auf und wichen auf die Gawja. Am 24. September stand der Verfolger auf dem Norduser des Njemen in der Linie Iwje—Oschmiana—Sobotniki und reichte Scheffer-Boyadel über den Njemen hinweg die Hand. Das XXV. Reservekorps rückte an die Stelle des XVII. Korps, das aus der Schlachtordnung verschwand, und lehnte seinen linken Flügel an den Strom.

Die gen Westen gerichtete Front der russischen Nordarmeen war seit dem 3. September von Grodno und Pruzany um 120 Kilometer zurückgeworfen worden. Hindenburgs rechter Heeresflügel stand an der Beresina.

Die Kämpfe an der Düna

Während der rechte deutsche Heeresflügel dergestalt zum Stirnangriff schritt und von Westen in Litauen eindrang, kämpfte Below auf dem äußersten linken Heeresflügel, von Wilna abgewendet, an der Düna. Die Streitkräfte Otto v. Belows waren unmittelbar nach dem Falle Kownos zum Angriff übergegangen. Sie setzten sich am 24. August unter Deckung gegen Riga und Dünaburg in Bewegung und stießen aus der Mitte vor, um die russische Sperrstellung einzudrücken, die Brückenköpfe Lennewaden, Friedrichsstadt und Jakobstadt zu bedrohen und den Russen dadurch ernste Besorgnisse für Riga und Dünaburg einzuflößen.

Am 25. August brach Belows Angriff aus Bauſk und Schönberg hervor und drang nach heftigem Feuerkampf in die feindlichen Linien. Die Russen wurden in zweitägigen Gefechten geworfen und fanden kaum Zeit, Dörfer, Güter und Ernten in Brand zu setzen, bevor sie geschlagen gegen die Brückenköpfe von Lennewaden und Friedrichsstadt zurückfluteten. Vergebens suchten sie den Angriff durch Vorstöße gegen Belows rechten Flügel zum Stehen zu bringen. Belows Kavallerie wich behende aus und bedrohte den Gegner dann aus der Flanke, so daß er gezwungen wurde, auf dem Fleck zu fechten. Unterdessen rückte Below auf Friedrichsstadt. Am 30. August erschien er vor dem Brückenkopf und eröffnete die Beschießung der starken Gürtelstellung, die die vorsichtigen Russen hier im Laufe der letzten Wochen geschaffen hatten.

Der deutsche Angriff gewann rasch drohende Gestalt. Zwar besaß Below wenig Infanterie, aber Kavallerie und schweres Geschütz setzten den Russen hart zu und trieben sie arg in die Enge. Bei Lennewaden wurden sie schon am 2. September auf den Strom geworfen und gezwungen, die Brücken hinter sich zu zerstören. Vor Friedrichsstadt schoß Below am Tag darauf Bresche. Die Verteidigung des Brückenkopfes von Friedrichsstadt war der 3. Schützendivision anvertraut. Sie war guten Willens, wurde aber durch die Beschießung so zermürbt, daß sie dem Sturm der

Infanterie nach kurzer Gegenwehr erlag. Zersprengte Scharen flüchteten im Verfolgungsfeuer über die Dünabrücken, die in Flammen aufgingen. Vergebens brach russischer Entsatz aus Jakobstadt hervor und suchte das Schicksal Friedrichsstadts zu wenden. Die Deutschen wehrten die russischen Flankenangriffe ab und warfen anreitende Kosaken am 4. September bei Daudsewas und Steinfeld, westlich von Jakobstadt, über die Jauze gegen den Strom zurück.

Die Bedrohung der Dünafront verleitete den russischen Generalstab, Verstärkungen nach Friedrichsstadt, Lennewaden und Jakobstadt zu senden und die Masse der aus dem Süden herangezogenen Verstärkungen bei Dünaburg anzuhalten. Aber der Führer zauderte, in den Kampf bei Jakobstadt einzugreifen, obwohl schon einige Divisionen zur Stelle waren, und wartete die Versammlung seiner Kräfte ab, statt Below sofort in die Flanke zu fallen oder unbekümmert um ihn auf die Hauptentscheidungsstätte an der Wilija zu eilen.

Am 9. September begannen sich die Gefechte in Belows rechter Flanke und die Kämpfe im Umkreis von Wilna enger zu verflechten. Der Raum zwischen Dünaburg und Wilna füllte sich mit deutschen Reitergeschwadern, die, fünf Divisionen stark, über die Swenta vorbrachen und gegen Norden schwenkten, um die Russen an der Straße Wilna—Dünaburg gen Norden zu werfen und aus der Flanke aufzurollen.

Die Kämpfe an der Wilija und Wilejka

Weder die Kämpfe, die Below an der Dünaflanke lieferte, noch der von der Zelwianka und der Kotra heranrollende Flügelangriff hatten den deutschen Schlachtenplan klar erkennen lassen. Auch das schwere Ringen Eichhorns vor Wilna deutete noch nicht auf den Kern des gewaltigen Entwurfs. Erst der Einbruch der deutschen Heereskavallerie in die Swentalinie riß den Vorhang von der Schlachtlinie, die nun auf einer Walstatt von 300 Kilometern Breite und unbekannter Tiefe Gestalt gewann. Die bei Wilna fechtenden Russen, die Eichhorns Angriffe bis auf diesen Tag abgewehrt hatten und seinen linken Flügel bei Troki Nowe immer noch bedrängten, sahen sich plötzlich umgangen und samt den Armeen, die von der Kotra und der Zelwianka über die Schara auf die Beresina wichen, in der rechten Flanke und im Rücken ernstlich bedroht.

Anfangs kam den Ratgebern des Zaren das noch nicht recht zum Bewußtsein, da die deutsche Kavallerie zunächst links schwenkte und in Verbindung mit Belows rechtem Flügel gegen Dünaburg vordrang. Der Angriff warf alles vor sich nieder. Während Belows Infanterie aus der Linie Andronischki—Komai—Rakischki frontal angriff, überschritten die 3., 6.

und 9. Kavalleriedivision bei Kowarsk und Andronischki die Swenta und rollten den linken Flügel der Dünaarmee auf. Die Russen versuchten eine Verteidigungsflanke zu bilden und riefen ihre Kavallerie zu Hilfe, wurden aber geworfen, ehe sie Stand fassen konnten. Am 11. September stürzten die deutschen Reiter den Feind von den Hügeln von Uzjany und drangen an der Dünaburger Straße bis Dawgeli in den Rücken des III. Russenkorps, das sich dort noch gegen Belows Infanterie schlug, nun aber bestürzt in der Richtung auf Owile und Nowo-Aleksandrowsk auswich. Below stieß nach, ereilte den Feind und trieb ihn in den Brückenkopf von Aleksandrowsk zurück. Die Heereskavallerie schwenkte rechts, warf ein heranhetzendes russisches Kavalleriekorps von Uzjany in südöstlicher Richtung auf Kukuzischki und Taurogina und machte sich daran, den Feind nach Osten zu verfolgen, als es vom Befehl ereilt wurde, von der Verfolgung abzulassen, kehrtzuschwenken und in Verbindung mit Eichhorns verstärktem linken Flügel und der 1. und 4. Kavalleriedivision unter General v. Garnier entscheidend in die Schlacht bei Wilna einzugreifen.

Befohlen, getan! Unter Deckung gegen Osten stürzte Division auf Division sich in die Nordflanke der Wilnaer Heeresgruppe. Es war der entscheidende Zug im letzten großen Bewegungsspiel an der Nordostfront, der Versuch, die Schlacht durch Umgehung und Abschneidung der bei Wilna und an der Zelwianka fechtenden russischen Armeen zu krönen oder, wenn der Feind sich dem Zwang nicht völlig fügte, ihn hart zu schlagen, nach Osten in die Beresina- und Wilijasümpfe und hinter die großen litauischen Seen abzudrängen und Wilna als reife Frucht zu ernten. Nicht weniger als 20 russische Divisionen waren von Umzingelung bedroht, zu der den deutschen Feldherrn allerdings nur 5 bis 6 Kavalleriedivisionen und zwei weither geholte, noch auf dem Anmarsch befindliche Infanteriedivisionen zur Verfügung standen.

Die Lage der russischen Nordwestarmeen war am 12. September keine beneidenswerte. Seit die Deutschen zwischen Jakobstadt und Wilna angriffen und der Druck zwischen Wilna und Njemen sich verstärkte, waren ihre Verbindungslinien seitlicher Bedrohung ausgesetzt. Sie fochten in einem strategischen Zwangsverhältnis, das dem der Deutschen zwischen Reims und Verdun, dem der Italiener am Isonzo glich, denn der Feind stand in der Flanke und konnte aus dieser wie ein Falke auf die großen Lebensadern ihrer Kampffront stoßen und sie zerschneiden. Die Frage war nur die, ob die deutschen Angriffsmittel stark genug waren, das Spiel durchzuführen.

Der Anfang sprach zugunsten der kühnen Reiter. Sie hatten am 9. September die schlecht verwahrte russische Flanke an der Swenta eingedrückt, waren in den inneren Flankenraum eingebrochen und standen schon im Rücken der Wilnaer Front und der von Lida und Nowo-Grodek zurückgehenden Armeen. Nun kam alles darauf an, ob es ihnen gelang, sich hier

zu behaupten und dem Feind den Rückzug abzuschneiden, oder der Russe sich im Gegenstoß die Bahn freimachte und des Eindringlings wieder Herr wurde. Daran hing das Schicksal der Schlacht, deren Entwicklung am 12. September durch den Einbruch der deutschen Kavalleriekorps in den Flankenraum zwischen Swenta und Wilija neu bestimmt wurde.

Drei große Verbindungen, die Linie Dünaburg—Mal Maſhany—Wilna, die Linie Polozk—Wilejka—Molodeczno—Smorgon—Wilna und die Linie Smolensk—Minsk—Molodeczno—Smorgon—Wilna liefen hinter der russischen Front zusammen. Die erste war am 12. September schon unterbrochen, die beiden anderen bedroht, obwohl sie 100 und 200 Kilometer nach innen verliefen, denn der Vereinigungspunkt Molodeczno lag im Bereich der deutschen Angriffssphäre. Zielte doch der Stoß der deutschen Heereskavallerie in den Winkel Wilejka—Molodeczno—Smorgon, der sich 80 Kilometer südöstlich von Kukuzischki öffnete und den kühnen Angreifern eine zentrale, nach zwei Seiten gesicherte Aufstellung bot. Gelang es der Kavallerie, in das Dreieck einzudringen, Wilejka, Molodeczno und Smorgon zu nehmen und die Brückenköpfe der hier in launisch gebogenem Lauf von Osten heranziehenden Wilija zu behaupten, bis starke Infanterie zur Stelle war, so war den Russen der Rückzug von Wilna und Lida abgeschnitten. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sofort Hals über Kopf von Wilna und Lida auf Minsk zu weichen. Ob ihnen dieser Rückzug glückte, hing von dem Zeitpunkt ab, an dem große deutsche Verstärkungen Smorgon und Wilejka erreichten. In jedem Fall stand den Russen zum Rückzug nur der Korridor offen, der zwischen der Wilija und den Beresinasümpfen in östlicher Richtung nach Minsk führte und von der Wilnaer Armee im Flankenfeuer durchlaufen werden mußte.

Trotzdem blieb der Einbruch der deutschen Heereskavallerie in das Seen-, Wald- und Sumpfgebiet der Wilijalandschaft ein großes Wagnis, denn die Reiter mußten früher oder später auf überlegenen Feind stoßen, gerieten in Gefahr, in dem riesigen Raume zu ertrinken und mußten selbst mit Flanken- und Rückenangriffen rechnen. Doch selbst wenn die Reiterei in Flanke und Rücken des Feindes nur Verwirrung und Unruhe stiftete, erleichterte sie der Armee Eichhorn die Aufgabe so, daß der Angriff Litzmanns auf Wilna zum Ziel führen und die Schlacht zugunsten der Deutschen entscheiden konnte.

Wie das Wetter brachen die deutschen Kavalleriedivisionen in die große Wilijaschleife ein. Sie schnitten am 13. September die Bahn Wilna—Dünaburg ab, warfen die Kosaken über den Haufen, nahmen Mal Maſhany und Swenzjany und erschienen am Abend vor Lyntupi. Noch in der Nacht saßen zwei Eskadronen auf und stießen, begleitet von Radfahrern, vier Maschinengewehren und einem Geschütz, unter der Führung des Rittmeisters v. Pappenheim gegen die zweite Bahnlinie vor. Die kleine Schar durchritt

die Gegend des Naroczsees, erreichte bei Krzywicze, 30 Kilometer südöstlich von Wilejka, die Bahn Witebsk—Molodeczno, riß die Schienen auf und brachte einen Zug zum Entgleisen, dessen Trümmer den ganzen Bahnkörper sperrten.

Der Schrecken im russischen Hauptquartier war groß. Die Russen kamen in Bewegung. Hals über Kopf eilte ein Etappen-Bataillon von Molodeczno nach Wilejka, um dem Überfall zu begegnen. Die Truppe erreichte Wilejka, wurde aber vor Krzywicze von Pappenheim angegriffen und geworfen.

Unterdessen sattelte die Masse des Kavalleriekorps auf und drang zwischen dem Narocz- und Swirsee in der großen Wilijaschleife gegen das strategische Dreieck Smorgon—Wilejka—Molodeczno vor. Die 6. und 9. Division rückten am Swirsee südwärts, nahmen den Wilijaübergang Zodziski und den Wegknoten Dubalowka und erschienen am 15. September vor Smorgon. Am äußersten rechten Flügel ritt die 4. Kavalleriedivision von Maljati auf Soly und riß bei Soly die Schienen der Bahn Wilna—Soly—Smorgon auf.

Der Erfolg beflügelte die kühnen Reiter. Schon waren Unruhe und Verwirrung tief ins Gefüge der russischen Etappe getragen, große Vorräte erbeutet, Munitionslager zerstört, Viehherden abgefangen, Kolonnen überfallen und zersprengt, Hunderte von Wagen und Protzen in die Sümpfe gestürzt und die Bedeckung in alle Winde zerstreut. Wo der Russe sich zusammenraffte und zum Kampf stellte, wurde er geschlagen und über die Wilija nach Osten und Süden gescheucht. Am Abend des 14. September schwenkten die 6. und 9. Division nach Südwesten und gingen aus der Linie Zodziski—Smorgon gegen Soly vor, um den von Wilna und Oschmiana heraneilenden russischen Verstärkungen die Spitze zu bieten. Am 15. Dezember entbrannten bei Soly, an der Bahnlinie Wilna—Molodeczno, etwa 60 Kilometer östlich von Wilna, die ersten schweren Kämpfe. Vier russische Kavalleriedivisionen und starke Infanteriereserven stürzten sich auf die deutschen Reiterdivisionen und suchten sie in rücksichtslosem Draufgehen zu vernichten. Doch der Deutsche war rascher als der umständlich handelnde Feind, saß ab, nahm Soly im Sturm, warf russische Infanterie nach Süden und setzte sich auf dem linken Wilijaufer zu hartnäckiger Gegenwehr fest.

Inzwischen hatte die 3. Kavalleriedivision die Bahnlinie Polozk—Molodeczno erreicht, die Schwadronen Pappenheims aufgenommen und Wilejka erstürmt. Die Russen wichen vor ihr auf Molodeczno, ließen aber Schützen in den Sumpfniederungen der Wilija und der Usza zurück und verteidigten die Straße Wilejka—Molodeczno Schritt für Schritt, um den Verstärkungen Zeit zu lassen, sich in Molodeczno einzurichten. Während die Masse der 3. Kavalleriedivision alles daran setzte, Molodeczno zu nehmen, warf sich Rittmeister Lohmann von den 8. Jägern zu Pferd mit einer Handvoll Leute

ostwärts in die Sümpfe und gewann in verwegenem Ritt die Gegend von Smolewicze, erreichte am 19. September die Bahn Minsk—Smolensk und unterbrach sie an mehreren Stellen. Seine Springpatronen krachten 200 Kilometer östlich von Wilna im Rücken der russischen Nordwestarmeen und trugen die Verwirrung tief ins Innere des russischen Verbindungssystems.

Im Zusammenhang mit diesem Vorstoß auf Smorgon und Molodeczno vollzog sich im Rücken der 4., 3., 6. und 9. Kavalleriedivision der Vormarsch anderer Divisionen, die von Uzjany gen Osten rückten. Vor ihrem Angriff wich der Russe auf die großen Seen. Sie stürmten am 17. September Widsy und behaupteten den Ort gegen wachsenden Feind. Am 18. September stand die deutsche Front von Nowo-Aleksandrowsk über Widsy, Godzoschki bis Komai zwischen dem Dryswiatjsee und dem Naroczsee fest.

Um so schwieriger wurde die Lage der Heereskavallerie im südwärts gewendeten Kampfbogen Soly—Smorgon—Wilejka.

Der Russe wandte alles auf, sie zu schlagen und den Rückzug über Molodeczno auf Minsk zu sichern. Alexejew wußte, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als den linken Flügel hinter den Njemen und die Beresina zurückzunehmen und die von Troki Nowe und Lida weichenden Heeresteile durch den Korridor zwischen der Wilija und den Beresinasümpfen nach Minsk zu retten. Er konnte nicht mehr daran denken, Wilna zu behaupten. Die Schlacht war verloren, der Rückzug gefährdet. Er kämpfte um Rettung der Nordwestarmeen und rief sie am 18. September auf die Wilija und Beresina zurück, befahl aber, die Linie Wilna—Lida—Slonim durch Nachhuten bis zum äußersten zu verteidigen. Das geschah. Während der Russe an der Schara und der Lebioda kämpfend wich und von Troki Nowe auf Wilna zurückfiel, ging er den deutschen Reiterkorps mit weit überlegenen Kräften zu Leibe. Er umfaßte die zwischen Soly und Wilejka im Halbkreis aufgestellten Kavalleriedivisionen und griff sie von drei Seiten an.

Die 3., 6. und 9. Kavalleriedivision gerieten schwer und schwerer ins Gedränge, behaupteten aber in hin- und herwogendem Gefecht ihre Stellungen bei Soly, Smorgon und Wilejka und die Brückenköpfe der Wilija noch bis zum 20. September. In letzter Stunde traf die 1. Kavalleriedivision ein und warf sich bei Smorgon in den Kampf, sammelte abgesprengte Schwadronen um sich und stieß den eingedrungenen Feind wieder zurück. Lohmann, der von Smolowicze bis Wilejka gejagt wurde, fand Aufnahme bei der bayerischen Kavalleriedivision — auch die 4. Division war zur Stelle, so daß sich nun mindestens sieben Reiterdivisionen zwischen den Seen tummelten. Aber es war mit dieser Hilfe nicht getan. Sehnsüchtig warteten die deutschen Reiterführer auf den Anmarsch der Infanteriedivisionen, die

auf Eichhorns linkem Flügel südwärts geschwenkt waren und in Gewaltmärschen heranzogen. Aber statt ganzer Korps kamen zunächst nur einzelne abgehetzte Brigaden, die 75. und 115. Reservedivision rückten an — es fehlte an Kräften, den Korridor völlig zu verschließen, durch den Alexejew die Wilnaer Armee rettete.

Am 21. September erlangten die Russen bei Smorgon und Wilejka die Oberhand. Sie drangen bei Wilejka in die Batterien, machten die Bemannung nieder und drängten die 3. Kavalleriedivision in die Naroczsümpfe; sie umfaßten den Brückenkopf Smorgon und drückten die 1., 6., 9. und die bayerische Kavalleriedivision auf das Nordufer der Wilija gegen den Swirsee zurück.

Unterdessen räumten sie Wilna, ließen Gepäck und Gerät dahinten und eilten, sich dem Verhängnis zu entziehen. Eichhorn folgte ihnen auf dem Fuße, schlug ihre Nachhuten, raffte 20 000 Gefangene an sich und rückte am 18. September in die Hauptstadt Litauens ein. Wilna empfing die Deutschen mit Blumen.

Die Kämpfe an den litauischen Seen

Die Rückbewegung der trotzig kämpfenden Heereskavallerie kam am Swirsee zum Stehen. Reiter und Jäger wurden hier von Infanterie abgelöst und brachten mit dieser vereinigt den Durchbruchsversuch der Russen zum Scheitern, vermochten aber den Feind nicht mehr in den Kessel zu bannen. Alexejew fühlte sich sogar stark genug, zum Gegenangriff überzugehen und führte Verstärkungen von Minsk heran, die der 75. und 115. Reservedivision bei Wilejka in den Rücken fielen. Nur mit Mühe machten sich die beiden Divisionen wieder Bahn und marschierten 60 Kilometer rückwärts aus dem Kessel heraus. Garnier deckte opferwillig den Rückzug. Am 23. September flatterte seine Standarte bei Narocz, am Naroczfluß, 25 Kilometer nordöstlich von Smorgon. Garniers Reiter kämpften bei Dolhinow und sicherten das Nordufer der Wilija. Am 26. September wuchs die deutsche Front in der Linie Zodziski—Soly—Oschmiana—Lubotniki—Iwje—Nowo Grodek zusammen.

Es war den russischen Massen also gelungen, von Wilna und Lida abzuziehen und unter dem Schutze des bei Smorgon gebildeten Verteidigungshakens von Soly und Oschmiana auf Molodeczno zurückzugehen und den linken Flügel, der nicht umsonst an der Schara, der Lebioda, der Luchozwa, dem Molczad und bei Kraszyn, Nowo Grodek und Supotniki noch einmal gekämpft und dann Fersengeld gegeben hatte, hinter den Oberlauf des Njemenstromes zu retten. Sie hatten die Schlacht verloren, aber die völlige Durchbrechung ihres Zentrums und die Abschneidung der zwischen

der Wilija und der Schara fechtenden Armeen beschworen und wichen aus dem Ausfallsraum Wilna auf der ganzen Front in den Verteidigungsraum Minsk.

Doch der Gegner ließ nicht locker. Er kämpfte auf dem linken Flügel mit wechselndem Glück um die Annäherung an die Düna und ging gegen Dünaburg vor, nachdem er die Russen am 22. September von Nowo-Aleksandrowsk und Owile gegen Smelina geworfen, und sicherte seine Nordflanke, indem er sich am Westufer des Dryswjatysees und am Südufer des Swirsees festsetzte. Er drang in der Mitte von Lubotniki auf Wischnew vor, stürmte am 25. September auf dem rechten Flügel die Stadt Niegniewitschi nordöstlich von Nowo-Grodek, erreichte am Tage darauf im Zentrum die Linie Smorgon—Wischnew und brachte am 27. September die neugeordnete Heereskavallerie am rechten Flügel der Armee Below zwischen Dünaburg und Swenziany aufs neue ins Gefecht.

Am 28. September sahen sich die Russen endgültig über den Njemen, die kleine Beresina, die Wilija und auf den Naroczsee zurückgeworfen und zwischen Dünaburg und dem Naroczsee in heftige Kämpfe verwickelt. Deutsche Kavallerie drang gegen den Swentensee vor, warf den Gegner südlich des Dryswjatysees, erreichte Kosjany und schlug sich unermüdlich mit stärkerem Feind, um der Infanterie abermals Frist zum Eingreifen zu erstreiten. Nun folgte die Infanterie dichtauf. Am 30. September standen die Armeen Hindenburgs vor Riga, Friedrichsstadt, Jakobstadt und Dünaburg, am Dryswjatysee, am Naroczsee, in der Wilijaschleife westlich von Smorgon und am rechten Ufer der Beresina im Feuerkampf und wurzelten sich in der erreichten Linie fest. Fortan hielt Hindenburg die russischen Nordwestarmeen gemeinsam mit den Armeen des Prinzen Leopold von Bayern, die sich am Serwetsch, am Oberlauf der Schara und am Oginskykanal eingruben, unerbittlich in Schach. Er fürchtete keinen Angriff, obwohl die russische Flotte noch den Rigaischen Meerbusen beherrschte und der Zar an der Düna Verstärkungen häufte.

Als die Russen in den ersten Oktobertagen zu kräftigen Gegenstößen übergingen und die deutsche Wehrstellung an den litauischen Seen zu durchbrechen suchten, stießen sie auf eine gefestigte Front. Sie gingen durch Sumpf und Wasser vor, stießen am Naroczsee in eine Lücke, wurden aber blutig zurückgeschlagen und mußten sich zuletzt mit einem Mißerfolg bescheiden. Sie hatten zwar die Dünalinie und Minsk behauptet, aber die letzte große Schlacht verloren, die sie in freiem Felde geliefert hatten, um dem strategischen Rückzug vom Dunajec und der Weichsel auf die Pripjetsümpfe im Ausfallsraum Wilna und vor den Brückenköpfen der Düna ein Ziel zu setzen. Der Bewegungsfeldzug ging in Litauen zu Ende; das Grabscheit klang, der erste Frost härtete die Erde, die Nordfront erstarrte im Stellungskrieg.

Die Schlachtenfolge in Wolhynien und Ostgalizien

Die Lage vor dem 27. August

Als Brest-Litowsk gefallen war und die Russen die Bug- und Njemenlinie preisgegeben, war für die Verbündeten der Augenblick gekommen, auch südlich der Poljesje zum Angriff überzugehen und die Russen vom oberen Bug gen Osten ins wolhynische Festungsdreieck zurückzuwerfen, dieses zu erobern und den Weg nach Kiew freizuschlagen.

Dazu rief die Entwicklung, obwohl die Erschöpfung der Sieger und die Tiefe des Angriffsraumes zur Vorsicht mahnte, denn die Russen standen am 26. August immer noch drohend in der Südflanke der Verbündeten. Sie hatten die Zeit benutzt, sich von den galizischen Schlachten zu erholen, hielten Luzk, Brody, Zloczow, Tarnopol, Trembowla und Chotin mit starken Kräften besetzt und waren im Besitz einer durchlaufenden Wehrstellung, die sich am Ostufer des galizischen Buglaufes und der Zlota-Lipa hinzog und im Norden an der Poljesje, im Süden an der rumänischen Grenze sichere Anlehnung gefunden hatte. Sie waren in Wolhynien seit dem Verzicht auf die Verteidigung Brests mit der Bereitstellung neuer Angriffsarmeen beschäftigt, um im Süden zum Gegenstoß zu schreiten. Die von Gorlice nach Nordosten abgesprengte Heeresmasse war geschlagen, der über den Dnjestr geworfene Südflügel aber noch nicht. Er bildete noch eine bewegungsfähige, aus drei Armeen gebildete Kampfgruppe von großer Kampfkraft und stand nach dem Rückzug hinter dem Bug und der Zlota-Lipa vor greifbareren Zielen als auf den Höhen der Karpathen. Lemberg lockte.

Gelang es den Russen, Czernowitz zurückzuerobern und drangen sie von Tarnopol und Brody wieder auf Lemberg vor, so geriet die Südflanke der Verbündeten in große Gefahr. Glückte es gar, den Verbündeten Lemberg zu entreißen und am Dnjestr aufwärts gen Stanislau und Stryj vorzurücken, mit abgezweigten Kräften in die Bukowina einzufallen und die Karpathen wieder zu ersteigen, so wurden Österreicher und Ungarn von ihren Grundstellungen abgeschnitten und die ganze in Galizien fechtende Masse der Verbündeten auf den San und die Weichsel abgedrängt und in unheilvolle Verwirrung gestürzt. Wer wußte, ob die Deutschen dadurch nicht genötigt wurden, den Feldzug nördlich der Poljesje abzubrechen und über den Njemen und den Bug zurückzugehen, um sich vor völliger Umfassung zu bewahren? Aber auch wenn diese frei mit Raum, Zeit und Reibung spielenden Hoffnungen nicht der Erfüllung reiften — ein starker Angriff in Galizien war unter allen Umständen geboten. Politik und Kriegführung wiesen nach denselben Zielen. Die Rückeroberung der Hauptstadt der Bukowina und das Wiedererscheinen der Russen vor den Paßpforten des Huzulenlandes war geeignet, Rumänien aufzurütteln und zum Krieg gegen die den Balkan

bedrohenden Mittelmächte mitzureißen, und ein Vorstoß gegen Lemberg tat der strategischen Handlungsfreiheit der Verbündeten in einem Augenblick Eintrag, der von ihnen neue Streitkräfte für den Balkanfeldzug, die Abwehr am Isonzo und die Durchbruchsschlachten im Westen forderte.

Der russische Generalstab rüstete fieberhaft, um die Südwestarmeen zu diesem großen Gegenangriff zu befähigen. Da der Angriff umfassend gedacht war, wurden die Flügelarmeen verstärkt und das Zentrum mit gewaltigen Verschanzungen ausgestattet. Als südliche Angriffsfront galt die Linie Chotin—Tarnopol, als nördliche die Linie Brody—Luzk. Czernowitz wurde aus der Flanke beobachtet, der Nordflügel in der Poljesje durch Kavallerie gesichert. Das Zentrum stand zwischen Brody und Tarnopol im Hügelland zwischen Zloczow, Podkamien und Zalosczе verschanzt. Brussilow hütete hier gewissermaßen die Quellen der Flüsse, um deren Ufer weiter unten in blutigen Schlachten gekämpft wurde.

Nach allen Seiten ergießen sich die Wasserläufe. Nach Süden, dem Dnjestr zu, streben Zlota-Lipa, Strypa und Sereth, nach Nordwesten fließt der Bug, der zahllose kleine Gewässer mit sich zur Weichsel reißt, nach Norden und Osten rinnen die großen Nebenflüsse des Pripjetstromes, der Styr, die Ikwa und der Horyn. Sümpfe, Teiche und Schlauchseen begleiten den Lauf der langsam fließenden Gewässer, die das faltenreiche Gelände in eine Reihe von natürlichen Abschnitten zerlegen und Heeresbewegungen sehr hinderlich sind. Die Russen standen in diesem Zentralraum fest und deckten dadurch zugleich die inneren Flanken der Angriffsarmeen, die ostwärts ziehenden Bahnen und die Kohlenbergwerke der Felsenlandschaft von Kremiemec. Hinter dieser tiefgestaffelten Mittelstellung sammelten sie in den letzten Tagen des August ihre Reserven. Aber ihre Vorbereitungen waren noch weit von der Vollendung entfernt, als Brest-Litowsk in Flammen aufging und die Verbündeten auf dieses vom Feind selbst aufgesteckte Fanal hin am oberen Bug und an der Zlota-Lipa auf zwei Fronten zum Angriff schritten und den Russen das Spiel aus der Hand nahmen.

Die Verteilung der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte auf dem galizisch-wolhynischen Kriegsschauplatz war seit dem Abmarsch Linsingens von der Zlota-Lipa nach Norden unverändert geblieben, unverändert auch der Grabenkampf, der in den Dnjestrschleifen, auf der podolischen Steppe und im Quellgebiet der Flüsse ausgefochten wurde. Die Russen waren nicht zur Ruhe übergegangen. In dunklen Nächten und in dichtem Nebel brachen sie aus ihren Verschanzungen hervor und liefen bald hier, bald dort gegen die dünnen Linien der Verbündeten an. Oft kam es zu kleinen Einbrüchen, zu verzweifeltem Kampf umgangener österreichischer und deutscher Kompagnien, die ein abgeriegeltes Grabenstück, einen zerwühlten Hügel, einen zusammengeschlagenen Wald, den Trümmerrest eines Dorfes oder einen hochgemauerten Kirchhof auf Tod und Leben

verteidigten, bis der Tag graute, die Artillerie eingriff und Verstärkungen die kleine Schar heraushieben. Es war ein Fechten und Würgen, das die ganze Front in Atem hielt und Deutsche und Österreicher vom 7. Juli bis zum 27. August in entsagungsvolle Abwehr bannte.

Als die Bugarmee am 14. August bei Wlodawa über den Bug setzte und durch Sumpf und Bruch gegen die Straße Brest-Kobryn vordrang, um Brest-Litowsk von Kowel und Pinsk abzuschneiden, war die wolhynische Front zum erstenmal in Bewegung gekommen. Die Russen, die Hals über Kopf Verstärkungen an die Kapajowka senden mußten, schwächten sich dadurch bei Kowel so, daß Puhallo Raum gewann. Während Heydebreck auf Kowel ritt, die Flanken der nach Norden eilenden Entsatzkorps beunruhigte und ihre Nachhuten in die Poljesje trieb, sammelte Puhallo seine Divisionen zum Vorstoß auf Luzk. Gleichzeitig empfing er Verstärkungen, die eben noch auf Mackensens linkem Flügel gefochten hatten und nun in Puhallos Nordflanke aufmarschierten. Puhallos Aufmarsch war der Beginn des großen Angriffs, der am 27. August die ganze russische Südwestfront erfaßte, sich über die podolische Steppe gegen den Sereth wälzte, im Quellgebiet der Flüsse an den Felszacken von Podkamien und Zalosczе rüttelte und über Nacht in das wolhynische Festungsdreieck einbrach.

Die Kämpfe an der Strypa und am Styr

Von Monastrzyska bis Kowel rollte der Feuerwirbel, mit dem die Verbündeten die Schlacht um den Besitz des wolhynischen Festungsdreiecks einleiteten. Als er die Hindernisse weggefegt und die feindlichen Batterien gebändigt hatte, stiegen die Armeen Pflanzer-Baltin, Bothmer, Boehm-Ermolli und Puhallo aus den Gräben. Die Armeen Pflanzer und Bothmer, die den rechten Heeresflügel bildeten, rückten Schulter an Schulter in östlicher Richtung gegen die Strypa vor, die Armeen Bothmer und Puhallo kämpften, nach Nordosten gewendet, um die Zugänge des Festungsdreiecks, das sie von zwei Seiten zu umfassen gedachten. Die Aufgabe der rechten Flügelgruppe war also ein Deckungsmanöver, das die Flanke des Angriffsflügels sichern sollte.

Pflanzer und Bothmer griffen wuchtig an. Pflanzers Kroaten und Krainer durchwateten den Koropiecbach und trieben den Feind auf Buczacz zurück. Die Südarmee griff zwischen Brzezany und Gologory an, warf die Russen auf Koniuchy und Pomorzany und wendete die eroberten Gräben gegen den Feind. Vergebens suchte dieser die eroberten Stellungen in der Nacht wieder zu erobern. Am Abend des 28. August wich er unter großen Verlusten auf die Strypa, wo er schon längst eine zweite Stellungslinie errichtet hatte, und ließ den Verbündeten das westufrige Vorland.

Der Angriff des linken Heeresflügels der Verbündeten warf die Russen an den Bug- und Serethquellen aus den ersten Gräben und gewann auch zwischen Bug und Styr gegen Luzk Boden. Boehm-Ermolli kämpfte sich trotz hartnäckiger Gegenwehr an der Lemberger Straße gegen Zloczow vorwärts und erreichte am Abend des 28. August die brennende Stadt. Brussilow ging auf die Höhen von Podkamien und Olejow zurück. Der linke Flügel der 2. Armee blieb vor Brody liegen, um die Russen zu fesseln, bis die Umfassung dieses Schulter- und Brechpunktes der wolhynischen Front gereift war. Puhallo stieß im Flußgewirr zwischen Luzk und Wladimir-Wolynsk auf harte Gegenwehr und mußte jeden Schritt mit Blut erkaufen. Er kämpfte in trügerischem Gelände, das der Feind meisterlich nützte. Der Russe saß am Stochod, der Lipa, der Polonka, der Luga und der Turya, die ihre Quellen aus dem schwarzen, bebuschten Hügelland ziehen, hinter Teichen und Sümpfen verschanzt, hatte die Wälder niedergeschlagen und zu Verhauen geschichtet, und überschüttete den Angreifer mit dem Kreuzfeuer seiner Maschinengewehre. Trotzdem gewann Puhallos Vormarsch am Stochod, an der Turya und der Luga Raum und zwang die Russen, fechtend auf Kiselin, Torczyn und Lokaczy zu weichen. Dagegen hielt der Russe an der Lipa und am Styr zwischen Gorochow und Brody stand. Wo er hinter sich trat, ging alles in Flammen auf.

Der Feuerschein brennender Orte erfüllte die podolische Steppe, die Bugniederung und die Styrlandschaft und verkündete die Größe der Schlacht, die auf einer Front von 240 Kilometern um sich fraß.

Am 29. August raffte sich der Russe zu Gegenangriffen auf und brachte den Vormarsch der Verbündeten zum Stillstand. Auf den Schlachtfeldern, auf denen Brudermann und Boehm-Ermolli am 28. August 1914 nach blutigem Kampf der Übermacht erlegen waren, wogte die Schlacht unentschieden hin und her. Bothmers rechter Flügel geriet ins Gedränge. Mühsam behaupteten sich Pflanzer und die Südarmeen auf der wind- und regengepeitschten Steppe gegen wachsende Übermacht.

Inzwischen reifte die Schlachthandlung auf dem Nordflügel zur ersten Entscheidung.

Conrad hatte Puhallo angewiesen, die rechte Flanke der russischen Aufstellung zu umfassen, während Boehm-Ermolli mit vorgenommenem rechtem Flügel zwischen Zalosce und Podkamien Bahn zu brechen suchte. Am 31. August überschritt Boehm-Ermolli die Serethlinie und erstürmte die Schloßhalde von Podkamien. Puhallo wälzte den Feind gegen die Polonka und zwang ihn zur Preisgabe der Linie Gorochow—Swiniuchy—Lokaczy. Die Schlacht näherte sich Luzk. Damit begann der Kampf um das eigentliche Festungsdreieck.

Der Russe warf alsbald Verstärkungen nach Luzk, bot den von Westen anrückenden Verfolgern die bewehrte Stirnseite und machte seine Festungs-

geschütze zum Feuern fertig. Sie standen auf dem linken Ufer des Styr in den gen Westen blickenden Forts. Dahinter lag die Stadt unbewehrt am rechten Ufer. Etwa 25 Kilometer flußabwärts deckte Rozisczcze, ein flüchtig befestigter Brückenkopf, die dort über den Styr setzende Bahnlinie Kowel—Rowno. Zwischen Rozisczcze und Luzk standen die Russen in vorgeschobenen Stellungen am Quellauf des Stochod, an der Sierna und der Polonka und verwehrten dem Feind die Annäherung an den Fluß. Da reifte plötzlich auf Puhallos linkem Flügel die Entscheidung. Gedeckt durch die Kavallerie, die in der Poljesje ausgeschwärmt war, rückte Josef Ferdinand von Norden heran und stürzte sich in kühnem Flankenmarsch auf Rozisczcze. Wie aus der Erde gewachsen erschien das Korps Roth am 29. August zwischen dem weiter abwärts gelegenen Sokul und der Bahnsperre und setzte über den schlecht behüteten Fluß. Die Russen wurden völlig überrascht, obwohl sich in der Poljesje und an der Bahnlinie Kowel—Sarny zahlreiche Kosakenhorden tummelten und von Rowno mehrere Divisionen zur Verstärkung der Styrfront im Anmarsch waren. Roth warf den Kosaken die mit ihm reitende Kavalleriedivision entgegen, raffte das umgangene Rozisczcze im Vorbeigehen weg und drang in Gewaltmärschen gegen Luzk vor. Am 31. August brach seine Infanterie mit dem Bajonett in die ungeschützte Nordfront ein. Als das 59. Regiment den Bahnhof erstürmte und die Kavallerie Truppenlager und Parkkolonnen aufscheuchte, räumten die umgangenen Russen die Westforts und flüchteten über den Styr.

Am 1. September standen die Österreicher in der Nordflanke des Festungsdreiecks auf den Straßen Luzk—Rowno und Luzk—Dubno. Von Norden umfaßt und von Westen angegriffen, wälzten sich die Russen zwischen Luzk und Brody eilends über den Styr und bogen ihren rechten Flügel auf die Putilowka zurück, die ihnen auf halbem Wege zwischen Luzk und Rowno in der Linie Olyka—Kuman bis zu ihrer Vereinigung mit dem Stubiel und dem Horyn bei Derazno hinter den Korminsümpfen sichere Anlehnung verbürgte.

Iwanows Schlachtfront war aus dem Angel gehoben. Da Puhallo und Boehm-Ermolli Brody von Norden und Süden überflügelt hatten, blieb Iwanow nichts übrig, als die Stadt zu räumen. Er ließ sie dem Feinde unverbrannt und zog sich an der Bahnlinie auf Radziwilow zurück.

Die Kämpfe am Sereth und der Putilowka

Der Erfolg beflügelte die Schritte der Verbündeten. Sie setzten den Kampf am 2. und 3. September vom Dnjestr bis zur Putilowka zuversichtlich fort. Pflanzer-Baltin und Bothmer überschritten die Strypa und warfen die Russen in hartem Kampf vom Steppenglacis in den Sereth-

grund. Pflanzers 7. Armee erzwang im Nachtdunkel den Übergang über den tiefgebetteten Fluß und gewann in der Mündungsschleife gegen Sinkow Raum. Bothmer erstritt die Höhen von Darachow und Kozlow, die die Zugänge vom Trembowla beherrschten, und setzte sich darauf fest. Boehm-Ermolli kämpfte um Nowo-Aleksiniec und Radziwilow. Puhallo drang über Luzk gegen Olyka vor und erreichte den Raum der Putilowkaniederung. In Puhallos linker Flanke schlug Säbel auf Säbel. Die Heereskavallerie der Verbündeten lag zwischen Styr und Kormin und in den Rokitnosümpfen mit Kosaken und Freischärlern im Kampfe und suchte an der Bahn Kowel—Sarny Boden zu gewinnen, um dem Angriffsflügel den Rücken zu decken, wenn Puhallo gegen Rowno einschwenkte.

Der Plan der Verbündeten ging vielleicht dahin, die Russen durch Vorstöße am Sereth zu fesseln und mit den Hauptkräften auf Rowno zu rücken, die stärkste Feste Wolhyniens zu erobern und durch die Umfassung des Festungsdreiecks den Weg nach Zytomir und Berdyczew ins Innere Rußlands zu öffnen. Dann fiel die Serethstellung von selbst, und das goldene Kiew, die Hauptstadt der kornreichen Ukraine, der Schlüssel zu den Emporien des Schwarzen Meeres, geriet in den strategischen Wirkungsbereich der kaiserlichen Heere, ohne daß man zu folgen brauchte.

Während die Armee Boehm, mit verstärkter Artillerie versehen, feuernd und stürmend gegen die Höhen von Zalosczе, Nowo-Aleksiniec, Kremiemec und Dubno vorrückte, Puhallo die Schanzen von Olyka und die Putilowkalinie angriff, kämpften Pflanzer-Baltin und Bothmer am Sereth einen blutigen Kampf. Österreicher und Deutsche drängten näher an Zbaraz, Tarnopol, Trembowla und Czortkow heran und befestigten die Lage ihrer äußeren Flügel, die sich an der Mündung und an der Quelle des Flusses gegen alle Gegenangriffe behaupteten und schon über die Serethlinie hinausgriffen. Doch unverkennbar wuchs der Widerstand, die Angriffe erlahmten, der Russe rückte die Wage allmählich wieder ins Gleichgewicht.

Iwanow begnügte sich nicht mit diesem halben Erfolg, sondern sann auf mehr; er rüstete zur Vergeltung. Während Brussilow bei Podkamien südöstlich von Brody, an den Teichen der Ikwa und bei Radziwilow, östlich von Brody, eine Sperrstellung bezog, ballte Iwanow bei Dubno, im Lager von Rowno und im Flankenraum von Tarnopol große Verstärkungen zum Gegenangriff.

Unterdessen suchten die Verbündeten den Luzker Erfolg zum Siege zu gestalten und die Nordflanke des Festungsdreiecks einzudrücken. Puhallo kämpfte an der Putilowka und bemühte sich, den Stubielabschnitt zu erreichen, der das befestigte Lager von Rowno gegen Westen deckte, kam aber kaum vom Fleck. Schwere Regengüsse schlugen in die würgenden Kämpfe und verwandelten die Putilowkamulde in eine breite Schlammzone. Bis zu den Knien stieg den Österreichern der Morast, Pferde fielen, um nicht

mehr aufzustehen, Geschütze versanken bis zur Achse. Am 6. September gipfelte der Angriff der Verbündeten vor Kremiemec und Dubno. Boehm-Ermolli erstürmte Podkamien, die Makutrahöhe und Radziwilow und durchbrach Brussilows Front auf einer Breite von 40 Kilometern. In nächtlicher Verfolgung wälzte die 2. Armee den Gegner über die Landesgrenze und erschien am 7. September vor den weißen Kalksteinbastionen von Kremiemec und den Schlauchseen der Ikwa und des Horynflusses. Hier kam sie bei Nowo-Alekſiniec und Berezy vor unangreifbaren Stellungen wieder zum Stehen.

Während man sich im Hochland mit Geschützfeuer abfand, durchbrach Puhallo die Putilowkafront und hob Dubno aus den Angeln. Er durchwatete die Sümpfe, sprengte am 8. September den Riegel bei Klewan an der Straße Luzk—Rowno, warf den Feind kurz darauf bei Mlynow, nordwestlich Dubno, von der Ikwa auf den Stubiel und umfaßte Dubno; das wie Luzk dem Flankenangriff wehrlos erlag. Der Russe räumte die Forts, welche die Bahn- und Flußübergänge gegen einen Angriff aus Westen gedeckt hatten, und wich auf Rowno. Boehm-Ermollis linker Flügel ersah den Augenblick, brach an der Bahnlinie Brody—Rowno auf Werba durch und stellte die Verbindung mit Puhallos Flankenreitern her. Nun stand vom wolhynischen Festungsdreieck nur noch Rowno aufrecht.

Doch Iwanow ließ sich durch den Verlust Dubnos nicht aus der Fassung bringen. Er wich methodisch, suchte den linken Flügel der Verbündeten am Stubiel zu fesseln und bewahrte an den Kremiemecer Höhen und in der Seegegend von Nowo-Alekſiniec festen Stand.

Unterdessen rückte er in Podolien zusammen und brach am 7. September plötzlich mit geballter Kraft aus der Serethlinie hervor.

Die Russen waren zum Gegenangriff angetreten und kleideten diesen zunächst in einen Ausfall gegen die Südarmee.

Die Südarmee lag auf der öden Steppe eingegraben und war mehr zum Angriff als zur Abwehr bereit, als der Doppelausfall in ihre Linien brach. Auf nackten Stoppeläckern, in zertretenen Rübenschlägen, in eingeäscherten Dörfern und auf zerfallenen Friedhöfen prallten die Gegner aufeinander. Zwei Tage führten die Russen Stoß auf Stoß und trieben einen Keil in die berannte Front. Bothmers linker Flügel klammerte sich fest, der rechte wurde abgesprengt und auf die Strypa zurückgeworfen. Der Russe führte Gefangene und Geschütze weg, stieß den Österreichern bis Darachow nach und durchbrach die Strypalinie. Da raffte Oberst v. Leu ein paar Bataillone der 3. Gardedivision zusammen, warf sich mit ihnen in die Flanke des stürmisch vordringenden Feindes und heftete ihn an die Stelle. In wildem Ringen verging die Nacht. Am 10. September brachte der Russe neue Verstärkungen über den Sereth und stürzte sich

unter Verachtung aller Menschenverluste noch einmal auf den erschöpften Feind.

Die Schlacht löste sich in wirre Einzelkämpfe auf. Von Dolzanka bis Buczacz gingen Kavallerie und Infanterie in klatschendem Regen mit der blanken Waffe aufeinander los, feuerten festgeratene österreichische Batterien auf Steinwurfweite in den rücksichtslos stürmenden Feind. Allmählich gewannen die Russen die Oberhand. Am 14. September traten die Verbündeten den Rückzug an und wichen auf der ganzen Linie gegen die Strypa. Am Tage darauf griffen die Russen die Strypalinie an und drangen im Zentrum in die Brückenköpfe des linken Ufers ein. Da bot ihnen Bothmer mit dem zusammengefaßten Feuer aller Geschütze Halt und ging von Zalosćze und Buczacz her zum doppelseitigen Flankenangriff vor. Der Gegenstoß traf sie so hart, daß sie den Durchbruchsversuch aufgeben mußten, um nach zwei Seiten Front zu machen und die gefährdete Mitte zurückzunehmen. Am 15. September kam der Kampf zum Stehen und brannte als Artillerieschlacht weiter. Der Russe blieb noch zwei Tage auf der Steppe liegen und suchte sich in den eroberten Gräben zu decken, dann ging er, von unaufhörlich rollendem Geschützfeuer zermürbt, wieder gegen den Sereth zurück.

Die Kämpfe an der Ikwa und am Stubiel

Um so gewaltiger flammte die Schlacht in Wolhynien empor, wo Iwanow zum entscheidend gedachten Angriff geschritten war. Er hatte den Gegnern durch Bedrohung der Strypalinie Besorgnisse für die Südflanke ihres Bewegungsflügels eingeflößt, sie gezwungen, Verstärkungen dorthin zu leiten und unterdessen seine Hauptkräfte am Stubiel zum Einbruch in Puhallos ausgesetzte linke Flanke gesammelt. Der Zar hatte ihm dazu große Verstärkungen von Kiew und Sarny gesandt, die sich unter Vortritt zahlreicher Kosakensotnien zwischen dem Horyn und dem Stubiel ordneten und am 12. September aus der Nordflanke des wolhynischen Festungsdreiecks zum Angriff auf Derazno und Klewan hervorbrachen. Gleichzeitig lief der Russe bei Nowo-Aleksiniec, Kremienec und Dubno Sturm, um Boehm-Ermollis Armeen an den Ikwateichen zu fesseln, bis die Entscheidung im Gras- und Sumpfland zwischen Horyn und Kormin gefallen war.

Die Russen fochten in Wolhynien mit der gleichen wilden Tapferkeit wie am Sereth. Sie führten die gerettete Artillerie mit frisch gefüllten Protzen in die Schlacht, traten acht und zehn Glieder zum Sturm an, jagten Kosaken- und Dragonerregimenter mit fliegenden Standarten in den Feind und stritten unter dem Oberbefehl des Zaren mit leidenschaftlicher Hingabe an die vaterländische Sache. Rußland war zum Verteidigungskrieg erwacht und kämpfte nach dem Zusammenbruch des An-

griffskrieges und dem Verlust der Weichsel-, Bug- und Njemenfestungen an der Strypa, dem Styr, der Jasiolda und der Wilija mit ungebrochenem Opfermut für die russische Erde.

Die Österreicher empfingen den Feind bei Nowo-Alexiniec und Dubno festen Fußes und schlugen alle Stürme ab. Am Stubiel kam es auf breiter Front zum Handgemenge. Puhallos Divisionen wurden von den Angriffswogen überschwemmt und fochten, gleich Bothmers Korps, in Teile gespalten, um Stand und Leben. Auch hier wurde die Schlacht zum Getümmel, das jeder Ordnung vergaß und sich wirr und fessellos über die schwarze, nebeldampfende Erde wälzte. Als es sich nach achttägigen Kämpfen lichtete, waren die Russen im Besitz von Derazno, die Österreicher auf die dicht dahinter liegenden Quellsümpfe des Korminbaches zurückgedrängt und ihre linke Flanke durch die Ballung starker russischer Kräfte vor dem Styrbrückenkopf Polonne an der Bahn Sarny—Kowel schwer bedroht. An der Straße Rowno—Luzk hatte Puhallo den Stubielabschnitt behauptet und den Brückenkopf Klewan, der im Kampfe von Hand zu Hand gegangen war, in letzter Stunde zurückerobert, aber damit nichts gewonnen. Erschöpft, gelichtet und vom Feinde überflügelt, lagen die Österreicher im Sumpfland dem Verderben ausgesetzt, wenn sie darauf beharrten, den Kampf auszufechten.

Angesichts dieser Lage entschloß sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung am 20. September zum Rückzug vom Stubiel auf den Styr. Es war die höchste Zeit, denn Iwanows Nordflügel war in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen. Er hatte den Korminbach überschritten und erreichte am 21. September zwischen Kolki und Polonne den Styr. In der großen Schleife, die der Styr bei Czartorysk bildet, kämpften ein paar deutsche und österreichische Kavalleriedivisionen mit Aufbietung der letzten Kraft zwischen den Endpunkten Kolki und Rafalowka zu beiden Seiten der Bahnlinie Sarny—Kowel gegen wachsende Übermacht. Kosaken und Schützen schwärmten wie Bienen um sie her, dahinter folgten drei starke Korps, die auf Kowel rückten. Die ganze Poljesje war lebendig geworden.

Iwanows Schlachtplan lag am 21. September klar zutage. Der Angriff, der ein fesselndes Gegenstück zu dem gleichzeitigen deutschen Vorstoß bei Wilna—Wilejka bildete, zielte in drei Stoßrichtungen auf Umfassung und Durchbrechung der verbündeten Armeen. Während sich im Styrbogen die Umfassung abzeichnete, eröffneten zahlreiche neu aufgebaute Batterien am Stubiel und am Horyn die Beschießung der versumpften österreichischen Gräben und zerfetzten die Drahtverhaue im Putilowkagrund und an den Ikwateichen von Olyka bis Kremiemec. Bei Olyka gelang es Puhallo, noch eine Zeitlang standzuhalten und seine Notlage zu verschleiern, dann trat er unter Zurücklassung festgeratener Fuhrwerke und gesprengter Geschütze den Rückzug an und wich auf Luzk. Bei Kremiemec und Nowo-Alexiniec war die Verstrickung noch größer. Boehm-Ermollis Bedrängnis

wuchs von Tag zu Tag. Die Russen fluteten in dichten Wellen von den zackigen Höhen herab und brachen in die zerschlagenen Stellungen. Mit Spaten und Handgranate wurde gekämpft, bis Flankenstöße den Angreifer wieder zum Weichen brachten. Nowo-Aleksiniec wechselte dreimal den Besitzer und blieb zuletzt den Russen. Da zur gleichen Zeit auf der podolischen Steppe gekämpft wurde, war die österreichisch-ungarische Heeresleitung nicht mehr in der Lage, die Schlachthandlung zu meistern. Puhallos Rückzug setzte die in Ostgalizien fechtenden Armeen der Gefahr aus, von Kowel abgeschnitten zu werden, und die Bedrängnis Boehms drohte in einem Durchbruch zwischen Brody und Zalosczе zu gipfeln und die Nordflanke der Armee Bothmer zu entblößen.

Conrads strategisches Gebäude geriet ins Wanken. Er besaß keine Reserven mehr, um es zu stützen, denn alles, was in Feld und Quartier noch Waffen trug, war schon in den verzehrenden Kampf geworfen worden. Die österreichische Heeresleitung unterrichtete die Deutschen vom Ernst der Lage.

Die Kämpfe im Styrbogen und auf der podolischen Steppe

In Iwanows Hauptquartier zu Mohilew schlugen die Herzen höher. Ungeduldig harrte der Zar der Vollendung des Sieges, der sich als Schicksalswende ankündigte. Als der 23. September tagte, hatte sich Iwanow der Styrübergänge von Rafalowka bis Kolki bemächtigt und Puhallos linken Flügel auf Luzk zurückgewälzt. Vergebens suchte Josef Ferdinand Luzk zu halten, er mußte die offene Stadt preisgeben und über den Fluß auf die Westforts weichen, die von den Russen sofort angegriffen und ungestüm berannt wurden.

Der russische Generalstab handelte mit großer Tatkraft. Alexejew machte bei Pinsk und Minsk Truppen frei und sandte Iwanow jede Division, die er im Norden entbehren konnte. Dort blieb nach dem Falle Wilnas ohnedies nichts mehr zu tun, als die Dünalinie und die litauische Seenkette zu befestigen und den Gegner durch örtlich gebundene Ausfälle zu fesseln und zu ermüden, während im fernen Westen der Donner einer unerhörten Artillerieschlacht erwachte und seine Schallwellen von den Ardennen bis zu den Vogesen rollte.

Iwanow machte von den zur Verfügung gestellten Massen guten Gebrauch und stieß das Vergeltungsschwert tief und tiefer in Puhallos linke Flanke. Am 25. September gipfelte sein Angriff am Stochod hart vor Kowel. Die Verbindung zwischen Linsingens XXXXI. Reservekorps, seinen südwestlich von Pinsk über den Strumen auf Newel und Lubieszow in die wildeste Poljesje vorgeprallten Flankenreitern und Puhallos linkem Flügel riß ab. Der Feind griff nach Kowel und damit nach dem Sieg.

Da wandte sich plötzlich die Schlacht. In Kowel fuhren zwei Züge ein und spien ein paar ostpreußische Bataillone aus, die im Gewaltmarsch auf das Schlachtfeld eilten. Es war Linsingens Vorhut. General v. Linsingen hatte das XXXXI. Reservekorps um Pinsk stehen gelassen und die paar Divisionen, die ihm noch von der Bugarmee geblieben waren, auf Weisung der Obersten Heeresleitung nach Süden in Bewegung gesetzt, um die Österreicher herauszuhauen. Er warf seine Bataillone wie Felsblöcke in den Schwall der rückwärts strudelnden Schlacht.

Die Wirkung blieb nicht aus. Iwanow erkannte sofort, daß seine Umfassung gescheitert und aus dem „mouvement tournant“ ein „mouvement tourné“ geworden war.

Linsingen führte dem Feind im Styrbogen zwei Divisionen in die Flanke, Erzherzog Josef Ferdinand ging bei Luzk zum Gegenangriff über, Puhallo drang wieder über Dubno vor, und Boehm-Ermolli rückte zur Rückeroberung von Aleksiniec zusammen. Die Entscheidung fiel im Norden. Von Flankenstößen getroffen, trat der russische Umfassungsflügel den Rückzug an und wich vom Stochod auf den Styr. Es kam zu großen Nachhutkämpfen im Styrbogen und im Umkreis von Luzk, in denen sich die Russen in Dorftrümmern und Kirchhöfen bis zum letzten Mann schlugen, um der Masse der Armee Zeit zu lassen, sich zu entwirren und die Brücken zu überschreiten. Am 26. September räumte Iwanow Luzk, gab am Tage darauf die Übergänge des Styrflusses zwischen Kolki und Luzk auf und ging am 28. September auf den Korminbach und die Putilowka zurück. Linsingen vereinigte die herangeführten deutschen Divisionen und die Truppen Puhallos und Josef Ferdinands als Heeresgruppe Linsingen unter seinen Oberbefehl und stieß nach. Er blieb dem Gegner unerbittlich auf den Fersen, entriß ihm zahlreiche Gefangene und krönte die Verfolgung, indem er die Russen am 1. Oktober bei dem Moordorf Czernysz südöstlich von Kolki aufs Haupt schlug und über den Korminbach zurückwarf.

Trotzdem ergab sich Iwanow nicht in sein Schicksal. Er rief Verstärkungen in den Styrbogen, den er noch nicht geräumt hatte, und suchte den Schlag abzuwehren, indem er Linsingen noch einmal die Flanke abgewann. Binnen wenigen Tagen erwuchs aus dieser Entwicklung eine neue Schlacht. Am 6. Oktober brachen die Russen aus den Brückenköpfen von Czartorysk, Polonne und Rafalowka hervor und griffen Linsingens äußersten Flügel mit Übermacht an. Am 7. Oktober erfaßte dieser Gegenangriff die ganze galizische und wolhynische Front. Als er sich am 10. Oktober sogar auf die Dünafront ausdehnte, wo der Russe mit sechs Divisionen aus dem Brückenkopf Dünaburg hervorbrach, um den bedrängten Schulterpunkt Illuxt zu entlasten und Eichhorns Wehrstellung aufzurollen, entpuppte sich die neue Schlachthandlung als gewaltiger Fesselungsversuch der damals schon auf drei und vier Fronten verstrickten Mittelmächte.

Wiederum liefen die Russen mit Todesverachtung Sturm gegen die wohlverschanzten, dünn besetzten Linien der Verbündeten und drangen an vielen Stellen in die ersten Gräben. Sie brachten Tausende zum Opfer und fügten dem Verteidiger durch das schwere Feuer ihrer neu ausgerüsteten Artillerie im Nahkampf ansehnliche Verluste zu.

Das Schwergewicht des russischen Gegenangriffs ruhte auf den Vorgängen im Styrbogen. Linsingen war sich der Schwierigkeiten der Lage bewußt und trieb die Heereskavallerie trotz der Ungunst des Geländes tief und tiefer in die Poljesje vor, um die Verbindung mit Pinsk sicherzustellen. In Staffeln schoben sich deutsche und österreichisch-ungarische Kavalleriedivisionen gegen den Styr vor und warfen die über die Linie Newel—Wola-Kuchecka—Zezierce—Bielskaja Wola—Rafalowka gegen Osten zurück. Am 15. Oktober erreichten Linsingens Reiter das Styrufer und verknüpften Pinsk mit Rafalowka.

Unterdessen hatte General Iwanow seine Sturmkolonnen zwischen Rafalowka und Kolki zum Stoßkeil geballt und trieb diesen am 17. Oktober bei Czartorysk mit wuchtigem Schlag in die feindliche Linie. Er durchbrach in der Nacht Linsingens Front und bemächtigte sich der Brückenköpfe Rafalowka, Czartorysk und Kuliskowicze. Die Besatzungen verteidigten sich bis zum äußersten. In Czartorysk wurden österreichische und preußische Bataillone so gut wie vernichtet. Über sie weg wälzte sich der Schwall in den Styrbogen und rollte 25 Kilometer tief und 10 Kilometer breit in der Richtung Kowel gen Jablonka und Okonsk. Eine ganze Reihe von Dörfern wurde überrannt, die herbeieilenden Reserven umgerissen, Geschütze genommen — der Durchbruch schien geglückt.

Doch ehe der ungelenke Angreifer die durchbrochene Front aufrollen konnte, stemmte sich der Gegner fest und hielt in einwärts gewendeten Riegelstellungen aus, bis Entsatz zur Stelle war. Am 20. Oktober trafen die ersten Verstärkungen ein. Abgesessene österreichische Kavallerie, polnische Legionäre und einzelne preußische Kompagnien warfen sich den Russen entgegen und hemmten ihren Siegeslauf.

Nach sechstägigen Kämpfen war die Gefahr beschworen und der Russe trotz heftiger Gegenwehr von Okonsk auf Lisowo zurückgedrängt. In hundert Einzelkämpfen wurde er aus den Moordörfern und den Sumpfwäldern des Styrbogens verjagt, die Südflanke des Keils am 21. Oktober von der 10. österreichischen Kavalleriedivision unter der Führung Herbersteins bei Kolki eingedrückt, in der Nordflanke die stark verschanzte Windmühlenhöhe von Kamienuicha am 29. Oktober von einer ostpreußischen Brigade erstürmt, alle Nachtangriffe abgeschlagen und der Russe am 13. November vollends aus der Flußschleife vertrieben. Er warf den Brand in die Dörfer, zerstörte die Hüttenlager, in denen er sich häuslich eingerichtet hatte, und brach die Brücken hinter sich ab. Die Verbündeten besetzten das West-

ufer nördlich von Czartorysk und schoben ihre Linien wieder an den Korminbach vor.

Vor Dubno war der russische Angriff rascher verebbt. Josef Ferdinand und Puhallo drangen wieder bis zur Putilowka und zur Jkwa vor und Boehm-Ermolli behauptete sich bei Kremiemec und Nowo-Aleksiniec.

Auf der podolischen Steppe hatte der neue Angriff Iwanows am 1. November noch einmal an der Strypa gegipfelt. Russische Sturmkolonnen drangen unter entsetzlichen Verlusten zwischen Buczacz und Tarnopol in die Gräben der Südarmee und brachen bei Simikowce—Bieniawa—Burkanow in die Hauptstellung ein. Am Abend überschritten sie die Strypa und erstürmten Simikowce. Da führte Bothmer die letzten Reserven vor und stellte die Lage wieder her. Er entriß ihnen nach zweitägigem Kampf den wichtigen Ort und trieb sie wieder in die Steppe.

Der Ausklang der großen Offensive

Auf den Walstätten des Ostens wurde es stiller. Erschöpft ruhten die Gegner von der Blutarbeit auf den Schlachtfeldern Wolhyniens und Galiziens und kehrten zur Sappe zurück. Schnee und Regen schlug in die verschlammten Gräben. Der Flecktyphus ging um.

Der Bewegungsfeldzug war auch hier zu Ende. Die Verbündeten hatten Luzk und Dubno genommen, aber das wolhynische Festungsdreieck nicht ganz zu Fall gebracht und hatten zuletzt in der Verteidigung gefochten. Linsingens Flankenstoß, der die Armee Puhallo am 25. September vor der Umfassung und die ganze wolhynisch-galizische Front vor dem Rückzug auf den Bug und die Zlota-Lipa bewahrt hatte, war nichts anderes als ein Gegenstoß gewesen, der die Lage wiederherstellte, jedoch nicht genügte, den Weg nach Rowno zu öffnen. Der wolhynische Waldgürtel war nicht durchbrochen, Kiew blieb unerreicht. Der Russe stand bei Sarny, Rowno, Tarnopol, Chotin und vor Czernowitz immer noch streitbar in der Südflanke der Verbündeten, behauptete sich hart an der rumänischen Grenze und besaß noch wertvolle Rochadelinien genug. Es war den Armeen des Zaren nicht gelungen, dem Gegner die Früchte seiner großen Offensive zu entreißen, aber sie hatten sich an der Düna, der Beresina, der Schara und der Jkwa behauptet und die Waffen nicht sinken lassen. Solange sie Riga und Kiew behaupteten und der Zersetzung ihrer Gefechtskraft Widerstand leisteten, war noch nicht alles verloren.

Die Armeen der beiden Kaiserreiche hatten im Osten gewaltige Erfolge erzielt, aber der Ertrag war nicht so groß wie der riesenhafte, vielleicht allzusehr aus Raum, Zeit und Kraft geratene Entwurf des Feldzugs-

planes hatte erwarten lassen. Die Russen waren geschlagen, das westrussische Festungssystem erobert, Rußland nicht mehr fähig, die ganze Masse seines Heeres zum Angriff vorzuführen und in die Abwehr gedrängt, aber die russische Schlachtlinie war nicht der Auflösung verfallen. Sie war in endlosen Kämpfen rückwärts gewälzt worden, ohne daß es bis auf diesen Tag gelungen wäre, große Heeresteile einzukreisen, zu vernichten und dadurch die ganze Front zum Einsturz zu bringen. So gewaltig der Siegeszug sich ausnahm, der die Armeen Deutschlands und Österreich-Ungarns vom Dunajec über den Bug zum Styr und von der Memel an die Düna geführt hatte, es war wie einst im Westen halbe Arbeit. Der Krieg wurde im Osten erst dann völlig zu Deutschlands und Österreich-Ungarns Gunsten entschieden, wenn Rußland sich besiegt bekannte und den Frieden suchte, und die Mittelmächte Rußland einen billigen Frieden gewährten, der ihnen gestattete, ihre ganze Kriegsmacht gegen Westen zu kehren.

Obwohl dieses Ziel im Spätherbst des Jahres 1915 noch nicht erreicht war, wandten sich die Verbündeten unter dem Zwange der Verhältnisse vom Osten ab, indem sie ihre weit vorgeschobene Wehrstellung als Rückendeckung benutzten, um auf einem dritten Kriegsschauplatz zur Offensive überzugehen — der Angriff auf Serbien war längst im Gange — und nach außen durchzubrechen.

Fortan lastete der Fluch des Stellungskrieges, unter dem der Westen schon seit dem 15. November 1914 seufzte, auch im Osten auf der Kriegführung der europäischen Mächte. Er rief nach vermehrtem Rüstzeug und furchtbareren Angriffsmitteln und begrub die Bewegungsschlacht unter dem Feuerwirbel unzähliger Geschütze.

Der Feldzug im Westen
vom 16. Juni bis 30. Oktober 1915

Die strategische Lage an der Westfront im Sommer 1915

Der Feuerwirbel, der in den Septembertagen des Jahres 1915 die neuen Durchbruchsversuche der Engländer und Franzosen an der Westfront einleitete, sprang nicht aus heiterem Himmel. Seit Fochs Ansturm auf die Steilküste von Vimy im Mai vor Souchez und La Folie gestrandet und eine Teilunternehmung im Ancreabschnitt im Juni vor Serre erstorben war, wetterleuchtete es die ganze Front entlang. Die Deutschen versuchten die Abwehr zu beleben und den Feind über ihre strategische Schwäche zu täuschen, indem sie jeden taktischen Vorteil wahrnahmen und kleine Erfolge an sich rafften, die Alliierten vergalten Gleiches mit Gleichem, rüsteten aber unterdessen wiederum zu Hauptschlachten, um den Feldzug aus der Erstarrung zu erlösen und die deutsche Wehrstellung zu Fall zu bringen.

Joffres Zurüstungen begannen sich schon im Juni zu bestimmten Vorkehrungen zu verdichten. Sein Plan ging diesmal dahin, einen Doppelangriff auf Face und Flanke der befestigten deutschen Front zu unternehmen. Er stützte sich dabei auf die strategische Erwägung, daß die Verhältnisse sich seit der Verstärkung der britischen Armee durch Kitcheners Divisionen geändert hatten. Frenchs Armeen bildeten jetzt zusammen mit den Belgiern und den französischen Nordarmeen eine überlegene Streitermasse, die nicht nur die britische und die französische Operationsbasis deckte, sondern auch die belgische Grundstellung der Deutschen unmittelbar bedrohte. Je stärker die Alliierten die Linie Nieuport—Ypern—Béthune—Arras—Albert—Compiègne besetzten, je eher sie in der Lage waren, in den Versammlungslagern von St. Omer, Amiens und Paris Angriffs- und Erhaltungsmittel zu häufen und die Lebenspunkte der von taktischen Zufälligkeiten bestimmten deutschen Nordfront anzufallen, desto kräftiger bannten sie den Gegner in seinen ausgedehnten Stellungen. Focht der Deutsche in Flandern, im Artois und in der Picardie, von ständig wachsender Übermacht kampftüchtiger Armeen bedroht, mit der Stirn nach Westen und Südwesten, um die flandrische Küste und das Schelde- und Sommebecken zu decken und die große Ausfallstellung im Sommebecken aufrechtzuerhalten, so war er um so mehr gezwungen, jeden einzelnen Tiefenmeter der Champagneflanke und der rechtwinklig abgebogenen Vogesenfront vor feindlichen Angriffen zu bewahren. Das war eine Frage auf Leben und Tod, denn er mußte den Feind unbedingt von seinen parallel zu den Vogesen und zur Maas-, Argonnen- und Champagnefront laufenden Verbindungslinien fernhalten.

Je länger die Deutschen gezwungen wurden, unter solchen Umständen im Westen in der Verteidigung zu verharren, desto schwieriger wurde ihre Lage. Die große Winkelstellung Lombartzyde—Lille—Noyon—Reims gestattete den Deutschen zwar, ihre Streitkräfte auf der inneren Linie zu bewegen, wenn der Feind im Norden oder im Süden zum Angriff schritt, erforderte aber eine stärkere Besetzung der Westfront als eine abgeflachte Kordonstellung, die über Lille—St. Quentin—Reims verlief. Die deutsche Heeresleitung hielt an der Bogenstellung fest, weil sie aus ihr immer noch Amiens und Paris bedrohte. Diese strategische Bedrohung war allerdings nur eine scheinbare, solange Deutschlands Heereskräfte im Osten und auf dem Balkan gebraucht wurden. Die Bedrohung überschattete daher in Wirklichkeit die deutschen, nicht die französischen Linien und mußte sich von Tag zu Tag verstärken, wenn der Dreifrontenkrieg die Mittelmächte dauernd umspannt hielt. Gelang es den Westmächten, die deutsche Sommestellung durch einen Gewaltstoß auf einem oder gar auf beiden Schenkeln einzudrücken, den Kordon zu durchbrechen und in das Scheldebecken einzufallen, so konnte dies für die Deutschen zu einer Katastrophe führen, falls sie nicht volle Beweglichkeit besaßen und ungestört vom Feinde die Linie Givet—Antwerpen gewannen. Mißlang das, so wurde ihr Nordflügel gegen die flandrisch-niederländische Küste gedrückt, ihr Zentrum zum verzweifelten Widerstand im Maas- und Sambrewinkel gezwungen und ihr linker Flügel von Verdun her mit Absprengung bedroht. Hiegegen schützte sie nur die ungebrochene körperliche und seelische Kraft ihrer Streiter, die im Herbste des Jahres 1915 aufs neue und schwerste geprüft wurde.

Engländer und Franzosen machten sich im Sommer zu einem Unternehmen fertig, das alles hinter sich ließ, was bisher von ihnen ausgeführt worden war. Der Angriffsplan Joffres war einfach und klar. French sollte, von Foch unterstützt, zwischen Aubers und Lens zum Angriff antreten und Castelnau in der Champagne zwischen Aubérive und Massiges die deutschen Linien sprengen. Und zwar war Gleichzeitigkeit und konzentrische Gestaltung dieses Doppelangriffs vorgesehen. Man kann noch nicht mit Sicherheit urteilen, ob Generalissimus Joffre sich im Sommer 1915 schon stark genug fühlte, den Feind auf beiden Schenkeln, also in Front und Flanke, mit Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg anzugreifen oder den geplanten Doppelangriff beschleunigte, weil die Bedrängnis der Russen die Westmächte zu rascherem Handeln rief, doch sind die Niederlagen Nikolai Nikolajewitschs zweifellos nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse der Kriegskabinette der Westmächte geblieben. Man war sich in London und Paris darüber klar, daß der Zusammenbruch der russischen Karpathenfront die Angriffskraft Rußlands auf Monate begrub und nicht nur schwer auf der Kriegführung der Entente lastete, sondern auch gefährliche politische Folgen nach sich zog. Er wirkte auf die Balkanverhältnisse, schreckte Rumänien vom Eintritt in

die Arena auf seiten der Entente ab, lockte Bulgarien zur Beteiligung auf seiten der Mittelmächte, entlastete die Türkei und gefährdete Serbien, das sich seit Italiens Vormarsch gegen Triest und die dalmatische Küste mit schlecht verhehltem Mißtrauen in der Verteidigung hielt, obwohl der Zar es dringend zu Entlastungsstößen aufgefordert hatte. Dazu kam die mißliche Lage der Dardanellenexpedition. Alle diese Umstände riefen Joffre zum Handeln. Die Gewißheit, daß zahlreiche deutsche Divisionen nach Osten abmarschiert waren, erleichterte der französischen Heeresleitung den Entschluß, den Feind aufs neue anzugreifen.

Joffres Vorbereitungen blieben den Deutschen nicht verborgen. Die französische Heeresleitung umgab sie aber so lange mit dem Schleier des Geheimnisses, daß Joffres Absichten erst in den letzten Tagen des August gedeutet werden konnten. Der französische Feldherr handelte klug und groß. Er zog im Laufe des Sommers nicht weniger als 30 Divisionen aus dem Kampf, um sie ausruhen zu lassen, aufzufüllen, neu zu rüsten und aus dieser Masse eine große Angriffsarmee zu bilden. Marschall French bedurfte einer so weitreichenden, mit Gefahren verbundenen Ausscheidung der Kräfte nicht, da ihm fortgesetzt Verstärkungen aus dem Mutterland und den Tochterstaaten zuflossen. Er begnügte sich damit, die Kitchenerdivisionen in die Front zu stellen, dehnte seine Linien bei Ypern bis Boesinghe, südlich des La-Bassée-Kanals bis Grenay an den Nordfuß der Waldhöhe von Bouvigny aus und sandte Teilkräfte an die Ancre, indem er französische Abschnitte übernahm und Joffre dadurch die Bildung der Angriffsmasse erleichterte.

Vorkämpfe bei Ypern

Inzwischen brodelte der Stellungskrieg weiter. Die Briten waren bestrebt, ihre Stellungen im Umkreis von Ypern zu verbessern und sich von dem Druck zu befreien, den das XXVII. Reservekorps und das XV. Korps auf Ost- und Südfront ausübten, die Franzosen nagten an dem Keil von St. Mihiel, der sie an der Überflügelung der Feste Metz, der Aufrichtung der Verduner Ausfallstellung und der Rückeroberung des Erzbeckens von Briey hinderte, und die Deutschen suchten sich der Biesmelinie zu bemächtigen, um die Verbindungen Verduns aus der Argonnenflanke zu bedrohen.

Die ersten Vorkämpfe, die auf die Angriffsschlachten Joffres und Frenchs hindeuteten, entbrannten im Umkreis von Ypern. Die Stadt war seit der Maischlacht völlig in Trümmer geschossen worden. Geisterhaft ragten die Ruinen der Tuchhallen und des Belfrieds in den von Geschoßwolken befleckten Sommerhimmel. Am 16. Juni brach das V. Korps der zweiten Britenarmee am Bellevaardeteich ein, wo die Linien des XXVII. Reservekorps und des XV. Korps sich berührten, und eroberte eine Anzahl

zerschossener Gräben. Ein Gegenstoß warf die Briten wieder zurück. Daran schlossen sich heftige Kämpfe um Schloß und Dorf Hooge. Am 19 Juli sprengten die Engländer vor Hooge zwei Kompagnien des württembergischen Infanterieregiments 126 in die Luft. Tagelang wurde um den großen Sprengtrichter gekämpft. Am 30. Juli kam der Kampf zwischen der Londoner Riflebrigade und den Schwaben zum Austrag. Die Deutschen eröffneten den Angriff in der ersten Frühe, warfen Granaten und Minen in die britischen Gräben und rückten den Londonern dann mit einer furchtbaren neuen Waffe, dem Flammenwerfer, zu Leibe. Die flüssigen Feuersäulen räumten Trichter und Gräben, und die Schwaben erstürmten die letzten Häuser des Dorfes Hooge. Am 9. August setzten die Engländer ihre 6. Division und französische Artillerie im Bellevaardeabschnitt zum Gegenangriff an und eroberten einen Teil des deutschen Grabennetzes, prallten aber an den Trümmern des Schlosses und den Verhauen des Parkes ab. Am 19. September begannen die britischen Geschütze vor Ypern sich an der allgemeinen Beschießung zu beteiligen, die den Doppelschlag im Artois und in der Champagne einleitete und maskierte.

Zwischenkämpfe in den Argonnen

Größeren Zuschnitt zeigten die Kämpfe, die im Sommer die Argonnen durchwühlten. Hier war der Antrieb auf seiten der Deutschen. Mudra führte die 27. Division und Teile des XVI. Korps zum entscheidenden Sturm auf die Biesmelinie und die Höhen zwischen Le Four de Paris und Vauquois. Am 20. Juni nahm die 27. Division das starke Werk Labordère und die Flankengräben an der Vienner Straße, zehn Tage später zerschlug Geschütz- und Minenfeuer die Werke Central, Cimetière und Bagatelle und bereitete den Angriff auf die französischen Zwingburgen vor, in denen der Franzose so lange jedem Ansturm Trotz geboten hatte. Da der schützende Wald seit dem Winter von Bomben und Granaten niedergelegt worden war, ging kein Schuß daneben. Trotzdem hielten die Franzosen bis zum Handgemenge aus und unterlagen erst, als der Sturm die Trümmer der Besatzungen hinwegfegte. Am 2. Juli befand sich Mudras rechter Flügel im Besitz der Werke und der anschließenden Flankengräben und grub sich auf dem Nordhang des Biesmetales vor La Harazée ein. Der Franzose, der drei Divisionen im Kampf verbraucht hatte, behauptete sich nur im sogenannten Martinswerk und bot dem Angreifer hier aufs neue Halt. Kurz darauf brach Mudras linker Flügel zum Angriff vor, um sich der „Fille Morte" zu bemächtigen, von der der Franzose immer noch die Schluchten des Meurissonbaches und seiner Zuläufe beherrschte und die Querverbindung Le Four de Paris—Varennes bedrohte.

Sarrail war durch die Wegnahme der Werke auf dem Südhang des St. Hubertwaldes aufgeschreckt worden und bereitete einen Gegenschlag vor, um die erlittenen Schlappen zu rächen. Er gedachte die deutsche Linie, die von La Harazée nach der Bolante vorsprang, in der Flanke zu fassen und am Meurissonbach einzudrücken und den rechten Flügel Mudras aufzurollen. Aber die Deutschen kamen ihm zuvor. Sie fielen ihn am 13. Juli, einen Tag vor dem beabsichtigten Gegenangriff, an und warfen seinen rechten Argonnenflügel auf die „Fille Morte“ und gegen La Chalade. Die Beschießung räumte in den dichtgefüllten Sturmgräben der Franzosen furchtbar auf. Im Unterholz wüteten Handgranaten und Maschinengewehre, aus dunstiger Höhe fielen Flügelminen und Gasbomben, in der Erdtiefe sprangen Dynamitladungen und zerrissen Palisaden und Leiber. Der Wald ward noch einmal zur Hölle.

Um 8 Uhr früh stieg Mudras linke Flügelkolonne aus den Gräben und stürzte sich, das 6. Jägerbataillon an der Spitze, mit Hurra auf den erschütterten Feind. Drei Stunden später trat die zweite Staffel und um 12 Uhr die dritte Staffel zum Sturm an und flutete den Südhang des Meurissongrundes empor. Die schlesischen Jäger überrannten drei feindliche Grabenlinien, durchliefen die Zone des Maschinengewehrfeuers, brachten die Blockhäuser zu Fall, die die Flanken der „Fille Morte“ deckten, und drangen bis zu den französischen Batteriestellungen am Südhang der Courtes-Chausses vor. Das 130., 135. und 144. Infanterieregiment stürmten zu beiden Seiten der Clermonter Römerstraße, durchbrachen das Grabennetz, das den Nordhang der „Fille Morte“, und den Südhang der Bolante umgab, und entrissen dem Feind seine leichengefüllten Verhaue. Sarrail jagte Verstärkungen ins Feuer und bombardierte die verlorenen Gräben bis in die Nacht, rettete die Geschütze, die am Südhang der „Fille Morte“ von den Jägern überrannt worden waren, konnte aber die verlorenen Bergnasen nicht zurückerobern und blieb am Nordhang des Courtes-Chausses-Tälchens kleben. Die Gipfelfläche der „Fille Morte“, von der seine Beobachter aus 285 Meter Höhe die deutschen Stellungen und die Straße von Le Four de Paris nach Varennes beherrscht hatten, war zum großen Teil in deutscher Hand.

Darauf holte Sarrail die Generalreserve von Toul herbei und trachtete die doppelte Scharte auszuwetzen, indem er Mudras äußersten rechten Flügel zu überrennen suchte. Er führte den Stoß, der offenbar alles war, was von dem geplanten großen Angriff noch zur Entwicklung gelangte, mit großer Wucht. Trommelfeuer wirbelte über den Verhauen der 27. Division und den Gräben der preußischen Landwehr, die an der westlichen Waldgrenze Wache hielt und die Argonnenfront mit der Champagnefront verband. Es war der 14. Juli, der Jahrestag des Sturmes auf die Bastille. Gas- und Rauchschwaden erfüllten das Aisnetal. Die „Marseillaise“ rief die französischen Regimenter mit ihrem leidenschaftlichen Rhythmus zum Angriff auf die

Argonnenflanke und das verlorene Labordère. Im feurigen Ansturm überrannten die Franzosen die verschütteten Gräben der Landwehr. Sie erreichten den offenen Talgrund und brachen in die Linien der 120er ein. Dann gerieten sie ins Kreuzfeuer der Artillerie, das ihnen Halt gebot. Am Abend traten sie erschöpft und gelichtet den Rückzug an und ließen Labordère dem Verteidiger.

Am 11. August sprangen die Schwaben noch einmal auf und nahmen das Martinswerk, und am 8. September, dem ersten klaren, kühlen Tag des zweiten Argonnenherbstes, verdrängten die Deutschen in einem letzten großen Anlauf die Franzosen von der oberen Stufe des Nordhanges des Biesmetales und setzten sich darauf fest. Aber die Franzosen wichen nur ein paar hundert Schritte und ließen sich nicht in den Biesmegrund hinunterwerfen.

Mudra gab sich mit dem Gewinne der Waldhöhen zufrieden, die ihm den Besitz der Nordargonnen sicherten, und richtete sich zur zweiten Überwinterung ein. Da die Franzosen auf die Rückeroberung der verlorenen Stellungen verzichteten und sich auf die Behauptung der Biesmelinie, des Südhanges der „Fille Morte" und des Courtes-Chausses-Tälchens beschränkten, um die Verbindungslinie Verdun—Ste. Ménehould sicherzustellen, ward es von diesem Tag an stiller im Argonnenwald. General Sarrail büßte die Schlappen mit der Abberufung vom Oberbefehl der 3. Armee und wurde durch General Humbert ersetzt. Die Zwischenkämpfe waren zu Ende — das große Spiel begann.

Joffres Vorbereitungen zum großen Kampf

Als die Argonnen vom letzten Sturm auf das Martinswerk widerhallten, rückten die englischen und französischen Armeen, die die Entscheidungsschlacht liefern und die deutsche Wehrstellung zum Einsturz bringen sollten, bereits in ihre Angriffsräume. Joffres Plan stand in allen Einzelheiten fest. Die Engländer ballten 14, die Franzosen 53 Divisionen zur Doppelschlacht. French marschierte zwischen Aubers und Grenay zu beiden Seiten des La-Bassée-Kanals auf. Schulter an Schulter mit ihm kämpfte Foch zwischen Loretto und Arras. Castelnau trat zwischen Aubérive und Massiges zum Sturm an. Nicht weniger als 2000 schwere und 3000 leichte Kanonen waren bestimmt, die deutsche Front an den Hauptangriffsstellen zu zermalmen, darunter Marinegeschütze von 38 Zentimeter Kaliber und zahlreiche schwere Mörser und Haubitzen. Gewaltige Stapeln von Spreng-, Brand-, Gas- und Rauchgranaten waren angehäuft, die Artillerie frisch bespannt, die Kavallerie wieder in den Sattel gesetzt, die ganze Armee neu gekleidet, mit Sturmhelmen und Gasmasken versehen und zum großen Zweck besonders geschult.

Joffres Vorbereitungen auf die Winterschlacht in der Champagne verblaßten vor dieser gewaltigen Rüstung. Die französische Heeresleitung

hatte dem Zufall diesmal keine Rolle gelassen. Sie glaubte alles vorgesehen, alles bedacht und rechnerisch erfaßt und gemeistert zu haben. Sie entsagte der Improvisation und der freien Bewegung völlig und wandte sich der methodischen Kriegführung zu, die in der Häufung der Streitmittel und genauer taktischer Vorschriften das Heil erblickte und die Operation gleich einem Uhrwerk in Gang setzte.

Als 5000 Geschütze, 50 Millionen Granaten, 500 000 Bajonette und 80 000 Säbel an den entscheidenden Stellen bereit waren, schien Joffres Sieg gesichert. Er wurde von dem Ententekriegsrat, der damals in Versailles versammelt war, mit Zuversicht erwartet. Am 19. September eröffneten die Alliierten im Vertrauen auf die zahlenmäßige Überlegenheit an Streitmitteln und Streitern die Herbstschlachten im Artois und in der Champagne. Es galt, den Krieg aus der Erstarrung zu erlösen und mit einem vernichtenden Schlag zu Ende zu bringen, ehe der Orient in Flammen geriet und die Mittelmächte Rußland und Serbien vollends zu Boden rangen.

Als es tagte, nahmen die Artilleriekämpfe den Charakter einer allgemeinen Beschießung an und steigerten sich zu einem Feuerwirbel von erschreckender Gewalt. Kein Geschütz blieb stumm. Vor Lombartzyde und Westende tauchten englische Kriegsschiffe auf und schleuderten ihre Eisenkoffer auf die deutschen Küstenwerke, im Houthulsterwald wüteten Brandgranaten, bei Hooge sprangen neue Erdminen und in den Angriffsräumen des Artois und der Champagne wuchs die Kanonade zum Orkan. Der Wirbel füllte die Luft mit einem einzigen ununterbrochenen Donnerlaut, der siebzig Stunden als grauenhafter Orgelpunkt über den deutschen Stellungen hing und das Vernichtungswerk bis zum Ende begleitete.

Engländer und Franzosen griffen zu gleicher Zeit an.

Die Schlacht bei Loos und Souchez

Die Briten führten zuerst einen Scheinangriff auf Hooge aus, wo ihr V. Korps sich auf das XV. Korps stürzte, ohne dieses zum Weichen zu bringen, und gingen dann zum Sturm auf die Linie Aubers—Auchy—Lens über. French leitete die Schlacht, in die schließlich fast die ganze britische Armee verwickelt wurde, selbst. Im Hauptangriffsraum südlich von La Bassée standen drei Korps in zwei Treffen aufmarschiert. Das erste Treffen bildeten Rawlinsons IV. und Goughs I. Korps, die, sechs Divisionen stark, in einer Breite von sieben Kilometern zum Angriff schritten. Dahinter stand als zweites Treffen das XI. Korps und weiter rückwärts als Spezialreserve zur Verfügung des Feldherrn die Gardedivision. In der rechten Flanke wartete die Masse der Kavallerie, drei Korps stark, auf den Augenblick zum Einhauen. Bei Aubers, nördlich des Kanals, waren die Inder und das

III. Korps in einer Stärke von fünf Divisionen aufmarschiert, um die Westfalen noch einmal anzufallen und gegen den Kanal zu werfen.

Westfalen, Sachsen, Badener, Bayern und Preußen füllten die deutschen Gräben von Aubers bis Arras. Es waren im ganzen etwa acht Divisionen, der Kern der 6. Armee, die von French und Foch mit überwältigender Übermacht angegriffen wurden. Die von den Briten anzugreifende Linie lief von Aubers und der Piètremühle zum Kanal, überschritt diesen bei dem Gleisdreieck von Auchy und führte von Auchy über Loos nach Lens. Sie bildete ein durchlaufendes Grabennetz, das durch die befestigte Mühle, das Gleisdreieck, die Zeche 8, die Hohenzollernschanze, die Kiesgruben von Hulluch und Loos und den 70-Meter-Hügel zu einer bastionierten Front ausgestaltet war. Dahinter lief die Straße Lille—La Bassée—Lens, lag die Kanalzone von Douai, die die Südflanke von Lille und den Zugang zum oberen Scheldebecken sicherte.

Als die Briten in der Frühe des 25. September zum Angriff schritten, starrten Gräben, Unterstände, Schanzen und Flankenwehren zerschlagen und verschüttet und scheinbar des letzten Lebens beraubt in den nebelverhangenen Tag.

Da der Hauptsturm südlich des Kanals erfolgen sollte, hatte French die Artillerie des III. Korps nicht so verschwenderisch mit Munition versehen wie die Divisionen Rawlinsons und Goughs und sich dort begnügt, die erste feindliche Stellung zu zerstören, in die zweite aber nur einige Breschen gelegt. Die Meerutdivision wurde wiederum als „troupe à sacrifier" vorgetrieben, um die deutschen Kugeln aufzufangen, hinter ihr folgten dichte Wellen britischer Infanterie. Der Angriff geriet trotz des Eifers, mit dem die leichtfüßigen Inder die tote Zone durchmaßen, schon beim Anlauf ins Stocken. Das III. Korps und die Meerutleute wurden von den deutschen Maschinengewehren und dem Schnellfeuer der überlebenden Verteidiger im Piètrewäldchen und auf der Erdwelle von Fromelles grausam zerpflückt und gelangten nicht über das Zwischengelände hinaus.

Südlich des Kanals war die Lage der Deutschen weit gefährlicher. Zwar hielten sich auf den Flügeln, im Gleisdreieck, in Auchy und in Loos, noch ansehnliche Teile der Besatzung, aber in der Zeche 8, in der Hohenzollernschanze und in den Kiesgruben schien alles erschlagen. French sandte der Infanterie noch drei Schichten erstickender Gase und eine Rauchwand voraus, um ganz sicher zu gehen, und gab seinen ungeduldigen Streitern erst dann die Zügel frei. Mit Rauchhelmen und Gasmasken versehen, brachen die britischen Spitzenbataillone in hurtigem Anlauf durch das Nebelbräu und stürzten sich auf die ausgeräumten Gräben. Rawlinson wandte sich gegen Loos. Die 47. Division umfaßte den Ort und prallte gegen die Südflanke der Höhe 70 vor, die 15. Division, eine Schöpfung Kitcheners, umfaßte Loos im Norden, und die 1. Division brach in die Kiesgruben am Westrand

von Hulluch ein. Goughs 7. Division überflügelte die Hohenzollernschanze, in die die 28. Brigade der 9. Division von Norden eindrang, während die 26. Brigade der 7. Division die Zeche 8 bestürmte. Nur die 2. Division, die auf dem äußersten linken Flügel focht, hatte schon zu Anfang Unglück. Sie geriet in das Kreuzfeuer des Gleisdreiecks und der Dorfstellung Auchy und wurde bös zugerichtet.

Um Loos, die Kiesgruben, die Hohenzollernschanze und die Zeche entspann sich ein mörderischer Kampf, denn trotz der Beschießung war nicht alles Leben in den verschütteten deutschen Stellungen erstorben, und die Maschinengewehre, die aus Fensterhöhlen, Kellerluken und Erdlöchern knatterten, säten Tod und Verderben. Kitcheners Schotten von der 15. Division hatten sich zwar durch Loos durchgeschlagen und stürmten sogar den 70-Meter-Hügel hinauf, wurden aber des Erfolges nicht froh. Wie einst bei Neuve Chapelle, verloren die Briten auch auf dem Schlachtfeld bei Loos den Zusammenhang, gerieten durcheinander, blieben hängen, wurden von herbeieilenden Reserven in Flanke und Rücken gepackt und östlich von Loos an die Stelle geheftet. Die 15. Division wurde durch die Maschinengewehre, die in den Trümmern von Loos lauerten, stark zusammengeschossen, büßte fast alle Offiziere ein und erschöpfte in Häuser- und Kellerkämpfen ihre letzte Kraft. Die Bataillone, die bis zum 70-Meter-Hügel vorgeprallt waren, verbluteten sich und schieden am Abend, zur Schlacke gebrannt, aus der Schlacht. In der Mitte der britischen Schlachtordnung entstand schon beim Anlauf Verwirrung. Die drei Brigaden der 1. Division gelangten als tapfere führerlose Haufen in den Besitz der Kiesgruben, aber rechts und links riß die Verbindung, und als die Brigadestäbe die Gruben erobert und die Blutarbeit getan glaubten, wurde die Division plötzlich in Flanke und Rücken angegriffen und aus der Fassung gebracht. Rawlinson führte Verstärkungen vor, aber es kam im Abenddunkel zu einem planlosen Raufen britischer Bataillone, die sich zuletzt gegenseitig beschossen und endlich unter schweren Verlusten rückwärts wichen. In der Hohenzollernschanze und in der Zeche 8 hielten die Trümmer der 9. Division, die dort mit dem Bajonett eingebrochen war, hartnäckig stand.

Marschall French warf Division auf Division in die kochende Schlacht. Statt die Kavallerie vorzuziehen, die vergebens auf den Befehl gewartet hatte, die Verfolgung des geschlagenen Feindes aufzunehmen, schickte er das XI. Korps ins Feld. Zuletzt rief er sogar die Garde heran. Lord Cavan, der Führer der stolzen Garderegimenter, erhielt den Befehl, die Höhe 70 zurückzuerobern, vor der Kitcheners Schotten sich verblutet hatten.

Drei Tage und Nächte kämpfen die Briten, um sich den Gewinn der ersten Stunden nicht völlig entreißen zu lassen, aber alle Bemühungen, die Schlacht siegreich zu beenden, scheitern. Schließlich geht French den Generalissimus der französischen Armeen um Beistand an, denn er sorgt,

wie einst am Ourcq und später an der Lys, um seine Flanke. Joffre ist ihm zu Willen. Foch erhält Befehl, dem Gesuch Frenchs zu entsprechen, und sendet ihm sein IX. Korps, das gegen Lens vorrückt und Rawlinson entlastet. Die Schlacht wird dadurch nicht entschieden, aber French atmet leichter.

Am 7. Oktober ist die Angriffskraft der Briten erschöpft. Die Schlacht brennt in Stellungskämpfen aus, die den Oktober füllen, am 13. Oktober nochmals zu einem großen Anlauf aller verfügbaren Kräfte aufgepeitscht werden, aber die verstärkte deutsche Front nicht mehr erschüttern können. Die Hohenzollernschanze und der 70-Meter-Hügel sind wieder in deutschem Besitz, Loos und ein Teil des ersten Stellungsnetzes bleiben den Briten. Der Durchbruch ist abermals mißglückt.

General Foch hat inzwischen um den Besitz der Höhe von Vimy und La Folie gerungen, um die Maischlacht im September zu vollenden und Rupprechts linken Flügel diesmal auf Douai zu werfen.

D'Urbals 10. Armee stand zur neuen Durchbruchsschlacht vor Arras und Carency 18 Divisionen stark in drei Treffen aufmarschiert. Sie setzte sich am 25. September gegen Angres—Souchez—Vimy—La Folie—St. Laurent in Bewegung und griff die deutsche Linie trotz des rieselnden Regens, der den Lehmboden schwer und schlüpfrig machte, kräftig an.

Souchez, dessen Trümmer unter Granaten und Minen begraben liegen, wird im Norden überflügelt und von Süden umfassend angegriffen und überrannt. Nach wechselnden Kämpfen fassen die Franzosen auf dem Kirchhof und im Schlößchen Fuß und vertreiben die Deutschen aus dem Wäldchen, das die Rückzugslinie von Souchez nach Givenchy-en-Gohelle sichert. Die Verteidiger kämpfen noch bis in die Nacht und ziehen sich dann im Schutze der Dunkelheit gegen Angres und den Nordhang des Höhenrückens von Vimy zurück. Souchez fällt in französische Hand. Am Tage darauf dringen die Franzosen gegen Givenchy vor und ersteigen die zerwühlte, mit Sprengstücken besäte Höhe von La Folie, von der sie im Mai der Gegenstoß der letzten deutschen Reserven gegen Neuville zurückgeworfen hatte. Sie ersticken den Widerstand im Trichtergelände und erreichen nördlich von Thélus die Höhenkante. Da wiederholt sich das blutige Spiel aus der Maischlacht. Ein Gegenstoß wirft sie zurück und zwingt sie, sich wieder auf dem Nordwesthang der Hügelkette einzugraben. Teile des preußischen Gardekorps, das erst vor wenigen Tagen von Brest-Litowsk in Flandern eingetroffen ist, gebieten ihnen Halt. Auf dem rechten Flügel hat Foch nur wenige Meter Gelände gewonnen. Die Bayern haben in den feuerspeienden Kellergewölben von St. Laurent und Roclincourt der Beschießung standgehalten und den Angriff im Keime geknickt.

Foch verzichtete darauf, die Schlacht bis zum Verbrauch der bereitgestellten Kräfte fortzusetzen, nachdem Frenchs Angriff sich in den Zechenlagern und Steinbrüchen von Hulluch verfangen hatte, und kehrte zum

Grabenkampf zurück. Offenbar war er bestrebt gewesen, Lens im Süden zu überflügeln, während French die Zechenstadt im Norden umfassen sollte. Beides war mißglückt. Die Alliierten mußten sich mit der Eroberung von Loos und Souchez und der Zählung von 6000 Gefangenen und 30 Geschützen begnügen und ihre Hoffnungen auf eine Durchbrechung der deutschen Nordfront noch einmal begraben.

Die Herbstschlacht in der Champagne

Als die Schlachten im Artois niederbrannten, stand die Schlacht in der Champagne noch in hellen Flammen. Sie war so groß angelegt, daß Joffre die Kämpfe um den Besitz von Loos und Lens als Nebenhandlung betrachten konnte, falls French und Foch sich mit kargem Gewinn begnügen mußten.

Castelnau verfügte über 35 Divisionen, die in drei Treffen zum Angriff antraten. Sie waren nacheinander durch kurze Einsetzung in den vorderen Linien mit dem Gelände vertraut gemacht worden und warteten seit dem 19. September auf den Augenblick zum Sturm. Ihre Bereitschaft war gesichert. In den Lagern von Mourmelon und Châlons reihte sich Zelt an Zelt, die Schienenwege waren vermehrt, die Straßenzüge verdoppelt worden, in unterirdischen Stallungen standen Tausende von Pferden, in Waldstücken und gedeckten Räumen lagen gewaltige Munitionsstapel, und in allen Geländefalten zwischen Prosnes und Virginy kauerten schwere Haubitzen und Mörser, um zum Totentanz aufzuspielen. Jeden Tag wuchs die Zahl der Ballone, die zu den deutschen Linien hinüberäugten. Zahlreiche Einzelflieger kreisten über dem deutschen Stellungsnetz und bannten jeden Graben und jede Batterie auf die lichtempfindliche Platte, ganze Geschwader überflogen die Argonnen und warfen ihre Bomben auf die Bahnen im Maas- und Aisnetal. Bis ins Belgische stießen sie vor und kündeten die kommende Schlacht.

Die Deutschen waren gewarnt, keine strategische Überraschung möglich, aber die Gewalt der Artillerievorbereitung so groß, daß sie als taktische Überraschung wirkte und neue Kampfbedingungen schuf. Die französischen Batterien hatten sich sorgfältig eingeschossen und steigerten das Wirkungsschießen vom 19. bis 25. September so, daß der ganze Angriffsraum mit Eisen übersät wurde.

Unterdessen trieb Castelnau seine Sturmgräben auf 200 Meter an den Feind. Die Deutschen hatten die doppelten Grabenanlagen, die ihnen im Winter als Kampf- und Reservestellung gedient hatten, im Laufe des Sommers erweitert und daraus zwei tiefgegliederte Stellungsnetze gemacht, um den Infanteriestoß aufzufangen. Sie suchten Castelnaus Annäherung

durch Gewehr- und Minenfeuer zu stören, konnten aber den Gegner nicht hindern, sich hart vor den Drahtverhauen festzusetzen. Der Angriffsraum wurde durch die senkrecht zur deutschen Front verlaufenden Straßen Ste. Ménehould—Cernay—Séchault—Vouziers und Suippes—Souain—Somme Py—Vouziers in drei Abschnitte geteilt, zwei Flügelräume östlich und westlich dieser Straßen und einen Mittelraum, der von ihnen eingefaßt und aufgeschlossen das Hauptschlachtfeld bildete. Als zentrale Bewegungslinie hatte Joffre die Linie Le Mesnil—Tahure—Aure ausersehen, die den Mittelraum in zwei Hälften zerlegte, und zwischen Souain und Massiges über Tahure nach Norden führend, den Zugang zu der Höhe von Aure im Rücken der deutschen Kampffront öffnete. Die französische Artillerie war angewiesen, die Abschnitte zu beiden Seiten der Stichstraßen völlig zu zerstören, und streute ihre Geschosse hier so dicht, daß kein Grashalm dem Verderben entging.

Das Trommelfeuer hauste fürchterlich in den deutschen Gräben. Von Grauen erfaßt, von Hunger und Durst gequält, harrten die Besatzungen des Infanterieangriffs, der ihnen als Erlösung aus der Granatenhölle willkommen war. Als der 25. September graute, war das Niemandsland gefegt, die Kampfgräben eingeebnet, die meisten Unterstände und Stollen verschüttet, die Kiefernwäldchen zu Splittern geschlagen, die Hügel um und um gewühlt, und in den Gefechtsstreifen zu beiden Seiten der Stichstraßen bis zu den deutschen Artilleriestellungen buchstäblich alles Lebendige ausgetilgt.

Von einem siegverheißenden Tagesbefehl Joffres entflammt, von der Großartigkeit der Vorbereitungen mit Zuversicht erfüllt und unter dem Eindruck ihres eigenen überwältigenden Artilleriefeuers zu dem festen Glauben gebracht, daß der Weg frei sei und über ein verödetes Leichenfeld ins freie Gelände führe, traten 22 französische Divisionen zum Sturm an.

Die deutsche Kampffront war von fünf Divisionen besetzt. Es waren meist noch Kämpfer aus der Winterschlacht, deren schreckliches Erinnerungsbild vor dieser Herbstschlacht zu wesenlosem Schein verblaßte. Rheinländer und Niedersachsen hielten die verschütteten Gräben. Dahinter standen Teile des XIV. Korps, die im Juni das Kohlenbecken von Lens mit der Champagne vertauscht hatten, und das X. Korps, das nach der Eroberung Brest-Litowsks von der Jasiolda an die Aisne zurückgekehrt war.

Auf eine Breite von 30 Kilometern zusammengedrängt, wälzen sich 22 französische Divisionen gegen die deutsche Front. Als sie sich in glänzender Ordnung zum Sturm entwickeln, liegt das Angriffsfeld verödet vor ihnen. Kreidestaub, Pulverrauch und Gasschwaden türmen sich über den Hügeln und füllen die Mulden. Alles, was in der ersten deutschen Grabenlinie noch kampffähig ist, starrt mit brennenden Augen in den wogenden Dunst, der den Angreifer tückisch verhüllt. Unterdessen zerschlägt die französische Artillerie das Zwischengelände und die Nordhänge der Hügel und zerreißt die letzten Verbindungen der beiden Netze.

Castelnaus Sturminfanterie rückt in drei Treffen vor. Im Hintergrund hält der französische Führer noch 128 Bataillone bereit, um den Keil tiefer zu stoßen, stehen bespannte Feldbatterien aufmarschiert, um nach vorn zu eilen, harren 5 Kavalleriedivisionen, den Fuß im Bügel, auf das Zeichen, das sie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes in den Sattel hebt.

Als die erste Sturmwelle, 66 Bataillone stark, vor den deutschen Gräben auftaucht, empfängt sie das Feuer der Überlebenden, die Schuß auf Schuß in die blauen Massen jagen. Wo noch ein paar Maschinengewehre übriggeblieben sind, hält der Tod blutige Ernte. An den Stellen, wo alles schweigt, ergießt sich die blaue Welle ungehemmt in das Zwischengelände des deutschen Stellungsnetzes. Dann steigert sich die Abwehr. Aus verschütteten Stollen und zerschlagenen Grabenwehren tauchen kleine Gruppen fiebernder, mit Kreidestaub bedeckter Kämpfer und schwingen die Hammerstiele ihrer Handgranaten; aus Trümmern, die sich von selbst wieder zu Verhauen geschichtet haben, aus Blockhäusern, die in toten Winkeln versteckt liegen, sprüht neue Kugelsaat. Dem Verderben entgangene Feldgeschütze beginnen mit Kartätschen zu feuern und reißen blutige Gassen. Der Vormarsch wird zum Nahkampf, der Nahkampf zum Würgen mit Handgranate, Spaten und Bajonett. Die Franzosen überwinden auch diesen Widerstand, töten, was sich nicht ergeben will, bringen Gefangene und Geschütze ein, dringen im Vertrauen auf die zweite und dritte Welle, die in kurzen Abständen folgen sollen, weiter vor und durchschreiten siegreich 2 Kilometer zertretener Erde. Aber ihre Kraft ist im Erlahmen, denn das Feuer, das aus Winkeln und Löchern sprüht, schlägt in geballte Bataillone. Es ist Zeit, daß die zweite Sturmwelle, 66 Bataillone stark, heranbraust, sich mit den Trümmern der ersten Welle vermischt, sie vorwärts reißt und die zweite deutsche Stellung auf den Höhen nördlich von Massiges, Tahure und Souain unter ihrem Schwall begräbt.

Aber sie kommt nicht, ihre dichten Massen sind im Vorgelände ins Stocken geraten und die große, gleichmäßige Angriffsbewegung, die alles unter die Füße treten soll, beginnt sich zu lockern. Inzwischen ist die deutsche Artillerie, die gegen die überlegenen französischen Batterien nicht aufgekommen ist und die erste Sturmwelle nicht fassen konnte, weil alle Verbindungen abgerissen waren und der Qualm der Rauch- und Gasangriffe den französischen Vormarsch verbarg, der blaugrauen Masse ansichtig geworden, die mit entfalteten Fahnen und schlagenden Tambouren heranwogt, und richtet jedes heilgebliebene Rohr auf Castelnaus Gewalthaufen. Ein Hagelschlag von Füllkugeln und Sprenggranaten geht auf die Stürmer nieder und reißt entsetzliche Lücken.

Die französische Heeresleitung kennt keine Hemmung, spart kein Opfer. Als Castelnau entdeckt, daß die zweite Staffel festgeraten ist und die erste sich im eroberten Gelände verblutet, zerreißt er kurz entschlossen das Angriffs-

schema, das ein allgemeines Vorrücken auf der ganzen Schlachtfront forderte, und treibt drei schmale Keile in das von Einzelkämpfen erfüllte Zwischengelände, um die deutschen Linien bis zu den offenen Lagern aufzubrechen. Dazu bieten die Straßenzüge Gelegenheit, die von der französischen Artillerie vollständig freigelegt worden sind. Hier ist der Stoß der ersten Bataillone vollständig durchgedrungen. Hierhin ziehen sich die zweiten Staffeln und wälzen sich als schmale, tiefgegliederte Kolonnen nordwärts. Divisionen fädeln sich auf Straßenbreite zu Marschkolonnen und stürzen mit wildem Jubelruf vorwärts, durchstoßen, ohne Widerstand zu finden, das erste Stellungsnetz und rollen die Verteidigung des Zwischengeländes auf, die sich noch mit der ersten Staffel herumschlägt.

Alles gerät in Bewegung, die blaugrauen Massen fließen als mächtige Ströme in die Kanäle, die sich in der deutschen Front geöffnet haben. Feldartillerie wird vorgezogen, Schwadronen afrikanischer Jäger verbreiten sich über das eroberte Gelände, lesen Tausende von Versprengten auf und werfen sich auf zerschossene deutsche Batterien, die die letzte Kartusche ins Rohr schieben und ihnen als leichte Beute winken. Unterdessen sammeln sich die Trümmer der ersten Angriffswelle und gehen auf eigene Faust auf die zweite deutsche Linie los. Nachmittag — die Schlacht wächst in die Krisis!

Aber die Franzosen werden furchtbar zusammengeschossen. Die deutsche Artillerie bestreicht die dicken napoleonischen Kolonnen der Länge nach und kreuz und quer. Aus kleinen Panzertürmen, die wie Maulwurfhaufen im Gelände zerstreut liegen und bis zum letzten Augenblick geschwiegen haben, um den feindlichen Batterien kein Ziel zu bieten, fliegt die Kugelsaat dicht über die Erde hin; hinter den Hügeln von Souain, Tahure und Massiges steigen die schweren Granaten der 21-cm-Mörser auf und schlagen von oben in die stürmenden Massen.

Castelnau überläßt den Divisionären die Führung und spornt sie zum entscheidenden Sturm auf die Hügelfesten. General Marchand führt seine Kolonialdivision gegen die Ferme Navarin und nimmt sie nach hartem Kampf. Zuaven dringen ins Sabotgehölz, um das schon in der Winterschlacht gekämpft worden ist, und überflügeln Souain. General Baratier sammelt die afrikanische Reiterei und versucht an der Straße Souain—Somme Py vollends durchzubrechen. Da schlägt Flankenfeuer von Aubérive herüber, wo die Sachsen wie rasend fechten. Die Kavallerie durchjagt ein paar hundert Meter, bricht zusammen und zerstiebt. Marchand wird verwundet aus dem Getümmel getragen, zwei Brigadiers sind gefallen. In der Mitte gewinnen Bretonen und Normannen an der Straße Perthes—Tahure einige hundert Meter Boden und erreichen zwischen Tahure und Massiges die Ferme Maisons de Champagne. Am inneren rechten Flügel brandet der Angriff bei Massiges an der Höhe 199 empor und krallt sich fest. Marinefüsiliere und algerische Schützen erstürmen am äußersten rechten Flügel die Höhe 191,

die die Straße Ste. Ménehould—Cernay deckt, und bedrohen die Flanke der 3. Armee.

Hier ist die Gefahr für die Deutschen am größten, denn die Höhen nördlich von Massiges sind nur schwach besetzt. Eine preußische Landwehrdivision liegt, vom französischen Artilleriefeuer schwer heimgesucht, auf den zerwühlten Hügeln und in den zu Splittern geschlagenen Wäldchen und erwehrt sich mit den letzten Kräften des Feindes. Sie wartet verblutend auf Entsatz. Da die Armeereserve nicht rasch genug zur Stelle sein kann, wirft die Argonnenarmee zwei schwäbische Bataillone von La Harazée nach Cernay, um die Nahtstelle zwischen der 3. und 5. Armee zu dichten, schwäbische Batterien fahren im Aisnetal auf und greifen aus der linken Flanke in den Kampf ein, obgleich sie selbst von vorn und links beschossen werden. Im schwersten Sperrfeuer erreichen die beiden Infanteriebataillone Cernay. Sie sehen die bestürmten Höhen vor sich liegen. Der Feind greift schon nach den letzten Stellungsresten und ballt neue Kräfte zum Durchbruch auf Cernay. Seine 32-cm-Granaten haben nicht nur die Verteidigungswerke zerstört, sondern auch die Naturfesten selbst zum Einsturz gebracht, Kuppen und Nasen weggeschlagen und die Erde zu Schutt gemahlen. Die rauchende, von Erschütterungen geschüttelte, gestreckte Bodenwelle erhebt sich, von Norden gesehen, lang und kantig wie ein Sarg über dem Champagnegrund und fällt nach Süden und Südwesten in fünf Hängen ab, die wie die Finger einer Hand nach Massiges greifen. „La Main de Massiges“ haben die Franzosen sie getauft, während die Deutschen die Kuppe den Kanonenberg nennen. Die Württemberger haben den Befehl, die Höhe unter allen Umständen zu halten. Im einsetzenden Regen eilen sie nach vorn, quälen sich durch Trichter und Kalkbrei, durch Geröll und Balkenwerk und werfen sich dem Feind am Nordosthang des nahezu verlorenen Postens entgegen. Sie stopfen die Bresche, die vom Nordhang bis zur Straße reicht, mit ihren Leibern und stemmen sich fest. Es wird dunkel, die Nacht kommt, sie sind zu Trümmern geschmolzen und müssen den Kampf zwischen Toten und Verwundeten weiterführen, aber ihr Opfer ist nicht umsonst; der Franzose hat den Riegel, der die Ostflanke der Champagnefront sichert und den linken Flügel der 3. Armee davor bewahrt, ins Dormoisetal geworfen und zwischen Tahure und Cernay geschlagen zu werden, nicht gesprengt. Er stutzt, zieht seine Infanterie zurück und nimmt die Beschießung wieder auf.

Fröstelnde Regennacht umfängt das Schlachtfeld, auf dem Castelnaus erschöpfte Truppen am Feinde lagern und schanzen. Sie haben das ganze erste Grabennetz erstritten, 15 000 Gefangene gemacht und bereiten sich zur Fortsetzung der Schlacht. Aber unter welchen Opfern! Haufen französischer Gefallener liegen vor den deutschen Widerstandsinseln und an den Durchbruchsstraßen geschichtet. Ungezählte französische Verwundete warten auf Bergung. Gasschwaden kriechen über die verschlammte Erde, Leuchtkugeln

steigen, das Mündungsfeuer der Geschütze umzackt den düsteren Himmel, hier und dort wird noch Mann gegen Mann gekämpft.

Castelnau sucht seine Massen neu zu ordnen, um am 26. September das letzte Grabennetz wegzunehmen, die Hügel von Souain, Tahure und Massiges durch Umfassung zu Fall zu bringen und die deutsche Front zu sprengen. Er tut alles, um den Erfolg zu sichern. Die deutsche Heeresleitung handelt desgleichen und leitet Verstärkungen in den bedrohten Raum. Auf Kraftwagen, mit Fuhrwerken und zu Fuß streben sie auf das Schlachtfeld, oft sind es nur einzelne Batterien, schwache Landsturmbataillone und weithergeholter Ersatz, aber sie wissen, daß es um alles geht, und marschieren getrost in den Höllengraus. Wie noch nie zuvor kommen in dieser Not der Wille und das Beharrungsvermögen des gemeinen Mannes zur Geltung. Daran hängt der Ausgang der Schlacht, die bei der strategischen Gebundenheit des Stellungskrieges und der wachsenden Überlegenheit des Feindes der Führung wenig zu tun läßt.

Die Franzosen haben als Angreifer größere Mühe, sich für den neuen Kampftag fertig zu machen. Das Trichtergelände, die Regennacht, die Erschöpfung der Truppen, die Bergung unzähliger Verwundeter und das Sperrfeuer, das der Feind auf die Anmarschstraßen legt, machen rasche Bewegungen unmöglich. Als der Morgen graut, liegen Castelnaus Sturmtruppen noch ungeordnet auf dem zerwühlten Schlachtfeld. Der allgemeine Angriff läßt auf sich warten. Die Deutschen atmen auf und zählen jede Stunde als Gewinn.

General Joffre muß den fein ausgearbeiteten Plan, der schon am ersten Kampftage grundstürzende Änderungen erlitten hatte, am zweiten Tag ganz beiseite legen und sich entschließen, die Schlacht aus dem Stegreif zu leiten, um sie dem Ziele zuzutreiben.

Er hatte sich alles anders gedacht und seinen Generalen in einem geheimen Befehl vom 14. September ans Herz gelegt, daß es sich nicht nur darum handle, die ersten Gräben zu nehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen über die zweite und dritte Linie bis ins freie Gelände. Er hatte ausdrücklich geschrieben: „Die Gleichzeitigkeit der Angriffe, ihre Wucht und Ausdehnung werden den Feind hindern, seine Infanterie- und Artilleriereserven auf einen Punkt zu sammeln, wie er das im Frühling im Norden von Arras konnte.“

Es war anders gekommen. Die erste Linie war zermalmt, ein ganzes Grabennetz genommen, aber der erbitterte Widerstand der Überlebenden hatte die Bewegungen gehemmt, schwere Verluste gefordert und dem Sturm vor der rückwärtigen Stellung ein Ziel gesetzt. Statt im freien Gelände jenseits der deutschen Linien lag man im Zwischengelände vor standfestem Feind, der zwar am ersten Tag bei Aubers, Loos, Souchez, Neuville, Souain, Tahure und Massiges große Einbußen erlitten, aber den Kampf nicht aufgegeben hatte, sondern sich wiederum des Vorteils der inneren Linie

bediente und die Verstärkungen aus dem Mittelraum nach den bedrohten Polen seiner gefährdeten Wehrstellung lenkte.

Joffre klammerte sich nicht an seinen Plan, beharrte aber trotz allem auf der Durchführung der Schlacht und ließ Castelnau schalten, dessen harter Wille keine Schwäche kannte. Zunächst galt es, die schwere Artillerie heranzuführen und sie neu aufzupflanzen, denn ohne sie war jeder Versuch, die deutsche Reservestellung zu nehmen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Aber der Regen, der unaufhörlich niederschlug, machte sich zum Bundesgenossen der Deutschen. Er durchweichte alle Wege, verwandelte Gräben in Bäche, Trichter in Teiche und erschwerte den Franzosen das Heranbringen der Kolosse auf das äußerste. Nur ein Teil der schweren Stücke konnte im Laufe des zweiten Tages vom Fleck bewegt und hinter der Schlachtlinie der Infanterie von neuem aufgebaut werden. So ging der 26. September dem Angreifer als Großkampftag verloren.

Castelnau ergab sich nicht in die Lage. Er ließ einige sturmreife vorspringende Stellen der zweiten deutschen Linie angreifen und versuchte wenigstens die Hügelfesten zu entwurzeln. Bei Tahure rangen Bretonen und Normannen mit rheinischem Blut um das Dorf und die „Butte de Tahure", bei Massiges suchten Afrikaner und Marine-Infanterie der durch die Schwaben verstärkten preußischen Landwehr die letzten Höhenränder zu entreißen.

Tahure wurde umfaßt, und der Verteidiger aus dem Dorf auf die große Straßengabel und auf die „Butte" zurückgedrängt. Der Kanonenberg wurde schon in der Morgenfrühe angegriffen und die Verteidiger von der „Main de Massiges" gegen den Nordosthang der Höhe 199 gedrückt. Von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends stürmte der Franzose gegen den Flankenriegel der Champagne, nachdem seine Artillerie die Stellungstrümmer und die Gehölze in der Nacht mit Brandgranaten und Gasbomben beworfen und die Toten der Winterschlacht aus den Gräbern gewühlt hatte, doch trotzig harrte die Landwehr auf nackter Erde und in Trichtern und Tümpeln aus. An der Straße von Cernay gewann der Angriff neuen Boden. Schon war der linke Flügel der Schwaben umfaßt und der taktische Durchbruch geglückt, da opferte sich eine Kompagnie in einer Flankensappe Mann für Mann und bannte den stürmenden Feind, bis Ersatz zur Stelle war.

Unter solchen Teilkämpfen neigte sich der 26. September zur Rüste. Als es Abend wurde, ging die französische Artillerie wieder zum Trommelfeuer über. Die Beschießung erstreckte sich auf die ganze Front, flaute in der Nacht ab und schwoll am 27. September wieder zum Wirbel. Um 5 Uhr abends brachen die französischen Divisionen gruppenweise aus den Gräben und stürzten sich todesmutig auf die zweite deutsche Linie. Es war nicht mehr der gelassene, im Geschwindschritt heranwogende Vormarsch des ersten Schlachttages, der siegesbewußte Generalangriff einer mit Marschgepäck einherschreitenden Armee, die jeden Widerstand unter die Füße trat,

nicht mehr die wohlgeordnete, in drei Treffen gegliederte blaugraue Masse, deren regenfeuchte Stahlhelme wie Wellenkämme aufglänzten, sondern ein zerstreuter Ansturm hastig vorgerissener Kämpfer, die sich in einzelne Wellen auflösten und keuchend, stolpernd, springend die Todeszone zu überwinden trachteten, die sie von den dünnen deutschen Linien trennte.

Der Angreifer wußte, daß die Feuerkraft des Verteidigers nicht gebrochen war, und suchte ihn zu überrennen, aber Welle auf Welle zerrann im feuergepeitschten Gelände. Nur an einigen Stellen gelang es den rücksichtslos stürmenden Franzosen in die deutsche Stellung einzubrechen und sich darin zu behaupten. Als der 27. September zur Rüste ging, erstarrte die Schlacht in der Linie La Main de Massiges—Maisons de Champagne—Tahure—Baumhöhe 195—La Butte de Souain—Ferme Navarin—Höhe 165—Aubérive. Der große Durchbruch war endgültig gescheitert.

An dieser Tatsache änderten die Kämpfe nichts, die das Schlachtfeld der Champagne noch wochenlang durchtobten.

Örtliche Angriffe und Gegenangriffe berichtigten die neue Front und gipfelten in blutigen Zusammenstößen an den Straßenpunkten. Am 6. Oktober versuchten die Franzosen noch einmal, den Angriffsbogen Souain—Tahure—Massiges tiefer zu stoßen. Nicht weniger als 60 Batterien bereiteten den Sturm vor und stülpten eine Feuerglocke über den Verteidiger. Dann warfen sich Marokkaner, Senegalesen und Ostfranzosen im Morgengrauen auf eine Brigade des X. Korps, die bei Souain in die Bresche gesprungen war und vier Tage ohne Wasser und Verpflegung im Trommelfeuer ausgehalten hatte. Das Regiment, das vorn im sogenannten Vandalengraben lag, wurde nach heftigem Kampf überwältigt; im Nu überflügelten die Afrikaner die Kuppe 140 und stießen weit gegen Ste. Marie vor. Aber ihr Anprall zerschellte so rasch wie er erfolgt war. Die Maschinengewehre, die in den Straßengehölzen versteckt lagen, peitschten die Marokkaner in den Vandalengraben zurück. Zur gleichen Zeit erneuerten pikardische, bretonische und normannische Regimenter den Ansturm auf die Butte de Tahure. Auch hier hatte das Artilleriefeuer die Verbindungen abgeschnitten. Hungernd und durstend lagen die Überlebenden in den flachgeschlagenen Gräben, wurden von der Angriffswoge erfaßt und 800 Meter zurückgeworfen. Ein Gegenangriff bannte die Franzosen an die Stelle, konnte ihnen aber die Kuppe nicht mehr entreißen. Am dritten großen Straßenpunkt, der Straße Ste. Ménehould—Cernay prallte der Angriff ab.

Am 14. Oktober eroberten die Sachsen östlich von Aubérive einige Gräben zurück, am 24. Oktober gelang den Franzosen ein Durchbruch nördlich von Le Mesnil, und am 29. Oktober gipfelten die Nachkämpfe in einem Zusammenprall starker Kräfte zwischen Tahure und Massiges. Die Franzosen erstürmten ein Verteidigungswerk bei der Ferme Beau Séjour nordöstlich von Le Mesnil, verloren aber nach langem Ringen die Butte de Tahure.

Der Hügel wurde am Abend des 30. Oktober von den Deutschen zurückerobert. Mit dieser das Dormoisetal beherrschenden Kuppe büßten die Franzosen den bedeutendsten taktischen Gewinn ein, der ihnen als Nachfrucht der zweiten großen Durchbruchsschlacht in der Champagne zugefallen war.

Allmählich endeten Joffres und Frenchs Versuche, auf den großen Schlachtfeldern Ährenlese zu halten, wieder im Kampf um einzelne Gräben. Die leidenschaftliche Bewegung erstarrte, und unter heftigen Zuckungen wälzte sich der Stellungskrieg in den Winter.

Der Russe, der im Dezember noch einmal an der galizisch-bukowinischen Front zum Angriff schritt und bei Rarancze und Toporoutz unzählige Tausende in den österreichischen Hindernissen vor den Toren von Czernowitz opferte, rief den Durchbruchsschlachten Joffres ein verspätetes Echo nach.

Betrachtungen zur Gestaltung des Stellungskrieges im Westen und Osten und der strategischen Lage im Oktober 1915

Die Heeresleitungen der Entente blickten mit gemischten Gefühlen auf die blutigen Schlachten im Artois und in der Champagne zurück. Joffre tröstete sich mit dem unleugbaren taktischen Erfolg. Dieser wurde von den Völkern der Entente als Sieg gefeiert und der strategische Fehlschlag des Unternehmens in Dunkel gehüllt.

Auch die Deutschen riefen die Schlachten als Siege aus. Ihre Wehrmauer hatte dem furchtbaren Anprall in der Tat noch einmal standgehalten. Aber sie waren gewarnt. Der weitgestreckte Bau war durch den Doppelstoß zum Erbeben gebracht worden. Die Einrichtung einer Kordonstellung auf der inneren Linie war und blieb ein Zeichen strategischer Schwäche, die durch die erstaunliche Kraft der Verteidigung nur verhüllt, aber nicht beseitigt wurde.

Alle Versuche, die Joffre seit dem 14. September 1914 unternommen hatte, die Deutschen in Frankreich zu schlagen und aus Frankreich zu vertreiben, waren gescheitert. Gescheitert Maunourys Durchbruch auf der Verfolgung zwischen Craonne und Juvincourt, gescheitert die Umfassung des Nordflügels auf dem „Wettlauf zum Meere", gescheitert die Durchbrüche Frenchs bei Ypern, bei Neuve Chapelle, bei Loos, die Fochs bei Vimy und Arras, die Maunourys bei Soissons, Dubails bei Les Eparges, Franchet d'Espéreys und Castelnaus in der Champagne, aber Kraft, Geschicklichkeit und Todesmut des Angreifers waren von Schlacht zu Schlacht gewachsen. Man durfte im deutschen Feldlager sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Beharrung in der Abwehr allmählich die eigenen Kräfte verzehrte und den Verteidiger zur unbegrenzten strategischen Unterlegenheit verdammte. Blieb

Deutschland im Westen noch lange in die Verteidigung gebannt, so wurde die Westfront zum Amboß, auf dem der Feind sich die Waffe zum Endsieg schmiedete. Das „verschanzte Lager“, das sich vom Ärmelkanal zur Schweizergrenze zog, deckte zwar die deutschen Grenzen und sicherte das strategische Vorgelände, das man der Entente zu Beginn des Krieges abgewonnen hatte, durfte aber den Charakter eines „offensiven Lagers“ nicht verlieren, ein friderizianischer Begriff, der tiefen Sinn hat, so paradox er klingen mag.

Als die Herbstschlachten des Westens wieder in Stellungskämpfen zu erstarren begannen, waren die Russen auf den Styr, die Ikwa und über die Wilija zurückgedrängt worden und die Ostfront der Mittelmächte im Begriffe, sich zu einem zweiten Kordon auszubilden. Also zwei vorgeschobene Verteidigungsanlagen, beide aus Siegen und Verzichten geboren, beide zur Rücken- und Flankendeckung auf der inneren Linie geeignet und bestimmt, als Verteidigungsflanke zu dienen, bis ein Ausfall auf der Balkanhalbinsel die eigentliche Flanke sichergestellt hatte.

Die beiden Fronten waren einander innerlich nicht gleichzusetzen. Die Ostfront war nicht auf dem Rückzug entstanden, sie war daher nicht so sehr mit den Schwächen einer aus taktischen Zufälligkeiten hervorgegangenen Kampflinie behaftet, wie das im Westen, besonders in dem Frontabschnitt Dreslincourt—Lombartzyde und vor Verdun der Fall war. Sie erhob sich gegenüber einem schwer geschlagenen, seiner Streitmittel, seiner Festungen und seines zentralen Ausfallraumes beraubten Feindes, der [illegible]hemmt nur noch aus der Südflanke operieren konnte.

Diese Gegenüberstellung läßt die de[illegible] Westfront [illegible] che erscheinen.

Daraus erwuchs der deutschen [illegible] ung ein [illegible] es [illegible] egisches Dilemma. Sie sah sich [illegible] 1915 [illegible] ob sie — abgesehen von der No[illegible] die [illegible] herzustellen und die Balkanfl[illegible] erzuc[illegible] zu machen — den Winter [illegible] n an[illegible] fährdeteren Westfront ben[illegible] feldzug auf dem entschei[illegible] wieder aufzunehmen oder [illegible] Bedacht nehmen sollte [illegible] an allen Stellen, wo di[illegible] tische Widerstandskraf[illegible]

An der Entschei[illegible] soweit es nicht durc[illegible] Verschulden bestim[illegible]

Der Balkanfeldzug
vom 28. Juli 1914 bis 25. Januar 1916



Deutschland im Westen noch lange in die Verteidigung gebannt, so wurde die Westfront zum Amboß, auf dem der Feind sich die Waffe zum Endsieg schmiedete. Das „verschanzte Lager", das sich vom Ärmelkanal zur Schweizergrenze zog, deckte zwar die deutschen Grenzen und sicherte das strategische Vorgelände, das man der Entente zu Beginn des Krieges abgewonnen hatte, durfte aber den Charakter eines „offensiven Lagers" nicht verlieren, ein friderizianischer Begriff, der tiefen Sinn hat, so paradox er klingen mag.

Als die Herbstschlachten des Westens wieder in Stellungskämpfen zu erstarren begannen, waren die Russen auf den Styr, die Ikwa und über die Wilija zurückgedrängt worden und die Ostfront der Mittelmächte im Begriffe, sich zu einem zweiten Kordon auszubilden. Also zwei vorgeschobene Verteidigungsanlagen, beide aus Siegen und Verzichten geboren, beide zur Rücken- und Flankendeckung auf der inneren Linie geeignet und bestimmt, als Verteidigungsflanke zu dienen, bis ein Ausfall auf der Balkanhalbinsel die eigentliche Flanke sichergestellt hatte.

Die beiden Fronten waren einander innerlich nicht gleichzusetzen. Die Ostfront war nicht auf dem Rückzug entstanden, sie war daher nicht so sehr mit den Schwächen einer aus taktischen Zufälligkeiten hervorgegangenen Kampflinie behaftet, wie das im Westen, besonders in dem Frontabschnitt Dreslincourt—Lombartzyde und vor Verdun der Fall war. Sie erhob sich gegenüber einem schwer geschlagenen, seiner Streitmittel, seiner Festungen und seines zentralen Ausfallraumes beraubten Feindes, der ungehemmt nur noch aus der Südflanke operieren konnte.

Diese Gegenüberstellung läßt die deutsche Westfront als die schwächere erscheinen.

Daraus erwuchs der deutschen Kriegführung ein überaus ernstes strategisches Dilemma. Sie sah sich im Oktober 1915 vor die Frage gestellt, ob sie — abgesehen von der Notwendigkeit, die Verbindung mit der Türkei herzustellen und die Balkanflanke ohne Verzug und Hemmung völlig frei zu machen — den Winter zu Rüstungen an der sich wichtigeren und gefährdeteren Westfront benützen sollte, um den steckengebliebenen Angriffsfeldzug auf dem entscheidenden Kriegstheater an einer günstigen Stelle wieder aufzunehmen oder im Westen lediglich auf Verstärkung der Abwehr Bedacht nehmen sollte, um zunächst den Angriffsfeldzug im Osten und an allen Stellen, wo die feindliche Koalition geringere militärische und politische Widerstandskraft besaß, mit geballten Kräften zu Ende zu führen.

An der Entscheidung dieser Frage hing das Schicksal des Krieges, soweit es nicht durch die Seegewalt des Gegners und eigenes politisches Verschulden bestimmt wurde.

Der Balkanfeldzug
vom 28. Juli 1914 bis 25. Januar 1916

Das politische Verhältnis Serbiens und Bulgariens

Als Deutsche und Österreicher sich im August 1915 zum Angriffsfeldzug gegen Serbien bereit machten, um in einem strategischen Ausfall großen Stils die unmittelbare Verbindung mit Bulgarien und der Türkei herzustellen, standen die Serben in der Abwehr erstarrt hinter den natürlichen Schranken Altserbiens und schenkten den bulgarischen Drohungen mehr Aufmerksamkeit als den Vorgängen in Syrmien und im Banat.

Serbien befand sich in einer politischen und militärischen Zwangslage. Das serbische Heer war seit der ersten Jahreswende nicht mehr zum Angriff geschritten, sondern hatte sich begnügt, die nördlichen und westlichen Stromgrenzen zu hüten und starke Streitkräfte nach Neuserbien abzugeben. Das geschah nicht ohne Grund. Man war sich in Nisch wohl bewußt, daß der Geheimvertrag, den England, Frankreich und Rußland im April 1915 mit Italien geschlossen hatten, um die Italiener in den Krieg zu reißen, auf dem Rücken Serbiens und der Südslawen unterzeichnet worden war. Da die Westmächte alle Forderungen Italiens bewilligt und ihm nicht nur Görz und Triest, Trient und die Brennergrenze, sondern auch Dalmatien und den größten Teil der adriatischen Ostküste zugesprochen hatten, um seine Hilfe im gefährlichsten Augenblick des Krieges zu erkaufen, war Serbien im Grunde an einer Fortsetzung des Krieges wenig gelegen. An ein Ausscheiden aus dem Verband der Entente konnte es indes nicht denken, denn der Gegensatz zu Bulgarien verbot ihm eine völlige Kehrtwendung, und einem schlichten Beiseitetreten stellten sich geographische und strategische Gründe entgegen.

Als der Sommer heranrückte und die russischen Armeen trotz der italienischen Hilfe geschlagen gen Osten wichen, die englischen und französischen Armeen im Westen vergebens an der deutschen Wehrstellung rüttelten und von einem Erlahmen der deutschen Kraft nichts zu spüren war, wurde die Lage Serbiens verzweifelt. Bulgarien geriet in Bewegung. Die Diplomaten der Mittelmächte und der Entente wetteiferten in Sofia um die Gunst Bulgariens, das seine Stellung mit nicht geringerer Geschicklichkeit wahrte als das Königreich Italien und gleich diesem seine nationalen Ansprüche weit in fremdes Gebiet hineinsteckte. In diesem Ringen um die Waffenhilfe Bulgariens blieben die Mittelmächte Sieger.

Die Diplomatie der Ententemächte war zum Scheitern verurteilt, da sie die Interessen des verbündeten Serbien nicht noch einmal opfern durfte. Das um seine Adriahoffnungen betrogene Land wies starrsinnig jedes Zugeständnis an Bulgarien, jede Abtretung neuserbischen Gebietes von der

Schwelle. Es unterstützte und deckte seine politische Haltung aber durch die Erklärung, daß es bereit sei, sofort zum Schwert zu greifen und in Bulgarien einzurücken, bevor dieses seine Rüstung vollendet und seine Armee in Bewegung gebracht habe. Als die Diplomaten Englands, Frankreichs und Rußlands sich weigerten, hierauf einzugehen, sah sich Serbien zur Bildung einer zweiten Verteidigungsfront genötigt. Die serbische Armee stand seit dem Sommer zweiseitig flankiert auf der inneren Linie in einer strategischen Zwangsstellung, die der Deutschlands und Österreich-Ungarns im kleinen ähnelte. Ganz so schlimm wie die Lage der vollständig eingekreisten Mittelmächte war Serbiens militärgeographische Lage jedoch noch nicht, denn der große Wardarkorridor mündete auf griechisches Gebiet und verband das serbische Kriegstheater unmittelbar mit dem Ägäischen Meere. Die Südflanke war also mittelbar durch England und Frankreich gedeckt. Außerdem gestattete das Bergland Albanien dem serbischen Heere, bei rechtzeitigem Ausweichen den Rückzug in westlicher Richtung anzutreten und an die Ostküste der Adria unter die Kanonen der verbündeten Flotten zu entrinnen.

Auch Deutschland und Österreich-Ungarn befanden sich gegenüber Bulgarien in einer mißlichen Lage, denn Bulgariens Ansprüche wuchsen von Tag zu Tag und erstreckten sich nicht nur auf die Rückerstattung des im Bukarester Frieden preisgegebenen mazedonischen Gebietes und der an Rumänien verlorenen Dobrudscha, sondern auch auf die Erwerbung neugriechischen, türkischen und altserbischen Bodens. Erst als sich die an den Dardanellen schwer bedrohte Türkei unter dem Drucke Deutschlands und Österreich-Ungarns zur Abtretung des rechten Maritzaufers und der Vorstädte Adrianopels bereit erklärte und Bulgarien der Besitz des Maritzabogens und des Hafens Dedeagatsch winkte, begann sich die Sachlage zu klären. Am 6. September 1915 wurde der Maritzavertrag unterzeichnet, und am 21. September ging der Maritzabogen mit Demotika in bulgarischen Besitz über. Gleichzeitig sicherte Österreich-Ungarn Bulgarien den Besitz Ostserbiens und der großen Donauschleife von Kladovo zu. Nun war der Eintritt Bulgariens in den Bund der Mittelmächte und der Türkei zur Tatsache geworden.

Der diplomatische Mißerfolg der Entente war indes nicht so groß als er schien, da Bulgarien sich mit Bedacht auf die Seite derjenigen geschlagen hatte, von denen es sich im äußersten Notfall scheiden konnte, ohne fürchten zu müssen, völlig zu unterliegen, denn die Entente konnte immer noch mit der Möglichkeit des Rücktritts Bulgariens vom Kriege oder seines Übertritts zum Weltbündnis der Westmächte rechnen, wenn sie selbst lange genug das Feld hielt, um die Aushungerung Mitteleuropas durchzuführen.

Am schwersten traf der Anschluß Bulgariens an Deutschland und Österreich-Ungarn das zaristische Rußland. Es war der schwerste politische Schlag, der die slawische Vormacht und einstige Schutzherrin der Balkanvölker nach der Kapitulation vor Italiens Adria- und Balkanpolitik noch

treffen konnte. Als Bulgarien zu den Waffen griff, brach Rußlands schwer geschädigte Balkanpolitik, die seit dem Japanisch-Russischen Kriege wieder zur absoluten Dominante der russischen Staatskunst erhoben worden war, vollends zusammen. In den geheimen Sitzungen des serbischen wie des bulgarischen Parlamentes wurde Rußland verflucht und des Verrats geziehen, und als die Vertreter der Entente am 14. September 1915 in Sofia getrennt ausgefertigte Noten überreichten, um noch einmal zu versuchen, die serbischen und bulgarischen Ansprüche zu versöhnen und einen bulgarisch-serbischen Zusammenstoß zu verhindern, tat Rußland diesen Schritt nur gezwungen. Es wußte, daß es seine eigene Politik preisgegeben hatte und im Schlepptau der Westmächte lief, von deren Waffenhilfe es den Besitz Konstantinopels erwartete.

Der Brand Brest-Litowsks beleuchtete die Zwangslage Rußlands greller, als seinen Bundesgenossen lieb war. Aber die bulgarische Regierung bedurfte dieses Feuerzeichens nicht mehr, um ihre Entscheidung zu treffen. Der Bund mit Deutschland und Österreich war bereits beschlossen, als Brest-Litowsk fiel. Man wußte in Sofia, daß das Kriegsgewitter sich schon an der serbischen Donau ballte und Mackensen im Begriff stand, sein Zelt vor Semendria aufzuschlagen.

Die bulgarische Streitmacht war allmählich auf den Kriegsfuß gesetzt worden. Deutsche Offiziere, die noch vor wenigen Tagen in Polen gefochten hatten, begaben sich nach Bulgarien — unter ihnen der Stabschef des XXV. Reservekorps, Generalmajor v. Massow, der als Falkenhayns Vertrauensmann aus dem Urwald von Bielowec herbeieilte — und das bulgarische Heer begann sich kriegsmäßig zu gliedern.

Am 4. Oktober tat die Entente den letzten Schritt. Die Vertreter Rußlands, Frankreichs und Englands überreichten der Regierung Radoslawow ein Ultimatum, in dem ausgesprochen war, daß sie jede Serbien feindliche Handlung Bulgariens als gegen sich gerichtet betrachteten. Zu spät — die Würfel waren längst gefallen. Am 12. Oktober rief Zar Ferdinand die Bulgaren zum Kampf gegen „den treulosen Nachbar Serbien“.

Serbien war nicht gesonnen, sich aus Mazedonien verdrängen zu lassen, nachdem es im Londoner Geheimvertrag um die Adriaküste betrogen worden war. Es nahm den Zweifrontenkrieg auf sich und machte sich bereit, den Bulgaren mit starken Kräften entgegenzutreten, um ihnen den Vormarsch auf Nisch und Kumanovo so lange zu verwehren, bis französische und englische Hilfe zur Stelle war und das Wardartal von Süden öffnete. Um die von Natur und Kriegskunst stark bewehrte Donau-, Save- und Drinaschranken trug der serbische Generalstab geringere Sorge, denn der Feldzugsplan war seit Beginn des Krieges nur auf Verteidigung an Donau, Save und Drina gerichtet und hatte gute strategische Früchte getragen. Im Falle der Not war man entschlossen, Belgrad und die Macva abermals preis-

zugeben und wiederum hinter die Kolubara zurückzugehen, wo man den Feind im Dezember 1914 schon einmal zum Stehen gebracht hatte. Rechnete man doch mit rascher und kräftiger Hilfe der Westmächte, die zur Niederlage der Bulgaren führen mußte, bevor die Sperrstellung vor den Gebirgstoren der Morawalandschaft im Umkreis von Arangjelovac und Kragujevac unter einem neuen Ansturm der Österreicher — man dachte nicht an Deutsche — zerbrach.

Das politische Verhältnis Serbiens und Bulgariens wirkte also bestimmend auf die strategische Lage und die Führung des Balkanfeldzuges der Mittelmächte.

Die Offensive der Österreicher in Serbien

Die österreichischen Waffen waren in Serbien zweimal vom Glück verraten worden. Der erste grundlegende Fehler fiel dem Grafen Berchtold zur Last, der sein diplomatisches Vorgehen im Juli 1914 auf Biegen oder Brechen gestellt hatte, ohne die Heeresleitung völlig ins Vertrauen zu ziehen und das Heer als Werkzeug einer auf die Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln eingerichteten Staatskunst schlagbereit zur Hand zu haben. Hätte Österreich-Ungarn nach der Kriegserklärung an Serbien sofort zwei Armeen über Save und Donau geführt, Belgrad eingenommen und zugleich die Versicherung abgegeben, daß es im Besitze dieses Pfandes zu schiedlicher Schlichtung des österreichisch-ungarisch-serbischen Streitfalles bereit sei, so wäre die diplomatische wie die militärische Lage des Zweibundes bedeutend erleichtert worden. Es ist eine Ironie der Weltgeschichte und mutet paradox an, daß Greys letzter Vorschlag, die Verhandlungen zur Erhaltung des europäischen Friedens nach der Besetzung Belgrads wieder aufzunehmen, nicht nur am Kriegswillen der russischen Regierung, sondern auch am Unvermögen Österreichs, Belgrad kurzerhand zu besetzen und die vorbereitende Tatsache zu schaffen, gescheitert ist.

Angesichts der unsicher nach taktischen Aushilfen suchenden deutschen Diplomatie, die im schlimmsten Falle mit einem Kontinentalkrieg rechnete, und der kühlen Zurückhaltung der Franzosen, die ihrer geschichtlichen Auffassung treu blieben und in der Deckung auf das Zeichen zur Rückkehr an den Rhein warteten, war das von großer militärischer Bedeutung. *)

Der Kampf um Schabatz und Valjevo

Als der österreichisch-serbische Streitfall über Nacht zum europäischen Krieg ausartete, sah sich Österreich-Ungarn vor neue große Entschlüsse gestellt.

Da man nicht mehr mit Serbien allein zu tun hatte, den Angriff auf Belgrad aber nicht aufgeben wollte, griff man in Wien zu einem unglück-

*) Vgl. Band I, Seite 50, 353 u. 354.

lichen Kompromiß. Feldzeugmeister Potiorek erhielt den Befehl, Drina und Save zu überschreiten und die Serben anzugreifen und zu schlagen, um die Südflanke der Monarchie sicherzustellen, während Erzherzog Friedrich mit der 1., 3. und 4. Armee auf Lublin und Cholm rückte.

Potiorek verfügte über sieben Armeekorps, die in drei Armeen, die 2., 5. und 6., eingeteilt waren und 300 000 Mann ins Feld stellten. Da er seine rechte Flanke gegen Einbrüche der 40 000 Mann zählenden Montenegriner schützen mußte und die Serben ihm selbst mit 250 000 Mann unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Alexander und der klugen Leitung des Woiwoden Putnik gegenübertreten konnten, war er von vornherein zu schwach, die mächtige Stromschranke zu überwinden und den kriegsgewohnten Feind überraschend anzufallen und zu schlagen. Trotzdem schritten die Österreicher am 12. August zum Angriff. Potiorek ließ zwei Gebirgsbrigaden gegen die Montenegriner stehen, wies die 2. Armee an, am linken Flügel gegen Belgrad vorzugehen und die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, und führte die 5. und 6. Armee über die Drina. Die 6. Armee bildete den rechten Flügel und griff die Südwestflanke der serbischen Naturfeste an, die 5. Armee wurde im Zentrum angesetzt und richtete den Stoß gegen den Unterlauf der Drina.

Die 5. Armee hatte den Vortritt. Sie erkämpfte unter der Führung des Generals v. Frank in mühseligem Ringen mit dem Strom, dem Sumpfgelände und dem Feinde das rechte Drinaufer und griff die Jadarniederung und die Höhen von Ljesnica und Losnica an, um am Jadar in der Richtung auf Valjevo Bahn zu brechen; Frank geriet aber bald in das heftige Kreuzfeuer des auf den Hängen und Kuppen des Gucevorückens aufgestellten Feindes und sah sich schon vor seinen ersten Zielen festgehalten.

Um so lebhafter regte sich General v. Boehm-Ermolli, der Führer der 2. Armee, der seinen rechten Flügel über die Save rücken ließ und am 12. August in die Nordostfront der Macva einbrach. Er eroberte den Brückenkopf Schabatz und zog dadurch starke Kräfte auf sich.

Die 6. Armee zielte auf den Paß von Uzice, der aus dem westserbischen Gebirgsmassiv in die Moravalandschaft führt. Potiorek wollte am 14. August vom rechten Flügel an zum Angriff übergehen, die felsenumgürtete Drina bei den alten römischen Brückenköpfen Foca und Visegrad überschreiten, die serbische Macvastellung aus der Südflanke bedrohen und die vorgebaute Aufstellung des serbischen Heeres aus dem Angel heben.

Der Angriffsplan war groß gedacht, aber der weitgespannte Rahmen der Operationen zerbrach, bevor Potioreks Armeen sich auf dem Schlachtfeld die Hand zum Erfolge reichen konnten. Nach kurzatmigem Vorstoß geriet die 6. Armee in dem felsigen Gelände fest. Da die Serben inzwischen auch die 2. Armee zum Halten gebracht hatten, waren sie in der Lage, sich mit Übermacht auf die 5. Armee zu stürzen und sie arg ins Gedränge zu bringen.

Die 5. Armee verblutete sich im Stirnkampf um die Höhen von Lješnica und Loznica und vermochte Valjevo nicht zu erreichen. Vergebens führte Boehm-Ermolli zur Entlastung Franks Stoß auf Stoß gegen den rechten Flügel der serbischen Aufstellung, Putnik ließ sich nicht irremachen, gab in der Macva schrittweise Gelände preis, führte fünf Tage lang hinhaltende Kämpfe in der rechten Flanke und warf Frank unterdessen bei Lješnica mehr als fünf Divisionen in die Quere. Während die 1. serbische Armee unter Živković den Ansturm der Österreicher bei Schabatz unterband, griffen die 2. und 3. Armee König Peters unter Bojovic und Jurisic die 5. Armee auf den Höhen und im Tale von Lješnica mit Ungestüm an.

Die Österreicher wehrten den behenden, mit dem Gelände vertrauten Feind bis zum 18. August ab und warteten sehnsüchtig auf das Eingreifen der 6. Armee. Doch alles Harren war umsonst. Potiorek war bei Visegrad auf hartnäckigen Widerstand gestoßen und gewann mühsam brockenweise Boden. Am 18. August begann die Kraft der 5. Armee zu versagen.

Als das XV. Korps der 6. Armee am 19. August endlich die erste Hauptstellung der Serben östlich von Visegrad angriff, wo 20 Serbenbataillone eingegraben standen, war der Feldzug schon im Keime geknickt, denn der Russe wälzte seine Massen bereits drohend gegen die Karpathen.

Potiorek verlor infolge eines dringenden Hilferufes Erzherzog Friedrichs auf einen Schlag nahezu den dritten Teil seiner Streiter. Boehm-Ermollis 2. Armee wurde schleunigst nach Galizien geworfen, um die offen klaffende rechte Flanke der Nordarmee zu verstärken und den Zlota-Lipa-Abschnitt und die Brückenköpfe des Dnjestr gegen Iwanow zu verteidigen. Wohl stürmte das XV. Korps am 20. August noch die Höhen von Visegrad, doch an eine Ausnützung des Erfolges war nicht mehr zu denken.

Die Lage der Zentrumsarmee war ohnehin gefährdet. Die 5. Armee hatte am 17. August heftige Angriffe ausgehalten, am 18. August serbische Schanzen auf der Höhe von Zavlaka gestürmt, war dann aber umfaßt, in der Nacht auf den 19. August von zwei Seiten angefallen und am Tage darauf unter schweren Verlusten zum Rückzug gezwungen worden. An ein Gelingen war nicht mehr zu denken.

Der Feldzug fiel wie ein Kartenhaus auseinander. Am 20. August räumten die Österreicher das rechte Ufer der Grenzströme, auf dem sie wenige Tage vorher zuversichtlich Fuß gefaßt hatten.

Auf Kriegsbrücken und Furten überschritten sie, vom Verfolgungsfeuer der serbischen Artillerie überschüttet, die Drina und die Save. In ihren Nachhuten wüteten serbische Freischärler und machten die in die Kukuruzfelder der Macva und in die Schrunden des Gucevorückens Versprengten unbarmherzig nieder.

Am schlimmsten gestaltete sich die Lage auf dem geschwächten österreichischen linken Flügel vor Schabatz. Boehm-Ermolli hatte das IV. Korps

unter dem Befehle Terſztyanſkis bei Schabatz ſtehen laſſen, als er nach Galizien abberufen wurde. Terſztyanſki, der opferwillig in der fieberſchwangeren Niederung gegen Jevremovac vorgedrungen war, um die 5. Armee zu entlaſten, mußte ſich nun den Rückzug auf Schabatz erkämpfen und die Schabatzer Höhen halten, bis der Übergang über die Save geſichert war. Von wildſtürmendem Feind hart bedrängt, wich das IV. Korps Schritt für Schritt auf den Strom. Terſztyanſki ſchied Stoßkolonnen aus, die ſich dem Verfolger mit Feuergewehr und Bajonett in den Weg warfen, ſetzte ſich in Schabatz feſt und behauptete die Stadt noch drei Tage und Nächte im Granathagel Zivkovics, deſſen ſiegestrunkene Truppen dem IV. Korps in Schabatz den Untergang bereiten wollten. Am 23. Auguſt machte ſich Terſztyanſki durch einen letzten Ausfall Luft und rettete in der Nacht ſeine Nachhut über die Save. Am Tage darauf rollte das IV. Korps in die Karpathen.

Bei Viſegrad, am rechten Flügel der öſterreichiſchen Front, neigte ſich der Kampf ſchon am 21. Auguſt zum Ende. Die Serben gingen hier nicht zum Gegenſtoß über. Das XV. und XVI. Korps brachen das Gefecht auf den Höhen von Triboj in dunkler Nacht ab und wichen unverfolgt in der Richtung auf Sarajevo gegen die Romanja Planina zurück.

Potioreks umfaſſender Angriff auf die Macva, die mächtige Naturfeſtung, die ſich, von Drina und Save umfloſſen, gegen Neuſatz vorſchiebt, Syrmien bedroht und die Weſtflanke des Belgrader Berglandes deckt, war auf der ganzen Linie geſcheitert.

Der Einbruch der Serben in Syrmien und ins Banat

Öſterreich-Ungarn hatte zunächſt keine Kräfte mehr für einen Feldzug gegen Serbien übrig. Es kämpfte vom 25. Auguſt bis 11. September bei Lemberg auf Leben und Tod mit dem Hauptfeind, der das Nordheer mit Übermacht angefallen, dem kühnen Vorſtoß gegen Lublin die Spitze abgebrochen hatte und die Armeen Dankl, Auffenberg, Brudermann und Boehm-Ermolli nach dreiwöchigen Schlachten zwang, über San und Dnjeſtr auf den Dunajec und die Karpathenpäſſe zurückzuweichen.

Die Serben, die durch Potioreks Angriff in die Verteidigung gebannt worden waren, ſchoben ſich nach der Verdrängung des Feindes vom rechten Ufer der Save und der Drina zum Gegenangriff zurecht, brauchten aber 14 Tage, um ſich neu zu ordnen, und fielen erſt am 6. September in Bosnien und Syrmien ein.

Während kleine Abteilungen an vielen Stellen Unruhe ſchufen, brach Zivkovic mit drei Diviſionen zum Hauptangriff vor, erzwang an der Savemündung den Übergang und faßte am 7. September zwiſchen Mitrovica und Obrenovac auf dem nördlichen Saveufer feſten Fuß. Die Öſterreicher hatten, für Bosnien fürchtend, die 5. und 6. Armee an der Drina zuſammen-

gezogen und hielten Syrmien nach dem Abmarsch der 2. Armee nur schwach besetzt. An Terſztyanſkis Stelle führte Feldmarschalleutnant Krauß den Oberbefehl und hütete die Stromübergänge und die Straßen nach Neusatz. Er verfügte über die 29. Division und einige Landwehr- und Landsturmregimenter, die in der fruchtbaren Niederung des Zweistromlandes weitverteilt standen. Als er die Kunde vom Übergang bei Mitrovica empfing, führte er die 29. Division, die er bei Ruma zusammengehalten hatte, im Gewaltmarsch gen Süden, nahm die verzweifelt fechtenden Vorpostenregimenter auf und warf sich noch in der Nacht auf den eingebrochenen Feind.

Beim Schein des Mondes, der die Save-Auen mit hellem Schein übergoß, kam es in den Maisfeldern Syrmiens zu mörderischem Kampf. Zivkovics Stoßtruppe, die Timokdivision, war schon bis Sasinci, halbwegs Ruma dicht an die Bahn Mitrovica—Semlin gelangt, als sie von Kraußens Gegenangriff getroffen wurde. Die Serben sahen sich plötzlich von drei Seiten umfaßt und arg zusammengeschossen. Abgesprengte Kolonnen verloren in dem sumpfigen, von Kanälen durchzogenen Gelände Weg und Richtung und fielen dem landeskundigen Gegner zum Opfer. Als der Tag graute, entwichen die Trümmer der Timokdivision über die Save. Sie hatte 4800 Mann und 4 Geschütze in den Händen der Sieger gelassen und ihren kühnen Vorstoß teuer bezahlt, aber so viele Kräfte des Feindes auf sich gezogen, daß Zivkovic Zeit und Gelegenheit fand, stromabwärts zwischen Jarak und Obrenovac eine zweite, stärkere Kolonne über die Save zu führen und die Linie Neusatz—Semlin zu bedrohen.

Während die Timokdivision bei Sasinci verzweifelt standhielt, überwanden die 1. und 2. Donaudivision auf Brücken und Kähnen den Savefluß, warfen den Landsturm auf Tovarnik und Asanja zurück und drangen 33 Kilometer tief in Syrmien ein. Am 7. September befanden sich beide Save-Ufer von Schabatz bis Belgrad in serbischer Hand. Erst am Nachmittag gelang es Generalmajor Zeidler, genügend Kräfte zusammenzuraffen, um dem von Asanja auf Dec vorrückenden Feinde Halt zu gebieten. Obwohl um diese Zeit das Gefecht bei Sasinci schon zu Ungunsten Zivkovics entschieden war, hatten die Serben namhafte Vorteile erstritten. Die Österreicher sahen den Donau-Savewinkel vom Feind überschwemmt und ihre Stellungen bei Semlin überflügelt. In scharfen Gefechten drangen die serbischen Donaudivisionen, ihrem Namen Ehre machend, bis zur Donau vor und zwangen Zeidlers Infanterie und die Donauflottille zum Rückzug stromaufwärts. Erst bei Alt-Pazua konnten sich die Österreicher wieder setzen.

Kronprinz Alexander zog in Semlin ein und schob seinen linken Flügel am 11. September gegen Popinci vor. Am 12. September gipfelte der serbische Angriff vor Pazua und Batajnica.

Da erschien Krauß mit der 29. Division in Alexanders Flanke, warf sich auf Popinci und wendete das Glück. Von Aufrollung bedroht, wichen die

Serben rascher, als sie vorgerückt waren, gegen die Save und gingen am 14. September wieder über den Fluß zurück. Sie verzichteten auf die Durchführung der Schlacht, um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten und drei Divisionen im Stromwinkel zu verstricken, während an der Drina eine neue Schlacht entbrannte.

Dort war Potiorek zum Angriff übergegangen.

Die Schlacht an der Drina (erste Phase)

Der Feldzeugmeister trug sich mit großen Plänen. Er befahl den Hauptkräften der 5. und 6. Armee, die Drina zu überschreiten und die in Syrmien kämpfenden Serben in der Flanke zu fassen, und überließ Krauß und Zeidler die Abwehr des tollkühnen Feindes. Potiorek wollte den Feldzug von vorn beginnen. Er beschloß, die Westflanke der Macvabastion einzudrücken und weit nach Süden ausgreifend Valjevo und Uzice zu erreichen; gelang's, so konnte er die gegen Norden frontmachende Armee Alexanders zwischen Valjevo und Obrenovac umfassen, um sie vernichtend zu schlagen. Dieser Entwurf litt an großen Mängeln. Er erforderte mehr Truppen, als Potiorek je zur Verfügung gestanden hatten, günstige Witterung, rasches Handeln, und sprengte die strategischen Grenzen, die der österreichischen Südfront in diesen kritischen Tagen — unmittelbar nach dem Scheitern des entscheidend gedachten galizischen Feldzuges — gesteckt waren.

Dem Befehle Potioreks gehorchend, der sich nicht an Conrad band und im Vertrauen auf kaiserliche Gunst selbstherrlich schaltete, griffen die 5. und 6. Armee entschlossen an. Die 5. Armee ging gegen die Westfront der Macva vor und versuchte den Fluß bei Raca und Janja zu überschreiten, die 6. Armee tat, als wollte sie bei Loznica übersetzen und warf sich dann mit ihren Hauptkräften flußaufwärts zwischen Kozluk und Zwornik ins Wasser, um das rechtsufrige Gebirge in kühnem Anlauf zu erklimmen und die Straße Krupanj—Valjevo zu erreichen.

Potiorek hatte darauf gerechnet, die in Syrmien gefesselten Serben durch diesen Flankenangriff zu überraschen und rasch zu schlagen, sah sich aber bald enttäuscht. Die Drinadivisionen waren zur Stelle und wurden von Valjevo her verstärkt. Die Kolonnen der 5. Armee gerieten schon beim Anmarsch in vernichtendes Kreuzfeuer. Der Übergang bei Raca mißlang. In heldenmütigem Ansturm erreichten einzelne Bataillone das rechte Drina-Ufer und gruben sich im Morast ein, aber hinter ihnen versank Ponton auf Ponton, und als es Abend wurde, lag die Hälfte der Pioniere im Blute. Das 76. Regiment, das dreimal versucht hatte, den Fluß zu überschreiten, ließ allein 1400 Mann liegen. Frank mußte sich damit trösten,

die in Syrmien fechtenden Truppen und die flußaufwärts kämpfende 6. Armee durch eine blutige Ablenkung entlastet zu haben, und bemühte sich, seine zerrissenen Verbände wieder zu sammeln.

Unterdessen war die 6. Armee in breiter Front zum Angriff vorgebrochen. Ungarische Landwehr, Kroaten und die auserlesenen Gebirgsbrigaden des Feldmarschalleutnants Trollmann erzwangen in rücksichtslosem Ansturm, durch Nacht und Nebel begünstigt, den Übergang über den Fluß und rangen sich in dreitägigen Kämpfen zu den Höhenstufen des rechten Ufers empor. Das wilde, felsige Gucevogebirge türmte ihnen Kuppe auf Kuppe entgegen und wurde von den Serben mit großer Gewandtheit verteidigt. Von beiden Seiten wurden die letzten Reserven in den Kampf gebracht. Potiorek entblößte sogar Sarajevo und ließ gegen die Montenegriner nur ein paar Bataillone stehen, um die Schlacht an der Drina zu gewinnen.

Am 16. September wuchs der Kampf in die Krisis. Die 6. Armee hatte die Linie Dugo—Zdrela—Jagodnja—Crni vrh—Kriva Jela—Biljeg—Klisar—Gucevo erreicht. Sie stand jetzt 10 Kilometer östlich des Flusses auf 700—900 Meter hohen Bergen im Kampfe um die Zugänge von Krupanj. Hier trat ihr der Feind mit frischen Kräften gegenüber und machte dem Vorrücken Potioreks ein Ende. Vergebens bot der Feldzeugmeister die 5. Armee und das syrmische Korps auf, um die Entscheidung herbeizuführen. Es gelang Frank zwar diesmal, die Drina zu überschreiten und am 14. September auf dem rechten Ufer zwischen Loznica und Ljesnica Fuß zu fassen und auch bei Raca in die Macva einzudringen, aber dann geriet er fest. Krauß hatte die in Syrmien fechtenden Truppen zu einem Korps vereinigt und brachte am 16. September bei Jarak zwei Brigaden über den Fluß, vermochte jedoch den Vormarsch in der Macva nicht fortzusetzen, sondern wurde ebenfalls zu Stellungskämpfen gezwungen, die viel Zeit und Blut kosteten und auf die Gebirgsschlacht keinen Einfluß gewannen.

Als die Österreicher sich verbissen hatten, gingen die Serben auf der ganzen Front zum Gegenangriff über. Sie zogen Truppen vom rechten auf den linken Flügel und bannten den Feind am 17. September in die Verteidigung. Am 19. September bestürmten sie die österreichischen Höhenstellungen von allen Seiten. Am heftigsten war der Ansturm in der Mitte, wo das XVI. Korps der 6. Armee die Jagodnja gegen Jurisic verteidigte.

Da die Österreicher mit den Flüssen im Rücken fochten und sich an die eroberten Kuppen und Hänge klammern mußten, um nicht in die wilden Gewässer zurückgestoßen zu werden, gerieten sie in ernste Gefahr. Potiorek suchte sich aus der krisenhaften Lage zu befreien, indem er die 5. Armee antrieb, zwischen Schabatz und Loznica Raum zu gewinnen und die rechte Flanke der auf dem Gucevorücken kämpfenden Serben zu bedrohen. Frank befolgte den Befehl, war aber nicht imstande, den starken Feind vom Glacis

der Macva zu verdrängen. Frank griff zu einem anderen Mittel; er ballte das ganze XIII. Korps zu einem Gegenstoß bei Loznica. Obwohl es diesem nicht gelang, in die serbischen Stellungen einzudringen, festigte der stärkere Druck die Lage der Österreicher auf dem Gucevorücken und entlastete das XV. Korps, das hier von drei serbischen Divisionen bestürmt wurde.

Kronprinz Alexander ließ sich durch die wütenden Angriffe Franks nicht irremachen, sondern vereinigte alle Anstrengungen auf die Erstürmung der Jagodnja, um die österreichisch-ungarischen Höhenstellungen in der Mitte zu durchbrechen. Sturm auf Sturm brauste aus Krupanj heran und wälzte sich gegen die ragende Kuppe, auf der die 7. und 9. Gebirgsbrigade heldenmütig aushielten. Am Abend des 19. September drang der tapfere Serbe über Leichenhaufen in die österreichischen Gräben und warf den Verteidiger 400 Meter über den Westhang hinab. Hier klammerten sich Trollmanns Gebirgler wieder an und harrten auf Entsatz. Generalmajor Goiginger führte die 1. Brigade heran, erhielt am Nachmittag des 20. Oktober noch zwei Bataillone der in Bosnien fechtenden Brigade Snjaric als Verstärkung und schritt am Abend zum Sturm. Er brach mit wildem Hurraruf in die serbische Gipfelstellung ein. Doch der Serbe klammerte sich am Osthang fest, rief Hilfe aus Krupanj herbei und stieß den Angreifer im Morgengrauen wieder vom Kuppenrand zurück.

Am 21. September wurde die Jagodnja zum Brennpunkt der Schlacht. Wie ein riesenhafter Magnet zog die Höhe alle Kräfte an sich. Goiginger raffte alle verfügbaren Gebirgsbrigaden zusammen und griff sie von Nordwesten, Westen und Süden an. Oben standen, von hinaufgetragenen Geschützen unterstützt, drei serbische Brigaden, auf dem Osthang lagen starke Reserven und aus dem Jadartal wälzte sich Kolonne auf Kolonne zur Unterstützung bergwärts. Nach erbittertem Kampf drang Oberst v. Lukanchich mit der 1. Gebirgsbrigade in die Gräben der Nordwestfront ein und bemächtigte sich sechs serbischer Geschütze. Ein wütender Gegenstoß fegte die Österreicher aus der Batteriestellung, vermochte sie aber nicht mehr über den Kuppenrand zu werfen. Die Kanonen blieben verlassen zwischen den Feuerlinien stehen.

In der Nacht zerrten die Österreicher ein paar Gebirgsgeschütze in ihre Gräben und bereiteten sich zum entscheidenden Sturm. Die Serben waren noch mit einer umfassend gedachten Bewegung beschäftigt, die ihre Aufmerksamkeit von den Stirnkämpfen ablenkte, als die 1. Gebirgsbrigade sich im Morgengrauen mit unwiderstehlichem Schwung auf die blutige Kuppe stürzte. An ihrer Spitze stritt das deutsche Skutari-Detachement, das während der Balkanwirren an der albanischen Küste gestanden hatte und zu Beginn des Krieges nach Bosnien abmarschiert war. Es hatte schon bei Visegrad mit Auszeichnung gekämpft und schlug jetzt unter der Führung des Oberstleutnants Peter die entscheidende Bresche in die serbische Berg-

feste. Doch erst am Nachmittag gaben die Serben den Widerstand auf, wichen, von Nachstößen getroffen, fluchtartig gen Krupanj und ließen 6 Geschütze und 800 Tote auf der Jagodnja liegen. Alexander suchte den Mißerfolg durch einen Angriff auf den Gucevorücken wettzumachen und dadurch die Durchbrechung seiner eigenen Mitte zu verhindern. Er wehrte am 22. September den Angriff des XIII. Korps bei Loznica ab, sicherte die Jadarflanke und brach am 23. September noch einmal gegen Kuliste und Borina vor. Der wuchtige Anprall warf die Österreicher von der Borinahöhe, wurde aber am Nachmittag aufgefangen und endete mit dem Rückzug der Serben in ihre Ausgangsstellungen.

Am 25. September begann die Schlacht an der Drina zu erstarren. Potiorek war weder stark genug, den Durchbruch zu vollenden, noch gesonnen, ein zweites Mal über die Drina zurückzuweichen. Er behauptete sich hartnäckig in den gewonnenen Linien, auf die Gefahr, in der rechten Flanke gefaßt und von der Verbindung mit Sarajevo abgeschnitten zu werden.

Die Kämpfe in Bosnien

Dazu waren längst die ersten Schritte geschehen. Die serbische Heeresleitung hatte die Montenegriner aufgefordert, in das entblößte Bosnien einzufallen, und alle entbehrlichen Truppen an den Oberlauf der Drina und den Lim entsandt, um Potiorek im Rücken zu bedrohen. Als der rechte Flügel der Serben in Syrmien den Rückzug antrat, brach diese Flankengruppe verheerend in Bosnien ein. Die Serben überschritten am 14. September bei Foca und Visegrad die Drina und bemächtigten sich mit raschem Griff der Straßen, die über die Romanja Planina gen Sarajevo führen. Von zahlreichen Freischärlern unterstützt, drangen serbische und montenegrinische Truppen in der Stärke von $3^1/_2$ Divisionen von Nordosten, Osten und Süden gegen die Hauptstadt Bosniens vor, zwangen die 8. Gebirgsbrigade und den Landsturm zum Ausweichen und erreichten am 25. September fechtend die Linie Vlasnica—Pale—Kalinovik. Da die Bewegung gegen Vlasnica in den Rücken der 6. Armee zielte und die Verbindungen Potioreks mit Sarajevo bedrohte, löste der Feldzeugmeister die 13. Gebirgsbrigade aus dem Verband der 6. Armee und sandte sie der 8. Gebirgsbrigade zu Hilfe.

Bis vor die Tore Sarajevos drangen serbische und montenegrinische Heerhaufen, dann gewannen die geschlossener fechtenden Österreicher die Oberhand und warfen den Feind wieder gen Osten zurück. Sie vermochten ihn jedoch nicht von der Romanja Planina zu vertreiben, auf der er sich in den ersten Oktobertagen zum Widerstand setzte, um die Etappenstraße Sarajevo—Vlasnica—Zwornik zu unterbrechen.

Potioreks Stellung auf dem Gucevorücken und auf den Vorhöhen der von der Jagodnja südwärts streichenden Sokoloka Planina blieben dadurch ernstlich bedroht. Regengüsse und Schneestürme gingen über das wilde Gebirgsland nieder und bereiteten den österreichisch-ungarischen Truppen, die auf den rauhen Kuppen Westserbiens regungslos eingegraben lagen, während sie in Bosnien zu endlosen Märschen gezwungen waren, viele Leiden.

Der Feldzeugmeister erkannte, daß er sich nicht mit einem halben Erfolg begnügen durfte und Flanke und Rücken seiner ausgesetzten Hauptstellung um jeden Preis sicherstellen oder zum zweitenmal auf das Westufer der Drina zurückgehen mußte. Da er sich nicht eine zweite Retirade nachsagen lassen wollte, entschloß er sich, trotzig vor Krupanj auszuharren und die bosnische Kampfgruppe abermals zu verstärken, um die Verbündeten von der Romanja Planina auf Visegrad zurückzuwerfen. Zu diesem Zweck las er Tiroler Landsturm, dalmatinische Grenztruppen, die Besatzung von Sarajevo und einzelne Brigaden des XVI. Korps zusammen und übertrug dem Feldzeugmeister Wenzel Wurm die Leitung der Schlacht auf der Romanja Planina, deren Ausgang zunächst über das Schicksal der 5. und 6. Armee entscheiden sollte.

Wurm schritt am 18. Oktober zum Angriff. Er umfaßte den Feind auf den beiden Flügeln und suchte ihn von der Drina abzuschneiden. Der Plan reifte nicht aus, da der Angriff auf dem linken Flügel vor überlegenen Kräften ins Stocken geriet. Die Serben brachen zum Gegenangriff vor und setzten der dort kämpfenden 18. Division hart zu. Glücklicher war Wurms rechter Flügel. Hier führte die Umfassung zu einem Flankenstoß der 50. Division, die fechtend über Mokro vorrückte, den serbisch-montenegrinischen Südflügel abknickte und den Feind von Stellung zu Stellung gegen Rogacica verdrängte. Am 22. Oktober gaben die Serben den Kampf auf und zogen sich über Rogacica—Visegrad zurück. Wenzel Wurm brach sofort zur Verfolgung vor, wurde aber durch Regengüsse, schlechte Wege und die Erschöpfung der Truppen verhindert, Rogacica noch am 22. Oktober zu erreichen. Bei Visegrad hielten serbische Nachhuten stand, bis die Masse der serbischen Divisionen und die mit Weib, Kind und zahlreicher Beute belasteten Freischaren die Römerbrücke überschritten hatten. Erst am späten Abend des 24. Oktober gelang es der 18. Division, die letzten Kämpfer zum Weichen zu zwingen.

Als die Serben die Drina zwischen sich und den Feind gebracht hatten, traten auch die vor Kalinovik stehenden Montenegriner, die sich durch einige Bataillone des Oberstleutnants Barthos hatten fesseln lassen, den Rückzug an. Bei Foca stellten sie sich noch einmal und hielten den Verfolger eine Weile auf, um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, dann wichen auch sie über den Fluß.

Der Ausgang der Kämpfe auf der Romanja Planina gestattete Potiorek, auf den eroberten Höhen des rechten Drina-Ufers stehen zu bleiben und sich zum Austrag der in Gräben und Geröllwehren erstarrten Schlacht bereitzumachen.

Dieser Entschluß entsprang einem gewissen Zwang.

Die Vertreibung der serbisch-montenegrinischen Streitkräfte vom linken Drina-Ufer stellte zwar einen strategischen Erfolg dar und sicherte Potioreks offene Flanke, das Verharren der 5. und 6. Armee auf dem rechten Drina-Ufer war aber mit großen Opfern verbunden, die umsonst gebracht waren, wenn die Schlacht nicht erneuert und der Feldzug nicht in der Westflanke des Belgrader Berglandes zum Ziele geführt wurde. Da Österreich-Ungarns Hauptstreitkräfte im Oktober 1914 tapfer, aber erfolglos um die Wiedereroberung Lembergs rangen und die Russen sich in diesen Tagen drohend gegen Krakau wälzten, wäre es richtiger gewesen, die Balkanarmee in der Verteidigung zu verwenden und serbischen Einfällen auf dem linken Drina-Ufer zu begegnen, aber der Sieg lockte und politische Erwägungen drängten zum Handeln.

Potiorek nahm den Angriffsfeldzug wieder auf und setzte alles auf einen Wurf, indem er am 27. Oktober aus den erstrittenen Ausfallstellungen hervorbrach und die serbischen Linien von Schabatz bis Rogacica angriff. Es war der Tag, da Hindenburg gezwungen wurde, nach schweren Schlachten von Warschau und Iwangorod auf die Warta zu weichen und die zweite Offensive des österreichisch-ungarischen Nordheeres an San und Weichsel zusammenbrach.

Die Schlacht an der Drina (zweite Phase)

Potiorek hielt an seinem ursprünglichen Angriffsplan fest und suchte die Serben noch einmal zu umfassen, nachdem er im Zentrum vor Krupanj ansehnliche Vorteile erkämpft hatte.

Zuerst trat die 5. Armee zum Angriff an. Sie gewann in harten Kämpfen am linken Flügel zwischen Schabatz und Crnabara Raum. Am 27. Oktober erstürmte das VIII. Korps die Dammstraße, die von Crnabara bis Ravnje zieht, und faßte auf der ersten Stufe des Macvaglacis Fuß. Am 30. Oktober überwand die 5. Armee unter erbitterten Gefechten die versumpfte Niederung und erreichte die Linie Badovinci—Gluski.

General Stepanovic, der seit Zivkovics Abmarsch nach Krupanj in der Macva befehligte, ging vor Franks Angriff fechtend über die Wasserläufe der Macvaniederung und Bahn und Straße Schabatz—Ljesnica auf die zweite höhere Geländestufe zurück. Er setzte sich auf den nördlichen Ausläufern der Cer Planina, die die Macva gen Süden abschließt, fest und lehnte seinen rechten Flügel unterhalb Schabatz an die Save und die Hügellehnen

der Dumaca. Stepanovic verfuhr durchaus planmäßig. Er hielt die Orte Schabatz, Jevremovac, Maovi, Dobric, Lipolist vor der neugewählten Front besetzt und nahm den Kampf auf den 300—700 Meter ansteigenden Höhen der Cer Planina und den nordöstlich zur Save ausstrahlenden Geländewellen zuversichtlich an.

Die Österreicher folgten dem Feinde und durchwateten unter furchtbaren Anstrengungen die von endlosen Regengüssen durchweichten Macvasümpfe. Das aus Syrmien vorrückende Korps Krauß überschritt die Save und vertrieb Stepanovics Nachhuten am 2. November aus Schabatz.

Am 3. November schien zum erstenmal die Spätherbstsonne und leuchtete der Fortsetzung der Schlacht, die ihre Donner vom Save-Ufer bis zu den zerklüfteten Bergzügen der Sokoloka Planina an der oberen Drina rollte. Dort lag Potioreks rechter Flügel, die 6. Armee, noch immer vor Krupanj fest. Sie sah die 1300 Meter hohen Gipfel der Gebirgsflanke von Valjevo im ersten Schnee erglänzen und litt in ihren verschlammten Gräben schwer unter den Unbilden der Witterung. Ihre Artillerie hielt die serbischen Stellungen unter heftigem Feuer.

Potiorek wollte warten, bis die 5. Armee die Saveflanke Stepanovics eingedrückt hatte, um dann mit der 6. Armee zum Angriff überzugehen und die serbische Armee nach der Umfassung beider Flügel ins Jadartal zu werfen und vernichtend zu schlagen.

Nach Potioreks Plänen und Befehlen sollte Franks und Krauß's Vormarsch am 6. November so weit gediehen und die Saveflanke der Serben so tief umfaßt und eingedrückt sein, daß die 6. Armee sich ungestraft erheben und aus den Rauchschwaden ihrer Batterien hervortreten konnte, um sich auf die Sokolokastellungen und das heißbegehrte Krupanj zu stürzen.

Die Berechnung wurde durch den hartnäckigen Widerstand der Serben auf der Cer Planina durchkreuzt. Als der 6. November erschien und sich aus Nebeldünsten zur Klarheit durchrang, war Frank Stepanovics noch nicht Meister geworden. Der Serbe hielt die Hügel südlich und südöstlich von Schabatz gegen alle Angriffe und stieß den Feind immer wieder von Misar und Jevremovac auf Schabatz zurück. Zwar waren Maovi, Dobric, Lipolist gefallen, aber es gelang dem syrmischen Korps nicht, auf dem linken Flügel entscheidende Fortschritte zu erzielen und Stepanovics rechten Flügel von der Save und der Straße Misar—Belgrad abzudrängen.

Potiorek führte die 6. Armee trotzdem zum Angriff. Aus der Starre des Grabenkrieges aufgerufen, gingen Österreicher, Ungarn und Kroaten mit überraschender Wucht zum Sturm vor und brachen auf dem linken Flügel und in der Mitte in das serbische Stellungsnetz ein. Honveds erstritten Kuliste, das XIII. Korps warf den Feind südlich von Loznica gegen das Stiratälchen, schwenkte allmählich gegen Osten auf und suchte Anschluß an das XV. Korps, dessen linker Flügel als Schulterstütze festgewurzelt stand

und die Serben durch heftiges Feuer vom Eingreifen in den Kampf des XIII. Korps abhielt, während Zentrum und rechter Flügel gegen Krupanj anstürmten und die Höhen Stolica, Kostajnik und die gegen Krupanj abfallenden Bergflanken in zweitägigen Kämpfen erstritten. Die Gebirgsbrigaden Goigingers, die den rechten Flügel des XV. Korps bildeten und die Verbindung mit dem noch am linken Drina-Ufer stehenden XVI. Korps herstellten, brachen gegen das Uzovnicatälchen vor, um Krupanjs Südflanke aufzureißen, und warfen den Verteidiger aus der Linie Jagodnja—Taminovik über den Talgrund nach Osten.

Das XVI. Korps kämpfte nach der Rückkehr Wurms von der Romanja Planina wieder vollzählig an Potioreks rechtem Flügel. Es überschritt südlich der Uzovnicamündung unter großen Schwierigkeiten die Drina, nahm die Höhen von Ljubovija und Rogacica und suchte am 7. November die Umfassung des linken Flügels der serbischen Hauptkräfte durchzuführen.

Die serbische Heeresleitung erkannte die Gefahren dieses allgemeinen Angriffs und handelte danach. Als sie am 7. November zur Einsicht kam, daß ihre Drinastellung erschüttert war und sich das Heer von Schabatz bis Rogacica in bröckelnde Verteidigung gedrängt sah, beschloß sie, der doppelseitigen Umfassung auf den Flanken entgegenzuwirken und die bedrohte Mitte zurückzunehmen. Sie verstärkte daher die Flügel und begann den Troß auf der Jadarlinie nach hinten abzuschieben, um im Zentrum Bewegungsfreiheit zu gewinnen und nicht nach innen gedrängt zu werden.

Infolgedessen stieß Potioreks XVI. Korps bei Rogacica und Ljubovija auf hartnäckigen Widerstand und sah sich verhindert, schon am 7. November die Höhen des rechten Flußufers zu erklimmen. Es wurde Nacht, bis der Übergang über die feuergepeitschte Drina vollzogen war. Inzwischen leitete Putnik in der Mitte den Rückzug ein. Er zog den Troß von Loznica und Krupanj ins Jadartal zurück, das sich am Nordosthang der Sokoloka Planina öffnet und die große Rückzugslinie der Drinaarmee bildete, und machte die Straßen nach Valjevo für die fechtenden Truppen frei.

Potioreks Armeen bestürmten am 7. und 8. November die Gipfelstellungen im Umkreis von Loznica, Krupanj, Ljubovija und Rogacica und brachten sie nach und nach zu Fall. Am längsten hielten sich die Serben auf dem Kostajnik, der Sanakhöhe, bei Zdrela, Stolice, Mramor, Dugo und Zapolje. Erst am 9. November wichen sie an den Straßen Loznica—Zavlaka, Krupanj—Zavlaka, Ljubovija—Pecka und Rogacica—Valjevo gegen das Jadartal. Sie beschränkten sich darauf, den Feind auf den Savehügeln, an der Cer Planina und auf den Pässen der Sokoloka Planina blutigen Aufenthalt zu bereiten und sicherten dadurch den Rückzug des durchbrochenen Zentrums und des aus der Umklammerung schlüpfenden linken Flügels.

Potiorek führte seine ganze Linie von Misar an der Save bis Rogacica an der Drina zur Verfolgung vor und setzte alles daran, den Gegner von

den Flügeln einwärts zu werfen und in eiserner Umklammerung zu erdrücken, aber der im Gebirgs- und Kleinkrieg erfahrene Feind vereitelte diese Absicht, entrann der Zange, indem er den Einbruch in seine Mitte in Kauf nahm und seine Flügelstaffeln zurückbog. Obwohl die Serben zum konzentrischen Rückzug genötigt waren, gelang es ihrer Heeresmasse, aus dem Jadartal gen Valjevo abzurücken. Die Österreicher folgten ihnen in strömendem Regen, der alle Schluchten mit Sturzbächen füllte und Potioreks Vormarsch stark beeinträchtigte, erreichten am 11. November auf dem linken Flügel bei Slatina den Ostrand der Macva, in der Mitte das Jadartal und durchschritten auf dem rechten Flügel die nach Valjevo absteigenden Täler. Serbische Troßkolonnen und große Flüchtlingszüge stopften die ostwärts führenden Straßen, aber die serbischen Nachhuten kämpften so zäh und die Marschschwierigkeiten waren so groß, daß der Verfolger sie nicht ereilen konnte.

Am 12. November erreichte das syrmische Korps den Unterlauf der breitversumpften Kolubara, am 13. November stand die 6. Armee in der Linie Kocaljevo—Kamenica und am 14. November näherte sich der Verfolger von zwei Seiten Valjevo.

Die Serben waren entschlossen, sich im Umkreis von Valjevo noch einmal zu stellen und die Linie Obrenovac—Ub—Valjevo—Zaglavac—Uzice zu verteidigen, und empfingen den absteigenden Feind mit heftigem Feuer. Erst als sich der Druck des syrmischen Korps und des linken Flügels der 5. Armee auf die Stellungen Stepanovics verstärkte und die 6. Armee Valjevo überflügelte, verzichteten sie darauf, ihre Masse in der Mitte zu einem Gegenstoß zu ballen und von Valjevo ins untere Jadartal durchzubrechen, und traten am 15. November auf der ganzen Linie den Rückzug hinter die Kolubara an. Der Nordflügel Potioreks nahm am 14. November das wichtige Obrenovac, und die 6. Armee drang am 15. November in Valjevo ein.

Die Schlacht an der Drina endete mit dem Einzug Potioreks in Valjevo.

Die Schlacht an der Kolubara

Als die Österreicher Obrenovac und Valjevo in Besitz nahmen, gipfelte Potioreks Vormarsch in einem großen Erfolg. Die Serben waren der Zange nur um den Preis schwerer Opfer entronnen. Sie hatten die Macva, die Drinaschranke und die westlichen Grenzgebirge an den Feind verloren, der nun in der Flanke des Belgrader Berglandes aufmarschierte und Miene machte, sich das westliche Moravatal zu öffnen. Die strategische Grundstellung des serbischen Heeres wurde dadurch ihres ganzen westlichen Vorgeländes beraubt und die Linie Belgrad—Arangjelovac—Uzice in den Bereich der Kämpfe gerückt. Potiorek stand an den von Süden nach Norden ziehenden Wasserläufen der Kolubara, der Lukavika und des Ljig gewisser-

maßen vor dem Hauptgraben der serbischen Zentralstellung, die sich auf das strategische Dreieck Arangjelovac—Kragujevac—Cacak und das ragende Rudnikgebirge stützte und die Zugänge zu den Moravatälern und dem Innern Serbiens verschloß und beherrschte. Überschritten die Österreicher die Kolubara, so war das nach Norden blickende Belgrad verloren, drangen sie von Uzice gen Cacak vor und ins Moravatal ein, so hoben sie Arangjelovac aus den Angeln und zwangen die Serben, mit verwandter Front zu schlagen. Von solchen Aussichten gelockt, entschloß sich der österreichische Feldherr, trotz des Mangels an Verstärkungen den Serben an der Kolubara eine Entscheidungsschlacht zu bieten und den Angriff durchzuführen. Die Österreicher hatten schwer gelitten und kämpften weit von ihren Kraftquellen entfernt, in weglosem, verwüstetem Lande, gaben sich aber am 16. November 1914 großen Hoffnungen hin. So großen, daß Potiorek alles auf einen Wurf stellte, um den geschlagenen Feind aus eigener Kraft zu überwältigen. Man zweifelte in Wien so wenig am Erfolg, daß man darauf verzichtete, die Lücken zu füllen, die die unaufhörlichen Kämpfe in den Verband der Balkanstreitkräfte gerissen hatten und den letzten Mann und das letzte Geschütz nach Galizien und Polen in Bewegung setzte. Dazu rieten zwingende Umstände, denn dort reifte in diesen Tagen zwischen Krakau und Lodz die Entscheidung im kürzesten und fesselndsten Bewegungsfeldzug des Weltkrieges, der wenige Tage später in der Niederwerfung der russischen Hauptarmee auf den polnischen Feldern gipfelte.

Das fortreißende Siegesgefühl, das die Deutschen im August 1914 über die Aisne ins Becken der Marne gelockt hatte, war auch in den Österreichern lebendig, als sie am 16. November 1914 den Vormarsch über die Kolubara antraten und den serbischen Stier an den Hörnern packten.

Sie gehorchten zugleich einem strategischen Zwang, der ihnen nicht gestattete, in den ausgesetzten Stellungen zu verharren, aber nicht als Dilemma empfunden wurde, da man nicht mehr daran denken wollte, noch einmal hinter Save und Drina zurückzugehen, sondern sich gedrängt fühlte, den siegreichen Vormarsch durch die Eroberung Belgrads zu krönen. Potiorek wußte, daß seine Stellung im feindlichen Lande unhaltbar wurde, wenn er sich nicht der Eisenbahn Obrenovac—Valjevo bemächtigte und den Gegner aus Belgrad hinauswarf. Erst wenn das gelang, gewann er eine gesicherte Rochadelinie und einen festen, leistungsfähigen Stütz- und Verpflegungspunkt. Dazu kam die Verlockung, Belgrad zu erobern und dem alten Kaiser zu Füßen zu legen. Der österreichische Feldherr trug sich nicht mit Bedenken, denn der Widerstand der Serben hatte in den letzten Tagen bedeutend nachgelassen; sie wichen rascher, gaben Gerät und Gefangene preis und waren ersichtlich von Kräften gekommen. Man glaubte daher im Zelte Potioreks etwas wagen, gewissermaßen doppelt marschieren und zwei Ziele zugleich verfolgen zu können.

Im serbischen Hauptquartier wurde der Ernst der Lage nicht verkannt. Serbien stand vor einer schweren Krisis. Um das Vertrauen des Landes und des Heeres wieder zu beleben, trat das Kabinett Pasic zurück, um neugebildet wiederzukehren, eilte der gichtkranke König Peter mit den letzten Verstärkungen aus Nisch nach Arangjelovac, sandten die Franzosen Geschütze, Munition und Lebensmittel, die Engländer Geld, die Russen Siegesmeldungen aus Galizien und Polen, kurz, man tat alles, den Augenblick zu überwinden, der von Serbien ein „rétablissement stratégique“ großen Stils, eine Wiederaufrichtung im Geiste und im Felde, forderte. Es war in der Tat kein Grund, zu verzweifeln. Die strategische Lage war günstiger, als sie schien, falls man bereit war, Belgrad preiszugeben und auf Arangjelovac und Kragujevac zu weichen, alle Kräfte in engem Raum zu versammeln und das Vergeltungsschwert zum Gegenstoß zu zücken.

Die Kämpfe nahmen ihren Fortgang und erfaßten den ganzen Lauf der Kolubara. Am 18. November war nach wenigen sonnigen Tagen aufs neue schwerer Regen gefallen. Er wusch den Schnee von den Bergen und wurde von den Serben als Bundesgenosse begrüßt. Die Zuflüsse der Kolubara wuchsen in der Nacht zu reißenden Strömen, und der Spiegel des Flusses hob sich rasch um einen Meter über den herbstlichen Wasserstand. Die Macva wurde in einen Morast verwandelt und die Karrenwege des Sokolokagebirges ertranken im Schlamm. Die Not der Österreicher stieg, aber sie ließen sich durch die Schwierigkeiten des Nachschubs an Kampf- und Erhaltungsmitteln nicht abhalten, den Angriff fortzusetzen und den Feind zu bedrängen. Am 19. November führten die österreichischen Generale ihre Leute zum Sturm auf die Brückenköpfe der Kolubara. Am Unterlauf des Flusses wateten sie durch Morast und überschießendes Hochwasser, in der Mitte suchten sie die Straße Lazarevac—Arangjelovac zu gewinnen, und auf dem rechten Flügel rangen sie sich in ausgewaschenen Runsen und durch weiße, von Rauhreif glitzernde Wälder zu den Flanken des Maljenstockes empor, um die gen Grn. Milanovac und Cacak absteigenden Täler zu gewinnen. Es wurde kein rauschender Sieg, zäh klebte die Schlacht. Da die österreichischen Batterien zum großen Teil auf den zerfahrenen Karrenwegen liegengeblieben waren, behielten die Serben im Geschützkampf die Oberhand. Den greifbarsten Vorteil errangen die Österreicher in der Mitte. Hier gelang es der 21. Landwehrdivision, die Kolubara zu überschreiten und den Feind auf Lazarevac zu werfen. Im Gebirge geriet der Angriff fest.

Unter unsäglichen Schwierigkeiten rangen die Österreicher um den Erfolg. Unbeschuht, unverpflegt, von der Artillerie im Stich gelassen, mit Patronen geizend, lagen sie in verschlammten Flußniederungen und an reifbeschlagenen Hängen in entsagungsvollem Kampf. Potiorek warf alles in die Schlacht, was er unter den Händen hatte, und erstritt vom 18. bis

23. November das rechte Ufer des Ljigflusses, der Kolubara und der parallel zur Kolubara fließenden Lukowika, vermochte aber die serbischen Flankenstellungen auf den Savehöhen, im Umkreis von Lazarevac und im Maljengebirge nicht zu entwurzeln. Als der Stirnangriff in der Linie Obrenovac—Lazarevac auf wachsende Abwehr stieß, suchte Potiorek den Feind in der linken Flanke zu fassen, indem er das XVI. Korps rechts schwenken und gegen die Höhenkette Rajac—Suwobor—Igriste—Maljen—Kozomor vorrücken ließ.

Am 23. November errangen die Österreicher in der Mitte und auf dem linken Flügel namhafte Vorteile. Sie überschritten die Lukowika, nahmen Konatice und gelangten bei Obrenovac auf das rechte Kolubaraufer. Das VIII. Korps litt bei Lazarevac unsäglich, hielt aber bis zum 25. November aus, erstürmte die Petkaer Höhen, zwang den Feind am 27. November im Verein mit dem XIII. Korps zum Rückzug auf die Linie Vis—Glavica—Volujak und brach Schritt für Schritt auf Arangjelovac Bahn. Furchtbar wütete der Kampf auf dem rechten Flügel im Maljengebirge, wo der Schnee noch meterhoch lag und die Serben Verstärkungen empfangen hatten.

Allmählich gewann der österreichische Angriff auf dem rechten Flügel gegen Cacak und Grn. Milanovac Raum und drängte die Serben aus der Flankenstellung, die den Angriff auf die Linie Grn. Milanovac—Arangjelovac unterband.

Doch nun rafften sich die Serben zu heftigen Gegenstößen auf. Sie griffen auf der ganzen Linie von Uzice bis Obrenovac an. Noch fehlte diesem Gegenangriff die Kraft, den Gegner zu werfen, aber er zeigte deutlich, daß die Serben nicht gesonnen waren, sich unter das Joch zu beugen, das Potiorek an der Kolubara aufrichtete.

Am 28. November schüttelten die Österreicher nach heftigen Kämpfen den Feind ab und erneuerten ihren Sturm auf die Linie Grn. Milanovac—Lazarevac und die Gebirgsstellungen, die die Zugänge von Cacak deckten. Die 6. Armee gewann südlich von Lazarevac Raum, das XVI. Korps nahm die Höhe Suwobor, und die 4. Gebirgsbrigade rückte in Uzice ein. In der Nacht auf den 30. November traten die Serben in der Mitte den Rückzug an und gingen in der Richtung auf Arangjelovac zurück. Nun erschien der abgeschlagene serbische Gegenangriff im Lichte eines letzten Versuches, sich vom Feinde zu lösen, und die Entscheidung schien endgültig zugunsten der Österreicher gefallen.

General v. Frank sorgte nicht mehr um den Zusammenhalt der Front, sondern machte sich guten Mutes zur Verfolgung auf. Er führte seinen linken Flügel in exzentrischer Richtung ins Belgrader Bergland und gewann die Straßen Obrenovac—Belgrad und Arangjelovac—Belgrad. Seine Vorhut scheuchte Stepanovics Reiterei nach Südosten und erreichte die Westfront Belgrads und das Westufer der Topciderska. Gleichzeitig

sammelte Feldmarschalleutnant v. Tamasy bei Semlin neun Bataillone und setzte in der ersten Dezembernacht unangefochten über den Savestrom. Die Serben hatten ihre Hauptstadt geräumt und waren gen Süden abgezogen. Am 2. Dezember drangen Franks und Tamasys Spitzen von Norden und Westen in die Stadt, und am 3. Dezember hielt General v. Frank seinen Einzug in den verlassenen Konak. Der österreichische Doppeladler wehte über Belgrad, in Wien und Pest klang das Lied vom Prinzen Eugen, Österreich-Ungarns serbischer Feldzug schien siegreicher Vollendung nahe.

Im Feldlager Potioreks dachte man nicht anders als in Wien, doch verschloß sich der Feldzeugmeister der Einsicht nicht, daß er den Feind zwar zur Preisgabe der Macva, der Drinalinie, des Passes von Uzice, des Kolubara—Ljigabschnittes und Belgrads gezwungen, ihn aber nicht von seiner Rückzugslinie abgeschnitten, sondern auf seine Kraftquellen zurückgeworfen hatte. Die letzte Entscheidung war noch nicht gefallen. Es bedurfte einer neuen, richtiger ausgedrückt, der völligen Durchkämpfung der immer noch tobenden Schlacht, um Arangjelovac und Kragujevac zu nehmen, die Pforten der Moravatäler einzustoßen und den Feldzug durch eine letzte Schlacht zu krönen. Zu diesem Zwecke dehnte Potiorek, aller Regeln und jeder Vorsicht spottend, seinen linken Flügel noch weiter nach Nordosten aus, indem er die Syrmier und die 5. Armee vorstaffelte und rechts schwenken ließ, um den Serben in den Rücken zu kommen und Arangjelovac von Norden anzugreifen. Man war sich im österreichisch-ungarischen Lager der Schwierigkeiten wohl bewußt, die ein solches Manöver bot, überschätzte aber die Wirkung der über den Gegner davongetragenen Erfolge und wähnte ihn entkräftet, mutlos und nur noch zur Abwehr fähig, jedoch nicht imstande, die kühne Frontveränderung und den doppelten Aufmarsch zum umfassend gedachten Angriff durch einen Gegenangriff aus seiner Zentralstellung zu stören. Dabei litt man selbst schwere Not und wußte hinter sich ein verwüstetes Land, in dem noch keine Eisenbahn lief, keine Heerstraße mündete, noch keine Rochadelinie die geplante seitliche Verschiebung erleichterte. Obwohl Potiorek durch die hochgeschwellten Wasserläufe der Save und Drina und ein 100 Kilometer breites Gebirge von seiner Grundstellung geschieden war, stellte er seine Sache keck auf den Endsieg und ging daran, diesen binnen wenigen Tagen zu erfechten, um Österreich-Ungarns Südflanke freizumachen, Serbien und Montenegro aus dem Felde zu schlagen und zur Unterwerfung zu zwingen.

Potiorek duldete keinen Einspruch. Er dachte nicht daran, seine Armee rückwärts zu sammeln, Belgrad gen Süden zu befestigen und sich mit dem Besitz des Belgrader Berglandes und der Macva zu bescheiden, sondern befahl der 6. Armee, den Angriff im Gebirge fortzusetzen, um der 5. Armee die Verschiebung nach Norden und den Aufmarsch zum Angriff auf die Nordflanke des serbischen Heeres zu ermöglichen. So kam es, daß die

Österreicher ihre Kräfte immer mehr auseinanderzerrten, während der Gegner immer näher zusammenrückte.

Da Feldmarschalleutnant Snjaric die bosnische Kampfgruppe nach Überwindung des feindlichen Widerstandes bei Rogacica von der Drina zum Limfluß vorgeführt hatte und die Montenegriner in der Herzegowina untätig blieben, war Potiorek in der Lage, seine furchtbar mitgenommenen Armeen durch Heranziehen Snjarics an den äußersten rechten Flügel der 6. Armee zu verstärken und von Uzice gen Cacak zu lenken und Kragujevac aus der Südflanke zu bedrohen. Wurde die 6. Armee in der Front, die 5. Armee aus der Nordflanke gegen die serbische Zentralstellung angesetzt, und gelang es, beide Kampfgruppen gleichzeitig und ungestört zur Schlacht zu entwickeln, so war an der Zangenkraft des konzentrischen Angriffes nicht zu zweifeln. Von dieser Vorstellung getragen, gab sich der Feldzeugmeister der Hoffnung hin, die Serben bei richtigem Zusammenwirken beider Armeen in der Abwehr zu fesseln und vernichtend zu schlagen.

Aber noch war die 6. Armee nicht völlig im Besitze der Grn. Milanovac vorgelagerten Höhen, noch war die 5. Armee nicht schlagbereit aufmarschiert, noch war der Nachschub nicht geordnet, als die Serben die 6. Armee mit Übermacht anfielen und in eine blutige Schlacht verwickelten. Sie überraschten Potiorek „en flagrant délit de manœuvrer".

Die serbische Heeresleitung handelte nach klassischen Beispielen. Sie ließ gegenüber Potioreks linkem Flügel der 5. Armee, die weit auseinandergezogen zwischen Obrenovac und Grocka im Belgrader Bergland aufmarschierte und die Front nach Süden verkehrte, die Donaudivisionen als Flankensicherung stehen und führte die Masse des Heeres an der Straße von Arangjelovac nach Lazarevac und aus der Linie Grn. Milanovac—Cacak zum Angriff auf die 6. Armee.

Die 1. Sumadja-, die 1. Timokdivision und die Kavalleriedivision rückten von Arangjelovac gegen Lazarevac vor, um den Feind in die Kolubara zu werfen. Die 1. Morava-, die 1. Drina- und eine frisch zusammengestellte Division stiegen von den Westhängen des Rudnikgebirges und griffen die Golubachöhe an, um das Stavicatal und die Straße Grn. Milanovac—Moravci zu erstreiten. Die 2. Timok- und die 2. Moravadivision brachen, von der Uziceer Kampfgruppe in der linken Flanke gestützt, von Grn. Milanovac gegen Brezna und Banjani vor und machten sich daran, die Österreicher über Suvobor zurückzuwälzen. Die Uziceer Flankengruppe wurde zwischen Cacak und Pozega angesetzt, stieß in nördlicher Richtung gegen die von den Gebirglern eroberten Kuppen südlich des Maljenstockes vor und scheuchte die österreichischen Vortruppen aus dem Moravatal. Das Ganze war ein konzentrisch wirkender Angriff eng zusammengefaßter Kräfte auf die 6. Armee, die sich dessen nicht versah und mit gelichteten Beständen im Feuer lag. Sie wurde von

Osten und Süden angefallen und sollte auf dem linken Flügel über die Kolubara und den Ljig, im Zentrum und auf dem rechten Flügel über die durcheinandergeworfenen Kuppen der Prostruga, der Gojnagora und des Maljenstockes gen Valjevo zurückgetrieben und in die Kukuruzfelder der Macva gejagt werden.

Der Ansturm wurde von den Serben mit verzweifelter Entschlossenheit ausgeführt und riß Potioreks künstliches Manöver in Fetzen. Mit frisch aufgefüllten Bataillonen, in denen Gendarmen, mazedonische Grenzwächter, Knaben und Greise des letzten Aufgebotes die Abgänge ersetzt hatten, brachen die Serben am 3. Dezember in die Linien des XVI. und XV. Korps und warfen sie auseinander. Von Grn. Milanovac drang der Stoß an der Straße nach Banjani bis Brezna durch und wurde nördlich von Brezna erst bei Ozrem und an der Straße nach Moravci bei Rucici aufgehalten. In wütenden Kämpfen wälzten sich Angreifer und Verteidiger die Osthänge der Prostruga hinauf, wo die 50. Division mit verzweifeltem Mut Front machte und sich zum letzten Widerstand in die gefrorene Erde grub. Die Uziceer Kampfgruppe der Serben stieß mitten in eine Bewegung der zu neuem Angriff antretenden 18. Division und zwang sie über die Lomnica auf die Höhen der Gojnagora zurückzuweichen.

Während das XVI. Korps sich auf der Prostruga setzte, rang das XV. Korps mit den vom Erzgebirge niedersteigenden Feinden, die unter Misics Führung die Hügel von Lipet, Glavica Dicska und Golubac angriffen, um die Mitte der 6. Armee zu durchbrechen. Das XV. Korps hielt bis in die Nacht stand, war aber unfähig, einem Hilferuf des XVI. Korps zu folgen, obwohl der Rückzug Wenzel Wurms die rechte Flanke bloßlegte. Potiorek befahl daher dem XIII. Korps, zum Gegenangriff zu schreiten. Das XIII. Korps gehorchte und suchte Misics Angriff auf Vrlaja—Golubac in der rechten Flanke zu fassen und selbst auf Arangjelovac durchzubrechen. Umsonst — der Gegenangriff gipfelte nach rühmlichem Anlauf auf den Kuppen östlich von Lazarevac im serbischen Kreuzfeuer und mündete in ein stehendes Gefecht.

Unterdessen war das XVI. Korps zum Rückzug auf Banjani genötigt worden. Die 2. Gebirgsbrigade kämpfte auf den Höhen von Rucici, bis sie völlig zur Schlacke gebrannt war, die 14. Gebirgsbrigade wich zerschossen und zerfetzt auf Vranovica. Die Durchbrechung der Mitte des XVI. Korps war nicht mehr aufzuhalten. Potiorek mußte den ganzen rechten Flügel der 6. Armee zurücknehmen, um das Schlimmste zu verhüten. Niedergebrochene Fuhrwerke und gesprengte Geschütze bezeichneten den Rückzug im vereisten Gebirge.

Trotzdem hoffte Potiorek immer noch auf einen günstigen Ausgang der Schlacht. Alles kam darauf an, ob die 5. Armee rechtzeitig zur Stelle war und so wuchtig in die Nordflanke der gen Westen vorgehenden Serben einbrach, daß Arangjelovac aus dem Angel gehoben wurde.

General v. Frank, der sich plötzlich zur Eile getrieben sah, war erst im Begriff, um den rechten Flügel zu schwenken. Das VIII. Korps, das den „Pivot“ der Bewegung bildete, war angesichts der gefährlichen Verstrickung der 6. Armee am Morgen des 4. Dezember selbsttätig zum Angriff vorgegangen, um den Gegenangriff des XIII. Korps zu unterstützen, und hatte nördlich der Straße Arangjelovac—Lazarevac Raum gewonnen, wurde dann aber vor der Höhenlinie Ostreaak—Slatina—Stojnik festgehalten und in die Abwehr gedrängt. Franks linker Flügel erreichte auf dem Vormarsch gen Südosten und Süden die Gegend südlich des Avalaberges und gelangte an der Bahnlinie Belgrad—Mladenovac—Polanka bis Ripanj. Die Serben ließen ihn gewähren. Sie schanzten weiter südlich auf den Kuppen der Kosmajlandschaft, die die Nordflanke der Zentralstellung von Arangjelovac—Kragujevac—Cacak zwischen der westwärts zur Lukavica fließenden Turija und der ostwärts gen Semendria ziehenden Ralja mit natürlichen Bastionen füllte und dem Verteidiger sichere Anlehnung bot.

Am 6. Dezember wurden Potioreks Hoffnungen auf Wiederherstellung der strategischen Lage zu Grabe getragen. Bevor die 5. Armee in der Lage war, die Stellung bei Kosmaj mit Nachdruck anzugreifen, wurde die 6. Armee von der Prostruga verdrängt und die Südflanke der Österreicher vollends aufgerissen. Zur gleichen Zeit wurde Snjaric vor Uzice in ungünstigen Kampf verwickelt. Er sah sich gezwungen, die aus dem Moravatal zurückflutende 4. Gebirgsbrigade aufzunehmen und fechtend gegen die Drina zurückzugehen. Dadurch wurde die rechte Flanke Potioreks ganz entblößt und das XVI. Korps zum Rückzug in nördlicher Richtung genötigt.

Das XVI. Korps schlug sich mit Hingebung. Als die Prostrugastellung ins Wanken kam, wich Wurms rechter Flügel von der Gojnagora auf den Maljenstock und setzte sich hier fest. Aber auch diese Stellung zerbrach unter den ungestümen Angriffen der begeisterten Serben, die am 6. Dezember auf der ganzen Linie von Golubac bis Kozomor zum Sturm vorgingen. Von französischen Feldgeschützen begleitet und strahlender Sonne beschienen, brachen sie in die Zwischenräume der dünnbesetzten Kuppen, auf denen die zusammengeschmolzenen Brigaden des XVI. Korps sich verzweifelt wehrten. Die Österreicher verschossen ihre letzten Granaten, um den Rückzug auf Valjevo zu decken, und räumten erst in der Nacht das Feld. Am 7. Dezember langten die Trümmer des XVI. Korps auf dem linken Ufer der Kolubara an.

Als das XVI. Korps auf Valjevo wich, bog das XV. Korps seinen rechten Flügel nach Süden ab und ging unter hartem Kampf über Moravci auf Milovac zurück. Misic griff die Österreicher zwischen Ljig und Kolubara unermüdlich an und ließ der 40. Honveddivision und der 48. Division bei Milovac stark zur Ader. Erst in der Nacht auf den 9. Dezember gelang es dem XV. Korps, den Feind abzuschütteln und sich auf das linke Kolubaraufer zu retten.

Aber es war des Unheils noch nicht genug. Das XVI. Korps hatte sich vergebens an Valjevo geklammert, um den Zusammenbruch zu beschwören. Der Serbe stieß am 8. Dezember nach und warf den Feind in wildem Straßenkampf aus der brennenden Stadt. Da zerbrach die letzte Widerstandskraft des schwergeprüften, abgehetzten Korps. Kolonnen- und Batteriepferde verendeten in den Sielen, führerlose Haufen, die ihre letzten Patronen verschossen hatten, fielen unter Handschar und Handgranate, Versprengte und Flüchtlinge schleppten sich barfuß und hohlwangig in die Täler des Ub und des Jadar und verliefen sich in den Kukuruzfeldern der Macva. Was noch bei der Fahne aufrecht stand, wich fechtend gen Kozeljeva und Jautina und deckte den Rückzug auf Radovinci und Schabatz. Der rechte Flügel der 6. Armee räumte das Feld.

Potiorek wollte noch nicht an seine Niederlage glauben. Er wartete immer noch auf den entscheidenden Flankenangriff der 5. Armee und suchte die Schlacht an der Kolubara zu fristen, indem er das XIII. Korps im Anschluß an das XV. Korps noch weiter zurücknahm und gen Südosten ausschwenken ließ.

Das XIII. Korps, das sich am Pestanbach, nördlich von Lazarevac, des Feindes erwehrt hatte, ging am 8. Dezember auf Volujak und Arapovac zurück und setzte sich dort als Flankenschutz und Verbindungsstaffel, um den Angriff Franks auf die Kosmajstellung zu unterstützen. Aber Franks Angriff kam nicht vom Fleck. Er verzettelte sich in zusammenhanglosen Kämpfen um die festen Stellungen, die der Serbe bei Slatina, Misljevac und Malavon nordwestlich und nördlich von Mladenovac angelegt hatte. Am 8. Dezember lächelte den Österreichern das Glück zum letztenmal. Die 7. Division stürmte Malavon und entriß den Serben in erbittertem Ringen die Kosmajkuppe samt der dort aufgepflanzten Artillerie. Zu spät — schon rollten serbische Verstärkungen von Arangjelovac heran, um die Lage in der Nordflanke sicherzustellen.

Alexander hatte die Hauptkräfte seines linken Heeresflügels von der Verfolgung der 6. Armee abgerufen und rückte zur Vernichtung der 5. Armee heran.

Da beugte Potiorek den steifen Nacken. Er gab die Schlacht verloren und befahl Frank, gen Belgrad zurückzugehen und sich auf die Behauptung dieses letzten Siegespreises zu beschränken. Doch das war leichter befohlen als getan, denn die Serben setzten alles daran, den Nordflügel ebenso gründlich zu schlagen wie den Südflügel, und rückten am 10. Dezember zum umfassenden Angriff auf die 5. Armee zusammen. Sie hatten gegenüber der 6. Armee nur geringe Kräfte stehen lassen, die dem XVI. und XV. Korps in die Macva folgten und deren Nachhuten schwer bedrängten.

Potiorek suchte die Lage zu retten, indem er Frank das XIII. Korps zuschob. Das XIII. Korps erhielt am 9. Dezember den Befehl, sich vom

geschlagenen rechten Flügel der 6. Armee zu lösen und am Westufer der Kolubara auf Obrenovac zurückzufallen, um den Anschluß an die 5. Armee zu bewahren und dieser als Verstärkung und Flankenhut zu dienen. Aber die Serben folgten der Spur, sandten dem XVI. und XV. Korps, die kaum ein Drittel ihrer Streiter über die Save zurückbrachten, nur eine Division und zahlreiche Freischärler nach und rissen die Verfolgungstruppen bei Ub gegen das XIII. Korps herum.

Während die Nachhuten Wurms vom 11. bis 13. Dezember auf den Höhen von Schabatz und Mitrovica standhielten, um den Übergang des Korps auf das linke Save-Ufer zu decken, rangen das XIII. Korps, das VIII. Korps, das in Syrmien aufgestellte Korps und der von Semlin über die Donau geführte Landsturm zwischen Obrenovac und Grocka mit der serbischen Hauptmacht um den Besitz Belgrads.

Der Kampf um Belgrad und der Rückzug der Österreicher

Die Serben griffen die Divisionen Franks vor Belgrad voll Siegeszuversicht an und entrissen ihm rasch die Freiheit des Handelns.

Franks Stellung im Belgrader Bergland war zur Verteidigung wohl geeignet, aber mit unzureichenden Kräften besetzt. Der linke Flügel der Österreicher, der sich bei Grocka am Donauufer behauptet hatte, deckte seine Flanke durch das Feuer der Monitore. Das Zentrum hatte den Vormarsch an der Bahnlinie Ripanj—Mladenovac und vor Kosmaj eingestellt und wich nun mit vorgehaltenen Spießen gegen den Raljaabschnitt zurück, um bei Parcani und an der Ralja festen Fuß zu fassen. Der rechte Flügel stand noch zwischen Parcani und Stepajevac auf den Südhängen des Talambasrückens und hielt die Serben bei Stojnik und Slatina im Zaum.

Frank wollte die weitgespannte Stellung zwischen Grocka und Stepajevac behaupten, bis das XIII. Korps am rechten Flügel in die Front gerückt war.

Am 10. Dezember setzten die Serben auf den Flügeln zum Angriff an, beunruhigten die Verteidiger von Grocka und beschossen Stepajevac, waren aber offenbar noch nicht zum entscheidenden Stoß bereit. Die Österreicher wiesen die Angreifer ab, befestigten ihre Stellungen und schafften den Troß nach Belgrad zurück, versäumten aber den Ausbau Belgrads zu einem starken, nach Süden gewendeten Brückenkopf. Am 11. Dezember griff Alexander mit stärkeren Kräften an. Er rückte dem VIII. Korps auf dem Talambasrücken zu Leibe und bestürmte die Stellung bis in die Nacht so heftig, daß die Verteidiger ins Wanken kamen. Die 21. Landwehrdivision verhütete nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft den Durchbruch und warf den Angreifer in der Nacht aus der Bresche, in der er über Leichen eingedrungen war, doch war an eine längere Behauptung des Talambasrückens

nicht zu denken. Auch Feldmarschalleutnant Krauß, der Franks Zentrum führte, wurde am 11. Dezember angefallen, hielt aber bei Parcani und Ralja allen Angriffen stand. In der Frühe des 11. Dezember erneuerten die Serben den Sturm auf die Talambasstellung und brachen am linken Flügel durch. Die 21. Landwehrdivision wich aus. Krauß deckte durch Flankenstöße den Rückzug des VIII. Korps, das fechtend von Stepajevac—Talambas zurückging, um 10 Kilometer nördlich an den Südhängen des Cretkow Grob, im Quellgebiet der Oparna und Barajewska, zwischen Meljak, Gucati und Ripanj noch einmal Fuß zu fassen. Das geschlagene Korps war so geschwächt, daß es den Kampf ohne die Heranführung von Reserven nicht erneuern konnte. Sein Rückzug gestaltete sich sehr schwierig. Der Serbe stieß in die weichenden Linien, drängte sich in der Mitte ein und warf sich auf die Trümmer der 21. Landwehrdivision, um sie abzuschneiden und zu vernichten. Die 21. Landwehrdivision zählte nur noch 2000 Feuergewehre und schmolz im Kampf um den Rückzug zu einem Bataillon. Unterdessen trieb Frank fünf Bataillone Verstärkung auf; drei Bataillone des XIII. Korps, das am 14. Dezember Obrenovac erreicht hatte, und zwei Landsturmbataillone, die aus Belgrad herangezogen wurden und sich am Cretkow Grob eingruben.

Während das XIII. Korps am rechten Flügel auf den Lipikhügeln Stand faßte und die Lücke zwischen Meljak und der Save füllte, und das VIII. Korps sich in der Linie Meljak—Barajevo—Ripanj zu setzen suchte, stand Krauß mit dem syrmischen Korps an der Ralja in schwerstem Kampf. Er wurde am 12. Dezember von weit überlegenen Kräften angefallen, hielt sich aber, bis die 1. Moravadivision auftauchte, die in keckem Rösselsprung von Lazarevac über Arangjelovac nach Mladenovac verschoben worden war und nun rechts ausschwenkend gegen die Höhen von Krajkowa bara vorging. Der Ort Ralja wurde dadurch von beiden Seiten umfaßt und Krauß gezwungen, sich dem Zangengriff zu entziehen, indem er auf Ripanj auswich. Die Stellungen des österreichischen Zentrums und des linken Flügels waren unhaltbar geworden, Franks Schlachtfront zum Abbruch reif.

Feldzeugmeister Potiorek kam endlich zur bittern Erkenntnis, daß alles verloren war, was er in zwölfwöchigen Kämpfen erobert hatte, selbst Belgrad, über dem erst seit zehn Tagen der Doppeladler wehte. Die Belgrader Südfront war nicht ausgebaut, die 5. Armee völlig von Kräften, ohne Munition und Verpflegung und nicht mehr imstande, den waldigen Cretkow Grob, den hohen Avalaberg, die Donauhöhen von Mostine und die weitgestreckten Linien, die diese natürlichen Bastionen verbanden, in freiem Felde zu verteidigen. Da die 6. Armee kaum ein Drittel ihrer Streiter auf das nördliche Drina- und Save-Ufer gerettet hatte, war auch von ihr kein Beistand mehr zu hoffen. Belgrad war zu einem verlorenen Posten geworden. Schon drangen die Serben an der Straße Meljak—Belgrad in die Stellungen des VIII. Korps, schon sammelten sie sich im Topciderskatal

zur Umfassung des auf die Avalakuppe zurückgegangenen syrmischen Korps, schon wälzten sie den an die Donau gelehnten linken Flügel des Generalmajors v. Schön stromaufwärts gegen Pancevo. Blieb Frank noch länger auf dem Südufer der Save und der Donau zwischen Obrenovac und Pancevo stehen, so drohte der 5. Armee völlige Vernichtung.

Potiorek gehorchte dem Zwang und gab Befehl, Belgrad zu räumen, über die Stromschranke zurückzugehen und die Brücken zu sprengen.

Schritt für Schritt wichen die Österreicher am 13. Dezember gegen die Stadt. Nachhuten verteidigten die Kuppen des Berglandes und die Flankenstellungen auf den Uferhügeln der Save, der Topciderska und der Donau noch 24 Stunden, um dem Troß und der Masse der Armee Zeit zu lassen, sich aus den Gassen Belgrads herauszuwinden und das linke Ufer zu gewinnen.

Am Abend des 14. Dezember erfaßte das Rückzugsgefecht das Belgrader Glacis. Die 104. Landsturmbrigade verteidigte die Prinz-Eugen-Schanzen am Südosteingang der Stadt gegen die mit wildem Zivioruf stürmenden Serben, bis der Feind Artillerie heranzog und Bresche schoß. Am Morgen des 15. Dezember verließen die letzten Österreicher die von serbischen Fahnen wimmelnde Stadt und zogen sich in die Brückenschanze zurück. Um 1 Uhr gaben sie auch die Schanze auf, sprengten die Brücke und rückten nach Semlin.

Potioreks Angriffsfeldzug war gescheitert, der Serbe wieder Herr seines Landes, Syrmien, Bosnien und das Banat aufs neue bedroht und das Ansehen der österreichischen Waffen auf dem Balkan schwer geschädigt.

Österreich-Ungarn war nicht in der Lage, einen neuen Feldzug gegen Serbien zu unternehmen, nachdem die Armee Potiorek im Dezember 1914 zum Rückzug über Drina, Save und Donau gezwungen worden war. Die 5. Armee verließ den Kriegsschauplatz, auf dem sie große Opfer gebracht hatte, und erschien im Januar 1915 in Galizien und in der Bukowina, um die rechte Flanke der Karpathenverteidigung zu decken. Die 6. Armee blieb in Syrmien und Bosnien stehen und übernahm die Hut der Stromflanken, ohne sich auf neue Wagestücke einzulassen, bis sie an die Isonzogrenze abrückte. Potiorek legte den Oberbefehl nieder.

Die Offensive der Deutschen, Österreicher und Bulgaren in Serbien und Montenegro

Die Serben, die im Kampfe mit Potiorek schwere Verluste erlitten hatten, waren nicht geneigt, den Krieg noch einmal auf feindliches Gebiet zu tragen. Sie begnügten sich damit, Belgrad, das Belgrader Bergland, die Macva und die Drinahöhen zu besetzen und die Stromschranken stark zu befestigen und mit Geschütz zu versehen und hielten ihr Pulver trocken.

Sie verstärkten ihre Stellungen und legten im Sommer 1915 auch unterhalb Belgrads, bei Semendria, Pozarevac, Ram und Vl. Gradište und weiter südlich zwischen Arangjelovac und Palanka mächtige Befestigungen an, waren aber nicht zu bewegen, die Stromschranken zu überschreiten und den Italienern durch einen Angriff auf die österreichisch-ungarische Balkanflanke den Vormarsch zu erleichtern. Sie begannen für ihre Ostgrenze zu sorgen, schufen gegen Bulgarien eine befestigte Linie von 60 Kilometern Länge, um das Moravatal zu decken, und rüsteten im stillen zum Angriff auf Sofia. Als die Entente den serbischen Vorschlag, über Bulgarien herzufallen und es niederzuschlagen, bevor die bulgarische Kriegserklärung erfolgt sei, ablehnte, sah sich die serbische Armee auf entsagungsvolle Abwehr beschränkt. Man war aber trotzdem guten Mutes, denn man glaubte nicht an eine deutsche Offensive großen Stils, fühlte sich Österreichern und Bulgaren gewachsen und war darauf gefaßt, auf zwei Fronten zu schlagen.

Der serbische Generalstab ging von der Voraussetzung aus, daß er sich auf einer dieser beiden Fronten, und zwar an Donau und Save, in der Verteidigung halten und sie zur strategischen Flanke gestalten könne, um auf der anderen unter günstigen Bedingungen zum Angriff überzugehen und über den Timok und im Nišavatal gegen Sofia vorzurücken oder daß er im äußersten Fall auch diese Front verteidigen und auf das Eingreifen einer Hilfsarmee der Entente warten könne.

Die Serben wiegten sich noch in diesem Irrtum, als Mackensens Armeen schon im Banat zusammenrückten.

Die strategische Lage im September 1915

Die Lage der Serben war nie ungünstiger als im September 1915, da sie, von ihrem Sieg über Potiorek zehrend und der Hilfe ihrer mächtigen Alliierten vertrauend, mit ausgeruhten Kräften zwischen Belgrad und Nisch im Feld lagen. Gelang es Mackensen und den Bulgaren, sie auf beiden Fronten zu schlagen, sich bei Nisch zu vereinigen und das Moravatal dem Durchgang deutscher Truppen und deutschen Kriegsmaterials nach Konstantinopel zu öffnen, so war viel getan. Der neue Vierbund gewann eine einheitliche zusammenhängende Grundstellung und die Möglichkeit, auf der inneren Linie von Belgrad bis Bagdad zu operieren. Zugleich wurde die Türkei von dem auf Gallipoli lastenden Alpdruck befreit und aus ihrer militärisch-geographischen Vereinsamung erlöst und Deutschland dem Orient mit einem Schlag nahegerückt. Doch war damit das strategische Problem, das Deutschland im Weltkrieg gestellt blieb, nicht gelöst, insonderheit dann nicht, wenn die Entente sich zum Gegenzug anschickte und auf der Balkanhalbinsel eine Flankenstellung einrichtete, aus der sie die Verbindung

Belgrad—Konstantinopel, die bulgarische Grundstellung und die österreichische Südflanke ernstlich und dauernd bedrohen konnte. Als eine solche Flankenstellung erschien das Mündungsgebiet des Wardar, wo der Hafen von Saloniki und die Halbinsel Chalkidike zur Anlage eines befestigten Lagers lockten. Traten die Streitkräfte der Entente hier ans Land, so wurde nicht nur das strategische Problem, sondern auch der politische Komplex des Weltkrieges neu gestaltet, denn das Mündungsgebiet des Wardar und der Struma waren im Balkankrieg von Griechenland erobert worden, und Griechenland, das bislang im Weltkrieg neutral geblieben war, obwohl die Entente sich seit dem März 1915 der griechischen Inseln vor den Dardanellen als Stützpunkte bediente, wurde durch eine Landung englischer und französischer Truppen in Saloniki seiner Neutralität ganz entkleidet. Da die Diplomatie der Entente rechtzeitig auf diese Möglichkeit hingewirkt und enge Beziehungen zu dem griechischen Ministerpräsidenten Venizelos und seiner Anhängerschaft geknüpft hatte, war sie in der Lage, ihrem Willen Nachdruck zu verleihen und die Ausschiffung zu bewerkstelligen. Daran änderte die Tatsache, daß König Konstantin und die Mehrheit des griechischen Volkes dem Kriege fernzubleiben wünschten, und sich weigerten, an Serbiens Seite gegen Bulgarien Front zu machen, nichts.

Obwohl das griechische Problem noch in Dunkel gehüllt lag, als die Bulgaren sich im September 1915 zum Kriege mit Serbien rüsteten und Mackensens Kanonen vor Belgrad zu sprechen begannen, zweifelte keine der kriegführenden Parteien daran, daß ein konzentrischer Angriff auf Serbien die Entente auf den Plan rufen werde und daß Saloniki zur strategischen Grundstellung der englisch-französischen Hilfsarmee ausersehen sei. Der Feldzugsplan der Mittelmächte mußte daher von vornherein mit diesem Gegenzug rechnen und ihn zu durchkreuzen oder unwirksam zu machen suchen.

Die Gestaltung eines konzentrischen Angriffs auf die weiträumige serbische Naturfeste war zunächst an die Zahl der Divisionen gebunden, die Deutschland und Österreich-Ungarn dazu aufbieten konnten, und wurde in zweiter Linie durch die Richtung bestimmt, aus der die deutsch-österreichischen Armeen und die von Bulgarien zu stellenden Streitkräfte angesetzt wurden. Falkenhayn und Conrad v. Hötzendorf mußten sich überlegen, ob es richtiger sei, den Hauptangriff von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten anzusetzen. Für die Führung des Stoßes in westöstlicher Richtung sprach der Umstand, daß die Serben dadurch in der linken Flanke getroffen und bei raschem Vordringen gegen Valjevo, Uzice, Cacak, Novipazar und Cettinje von der Adria abgedrängt wurden, für den Angriff in nordsüdlicher Richtung der günstigere Aufstellungsraum in Südungarn, die besseren, kürzeren Operationslinien und die Möglichkeit einer schnelleren Verbindung mit den von Osten nach Westen vorrückenden Bulgaren. Trotz der gewaltigen natürlichen und künstlichen Hindernisse, die die serbische Nord-

grenze schützten, entschied man sich im Lager der Verbündeten für den gewaltsamen Angriff der Stromschranken und die Durchbrechung des Zentrums der serbischen Nordfront zwischen Schabatz und Ram, also für einen Sturm auf Belgrad und Semendria, der durch Nebenangriffe auf Schabatz, Valjevo und Užice auf der rechten Flanke und durch Vorstöße bei Moldova und Orsova auf der linken Flanke begleitet werden sollte.

Im serbischen Hauptquartier war man auf einen Angriff des ganzen bulgarischen Heeres gefaßt. Man glaubte immer noch nicht an eine Ansammlung starker deutscher und österreichischer Kräfte in Südungarn, da man die Mittelmächte in den Sümpfen Wolhyniens und Weißrußlands und an der von Joffre und French bestürmten Westfront gefesselt wähnte, und beschloß noch in den letzten Septembertagen, starke Kräfte von Belgrad nach Nisch zu ziehen, um den Bulgaren zuvorzukommen und ihnen eine Hauptschlacht zu liefern. Diese Anordnungen kamen indes nicht mehr zur Ausführung. Der Angriff der Deutschen und Österreicher gewann so rasch drohende Gestalt, daß der serbische Generalstab völlig überrascht wurde und Befehle und Gegenbefehle sich kreuzten. So befanden sich noch zahlreiche serbische Streitkräfte an der Nordfront, als Mackensen das Zeichen zum Angriff gab und den Feldzug mit einer gewaltigen Kanonade eröffnete.

Unbekümmert um die Durchbruchsschlachten, die in Wolhynien und Litauen, im Artois, in der Champagne und im Friaul wüteten, schritten Deutsche und Österreicher in der Stärke von sechs Korps unter der Führung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen zur Öffnung der feindlichen Balkanfront.

Im Verband der 3. Armee fochten unter dem Befehle des Generals v. Kövesz zwei österreichische Korps, das VIII. und XIX., und das deutsche XXII. Reservekorps. Die 11. deutsche Armee wurde von General v. Gallwitz geführt und umfaßte das III. Korps und das IV. und X. Reservekorps. Sie bildete den linken Flügel der großen Stoßgruppe und marschierte im Banat auf, um die Donau bei Kostolac und Semendria zu überschreiten und in das Mündungsgebiet des Pekflusses, der Mlava, der Morava und der Ralja einzudringen. Die 3. Armee trat auf dem rechten Flügel an und erhielt die Weisung, die Save bei Belgrad, Obrenovac und Kupinovo zu bezwingen, in die Macva einzubrechen und die Kolubaralinie zu bedrohen. Flankengruppen der 3. Armee standen an der Drina bis Višegrad aufgereiht und zielten von Višegrad auf Užice und von Bijelojina auf Valjevo. Flankengruppen der 11. Armee standen an der Donau bei Moldova und Orsova bereit, um den Feind am Südufer zwischen dem Pekfluß und dem Timok zu fesseln.

Die Serben, die auf beiden Fronten, in Altserbien und Mazedonien 900 Kilometer zu verteidigen hatten, waren genötigt, ihre Streitkräfte zu

zersplittern, wurden aber strategischen Grundsätzen gerecht, indem sie starke Reserven auf den zentralen inneren Linien zusammenhielten. An den Nord- und Westschranken Nordserbiens standen kurz vor Beginn des Angriffs noch 6 Divisionen in weitgespanntem Kordon von Ram bis Visegrad verteilt, während drei Divisionen als Reserven bei Palanka an der Pforte des Moravatals versammelt waren. An der Ostgrenze und im Wardartal waren vier Divisionen ziemlich eng um Nisch aufgestellt, die ungeduldig auf die versprochene englisch-französische Hilfe warteten. Die Verteidigung der Drina-, Save- und Donauschranken stützte sich auf Visegrad, Valjevo, Schabatz, Obrenovac, Belgrad, Semendria, Pozarevac, Ram und Tekija. Die Verteidigung der Ostfront wurde durch die festen Plätze Zajecar und Knjazevac im Timoktal, Pirot und Nisch im Nisavatal und Leskovac und Vranje im Moravatal gewährleistet. Das Heer war neugegliedert und in vier Armeen zusammengefaßt. Die bei Nisch aufgestellten Divisionen bildeten die vom Woiwoden Stepanovic geführte 2. Armee, die Seitendeckungen ins Quelltal des Timok gegen Knjazevac und nach Süden in die Gegend von Kumanova entsandt hatte. Am Unterlauf des Timok und im Donau-Timokwinkel stand die schwächere 4. Armee unter Gojkowic, zwischen Ram und Semendria im Moravatal die von dem Woiwoden Misic befehligte 1. Armee und am linken Flügel von Belgrad bis in die Macva die 3. Armee unter dem Befehl des Generals Jurisic.

Alexanders Befehle, Verstärkungen nach Nisch zu entsenden, hatten in die Aufstellung und die Verteilung der serbischen Streitkräfte einzelne Lücken gerissen, die Festigkeit des Heeres aber nicht erschüttert. An Timok und Nisava wartete der Serbe mit angeschlagenem Gewehr auf die Bulgaren, an Donau und Save lag er zuversichtlich und durch seine Erfolge über Potiorek in Sicherheit gewiegt, keines Angriffs gewärtig, hinter seinen Drahtverhauen. Um so furchtbarer war die Überraschung, als Mackensen plötzlich seine Batterien demaskierte, und Köveß und Gallwitz zum Sturm auf die serbische Naturfestung antraten.

Der Übergang über Save und Donau

Am 5. Oktober vereinigten sich die Kanonenschüsse zu einer rollenden Beschießung der serbischen Strombefestigungen. Von Orsova bis Visegrad lief der Donner der deutschen und österreichischen Geschütze. Am gewaltigsten donnerte die Artillerieschlacht bei Semendria und Belgrad, wo die Serben ihre stärksten Burgen hatten; aber auch bei Tekija gegenüber von Orsova, bei Ram, Obrenovac und Schabatz lag schweres Feuer auf den serbischen Uferwerken. Alle Kaliber vom Gebirgsgeschütz bis zum 42-cm-Mörser waren vertreten und schleuderten ihre Geschosse auf die alten Ringmauern

Belgrads und Semendrias und die modernen Grabenanlagen und Betonwehren der serbischen Uferfesten. Die Mauern sanken, Semendria geriet in Brand, Belgrads Vorstädte fielen in Schutt, Schützengräben und Betonkeller füllten sich mit Leichen. Doch der Serbe wich trotz der grauenvollen Wirkung dieser unerhörten artilleristischen Gewalt nicht aus den Trümmern, sondern deckte sich in den Bauwerken der erhöhten Südufer der beiden Ströme, in den Kukuruzfeldern der Niederungen und den toten Winkeln des Berglandes und erwartete den Anlauf des Feindes. Er erwiderte das feindliche Feuer nach Kräften, hielt den Wasserspiegel und die flachen Nordufer der Donau, der Save und der Drina unter scharfer Aufsicht und machte sich bereit, seine dünnen Linien beizeiten zurückzunehmen und den übersetzenden Feind mit rasch geballten Kräften an der entscheidenden Stelle in den Strom zurückzuschleudern.

Mackensens Armeen griffen planmäßig an, doch mußte man auf einen Vorstoß bei Visegrad verzichten, da die hierzu bestimmte österreichische 62. Division noch nicht zur Stelle war. Dagegen glückte es Köveß am 7. Oktober, bei Bijeljina und Jarak zwei Staffeln über die Drina und die Save zu bringen und die Serben in der Macva zu fesseln. Im Raume Bijeljina kämpfte Generalmajor Streith, der drei Bataillone bei Megjasi über die Drina führte und sich im feindlichen Feuer auf dem rechten Ufer eingrub, bei Jarak kämpfte Feldmarschalleutnant Sorsich, der die Save in der Nähe von Ribnjaca überschritt und die serbischen Posten gegen die Dammstraße Mitrovica—Schabatz zurückwarf. Der Versuch, beide Vorstöße zum konzentrischen Vormarsch zu gestalten, blieb im Entwurf stecken. Am 8. Oktober wurden Streith und Sorsich von den herbeieilenden Serben angegriffen und wieder gegen die Stromschranken zurückgedrängt. Die Österreicher befestigten sich in rasch angelegten Brückenköpfen und hielten in diesen stand, obwohl plötzlich einsetzende Regengüsse und wildgehendes Hochwasser ihre Verbindungen mit dem linken Ufer gefährdeten.

Unterdessen war die Hauptmasse der Armee Köveß, drei Korps stark, zwischen Schabatz und Belgrad dichter zusammengerückt und zum Sturm geschritten. Das XIX. Korps verzichtete auf den Übergang bei Kupinovo, setzte am Nachmittag des 7. Oktober weiter abwärts bei Progar über die Save und ergriff nach heftigem Bajonettkampf von den serbischen Ufergräben Besitz. Der Serbe behauptete sich bei Krtinska am Zugang der Progarer Schleife, führte von Obrenovac Verstärkungen heran und nagelte den kecken Feind im Überschwemmungsgebiet fest. Hierbei wurde die 205. Landsturmbrigade nahezu aufgerieben, hielt sich aber trotz ungenügender Versorgung drei Tage in Sumpf und Kukuruz, bis die 21. Landsturmbrigade zur Stelle war.

Auch wenige Kilometer unterhalb von Progar gelangten die Österreicher auf das Südufer. Sie drangen in die Schleife von Zabrez ein und behaupteten sich im überschwemmten Anland des Stromes gegen wachsenden

Feind. Doch mißglückten alle Versuche, von Krtinska und Zabrez gegen Obrenovac vorzurücken.

Glücklicher waren die beiden linken Flügelkorps der 3. Armee, die sich gegen Belgrad gewendet hatten, wo die Entscheidung fallen sollte. Die Serben hatten die Beschießung ihrer Stellungen auf den Zigeunerinseln, in dem alten Kastell Kalimegdan und in den Vorstädten ausgehalten. Sie saßen am linksufrigen Eisenbahndamm, in Fabrikgebäuden, im Park von Topcider und auf den Höhen von Banovo brdo verschanzt und ließen das Feuer der schweren Geschütze und der Minenwerfer über sich ergehen, ohne die feindliche Artillerie zum Kampf Rohr gegen Rohr zu bekämpfen. Trotzig warteten sie auf den Feind, hatten aber unter dem furchtbaren Wirkungsschießen so schwer gelitten, daß ihre Widerstandskraft bedeutend geschwächt war, als das XXII. Reservekorps und das alt-österreichische VIII. Korps in der Nacht auf den 7. Oktober zum Sturm übergingen.

Es war eine trübe, regnerische Nacht. Deutsche und österreichische Batterien feuerten beim Lichte unzähliger Scheinwerfer und lodernder Brände in rasendem Wirbel über den gleißenden Wasserspiegel und bereiteten der Infanterie den Weg. Als der Morgen graute, verlegte die Artillerie ihr Feuer von den Inseln und dem Uferrand auf die Höhen von Topcider und Banovo brdo und gab der Infanterie die Strombreite frei. Aber es währte noch eine halbe Stunde, bis die ersten Pontons vom österreichischen Ufer stießen, denn die Flut hatte das flache Anland überschwemmt und bereitete der Einschiffung der Truppen große Schwierigkeiten.

Die Serben benützten die Verzögerung, um ihre zerschossenen Gräben aufzuräumen, Maschinengewehre und Minenwerfer aufzubauen und die Besatzungen zu erneuern. Zu gleicher Zeit erhoben die Batterien, die auf dem Kalimegdan, den Uferhöhen der Topciderska und auf Banovo brdo aufgestellt waren und sich bis jetzt zurückgehalten hatten, ihre Stimmen und überschütteten das Nordufer mit wütendem Feuer. Englische Marinegeschütze und französische 15-cm-Kanonen wetteiferten im Bestreben, die Save- und Donauauen nach deutscher und österreichischer Sturminfanterie abzusuchen und die Kolonnen in ihren Bereitschaftsstellungen und auf dem Anmarsch durch die überschwemmten Maisfelder zu zersprengen. Da die serbischen Rohre gut versteckt waren und lange geschwiegen hatten, war es den deutschen und österreichischen Batterien trotz sorgfältiger Fliegerbeobachtung nicht gelungen, die serbische Artillerie im Umkreis von Belgrad völlig niederzukämpfen. Im tollsten Kugelregen, gepeitscht von nässendem Wind, und vom Wogendrang heftig talwärts gerissen, überquerten Deutsche und Österreicher die flüssige Bahn — ein Stromübergang ohnegleichen.

Das XXII. Reservekorps griff die Belgrader Westfront und die südlich von Belgrad ragenden Kuppen an, das VIII. Korps wandte sich links anschließend gegen die Nordfront und die südöstlich von Belgrad ge-

legenen Höhenzüge. In wilden Kämpfen eroberte die Vorhut des XXII. Reservekorps, von schwäbischen Pionieren ans Ziel gerudert, nach wechselvollem Ringen die große Zigeunerinsel und setzte sich darauf fest. Zur gleichen Zeit landete ein österreichisches Bataillon unter schweren Verlusten am Fuße des Kalimegdan und behauptete sich hart am Ufer vor verzweifelt kämpfendem Feind. Die Serben gingen am Tage überall zum Gegenangriff über. General Zivkovic, der Verteidiger Belgrads, hatte etwa 16 Bataillone zur Hand und warf sie dem tollkühnen Angreifer rücksichtslos entgegen. Er rieb die ersten Kompagnien der auf die Inseln und an das rechte Ufer gelangten deutschen und österreichischen Bataillone nahezu völlig auf, war aber nicht imstande, den Feind in den Strom zurückzustoßen. Unter dem Schutze der Artillerie hielten sich die Trümmer der Vorhut in ihren ausgesetzten Stellungen, bis der Abend sank. Dann schafften Pontons und Fähren Bataillon auf Bataillon über den Strom, und als der 8. Oktober graute, war der Übergang als geglückt anzusehen. Das XXII. Reservekorps hatte den Verteidiger völlig von der Zigeunerinsel vertrieben und am Fuß der rechtsufrigen Höhen in den Trümmern der zerschossenen Fabriken Fuß gefaßt, und das VIII. Korps hatte den Eisenbahndamm zu Füßen des Kalimegdan genommen.

Am Nachmittag erstürmten die Deutschen im Kampfe Mann gegen Mann die felsigen Uferhöhen, und am Abend standen am rechten Flügel drei Regimenter der 44. Reservedivision und drei Bataillone der 43. Reservedivision des XXII. Reservekorps in der Belgrader Westflanke auf Topcider und Banovo brdo.

Die Österreicher drangen nach dem Heranschaffen der Minenwerfer in die Ufervorstadt ein. Mit Handgranate und Messer wehrten sich die Serben bis in die Nacht. Dann drang die 59. Division des VIII. Korps, von flankierendem Feuer der Donauflottille unterstützt, in die bergwärts führenden Gassen und riegelte sie ab.

Jurisic verzweifelte daran, Belgrad zu halten und zog Zivkovics Truppen in der Nacht auf den 9. Oktober aus der Stadt, wich indes nur einige tausend Schritte und stellte sich in der Linie Miojevo—Zarkovo und auf den Höhen von Vk. Vracar und Dedinje zu neuem Kampf.

Köveß ließ nicht locker. In der Frühe des nächsten Tages vertrieben deutsche Bataillone feindliche Nachhuten aus dem Park von Topcider und pflanzten die deutsche Fahne auf den Konak; zur gleichen Zeit drangen die Österreicher in die Zitadelle. Nun kam alles darauf an, den Ausgang aus der Stadt zu erkämpfen, ehe der Feind zum Gegenangriff schritt und aus Belgrad eine Mäusefalle machte.

Die Entwicklung war an die Herstellung einer gesicherten Verbindung mit dem Norduser gebunden. Da diese gefährdet war, hing der Ausbau des Erfolges an Zufällen. Das Hochwasser war schon schlimm genug, aber

nun trat, wie auf ein Zeichen der hilfsbedürftigen Serben, die „Kossova“ auf, der gefürchtete Südoststurm, der im Herbst aus dem Balkan hervorzubrechen pflegt. Er warf sich auf den schwer kämpfenden Feind, riß Menschen und Wagen von den Brücken, brachte die Pontons zum Kentern und setzte sogar den eisernen Dampffähren und den Monitoren so hart zu, daß sie nicht mehr in den Kampf eingreifen konnten.

Die Verbündeten gerieten bei Belgrad und auf der ganzen von Ram bis Krtinska reichenden Schlachtfront in eine gefährliche Lage. Die Zufuhren stockten, die Artilleriebeobachtung versagte, das Feuer wurde unsicher und die Vorhuten, die am Südrand Belgrads im Kampfe lagen, verloren im Toben der Elemente Fühlung und Richtung.

Trotzdem gelang es Köveß am 10. Oktober, die Masse des XXII. Reservekorps und des VIII. Korps vor dem Feind zu vereinigen und den eroberten Brückenkopf zu behaupten. Das XXII. Reservekorps rückte kämpfend in die Linie Zarkow—Dedinje, und das VIII. Korps bemächtigte sich der Südostausgänge der Stadt und der Linie Dedinje—Vk. Vracar. Die Serben verteidigten sich mit wachsender Hartnäckigkeit und machten den Verbündeten jeden Fußbreit Boden streitig, mußten aber dem Druck weichen und gingen in der Nacht auf den 10. Oktober und am Tage darauf fechtend durch die Vorstädte und die Militärlager der Südostfront auf Mirojevo und Banjica zurück. Am Nachmittag des 10. Oktober erstieg der Angriff der Verbündeten die Höhenlinie Dedinje—Vk. Vracar. Sie hatten die Eroberung Belgrads gesichert und dem Gegner das Heft aus der Hand gewunden, ehe er zum Gegenstoß ausholen konnte.

Doch nun war ihre Kraft erschöpft. Ihre ersten Staffeln hatten bei der Überschiffung und den Kämpfen am Stromufer sehr schwere Einbußen erlitten und sich zum Teil völlig verschossen. Es galt daher zunächst, Atem zu holen, schweres Geschütz heranzuziehen, einen Tag zu ruhen und frische Kräfte zu sammeln, um den Angriff am 12. Oktober wieder aufzunehmen und die Serben aus der zweiten Sperrlinie über das Glacis des Berglandes gen Süden zu werfen.

Der Verteidiger war inzwischen durch eine Reservedivision und zahlreiche Freischaren verstärkt worden und schanzte in der Linie Ostruznica—Zeleznik—Knezevac—Racivica—Vinca nördlich des Avalaberges, um dem Angreifer den Austritt aus der großen Stromschleife zu verwehren. Erst wenn diese Sperre gesprengt war, trat der Angriff aus dem eigentlichen Brückenkopf und näherte sich dem Avalaberg, dem Petrovgrob und den Hügeln von Mostine und damit den Kampfstätten, auf denen der österreichische Winterfeldzug im Dezember 1914 zu Grabe getragen worden war.

Während die 3. Armee Belgrad eroberte und um den Austritt aus der Donauschleife rang, erzwang Mackensens 11. Armee den Übergang zwischen Ram und Semendria.

Gallwitz war schon am 5. Oktober kampffertig. Er hatte alle drei Korps zur Überschreitung des mächtig ziehenden Donaustromes aufgeboten und in den fruchtbaren Auen des Banats bereitgestellt. Das III. Korps stand bei Bereszlocz und Kevevallos, nordwestlich von Semendria, das IV. Reservekorps, drei Divisionen stark, in der Mitte bei Kevevara und Dunadombo, nördlich von Pozarevac, und das X. Reservekorps bei Palank und Nerasolymos, nördlich von Ram, zum Übergang aufgeschlossen. Die Verbindung mit der Armee Köveß wurde durch eine bei Pancsova fechtende österreichische Flankenhut aufrechterhalten und die linke Flanke der Armee durch österreichische Deckungsmanöver bei Moldova, 25 Kilometer stromabwärts, gesichert.

Um die Serben irrezuführen, wurden bei Orsova Truppen zusammengezogen, die Oberst Fülöpp am 6. Oktober herausfordernd in Bewegung setzte. Er zwang die bei Tekija aufgestellten Serben durch eine heftige Kanonade zur Räumung ihrer Schützengräben und brachte Boote ins Wasser, als wäre Orsova zum Übergangspunkt starker Kräfte ausersehen. Die List gelang, serbische Verstärkungen strömten nach Tekija, und die Aufmerksamkeit des serbischen Generalstabes wurde von Belgrad und Semendria abgelenkt.

Unterdessen trat die 11. Armee zum Angriff an und ging am 7. Oktober in Staffeln vom linken Flügel über den Donaustrom, der seit 24 Stunden vom Wirkungsschießen der mächtigen Artillerie Mackensens widerhallte.

Von Belgrad klang das Echo der Angriffe der Armee Köveß.

Generalfeldmarschall v. Mackensen weilte auf dem linken Flügel der 11. Armee und verfolgte von einer Höhe bei Palank den Übergang des X. Reservekorps, das in der Frühe des Tages die Pontons bestieg. Mit scharfem Ruderschlag schossen die Eisenkähne aus der Mündung des Karasflusses und gewannen durch das hochgehende Wasser das südliche Ufer. Die Serben wurden völlig überrascht. Da sie ihre Hauptkräfte zwischen Semendria und Belgrad und in der Macva zusammengezogen hatten, vermochten sie dem Ansturm des X. Reservekorps am ersten Tag keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Ihre Batteriestellungen wurden zerschlagen, Ram in Brand geschossen und die 350 Meter hohe Gorica, das Kap des Anatemarückens, der das Mlavatal und die Zugänge von Pozarevac beherrscht, vom Feind überrannt. Ehe der Tag sank, standen beide Divisionen des X. Reservekorps, die 101. und die 103., auf dem Südufer der Donau und rollten die Stellungen auf dem Anatemarücken zwischen Ram und Popovac auf. Die Dörfer Kisiljevo und Popovac wurden mit stürmender Hand genommen. Erst bei Kurjace, 14 Kilometer landeinwärts, kam der Angriff zum Stehen. Das X. Reservekorps drückte schon auf die Nordostfront von Pozarevac und hielt die Straße Pozarevac—Vl. Gradiste unter Feuer.

Das IV. Reservekorps wurde am 7. Oktober von Dunadombo—Kevevara auf die große Donauinsel Temessziget übergesetzt und gelangte von dort

unter leichten Kämpfen auf das Südufer des Stromes. Die Serben räumten die versumpfte, weit überschwemmte Moravaniederung und gingen im Moravatal fechtend von Dubravica und Batovac auf Brezani und von Kostolac und Bradarci im Mlavatal auf die Hügel von Sopot gegen Pozarevac zurück. Die 11. bayerische und die 105. Division drängten heftig nach und erreichten die Linie Brezani—Cirikovac. Hier stellte sich der Feind, um die Nordfront des befestigten Lagers von Pozarevac zu verteidigen.

Das III. Korps war weniger vom Glück begünstigt als der linke Flügel und die Mitte der 11. Armee. Die Serben hielten Semendria, die Jezavalinie und das hohe Südufer der Donau zwischen Semendria und Grocka mit starken Kräften besetzt und überschütteten die Maisfelder und die Hochwasserdämme des Nordufers mit schwerstem Feuer. Sie standen auf den 200 Meter hohen Halden und Kuppen des Hügellandes zwischen der Donau, der Ralja und der Jezava in einer sturmfreien Naturfeste und verteidigten diese „Podunavlje" genannte Landschaft als Flankenstellung mit überlegener Kraft, um dadurch den Vormarsch der Armee Gallwitz im Moravatal zu unterbinden und auch den Vormarsch der Armee Köveß aus der Belgrader Donauschleife zu erschweren.

Am 11. Oktober war die serbische Heeresleitung der furchtbaren Überraschung Herr geworden, in die sie die kraftvolle Eröffnung des Balkanfeldzuges durch die Mittelmächte versetzt hatte. Man war sich in Nisch bewußt, daß das serbische Heer den Feind nicht mehr über die Stromschranken zurückwerfen konnte, nachdem es Mackensen geglückt war, zwischen dem Pekfluß und der Jezava im Mündungsgebiet der Morava und im Belgrader Hochland festen Fuß zu fassen, aber man war entschlossen, alles daran zu setzen, den Feind an der Ralja und im Umkreis von Arangjelovac und Pozarevac festzuhalten, bis englisch-französische Hilfe zur Stelle war. Da der rechte Flügel der Armee Köveß in der Macva und an der oberen Drina festgeraten war, konnte Putnik zwei Divisionen an die Ralja werfen und die Generalreserve von Arangjelovac gegen Pozarevac vorführen, wo Misics rechte Flanke bedroht war.

Gleichzeitig entschloß man sich, den Bulgaren zuvorzukommen, nicht zu warten, bis der bulgarische Aufmarsch sich in einen Vormarsch auf Zajecar, Pirot und Kumanovo verwandelte und das Timok-, das Nisava- und das Moravatal überflutete, sondern die Grenzgebirge zu überschreiten und auf der Ostflanke der Berge vor Widdin, Sofia und Küstendil auf bulgarischem Boden zu fechten.

Diese exzentrischen Maßnahmen widersprachen zwar dem Gesetz von der Versammlung der Kräfte im entscheidenden Raum und überdehnten die inneren Linien, waren aber geeignet, eine längere Frist zu erkämpfen und dem Hilfsheere der Westmächte Zeit zu lassen, von Saloniki durch das Wardartal nach Nisch oder durch das Strumatal auf Sofia zu marschieren.

Da die Landungen englisch-französischer Truppen im Hafen von Saloniki bereits am 5. Oktober begonnen hatten, am 10. Oktober 35 000 Mann ausgeschifft waren und jeder Tag neuen Zuzug brachte, konnte ein rücksichtsloser Vorstoß der Entente die Serben noch zur rechten Zeit entlasten, dem bulgarischen Vormarsch die Spitze abbrechen und das große Moravatal öffnen, um den gegen Mackensen kämpfenden Divisionen die rettende Hand zu reichen.

Das wußte man auf beiden Seiten. Alles kam auf die Schnelligkeit und die Kraft des Handelns an. Die strategische Entwicklung war in so winzige zeitliche Fristen eingespannt, daß einige Tage, ja wenige Stunden über den Verlauf und das Ergebnis des räumlich von Belgrad bis Saloniki und von Cattaro bis Sofia ausstrahlenden Feldzuges entscheiden konnten.

Die Serben ließen es nicht an Kraft und Schnelligkeit fehlen. Sie rangen noch vier Tage und Nächte mit Mackensen um die Nordpforten ihres Landes, hielten die Bulgaren ebensolange von der Linie Saloniki—Belgrad fern und harrten auf Entsatz. Mann, Weib und Kind nahmen am Kriege teil, fast die ganze Bevölkerung folgte den Fahnen, warf den Brand in die eigene Hütte und teilte mit dem Heere Not und Tod.

Der Vormarsch der Deutschen und Österreicher im Norden

Der Vormarsch Mackensens, der am 12. Oktober mit frischer Kraft und aufgefüllten Angriffsmitteln einsetzte, stieß überall auf leidenschaftlichen Widerstand. Die bei Visegrad und in der Macva kämpfenden Österreicher kamen noch immer nicht vom Fleck und begnügten sich, den Verteidiger zu fesseln, konnten aber den Abfluß serbischer Kräfte nach Arangjelovac und Cacak nicht verhindern. Mackensen suchte die Entscheidung zwischen Belgrad und Pozarevac. Er verstärkte die Armee Kövess und befahl ihr den Angriff auf die Sperrstellungen in der Belgrader Donauschleife wieder aufzunehmen, während Gallwitz angewiesen wurde, Pozarevac zu nehmen.

Die Kossova hatte sich noch nicht gelegt, als die Korps der 3. Armee gegen den Petrovgrob, den Avalaberg und die Höhen von Lipovica anstürmten. Sie peitschte die Donau zu hohen Wellen und warf im Bergland Bäume und Dächer nieder. Die hohen Kukuruzfelder lagen wie gewalzt, Sturzregen schlugen drein, zerstörten die Karrenwege, auf denen die Geschütze versanken, und rissen die Tragtiere von den Bergflanken. Es war ein Vormarsch, wie ihn Mackensens kampfgewohnte Truppen weder in Galizien noch in Polen kennen gelernt hatten.

Trotzdem ging es unaufhaltsam vorwärts. Die 26. Division, die in den ersten Tagen als Armeereserve zurückgehalten worden war, trat an den rechten Flügel des XXII. Reservekorps und dichtete die Angriffsfront bei dem Vormarsch auf die Avalalinie. Nach heftiger Beschießung warfen

Scheuchenstuels VIII. Korps und Falkenhayns XXII. Reservekorps den Feind über Slanci—Mirijevo—Banjica—Zeleznik in schweren Kämpfen gegen Grocka—Avala—Meljak zurück. Am 15. Oktober wichen die Serben gegen den Avalaberg, ließen aber Nachhuten am Feind, die dem Verfolger mit tausend Listen Abbruch taten.

Als die Kossova am 16. Oktober zu ermüden begann, kam der Vormarsch in rascheren Fluß. Das VIII. Korps rang sich auf Sturmentfernung an den Avalaberg heran und das XXII. Reservekorps stürmte die bewaldeten Höhen des Petrovgrob. Nun warf sich Snjarics 59. Division, unterstützt von links ausschwenkenden Teilen der 43. Reservedivision, auf die Avalakuppe und riß sie dem Gegner aus den Zähnen. Gleichzeitig fiel der Vk. Ramen auf dem rechten Flügel der serbischen Sperrstellung. Die Serben gaben Raum, wichen auf Meljak, Ripanj und die Ralja und nahmen den linken Flügel aus den Schluchten des Tamambas über Pozarevac und den Stojnicaabschnitt auf Sibnica zurück. Der linke Flügel der 3. Armee stieß bei Grocka durch und reichte dem III. Korps der Armee Gallwitz die Hand.

Die 11. Armee war unterdessen vor Pozarevac und in der Landschaft Podunavlje in verlustreiche Gefechte verwickelt worden. Der linke Flügel, der immer noch rascher vom Fleck kam als der rechte, brach am 12. Oktober unter Vortritt der Bayern bei Brezani Bahn und umfaßte Pozarevac, um die Serben zwischen Mlava und Morava zu erdrücken. Das X. Reservekorps nahm am 13. Oktober Popovac, Majilovac, Sirakovo und Beranje, schnitt die östlichen Straßen ab und stieß in südlicher Richtung gegen Smoljivac—Bozevac vor. Das IV. Reservekorps nahm nach der Erstürmung Brezanis durch die Bayern mehrere Stellungen bei Ciwikovac und Bubusinac und rückte durch mannshohe Kukuruzfelder und traubenschwere Weinberge gegen Pozarevac. Das III. Korps lag bei Semendria immer noch Leib an Leib mit dem Gegner verstrickt. Erst als von Belgrad her schwere Artillerie eintraf, begannen die Serben Semendria und die Hügelstellungen von Podunavlje zu räumen. Am 15. Oktober stürmten die 6. und die 25. Division des III. Korps Radinac, Vucak, die Höhe von Vranovo brdo und Udovice zu beiden Seiten der Straße Semendria—Jagodnja und trieben den Feind binnen zwei Tagen über den Raljaabschnitt zurück. Als sich die Verteidiger von Pozarevac, vom X. Reservekorps in der rechten und vom III. Korps in der linken Flanke bedroht und die befestigten Vorwerke wie reife Früchte fallen sahen, warteten sie den Stirnangriff des IV. Reservekorps nicht ab, sondern räumten die Nordfront und gingen durch das brennende Städtchen nach Lucica zurück.

Am 17. Oktober zog der serbische Generalstab die Folgerungen aus der strategischen Lage, die kein längeres Verharren auf den Außenlinien des von allen Seiten umfaßten Kriegstheaters duldete. Die Bulgaren waren

am 15. Oktober zum Angriff übergegangen, die Franzosen erst mit einer Division an den Pforten des Wardartales erschienen, Mackensen aber im Begriff, die Pforten des nördlichen Moravatales und des Erzgebirges zu sprengen und die in der Macva und auf den Drinahöhen kämpfenden Serben abzuschneiden. Putnik rief daher die bei Obrenovac und Schabatz stehenden Kräfte über die Kolubara zurück und befahl nur den montenegrinischen und serbischen Verteidigern des Übergangs von Višegrad, dort bis zum äußersten standzuhalten, um Uzice zu decken. Zur Sicherung des Rückzuges blieben Freischärler am Feind, die den Verfolger in den Kukuruzfeldern der Macva und in den Wäldern der Cer Planina nach Kräften aufhielten und schädigten und die Übergänge der Kolubara und die Zugänge von Valjevo noch tagelang behaupteten. In der Macva wurde jedes Maisfeld, jeder Straßendamm, jedes Gehöft verteidigt. Das XIX. Korps verlor in diesen Bandenkämpfen viele Leute, räumte aber am 19. Oktober die Niederung auf, nahm am Abend Obrenovac und am Tage darauf Schabatz und rückte fechtend über die Kolubara gegen Arangjelovac vor. Valjevo fiel den Österreichern erst am 25. Oktober in die Hand, als der konzentrische Rückzug der serbischen Nordarmee auf das Rudnikgebirge gesichert war.

Die Serben fochten auf der ganzen Nordfront mit Ingrimm und hielten an der Hoffnung fest, Mackensen bei Kragujevac zum Stehen zu bringen. Zu diesem Zweck ballten sie die aus der Macva und von der Drina abgerufenen Truppen, zwei Reserve-Divisionen und die von Belgrad und Pozarevac südwärts weichenden Kräfte der 3. und 1. Armee im Umkreis von Kragujevac zur Schlacht.

Es war ein verzweifeltes Spiel, denn inzwischen waren die serbischen Sperrstellungen auf den Ostflanken der bulgarischen Grenzgebirge von den Bulgaren durchbrochen und der Kampf über den Timok getragen worden.

Der Vormarsch der Bulgaren im Osten und Süden

Der bulgarische Vormarsch erfolgte in zwei Armeen. Die 1. Armee umfaßte vier Divisionen und wurde von General Bojadjew geführt, die 2. Armee zählte drei Divisionen und stand unter dem Befehle des Generals Todorow. Bojadjew, der dem Oberbefehl Mackensens untergestellt war, rückte am rechten Flügel auf und nahm zwischen Widdin und Caribrod Stellung, Todorow marschierte im Raume Küstendil auf und besetzte die Linie Trön—Strumica. Todorows linke Flanke wurde durch eine selbständige Gruppe, die Division Geschew, gedeckt, die auf den östlichen Randhöhen des Strumatales Stellung nahm und zugleich die Südflanke von Sofia sicherte. Als erste Angriffsziele winkten der 1. Armee das Timok- und das Nišavatal und die Festungskette Zajecar, Knajezevac, Pirot, der 2. Armee

das Morava- und das Wardartal und die strategischen Punkte Branje, Kumanovo und Veles. Waren diese Ziele erreicht, so galt es Nisch und Üsküb zu nehmen und die Serben dadurch von den letzten Verbindungen mit Saloniki und dem Meere abzuschneiden, wo Division auf Division des englisch-französischen Hilfskorps an Land ging und General Sarrail zur Übernahme des Oberbefehls erschienen war. Die 1. Armee stand also stark nach Norden verschoben, und die ganze Aufstellung ging weniger auf völlige Umfassung von Süden her als auf rasche Vereinigung der Verbündeten auf dem Vormarsch aus.

Die Serben, die von Zajecar und Pirot vorgegangen waren und sich auf der Ostflanke des Balkangebirges festgesetzt hatten, wurden am 14. Oktober auf der ganzen Linie angegriffen.

Unter heftigen Kämpfen trieb Bojadjew die serbischen Vorposten über die Stara Planina zurück und bemächtigte sich am Tage darauf des Passes von Knjazevac, stieß aber auf dem linken Flügel auf hartnäckigsten Widerstand. Es gelang ihm zwar, im Nisavatal Fortschritte zu machen und über Caribrod gegen Pirot vorzurücken, aber dann prallte er an Feldbefestigungen und plötzlich zum Gegenangriff vorbrechenden Feind, der ihm so zusetzte, daß er den Vormarsch einstellen mußte. Glücklicher war sein rechter Flügel, der auf der Linie Widdin—Belogradcik vorging und am 16. Oktober den Fuß auf serbischen Boden setzte. Während eine abgezweigte Kolonne stromaufwärts marschierte und den Hochwasser führenden Timokfluß überschritt, um die Straße Negotin—Kladovo zu gewinnen, warfen die von Kula und Belogradcik vorrückenden Divisionen den Feind auf die Timokfestungen zurück. Die von Belogradcik vorrückende Kolonne öffnete die Salaschlucht und nahm die Höhen von Knjazevac, eine aus dem Lomral vorbrechende Kolonne überwand den Balkan zwischen Cuprenje und Kavnobucje, stieg ins Quelltal des Timok und warf die serbische Grenzwacht in blutigem Nachtgefecht auf Balta-Berilovica gegen die Straße Knjazevac—Pirot zurück. Dadurch wurde die Nordflanke der im Nisavatal kämpfenden Serben bedroht.

Alexander und Putno hatten nicht umsonst dem starknervigen General Stepanovic, dem Verteidiger der Macva, die Abwehr im Nisavatal übertragen. Stepanovic schlug sich vor Pirot wie rasend, um den Hauptstoß Bojadjews aufzufangen. Als er in Bedrängnis geriet und sich von Umfassung bedroht fühlte, zog er seine Hauptkräfte enger um Pirot zusammen, und suchte der Übermacht hier Halt zu gebieten. Er sprengte Gleise und Brücken, opferte seine Nachhuten, die willig in den Tod gingen, und stellte sich in der Linie Pirot—Sukovo zu neuem Kampf.

Unterdessen war die 2. bulgarische Armee zwischen Sofia und Strumica aufmarschiert und am 14. Oktober von Küstendil gegen die Pässe der 1200 bis 1900 Meter hohen Grenzgebirge vorgerückt. Auf der Wasserscheide zwischen der Struma und dem Wardar kam es zu den ersten Kämpfen.

Todorow hatte drei Regimenter rechts abgezweigt, die die Verbindung mit der 1. Armee aufrechterhalten sollten und aus der Linie Trön—Dukat gegen die Linie Pirot—Leskovac—Vranje vordrangen, aber zu schwach waren, Stepanovics Südflanke ernstlich zu bedrohen. Die linke Flanke Todorows wurde durch einige Eskadronen und ein vor Strumica aufgepflanztes Infanterieregiment gedeckt. Im Hintergrund ballte sich Geschews 2. Division zwischen Mesta und Struma zum Schutze Sofias.

Todorows Hauptmacht ging im Zentrum von Küstendil über Egri Palanka auf Veles und Kumanovo vor. In hitzigem Anlauf erstürmte die 3. Division die Kitkahöhe, nahm die Orte Kiselica und Dramce westlich und südwestlich von Küstendil und riß bei Egri Palanka die Talstraße nach Kumanovo auf; die Kavallerie brach in das Bregalnicatal ein und wandte sich keck gegen Istip. Am 16. Oktober erstürmten die Bulgaren Egri Palanka. Die Serben wichen in der Richtung Kumanovo auf Stracin. Inzwischen überwand die 7. Division den Oberlauf der Bregalnica und rückte rechts einschwenkend auf Kocana.

Da die Serben viel zu schwach waren, das Wardartal durch eine durchlaufende Verteidigungslinie im Gebirge zu verteidigen, hatten sie sich begnügt, zwischen dem Doiransee und Veles eine Stellung zur Aufnahme der englisch-französischen Hilfsarmee einzurichten und bei Stracin, östlich Kumanovo, eine Sperrstellung bezogen, um Üsküb und die Verbindungen mit dem Norden und Westen ihres Landes zu sichern. Während Stepanovic bei Pirot wie ein Rasender focht und die von Rache entflammten Bulgaren durch wütende Gegenstöße von Nisch fernzuhalten suchte, wurden die schwachen serbischen Kräfte zwischen Vranje und Veles von Todorow überflügelt und durch die Täler der Kriwa und der Bregalnica auf den Wardar zurückgetrieben.

Von den drei Regimentern, die auf Todorows rechtem Flügel gegen die Südflanke von Pirot vorgingen, gelangte das 29. Regiment ans Ziel. Es schlug sich in verwegenem Gebirgsmarsch durch das Banjskatal und erschien am 16. Oktober wie aus den Wolken gefallen vor Vranje. Als die Bulgaren von den rechtsufrigen Moravahöhen herabstiegen, fanden sie die Stadt in Erwartung der englisch-französischen Hilfsarmee mit Fahnen geschmückt. Sie bemächtigten sich des Bahnhofs, zerstörten die Schienen und unterbrachen die Verbindungen mit Kumanovo und Üsküb. Dadurch wurden die bei Kumanovo, Üsküb und Veles fechtenden Serben, die Todorow bis zur Ankunft der Franzosen bändigen sollten, von der Masse des serbischen Heeres abgeschnitten und auf die Verbindungslinie Kumanova—Kacanik—Pristina beschränkt.

Gleichzeitig rückte Todorows Hauptmacht von zwei Seiten gegen die Sperrstellung bei Stracin vor. Die 3. Division ging geradewegs auf Stracin los und die 7. Division wurde zu einer Rechtswendung veranlaßt,

um Stracin in der rechten Flanke zu fassen. General Ribarow, der Führer der 3. Division, wartete das Eingreifen der Umfassungskolonne nicht ab. Er packte den Stier an den Hörnern und warf die Serben am 18. Oktober in vierstündigem Kampf von den Höhen gegen Kumanovo zurück. Als die 7. Division nach erschöpfendem Marsch und leichtem Gefecht bei Kocana vor Stracin eintraf, war der Kampf schon zu Ende.

Unterdessen war die Kavalleriedivision im Bregalnicatal bis Istip vorgeprallt. Sie warf schwache serbische Kräfte, erschien am 19. Oktober überraschend vor Veles und setzte sich am rechten Ufer des Wardar fest.

Am Tage darauf rückte die 3. Division in Kumanovo ein, und am 21. Oktober gipfelte der Vormarsch der 2. Armee in der Eroberung von Üsküb. Die volkreiche Stadt wurde von der 1. Brigade der 3. Division nach lebhaftem Gefecht genommen und besetzt. Mit ihr fiel der strategische Schlüssel des oberen Wardartales in bulgarische Hand.

Am Tage darauf griffen die Franzosen in den Kampf ein. Sie waren zu spät gekommen, das Wardartal, Veles, Üsküb und Vranje sicherzustellen und die Serben vor der Niederlage zu bewahren, aber zeitig genug, ihre Fahnen über die griechische Grenze zu tragen und den Engpaß von Demir Kapu zu besetzen, durch den der Wardar seine schäumenden Fluten südwärts wälzt. Als sie über Gewgheli vorrückten, vor Strumica erschienen und über Demir Kapu gegen Krivolac vorgingen, begann der Verzweiflungskampf der Serben in den Balkanfeldzug der Entente zu münden.

Die serbischen Kräfte, die die Wardarenge bis zur Ankunft der Verbündeten gehütet hatten, eilten am 23. Oktober nach Veles, wo die bulgarische Kavalleriedivision immer noch um den Besitz des Westufers und der Stadt rang, und die Serben am Erliegen waren. Die Ankunft der serbischen Verstärkungen zwang Todorows Reiter, das Westufer des Stromes zu räumen. Die Serben folgten ihnen auf dem Fuße und erkämpften den Übergang, vermochten die Bulgaren aber nicht mehr von den Hügeln der Ovce Polje zu verdrängen, auf denen sich die Kavalleriedivision eingrub, um das Eingreifen der 7. Division zu erwarten, die in Gewaltmärschen von Kumanovo heranrückte.

Unterdessen war Todorows äußerste Flankengruppe, zwei Eskadronen und Teile des bei Strumica aufgestellten 14. Infanterieregiments, bei Hudova, am Ausgang des Wardarpasses, mit den Franzosen handgemein geworden. Von diesem Augenblick an focht die 2. bulgarische Armee auf zwei Fronten.

Während Todorow sich anschickte, den Abschnitt Veles—Vranje völlig in Besitz zu nehmen und seine Streitkräfte von Kumanovo nach Norden, Westen und Süden vortrieb, rang die 1. Armee um den Besitz von Nisch.

Bojadjew stand seit dem 14. Oktober in ununterbrochenem Kampf. Er hatte zwar die Timoklinie an verschiedenen Punkten durchbrochen und die 2. serbische Armee auf Pirot zurückgedrängt, war aber am 19. Oktober

noch nicht in den Besitz der Festen Zajecar, Knjazevac und Pirot gelangt. Der Widerstand der Serben wuchs bei Nisch von Stunde zu Stunde. Sie hatten alle verfügbaren Kräfte um Nisch zusammengezogen und waren entschlossen, das strategische Viereck Nisch—Pirot—Leskovac—Prokuplje, das Vereinigungsgebiet der Morava, der Nisava und der Toplica zu behaupten, bis der englisch-französische Entsatz das Wardartal von Süden öffnete und die serbischen Armeen befreite.

Bojadjew wurde vier Tage vor den Außenstellungen von Pirot festgehalten. Er mußte jeden Wasserriß, jede Kuppe und jedes Dorf des zerklüfteten Geländes mit stürmender Hand nehmen. Immer wieder brach Stepanovic wie ein angeschossener Eber aus dem Kessel von Pirot hervor und schlug nach dem von drei Seiten andringenden Gegner.

Erst am 20. Oktober reiften den Bulgaren die ersten nährenden Früchte. Sie erreichten auf dem Nordflügel, wo Gojcovic nach Westen zurückging, um nicht durch Gallwitz vom Moravatal abgeschnitten zu werden, Negotin und die Straße Zajecar—Knjazevac und unterliefen am Tage darauf die Kanonen von Pirot. Am 21. Oktober brach die 1. bulgarische Armee zwischen Zajecar und Knjazevac durch, und am Tage, da Todorows Angriff bei Veles gipfelte und die Franzosen die Wardarschlucht besetzten, rückte Bojadjews Nordflügel in Negotin ein und sandte Aufklärer gen Kladovo und Tekija, wo Oberst Fülöpp jetzt ernstlich zum Übergang über das Südufer der Donau rüstete und das Fort Elisabeth und die Uferbefestigungen in Trümmer schoß.

Am 23. Oktober wurde der Kampf um den Besitz von Pirot und die Linie Zajecar—Pirot zur allgemeinen Schlacht in der strategischen Flanke der bei Arangjelovac—Palanka gegen Mackensen fechtenden serbischen Nordarmeen. Der serbische Generalstab verlor die Herrschaft über das eingeengte Feld, Putnik und Alexander wurden zum Austrag der Schlachten bei Nisch und Kragujevac gezwungen.

Die Kämpfe um die Moravapforten

Als Mackensens Hauptmacht den Austritt aus der Belgrader Stromschleife und dem Mündungsgebiet der Ralja und der Morava erkämpfte, traf sie auf langsam rückwärts schreitenden Feind, der ihr auserlesene Kämpfer gegenüberstellte und jeden Flußabschnitt, jede Höhenlinie, jede Sumpfschranke benützte, den Vormarsch der 3. und 11. Armee zu hemmen und blutig zu zeichnen. Alexander hatte Verstärkungen zusammengerafft und warf sie dem linken Flügel der 11. Armee entgegen, um diesen wieder gegen Anatema zurückzuschlagen und Gallwitz die linke Flanke abzugewinnen. Aber so zäh die Serben auch fochten und so opferwillig sie auch bluteten

— dem unwiderstehlichen Andrang der feuernd und stürmend südwärts rückenden Armeen Köveß und Gallwitz vermochten sie nirgends Halt zu gebieten. Während das X. Reservekorps sich am linken Flügel zwischen Pek und Mlava behauptete, rollte die Feuerwalze talauf.

Mackensens Armeen erzwangen am 19. Oktober den Übergang über die Stojnika und die Ralja und kämpften sich am 21. Oktober in Sturm und Regen an die Linie Aranjevo—Slatina—Vlaška—Selevac—Vlaškido—Rasanac heran. Köveß stürmte den Talambasrücken und die Kosmajkuppe, Gallwitz nahm Ml-Kosna, Lucica und Sapina. Vergebens hofften die Serben auf die Hilfe der Natur, um den Vormarsch Mackensens zum Stehen zu bringen. Die Armeen ließen zwar Tausende von Wagen und Tragtieren liegen, die im weglosen Bergland abstürzten und in den Moravasümpfen versanken, mußten sogar die schwere Artillerie zurücklassen und Gebirgs- und Feldgeschütze an Seilen durch Schlamm und Geröll mit sich reißen, verloren in unzähligen Scharmützeln und Hinterhalten Zeit und Leute, waren aber nicht aufzuhalten. Auch aufregende Meldungen von anderen Kriegsschauplätzen gewannen keinen Einfluß auf den Vormarsch, begann doch in diesen Tagen die vierte große Isonzoschlacht, in der die Italiener abermals Görz und Doberdo mit zwei Armeen bestürmten, während in Wolhynien und in der Champagne nicht minder heftig gekämpft wurde.

Am 23. Oktober stand Köveß vor Lazarevac—Arangjelovac, Gallwitz vor Palanka—Petrovak. Die 3. Armee schloß auf, das XXII. Reservekorps schoß den Feind am 21. Oktober bei Sibnica aus seinen Stellungen und wandte sich dann mit dem heranrückenden XIX. Korps gegen Lazarevac—Arangjelovac, um den Serben in die linke Flanke zu fallen, während das VIII. Korps von Ralja am Lugfluß südwärts rückte. Die 11. Armee ging auf den Stufen der Moravahöhen vor und betrieb ihren Vormarsch mit allen Mitteln, um so rasch wie möglich den Knotenpunkt Brzan an der Mündung der Lepenica zu erreichen und die nordserbische Zentralfeste Kragujevac von der Moravalinie und der Verbindung mit Nisch abzuschneiden. Die 1. und 3. Armee der Serben wichen rückwärtsschreitend Schulter an Schulter gegen den Mündungswinkel der beiden Moraven.

Köveß fand am 23. Oktober das Vorgelände von Lazarevac—Arangjelovac vom Feinde frei und setzte das XIX. Korps gegen die Westflanke, das XXII. Reservekorps gegen die Nordflanke und das VIII. Korps gegen Rabrovac und die Nordostflanke des Rudnikgebirges in Bewegung. Er überwand Schluchten und Schroffen, spannte Ochsen vor die Geschütze und überschritt am 14. Oktober die Bahn Lazarevac—Arangjelovac. In dichtem Nebel erstiegen die Kolonnen den Bergrücken und erreichten im Kampf mit Freischaren und Nachhuten in der Nacht auf den 26. Oktober den Rudnikpaß. In den Tagen vom 27. bis 30. Oktober überschritt die 3. Armee das serbische Erzgebirge, eroberte durch konzentrischen Angriff

von Teilen des XIX. Korps und des XXII. Reservekorps Gornji Milanovac und drang von Norden und Westen gegen das Kraftzentrum Kragujevac—Kraljevo vor.

Gallwitz erkämpfte am 23. und 24. Oktober in fließendem Vorgehen die Moravapforten. Das III. Korps gewann bei Palanka das Südufer der querstreichenden Jasenica, das IV. Reservekorps nahm die im überschwemmten Moravatale liegenden Orte Vl. Livadica und Zabari, und das X. Reservekorps schob sich im Pektal gegen Kucevo vor.

Während das VIII. Korps auf dem linken Flügel der Armee Köveß bei Rabrovac und Ratari focht, stürmte Gallwitz im Moravatal die hartnäckig verteidigten Wald- und Kuppenstellungen bei Banicica, Presedna und Porodin und nahm Petrovac im Mlavatal. Am 26. Oktober erreichte die 11. Armee auf der Verfolgung des geschlagenen Feindes Svilajnac und den Racaabschnitt. Am 28. Oktober legten die Bayern die Hand auf Lapovo unterhalb der Mündung der Lepenica in die Morava und schlugen an das Felsentor von Brzan.

Mackensen war vor der letzten Verteidigungslinie Nordserbiens, an den inneren Talpforten der großen Morava angekommen. Der Kampf um das Dreieck Kragujevac—Kraljevo—Krusevac begann.

Das Ringen um Kragujevac fiel mit den Entscheidungskämpfen um den Besitz des Dreiecks Leskovac—Nisch—Pirot zusammen, wo Bojadjew die Südpforten des Moravatales aufzusprengen suchte.

Die Kämpfe, die Bojadjew seit dem 21. Oktober um den Besitz des Timoktales und des Kanals von Pirot führte, und der Angriff der Armeen Köveß und Gallwitz auf Kraljevo—Kragujevac—Krusevac standen in enger strategischer Verbindung. Schlug Mackensen die Serben so, daß die serbischen Nordarmeen nach innen geworfen wurden, und gelang es Bojadjew und Todorow, die serbische Südarmee von Leskovac und Pirot auf Nisch zurückzudrängen und von Vranje und Kumanovo nach Pristina vorzurücken, so wurden Misic, Gojcovic und Stepanovic abgeschnitten und das 60 Kilometer lange Moravatal zwischen Nisch und Kragujevac zur Todesfalle.

Die serbische Heeresleitung war entschlossen, dem Feinde nicht mehr die Flanke zu bieten und entschlossen den Kampf als Doppelschlacht auf zwei Fronten auszufechten, traf aber zugleich alle Anstalten, der Zange zu entrinnen. Sie verteidigte im Norden die Zugänge von Kraljevo und Brzan und die inneren Pforten der beiden Moravatäler, belegte Kragujevac mit Nachhuten, befestigte den im Süden der Stadt ansteigenden Bagrdanrücken und fuhr noch einmal die sorglich geschonte Artillerie auf, um Köveß und Gallwitz Halt zu gebieten. Im Süden standen die Serben gemäß dem Befehle bei Pirot und Leskovac festgewurzelt, wichen den Angriffen Bojadjews nur Schritt für Schritt und stärkten den Zusammenhang der Südfront mit der Nordfront auf den inneren Flanken, indem sie das Timoktal

räumten und fechtend in drei Kolonnen von Zajecar und Knjazevac über das Gebirge und die Pässe von Lukovo, Soko Banja und Svrljig auf Paracin, Alecsinac und Nisch gegen das Moravatal zurückgingen. Gleichzeitig suchten sie das Heeresgerät und die reichen Vorräte, die in den Arsenalen und Werkstätten von Kragujevac, Krusevac und Nisch aufgestapelt lagen, zu bergen. Alle Wege und Pässe, die von Uzice, Kraljevo und Krusevac über das Hochgebirge und im Quelltal der Moravica im Ibartal und im Rasinatal nach Süden und aus dem Timoktal und dem Nisavatal nach Westen gen Pristina führten, waren von Flüchtlingen und Ochsenkarren bedeckt.

Die Verkürzung des Frontbogens der beiden serbischen Armeegruppen machte sich nach der Räumung des Timoktales rasch geltend. Das tapfer verteidigte Zajecar fiel am 25. Oktober, um Knjazevac wurde noch zwei Tage gekämpft, dann wich Gojcovic ins Gebirge. Am 26. Oktober trafen bulgarische Patrouillen bei Kladovo auf die Vorhut Fülöpps, der Tekija genommen und das vom Feinde verlassene Vladovo am 25. Oktober besetzt hatte. Damit war die unmittelbare Verbindung der Bulgaren mit deutschen und österreichischen Streitkräften hergestellt und die Donau freigelegt, auf der sofort Minensucher erschienen, um die Fahrrinne für Munitionsdampfer zu öffnen. Am Tage darauf rückte Bojadjews rechter Flügel, vor Flankenbedrohung gesichert, südwestwärts, um das Kuzaigebirge zu überwinden und Anschluß an den linken Flügel der 11. Armee zu suchen. Am 28. Oktober erreichte der Vormarsch Bojadjews auf der Verfolgung Gojcovics und des linken Flügels Stepanovics die Wasserscheide zwischen Timok und Morava. Hier schlug den Bulgaren starkes Feuer entgegen. Serbische Nachhuten hatten sich bei Planinica, Slatina und Tresibaba verschanzt und verteidigten die Zugänge von Lukovo, Soko Banja und Svrljig.

Unterdessen wurde bei Nisch und Kragujevac mit schwindender Hoffnung auf Erfolg und Entsatz gekämpft. Stepanovic stritt im Kessel von Pirot, bis das Timoktal geräumt war. Dann gab er dem furchtbaren Druck der Bulgaren nach und wich fechtend in der Richtung Nisch auf Bela Palanka. Am 1. November scharte er seine Kräfte dicht um Nisch und ging aus der Zentralstellung zu Gegenstößen über, um Bojadjews konzentrisch vorrückende Kolonnen vor der Vereinigung anzufallen und bei Bela Palanka im Nisavatal und bei Svrljig am linken Quellfluß des Timok noch einmal zurückzuschlagen. Es war der letzte Versuch, Nisch vor der Umklammerung zu bewahren und Frist bis zum ersehnten Eingreifen der Franzosen zu erstreiten.

Während Stepanovic bei Nisch mit den Bulgaren ums Leben rang und Bojadjew den Kampf so schwer machte, daß dieser nur schrittweise Raum gewann und dicht vor dem Ziel noch einmal in die Abwehr gedrängt wurde, fiel auf dem Nordflügel die Entscheidung.

Die Armee Köveß war nach der Einnahme Gornji-Milanovacs und der Bezwingung des Rudnikpasses ins westliche Moravatal und ins Jasenica-

tal abgestiegen und auf der Straße Arangjelovac—Kragujevac dicht an die Westfront von Kragujevac herangekommen. Schulter an Schulter mit Köveß brach Gallwitz im großen Moravatal auf Brzan Bahn, nahm Svilajnac und Lapovo, überschritt das versumpfte Lepenicatal und griff am 30. Oktober die Höhen von Strazevica und Brzan an. Durch den Flankenangriff bei Kragujevac bedroht, ließen die Serben Kragujevac fahren, warfen die Brandfackel ins Arsenal und wichen am 1. November ins rettende Gebirge. Teile des österreichischen VIII. Korps der 3. Armee drangen von Westen, Teile des III. Korps der 11. Armee von Norden in die Stadt und löschten die Brände. Am 2. November stürmten Brandenburger, Schwaben und Bayern die Stellung auf dem Bagrdan, drängten dem geschlagenen Feind ungestüm nach und erreichten am 3. November Jagodina. Weit aufgeschlagen glänzte vor ihnen das überschwemmte Moravatal. Nur der Bahndamm ragte aus der braunen Flut, die von den Aufschlägen serbischer Granaten gepeitscht wurde. Mit der Besetzung Jagodinas war das innere Moravatal aufgestoßen. Mackensens Nordarmee stand jetzt nur noch 18 Kilometer von Paracin, dem Endpunkt der Paßstraße Zajecar—Boljevac—Paracin, entfernt, auf welcher die 4. serbische Armee nach den Nachhutgefechten bei Planinica und Lucevo ins Moravatal abzog.

Die Armee Köveß erkämpfte am 2. und 3. November bei Milocaj und Kraljevo den Übergang über die westliche Morava und drang im Grucatal und über die Kotlenik Planina gegen Kraljevo—Krusevac vor. Bei Kraljevo lebte der serbische Widerstand in einem heißen Gefecht auf. Sie verteidigten die Moravabrücke drei Tage lang und hielten den rechten Flügel des XXII. Reservekorps fest, bis dessen linker Flügel zur Umfassung schritt, den Übergang bei Sirca weiter flußabwärts erzwang und von Osten in die Stadt eindrang.

Am 5. November gipfelte der Angriff der Armeen Köveß und Gallwitz in der Linie Avrilje—Kraljevo—Krusevac—Cuprija—Paracin. Die Serben gaben die Ufer der westlichen Macva preis, verloren in der Nacht noch das große Moravatal und die Stadt Varvarin, die von Gallwitz durch einen Handstreich genommen wurde, und warfen sich in die Berge, um durch das Ibartal, das Rasinatal und über die Saumpfade des Jastrebacstockes die Linie Raska—Kursumlje, das Toplicatal und Pristina zu erreichen. Bei Krusevac geballte Nachhuten hielten den Sieger nach Kräften auf und begannen erst am 7. November zu weichen.

Am 8. November war die Schlachtfront der serbischen Nordarmeen endgültig gebrochen. Mackensen entwirrte das Gedränge, das bei dem Zusammenrücken im Mündungswinkel der beiden Moraven entstanden war, schied Truppen aus, die nach anderen Kriegsschauplätzen abrückten — vor allem das XXII. Reservekorps, das durch das neuerschienene, für den Gebirgskrieg geschulte bayerische Alpenkorps ersetzt wurde —, und bildete

aus den zurückbleibenden Verbänden bewegliche Kolonnen, die dem geschlagenen Feinde auf dem Fuße folgten. Da Bojadjews rechter Flügel sich nach dem Austritt aus dem Gebirge zwischen Timok und Morava mit dem linken Flügel der 11. Armee verkettete, war die Vereinigung der deutschen, österreichischen und bulgarischen Streitkräfte zu halbkreisförmigem Vormarsch als vollendet zu betrachten. Aber nun rächte sich der bulgarische Aufmarsch an der Timoklinie, denn die von Lukovo und Soko Banja ins Moravatal hinuntersteigenden Kolonnen gerieten dem deutschen Vormarsch in die Quere und aus der Frontverkettung ergab sich eine große Stauung, die die Verfolgung lähmte und den Serben erlaubte, talaufwärts gegen Mramor zu entweichen.

Die Kämpfe bei Nisch und Leskovac

Der unerbittliche Druck, den Mackensen auf die serbische Nordfront ausgeübt hatte, war den Bulgaren in ihrem schweren Kampf um das Dreieck Leskovac—Pirot—Nisch sehr zustatten gekommen.

Bojadjew war von Stepanovics Ausfall vor den Toren Nischs schwer getroffen worden.

Die Serben brachen am 2. November aus der Ost- und Nordostfront der Nischer Zentralstellung hervor und fielen die Bulgaren im Nisavatal und auf den Hängen von Svrljig so heftig an, daß sie zum Weichen gebracht wurden. Mit Mühe behauptete Bojadjew sich westlich von Bela Palanka auf dem 1154 Meter hohen Bogovberg und auf der Westflanke des Svrljigpasses. Unterdessen räumte die serbische Heeresleitung Nisch. Große Truppenzüge, Knaben und Greise, Geschütze und Troß wälzten sich bei Mramor über die Morava und bogen in das Toplicatal ein, um über Prokuplje und Kurſumlje nach Priſtina zu entkommen. Da auch die von Alecſinac südwärts strebenden serbischen Kolonnen den Weg ins Toplicatal noch offen fanden, leerte sich der Kessel von Nisch verhältnismäßig rasch. Auf qualvollem konzentrischen Rückzug strömten die serbischen Scharen in unabsehbaren Zügen von den Flanken des Gebirges und durch die Flußtäler dem Amselfeld zu.

Da Bojadjew nicht vom Fleck kam, hatte Jekow sich gezwungen gesehen, ihm die als Heeresreserve zurückgehaltene 9. Division zu senden. Sie wurde, bei Svrljig eingesetzt und schwere Artillerie aus dem Timoktal herangeschafft um die Stockung zu überwinden. Am 3. November gaben die Serben auf der Gulijanska Planina zwischen Svrljig und Nisch dem stärkeren Einsatz Raum und wichen auf die alten Forts zurück. Als Alexander am 4. November die Meldung von der Einnahme Paracins durch Gallwitz erhielt, befahl er, Nisch aufzugeben und auf die Morava zurückzugehen. Die Timokdivision blieb als letzte am Feind und verteidigte die Nordostforts und die Nisavaenge bis zur völligen Räumung der Stadt.

Bojadjew setzte den letzten Stoß aus nordöstlicher Richtung an und führte zwei Divisionen und die schwere Artillerie zum Sturm. Die veralteten Türkenforts wurden zusammengeschossen und die Verteidiger in die Nisavamulde geworfen. Am 5. November verließen die letzten Serben die Zitadelle und zogen sich an der Nisava abwärts über die breitströmende Morava zurück. Nur wenige Gefangene fielen in bulgarische Hand. Bei Leskovac hielten die Serben noch zwei Tage stand, dann zogen sie sich aus der Mulde auf das linke Ufer der Jablonica und überließen Ribarow das Tal der Binaka Morava von der Quelle bis Leskovac, um sich auf den Flanken der Goljak- und der Zegovac Planina über der Flußniederung wieder zu setzen.

Mackensen hatte am 7. November sein wichtigstes strategisches Ziel, die Öffnung des Balkankorridors und die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung Mitteleuropas mit der Türkei, erreicht. Die Serben waren aus dem Felde geschlagen und die Orientarmee der Entente der Handlungsfreiheit beraubt, aber der Feldzug darum noch nicht zu Ende. Da es den Bulgaren nicht gelungen war, die bei Nisch zusammenströmende serbische Heeresmasse rasch genug niederzuringen, und der Zusammenschluß der zu hoch im Norden angesetzten Armee Bojadjew mit der Armee Gallwitz zu einer Verstopfung der Marschstraßen im Moravatal geführt hatte, war das serbische Heer vor einer völligen Katastrophe bewahrt worden. Es gehorchte dem Gesetz, das der Gegner prägte, lökte aber noch wider den Stachel und gab sich nicht gefangen.

Im serbischen Lager war man sich der Lage wohl bewußt gewesen und hatte auf der Peripherie des vom Feinde umfaßten Halbkreises Kraljevo—Krusevac—Alecsinac—Nisch—Leskovac—Kacanik mit dem Mute der Verzweiflung gekämpft, bis die letzte Frist verstrichen war und man auf Sarrails rechtzeitiges Erscheinen auf der Walstatt nicht mehr rechnen konnte. Nun war man ganz auf sich gestellt.

Als die Serben am 7. November von Nisch hinter die Morava zurückwichen und Mackensen die deutschen, österreichischen und bulgarischen Streitkräfte als zusammenhängende Masse von der Peripherie des bei Kraljevo, Krusevac, Alecsinac und Nisch eingedrückten Halbkreises zum konzentrischen Angriff gegen die Linie Novipazar—Mitrovica—Pristina vorführte, lag schon Schnee auf den kahlen Balkangipfeln. Rauhe Winde, kalte Regenschauer und unergründlicher Kot erschwerten die kriegerischen Bewegungen der ineinandergedrängten Armeen und füllten die Lazarette mit Kranken. Trotzdem schoben sich die Verfolgungskolonnen der Armeen Köveß und Gallwitz unermüdlich vorwärts, rafften Scharen Versprengter weg, räumten ineinandergefahrene und verlassene Fahrzeuge beiseite, holten umgestürzte Kanonen aus den Schluchten und drängten die serbischen Streitkräfte, die auf der Nord- und Nordostfront gekämpft hatten, Schritt für Schritt auf Novipazar—Mitrovica und Pristina zusammen.

Aber noch war die serbische Armee nicht völlig in den magischen Kreis gebannt, der sich eng und enger um sie zu schließen drohte. Noch war ihre Energie nicht gebrochen. Der serbische Generalstab hielt die Bulgaren Todorows bei Kalkandelen und Kacanik fest und fand sogar die Kraft, noch einmal zum Angriff überzugehen, um die Kette der Verfolger bei Leskovac zu durchbrechen und sich in einem mächtigen Ausfall zu Sarrail durchzuschlagen.

Es war der letzte Versuch, das strategische Joch abzuschütteln und die Bewegungsfreiheit wieder zu erlangen. Er führte zu schweren, tagelangen Kämpfen am Oberlauf der Morava und im Becken von Leskovac. Nicht weniger als fünf Divisionen brachte Alexander zusammen, gelichtete Verbände, arm an Munition und schlecht mit Brot versehen, aber willig zur Schlacht.

Bojadjew hatte die hochgehende Morava und die Jablonica zwischen Nisch und Leskovac noch nicht überwunden, als diese verzweifelte Masse am 9. November zum Angriff vorbrach. Sie stieß unter starker Flankendeckung gegen Osten von den Hängen der Goljak- und der Jegovac Planina ins Quelltal der Morava und ins Becken von Leskovac hinab und fiel Todorow, der seit dem 23. Oktober gegen die Franzosen focht, in Flanke und Rücken.

Die Armee Todorow war seit den ersten Zusammenstößen mit den Franzosen bei Hudova und seit den Gefechten bei Veles, die am 23. Oktober zum Rückzug der bulgarischen Kavalleriedivision auf das Ostufer des Wardar geführt hatten, auf zwei Fronten in schwere Kämpfe verwickelt worden.

Todorow hatte seine ganze Streitmacht zu exzentrischen Bewegungen aus der Hand gegeben. Während die 7. Division südwärts rückte, um die bei Veles ins Gedränge geratene Kavalleriedivision herauszuhauen, wandte sich sein rechter Flügel zweigeteilt nach Nordwesten und Westen, um das Moravatal abwärts über Vranje ins Becken von Leskovac und das Wardartal aufwärts nach Kacanik und Kalkandelen zu gelangen. Glücklicherweise war es Jekow inzwischen gelungen, zwei neue Divisionen ins Feld zu stellen, so daß der viel zu schwach bemessenen Südarmee frische Kräfte nachwuchsen. Todorow erhielt die 5. Division, die von der rumänischen Grenze herangezogen wurde, und die ersten Staffeln der aus Mazedoniern neugebildeten 11. Division zugewiesen und wurde dadurch instand gesetzt, seinen linken Flügel durch Verstärkungen zu speisen. Trotzdem geriet er in große Gefahr.

Anfangs schien Todorow das exzentrische Spiel leicht zu glücken. Die Serben, die im Wardartal und südlich von Leskovac kaum zwei Divisionen stark waren, mußten von Üsküb auf Kacanik und Kalkandelen gegen Pristina und Prizren und von Veles auf die Babuna Planina gegen Prilep in die letzten Bollwerke des serbischen Volkes weichen. Sie verloren die Enge von Kacanik und die Höhen von Kalkandelen an Teile der 3. Division,

Veles an Teile der 7. Division und beschränkten sich darauf, die Zugänge zu den letzten Räumen ihres Machtgebietes Pristina—Prizren und Monastir—Ochrida in den Engen von Kacanik, auf den Sarskahöhen bei Kalkandelen und am Svinjickaglava-Paß auf der verschneiten Babuna zu sperren.

Unterdessen drang die Hauptmacht der 7. Division Todorows fechtend gegen Gradsko—Kriwolac vor, um sich den Franzosen als Riegel vorzulegen. Auch das glückte, aber die Franzosen suchten den Feind mit schwerem Feuer heim und vermehrten sich zusehends so, daß ihr Vormarsch binnen wenigen Tagen zu erwarten war. Als bei Strumica Engländer auftauchten und Geschews 2. Division fesselten, wurde Todorows Lage kritisch. In Eilmärschen rückten die ihm nachgesandten Verstärkungen nach Süden, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Todorow selbst begab sich von Kumanovo nach Veles an die Südfront und ließ General Ribarow, den Führer der 3. Division, als Befehlshaber seines Nordflügels in Kumanovo zurück.

Ribarow war guten Mutes, denn inzwischen war Nisch gefallen und Leskovac besetzt worden. Da erfolgte der verzweifelte Angriff der Serben von den Bergen herab und aus der Mulde von Leskovac, der die 2. Armee über den Haufen zu rennen drohte.

Todorows Nordwestfront war von vier Infanteriebrigaden der 3., 5. und 7. Division und der Kavalleriebrigade Stojkow besetzt, als die Drina-, die Timok- und die Moravadivision, von der Sumadjadivision und der Kavalleriedivision unterstützt, aus dem Kessel hervorbrachen.

Der Anprall hob Ribarows rechten Flügel aus dem Stand und warf ihn auf Vranje. Mit Mühe gelang es Ribarow, dem Unheil zu steuern. Das 46. Regiment rettete die Lage, indem es sich auf der Kobiljakhöhe nordwestlich von Vranje festwurzelte und die serbischen Angriffe abwies, bis die Kavalleriebrigade Stojkow zur Stelle war. Auch Ribarows linker Flügel kämpfte schwer; die 2. Brigade der 5. Division mußte sich bei Domorowce—Gnjilane an die Osthänge der Zegovac Planina klammern, um den Serben den Durchbruch aus den Quelltälern der Binaka Morava und der Leskovica ins große Moravatal und in die Südflanke von Vranje zu verwehren. Sogar bei Kacanik lief der Serbe an und setzte der dort kämpfenden 1. Brigade der 3. Division hart zu, brachte sie aber nicht zum Weichen.

Vier Tage, vom 10. bis 15. November, rüttelte Stepanowics verzweifelter Ansturm an Ribarows Front und drängte die Bulgaren zusehends auf Vranje zurück. Ribarow wehrte sich nach Kräften. Er wußte, daß er stündlich auf das Eingreifen Bojadjews rechnen konnte, der an den Moravabrücken Stepanowics linke Flanke bedrohte, und fristete die Schlacht. Am 15. November winkte ihm infolge eines glücklichen Schachzuges ein gewisser Erfolg. Er zog die 2. Brigade der 3. Division hinter der 2. Brigade der 5. Division durch, umfaßte Gnjilane und warf die Serben in die

Zegovac Planina zurück. Da stürzte ein serbischer Gegenangriff auf den geschwächten rechten Flügel noch einmal die Wage um. Die Moravadivision erstürmte in rücksichtslosem Anlauf die Kopiljakhöhe und brach hinter Stojkow auf Branje durch. Ribarow sah seine Stellung aufgerollt und wäre ohne Zweifel erlegen, wenn die Serben noch genügend Bewegungsfreiheit besessen hätten, diesen Erfolg auszunützen. Aber es war zu spät: Mackensen war schon durch das Ibartal und über den Jastrebacstock in den Rücken der Serben gelangt und im Toplicatal bis Kursumlije vorgedrungen, und Bojadjew nach heftigen Kämpfen auf das Westufer der Morava übergegangen und bis Prokuplje vorgerückt. Links ausschwenkend fiel Bojadjew der Moravadivision in den Rücken und schnitt sie ab. Erst versuchten die Serben, sich durchzuschlagen, dann verschanzten sie sich auf Kopiljak und kämpften, bis der dritte Mann im Blute lag. Als Pulver und Brot zu mangeln begannen, streckten die letzten 7000 die Waffen.

Unterdessen hatten sich auf der Zegovac Planina und bei Ferizovic, nördlich von Kacanik, abermals abgesprengte Haufen gesammelt, die am 20. November den Angriff erneuerten und die Linie Gnjilane—Kacanik zu durchbrechen suchten. Als ihre verzweifelten Anstürme im Feuer zusammenbrachen und die Armeen Gallwitz und Bojadjew in ihrem Rücken Pristina nahmen, wichen sie über Ferizovic und Lipljan auf Prizren.

Der Versuch der serbischen Heeresleitung, nach Süden durchzubrechen und das Wardartal aus eigener Kraft zu öffnen, war gescheitert. Der Halbkreis, in dem die serbischen Armeen seit dem 17. Oktober rückwärts schreitend gefochten hatten, um Franzosen und Engländern Zeit zu lassen, heranzukommen, klappte zusammen.

Die Kämpfe auf dem Amselfeld und in Albanien

Das Schicksal des serbischen Heeres war besiegelt, aber noch war zweifelhaft, in welchem Umfang und in welcher kriegerischen Gestalt die Armee König Peters der Vernichtung entgegenging. Schlugen die Serben im Becken von Pristina mit der Absicht, in „Schönheit zu sterben", eine Verzweiflungsschlacht — Ministerpräsident Pasic hatte im Parlament davon gesprochen —, so schied Serbien aus dem Kriege, suchten sie dagegen nach einer letzten Kehrtwendung und nach auf Rückendeckung berechneten Nachhutkämpfen die montenegrinischen und albanischen Berge zu gewinnen und auf der ganzen weitgespannten Linie Novavaros—Novipazar—Mitrovica—Pristina—Prizren—Monastir nach Südwesten zu entkommen und über Bjelopolje, Berane, Ipek, Djakova, Debra und Elbassan die Küste des Adriatischen Meeres zu erreichen, so räumte die serbische Armee das Feld, ohne die Fahnen einzurollen, und kehrte früher oder später in

größerer oder geringerer Stärke, und wo es auch sein mochte, in die Front der Entente zurück.

Die Möglichkeit, die Ostküste der Adria zu gewinnen, war vorhanden, denn die Streitkräfte Österreich-Ungarns waren nicht zahlreich genug gewesen, den Angriff Mackensens auf das Belgrader Bergland rechtzeitig durch einen größeren Flankenangriff aus der Linie Visegrad—Foca—Trebinje zu unterstützen und durch Montenegro und das Sandschak Novipazar nach Südosten vorzudringen, um den Serben den Rückzug abzuschneiden.

Erst als die Serben bei Kragujevac und Kraljevo geschlagen waren, sahen sich die Mittelmächte in der Lage, die montenegrinische Flanke anzugreifen und dem Vorrücken der Visegrader Gruppe größeren Nachdruck zu verleihen. Die von Visegrad vorgehende 62. Division stand am 15. November knapp 15 Kilometer östlich von Visegrad im Kampf und gelangte erst in den Besitz von Sokolovic am Lim, als die Verfolgung im Ibartal Usce und im Toplicatal schon Babica erreicht hatte und die Serben, von Norden und Osten gedrängt, bereits ins Becken von Pristina hinabfluteten.

Köveß zog daher nach dem Abstieg ins Ibartal seine Armee nach dem rechten Flügel zusammen und begann über Plevlje und Novavaros tiefer in das Sandschak Novipazar einzudringen, in dem die Montenegriner ihre Hauptkräfte vereinigt hatten.

Am 17. November erreichten die Armeen der Verbündeten auf der Verfolgung die allgemeine Linie Ruda—Uvac—Javor—Rasca—Kursumlije—Druglica—Kacanik—Kalkandelen. Sie waren also auf dem verstärkten rechten Flügel bei Ruda, Uvac und Javor auf beiden Ufern des Limflusses, 30 Kilometer nordwestlich und nördlich von Novavaros—Sjenica, angelangt, mit der Mitte bei Rasca und Kursumlije im Ibar- und Toblicatal nordöstlich von Novipazar—Mitrovica angekommen und auf dem linken Flügel bei Druglica—Kacanik und Kalkandelen östlich und südöstlich von Pristina—Prizren im Begriff, aus den Pässen herauszutreten, die ins Sitnicatal und auf das Amselfeld in das klassische Gefilde führten, auf dem Türken und Serben am 15. Juni 1389 und Madjaren und Serben am 19. Oktober 1448 zusammengestoßen waren. Diesmal winkte dem serbischen Heere kein Sieg wie 1448, sondern eine schlimmere Niederlage als 1389.

Als die Moravadivision erlegen war und auch am hochgehenden Lim, auf den verschneiten Höhen von Novavaros, in den Engen der Rasca und an den Sperren vor Kursumlije und Babica der Widerstand der serbischen Nachhuten gebrochen war, wurde die Verfolgung zum Kesseltreiben. Am 19. November befanden sich Novavaros, Sjenica und Rasca im Besitze der Armee Köveß, am Tage darauf nahm das Alpenkorps Novipazar. Auf der Paßstraße Kursumlije—Propolac—Pristina rückte Gallwitz über den Sattel von Propolac auf Dubnica und erstritt den Ausblick auf das Amselfeld. Die Bulgaren kämpften am Nordhang der Goljak Planina um den

Austritt in das Labtal und drangen gegen den Ostrand des Amselfeldes vor. Auch bei Gnjilane wich der Serbe endlich nach schweren Verlusten und zog sich über den Zegovacstock gegen Pristina zurück. In Schnee und Regen quälte sich der Feldzug auf grundlosen Gebirgswegen im unwirtlichen Lande dem weit hinausgerückten Ziele zu.

Die Serben ließen immer mehr Versprengte zurück. Hohläugige, vom Hunger und Flecktyphus gezeichnete Kranke lagen in den Dörfern und in den Seitenschluchten, die Kadaver unzähliger Ochsen und Tragtiere säumten die Paßwege, aber immer noch knatterte Gewehrfeuer opferwilliger Nachhuten, die der Verfolger aus dem Stand heben mußte, um den Feind nach Mitrovica—Pristina hinabzufegen.

Am 20. November entbrannte der Kampf um die Zugänge des Amselfeldes. Am Tage darauf stieg Gallwitz vom Südhang von Prepolac fechtend ins Labtal hinunter und nahm Podujevo. Der serbische Widerstand begann zu erlahmen. Tausende streckten, von allem entblößt und von drei Seiten umfaßt, die Waffen, Zehntausende drängten ins Amselfeld hinunter, das sich als weitaufgeschlagenes Flußtal — einst ein von Schneegebirgen umrahmter Hochlandsee — in einer Länge von 50 Kilometern und einer Breite von 22 Kilometern vor ihnen öffnete. Nichtsdestoweniger stießen die 1. bulgarische Armee an den Ost- und Südostzugängen noch auf heftige Gegenwehr, und ein Versuch Ribarows, ein Regiment von Kalkandelen über die Sar Planina gegen Prizren vorzutreiben, um den Serben die Straße Prizren—Djakova abzuschneiden, mißlang. Am 22. November trieben Gallwitz, Köveß und Bojadjew die Serben von Norden und Osten auf Mitrovica und Pristina zurück. Der Serbe erfocht keine Frist mehr zur Ordnung seiner Verbände, die von allen Seiten ins Amselfeld hinunterströmten, und dachte nicht mehr daran, sich auf der alten Walstatt zur Verzweiflungsschlacht zu stellen. Aber er streckte die Waffen nicht, sondern faßte den heldenhaften Entschluß, sich nach Albanien und Montenegro durchzuschlagen.

So kam es nicht mehr zur geordneten Schlacht, nicht mehr zur Einkesselung des aufgelösten Heeres, wohl aber noch zu blutigen Kämpfen, in denen der Verfolger dem serbischen Heere Stück um Stück vom Leibe riß, es um viele Tausende von Streitern schwächte und seiner ganzen Ausrüstung beraubte.

Am 23. November fielen Mitrovica, Pristina und die Zegovacpässe in Mackensens Hand. Es war ein heller, sonniger Tag. Pristina lag in goldenen Flimmer getaucht, seine weißen Mauern und die schlanken Minarette leuchteten verheißend, als die Schwarmlinien der 101. und 103. Division des IV. Reservekorps von Norden und Nordosten zu Tal stiegen. Von Osten nahten bulgarische Vortruppen. Deutsche Dragoner erreichten um die Mittagsstunde die Stadt. Albanier und Türken empfingen die

Sieger mit Halbmondfahnen, und befreite österreichisch-ungarische Gefangene aus der Potiorekzeit umdrängten freudetrunken die Pferde. Kurz darauf marschierten von Osten Bojadjews Reiterregimenter ein. Am Tage darauf räumten die Österreicher, deren VIII. Korps Mitrovica nach hartem Kampf genommen hatte, von Mitrovica südwärts rückend, das Amselfeld vollends auf. An den Sitnicabrücken fielen den Verfolgern noch Tausende von Gefangenen in die Hände. Am 26. November wälzten sich die flüchtigen serbischen Heerestrümmer von Pristina und Lipljan in das Becken von Djakova und das Tal des schwarzen Drin.

Bei Prizren wurden sie von Ribarow und Bojadjew ereilt und nochmals zum Kampf gezwungen. Fünf Tage lang fochten sie, um den Kanonen, den Fuhrkolonnen und den Flüchtlingen einen Vorsprung zu sichern und das Drintal zu erreichen.

In diesen Kämpfen bäumte sich das serbische Heer zum letztenmal auf. König Peter und der Woiwode Putnik weilten bei den Truppen Stepanovics, Gojkovics und Misics, die, von den Bulgaren umklammert, die Straße Prizren—Suharjeka bis zur völligen Erschöpfung verteidigten. Am 28. November gaben sie den Kampf auf und suchten in die Berge zu entkommen. Der König verließ die Kampfstätte, verbrannte seinen Wagenpark und suchte sein Heil in der Flucht. Die Heeresleitung eilte nach Skutari voraus, um dort Quartier zu machen und die Trümmer des Heeres zu sammeln. Anfangs zu Pferde, dann auf Ochsenkarren und zuletzt in einer Sänfte durchzog König Peter mit dem kranken Woiwoden Putnik und dem Fürsten Trubetzkoi das wilde Bergland, durch das sich ein Rückzug wälzte, der die Erinnerung an Napoleons Rückkehr aus Rußland heraufbeschwor.

Am 29. November zerstreuten die Bulgaren bei Prizren die letzten Nachhuten und setzten dem Feinde nach. In den Schluchten der Sar Planina und auf der Straße Prizren—Suharjeka lagen Tausende von Zugtieren, Trümmer unzähliger Wagen, Automobile und Geschütze und mancher von Hunger und Entkräftung dahingeraffte Soldat. Es gelang den Serben noch nicht, den Verfolger abzuschütteln. Der Bulgare holte sie am Eingang der großen Drinschlucht, kurz vor der Vereinigung des weißen mit dem schwarzen Drin, wieder ein, fuhr an der Ljuma Geschütz auf und schoß in die abziehenden Kolonnen, die, in den tiefen Schluchten zwischen Fluß und Fels eingeklemmt, das Feuer über sich ergehen lassen mußten. Hier blieben die letzten Geschütze, Protzen, Automobile und der Rest des Trosses wirr übereinandergestürzt liegen. Tausende, die den Paß versperrt fanden, streckten die Waffen. Am 4. Dezember fiel Djakova in Bojadjews Hand. Dann machten die Bulgaren halt. Auch die Deutschen setzten der Verfolgung ein Ziel. Nur die Österreicher führten den Kampf fort, denn vor ihnen hielten noch montenegrinische Kräfte und Trümmer der Armee Jurisic das Feld.

Die Kämpfe um die Wardarengen und der Rückzug der englisch-französischen Orientarmee

Während Bojadjew noch bei Prizren kämpfte, rückte Todorow zum Angriff auf die Ententetruppen zusammen, die nach dem Rückzug der Serben auf Pristina an den Wardarengen und im Wardar-Cernawinkel schanzten. Es galt die Orientarmee zu schlagen, die Wardarengen zurückzuerobern und die Ebene von Monastir von den letzten Serben zu säubern.

Die Serben hielten die Gebirgspässe, die in die Ebene von Monastir führten, noch mit einer Brigade besetzt, um die Oberst Wassic allmählich 6000 Rekruten und Versprengte gesammelt hatte. Diese geringe Streitmacht genügte nicht, das Gebiet von Monastir für Serbien zu behaupten, obwohl die Orientarmee bei Gradsko in der linken Flanke der auf Prilep vorrückenden Bulgaren stand.

Da Sarrail zu schwach war, Wassic zu entlasten und noch einmal gegen Prilep und Veles vorzugehen, entzog sich Wassic dem doppelten Angriff, der vom Babunapaß und den Cernaquellen vorgetragen wurde, und ließ den Bulgaren das heißbegehrte Monastir. Er erstritt am 16. November bei Prilep und am 25. November bei Allince Zeit zur Räumung des Lagers und bereitete alles zum Abzug vor. Da die Niederung von Monastir überschwemmt war, konnten die Bulgaren dem weichenden Feind nur langsam folgen. Mit Waffen und Gepäck verließ Wassic am 2. Dezember die Stadt und schlug sich über Ochrida nach Albanien durch. Am 4. Dezember ritt Tanews Kavallerie, von deutschen und österreichischen Offizieren begleitet, in Monastir ein.

Inzwischen vollzog sich Todorows Aufmarsch am Wardar und an der Cerna.

General Sarrail hatte die Ausfallstellung, die er sich durch rasches Zufassen im Mündungswinkel des Wardar und der Cerna in der Linie Vozarci—Gradsko—Krivolak—Gradec und auf den Grenzhöhen zwischen dem Doiransee und dem Strumicatal in der Linie Gradec—Kajali—Ormanli geschaffen hatte, behauptet. Er war aber nicht mehr zu einem Angriff zu bewegen, da die griechische Armee in der Strumaniederung, der Wardarebene und in Thessalien unter Waffen stand und auch die wichtigsten Punkte Salonikis, vor allem die Hafenforts, noch besetzt hielt. Die griechische Armee schien nicht gesonnen, die Aufforderung zum Angriff auf die Ententetruppen zu verweigern, wenn König Konstantin die Räumung des griechischen Bodens verlangen und dieser Forderung wider Erwarten mit den Waffen Nachdruck verleihen sollte. Sarrail konnte daher nicht daran denken, mit der Armee Konstantins in Flanke und Rücken zum Angriff auf die Bulgaren zu schreiten. Wäre die Landung in Saloniki in völligem Einverständnis mit Griechenland erfolgt und Griechenland in Anerkennung und Wahrnehmung des Bündnisfalles, der es unter die Waffen rief, wenn Serbien in einem

„Balkankrieg" angegriffen wurde, als Bundesgenosse Serbiens und Waffengenosse der Entente in den Krieg mit Bulgarien und den Mittelmächten eingetreten, so hätte Sarrail in den letzten Novembertagen ohne Zweifel in den Feldzug eingreifen und die Serben in ihrem Kampfe um die Zegovacpässe und die Öffnung des Wardartales tatkräftig unterstützen können. Das war nicht geschehen.

Die Franzosen waren nach den Gefechten bei Gradsko-Krivolac und der Besetzung des Babunapasses über die Cerna zurückgegangen. Sie hatten die Brücken zerstört, lagen auf den rechtsufrigen Cernahöhen und auf beiden Wardarufern in ihrer starken Verteidigungsstellung eingegraben und warteten auf neue Befehle. Ihr Schicksal hing an den Beschlüssen eines Kriegsrates, der am 1. Dezember zu Paris zusammengetreten war, wurde aber zugleich durch das Verhalten des Feindes bestimmt. Man beschloß in Paris, den Fuß nicht aus Saloniki zurückzuziehen, sondern daselbst ein verschanztes Lager zu errichten und die Orientarmee so stark zu machen, daß sie früher oder später zum Angriff auf die weit hinausgerückte Balkanflanke Österreich-Ungarns und Deutschlands verwendet werden konnte. Wieder einmal triumphierte Britanniens Seegewalt und Frankreichs militärische Improvisationskunst und setzten die Entente instand, diesem Beschluß Achtung zu verschaffen und die Orientarmee vor dem Absterben zu bewahren. Saloniki wurde kraft des Pariser Beschlusses zu einer Flankenstellung, die Ägypten schützte und die von Mackensen freigeschlagene Verbindungslinie Belgrad—Sofia—Konstantinopel auch dann bedrohte, wenn es Sarrail nicht gelingen sollte, sich vor Veles und Strumica zu behaupten oder der französische General vorzog, sich auf seine Grundstellung zurückzuziehen.

Unter diesen Umständen wurde England und Frankreich der Verzicht auf die Durchführung der festgeratenen Dardanellenexpedition, die seit der Öffnung des Donauwegs und der Herstellung der Landverbindung Berlin—Belgrad—Sofia—Konstantinopel aussichtslos und zwecklos geworden war, nicht schwer. So schmerzlich die Opfer waren, die das englisch-französische Expeditionskorps und die alliierten Flotten vor den Dardanellen gebracht hatten, und so sehr der militärische Stolz der Westmächte litt, wenn sie die Zelte auf Gallipoli abbrechen und vor deutschen und österreichischen Kanonen und türkischen Bataillonen auf ihre Schiffe flüchten mußten — die Besetzung Salonikis wog angesichts der veränderten Lage so schwer und offenbarte sich nach dem Festgeraten der Dardanellenexpedition so klar als der gegebene strategische Gegenzug zur Balkanoffensive und zur Balkanpolitik Deutschlands und Österreich-Ungarns, daß der Verzicht auf Gallipoli an strategischer Bedeutung verlor.

Die Landung in Saloniki erschien also trotz ihres Aushilfscharakters als selbständige militärpolitische Handlung und wirkte als strategische Wiederaufrichtung der Orientfront der Entente.

Sahen England und Frankreich dies ein, so durften sie vor keinem Opfer zurückschrecken und mußten eilen, Sarrails Armee auf 500 000 Mann zu bringen, Griechenlands passiven Widerstand brechen und die angrenzenden Flankenstellungen sowie die überseeischen Verbindungen Salonikis ihrer freien Verfügung dienstbar machen. Und zwar mußten sie sehr rasch handeln, denn sie durften die 80 000 Mann, die im November im Cernawinkel kämpften, weder der Vernichtung aussetzen noch dem Feinde Zeit lassen, auf Doiran und Vodena zu marschieren und in die Wardarebene einzudringen.

Erschien Mackensen nach der Niederwerfung der Serben mit deutschen, österreichischen und bulgarischen Truppen auf der Nidze Planina, der Marianska Planina und dem Krusabalkan, den Randgebirgen der Wardarebene, in deren versumpftem Grunde die Orientarmee dem feindlichen Geschütz und dem Wechselfieber preisgegeben war, so wurde Sarrails Lage unhaltbar. Drang Mackensen gar ohne Aufenthalt gegen Saloniki vor, bevor die Stadt in ein verschanztes Lager verwandelt war, so fiel mit Saloniki nicht nur Sarrails Armee in Feindeshand, falls die Einschiffung mißlang, sondern, wie die Dinge am 1. Dezember 1915 lagen, auch der wichtigste Exponent der Ententepolitik und der Ententestrategie aus dem weltgeschichtlichen Spiele.

Als der Kriegsrat der Entente über diesen Problemen saß, stand die Orientarmee, fünf Divisionen stark, zwischen Doiran und Kavadar aufmarschiert. Die Engländer hatten die von Gallipoli geholte 10. Division über Doiran gegen Strumica vorgeführt und dort die Franzosen abgelöst. Die Franzosen, die sich daraufhin nach links zogen, waren allmählich auf vier Divisionen angewachsen. Auf ihrem rechten Flügel stand die Division Bailloud, die ebenfalls von Gallipoli herübergekommen war, und hütete Demir Kapu, links anschließend lag die von Leblois geführte 57. Division bis zur Cernamündung eingegraben, während Delards 122. Division an der Cerna gegen Westen Front machte und die Verteidigungsflanke der rechtwinklig abgebogenen Aufstellung bildete.

Die 2. Armee der Bulgaren war am 1. Dezember noch nicht vollzählig zur Stelle. Die von Jekow aus dem Innern Bulgariens gesandten Verstärkungen befanden sich zum Teil noch im Anmarsch, und die vor Prizren freigewordene 3. Division war noch weit zurück.

General Todorow traf trotzdem Vorbereitungen zum Angriff. Er beschloß, den linken Flügel der Orientarmee zu umfassen, mit der 7. Division südlich Bozaric über die Cerna zu gehen und quer über das Gebirge gegen Demir Kapu vorzurücken. Unterdessen sollten die 5. und die 11. Division die Divisionen Delard und Leblois in der Front angreifen und fesseln. Gelangte der von der 7. Division zu führende Stoß ans Ziel, bevor die beiden im Mündungswinkel aufmarschierten französischen Divisionen sich der Umfassung entziehen und von Kavadar, Negotin und Krivolak über Demir

Kapu ins Becken von Hudova ausweichen konnten, so blieb Delard und Leblois kein Rückweg offen. Zur gleichen Zeit sollte Geschew die Engländer angreifen, überflügeln und ins Tal des Kozludere, eines an der Südwestflanke der Belasica Planina in westlicher Richtung ziehenden und am Südausgang der Wardarklamm mündenden Nebenflusses, auf die von Demir Kapu und Hudova zurückflutenden Franzosen werfen, also das Kozluderetal zum Kessel machen helfen. Der Plan war gut, rechnete aber zu wenig mit den Schwierigkeiten, die einer raschen Versammlung und Bewegung der eigenen Kräfte entgegenstanden.

Der Aufmarsch der Bulgaren war noch nicht vollendet, als auf der Straße Cavadar—Negotin französische Rückzugsbewegungen sichtbar wurden. General Sarrail hatte die Gefährlichkeit seiner Lage erkannt und Befehl gegeben, den Cernawinkel und die Wardarklamm zu räumen und auf Hudova zurückzugehen. Da Monastir gefallen war, sorgte er für seine linke Flanke und nahm angesichts wachsender Tätigkeit bulgarischer Vorhuten zunächst die bedrohte 122. Division auf Gewgheli zurück. Todorow gab sofort das Zeichen zum Angriff und warf alle verfügbaren Kräfte, zu Kolonnen geballt, auf den abziehenden Feind.

Es kam nicht mehr zur Schlacht im Cernawinkel, sondern zur Verfolgung der gewandt ausweichenden Franzosen, die in Staffeln vom linken Flügel an zurückgingen, die Linie Cavadar—Negotin schon am 3. Dezember räumten, in der nebligen Nacht auf den 4. Dezember Krivolac aufgaben und die Pontonbrücke anbohrten und auf den Grund des Wardar betteten, ehe sie in Eilmärschen stromabwärts verschwanden.

Die Bulgaren boten alles auf, den Feind einzuholen und zu stellen.

Oberst Wassilew setzte der 122. Division mit der 7. Division und ein paar Schwadronen nach, indem er quer über das Gebirge in östlicher Richtung vorging. Als die Artillerie in der verschneiten Marjanska Planina nicht vom Fleck kam, ließ er sie unterwegs liegen. Er erreichte die Franzosen bei Petrovo am Südausgang der Wardarklamm auf dem Abstieg nach Gewgheli. Hier kam es am 6. Dezember zum Kampf. Delards ermüdet niedergesunkene Nachhuten wurden überraschend angefallen und zersprengt. Doch als Wassilew am 7. Dezember auf die Masse der 122. Division traf, fand er sie als Flankenschutz der wardaraufwärts ziehenden Verbindungslinien bei Petrovo und Mirkovac eingegraben, um dem Verfolger den Griff auf die Wardarbahn und die Talsperre zu verwehren.

Unterdessen wurde die 5. Division von Generalmajor Brnew an der Cernamündung vorgeführt. Auch sie fand geräumte Lager, setzte dem Feind am rechten Wardarufer nach, überwand auf atemlosem Marsch die tiefeingeschnittenen Nebenflüsse des Wardar und traf die 57. Division bei Davidovo am Südausgang der Wardarenge, wo Leblois an Delards rechtem Flügel Front gemacht hatte.

Während die französischen und bulgarischen Streitkräfte auf dem rechten Wardarufer talab marschierten und zwischen Davidovo und Gewgheli allmählich ins Gefecht gerieten, wurde auf dem linken Ufer des Stromes und auf der Belasica Planina schon heftig gekämpft. Oberst Zlatorow hatte die 11. Division gegen Demir Kapu und Gradec vorgetrieben, um Sarrails Rückendeckung zu zerbrechen und Bailloud über Gradec ins Kozluderetal zu werfen. Zur gleichen Zeit fiel Geschew die Engländer an, die hoch über dem von Osten nach Westen fließenden Kozludere auf der Belasica Planina standen und gegen Strumica Front machten.

Zlatorows Mazedonier stießen auf erbitterten Widerstand. Bailloud hatte sich nicht ruhig angreifen lassen, sondern war am 4. Dezember selbst vorgegangen, um Leblois Zeit zur Ausräumung der Waffenplätze Krivolac und Negotin zu verschaffen, und gab den Bahnhof Demir Kapu erst preis, als die 57. Division und die Masse der 122. Division das offene Wardartal erreicht hatten. Dann sprengte er den Tunnel und die Eisenbahnbrücke und wich erst am 7. Dezember kämpfend auf Gradec.

In der Linie Gradec—Davidovo—Mirkovac—Petrovo hielten Sarrails Divisionen am 8. Dezember hartnäckig fest und deckten den Engländern den Rücken. Sarrail fürchtete den Zusammenprall mit dem Feinde weniger als die Schwierigkeiten, die ihm hinter der Front erwuchsen. Seine Verbindungen waren bedroht, die griechische Armee unsicher und die Erhaltung der Kampftruppe an die Bewahrung der Rückzugsbasis geknüpft. Er handelte vorsichtig und tat, was er konnte, seine Armee aus der Klemme zu ziehen. Von Gewgheli und Doiran eilten französische und britische Verstärkungen ins Kozluderetal und stützten die einwärts gewinkelte Front, die stark bestückt, den Bulgaren kräftig widerstand, während der Troß und abgekämpfte Truppen in die griechische Wardarebene abflossen. Erst als Zlatorow Baillouds Zuaven und Linienregimenter bei Gradec mit dem Bajonett anfiel und trotz blutiger Verluste in den Ort drang, und Geschew die Engländer bei Ormanli auf der Belasica Planina überflügelte, begann die englisch-französische Schlachtordnung zu wanken. Nun befahl Sarrail, Geschütz und Gerät aus Doiran und Gewgheli über die Grenze zu schaffen, die Magazine in Hudova im Stich zu lassen, Baracken und Brücken anzuzünden und die Armee aus der Umklammerung zu lösen, die sich im Mündungswinkel des Kozludere zum zweitenmal drohend abzeichnete.

Es war die höchste Zeit, die Verklammerung zu lösen, denn die Engländer waren schon in vollem Rückzug von Kosturino—Ormanli auf dem Fluß, nachdem sie am 7. Dezember bei Kajali noch einmal umfaßt worden waren. Es waren englische und irische Regimenter der 10. Kitchenerdivision, die sich im felsigen Gelände der Belasica ungeschickt bewegten und dem behenden, berggewohnten Feind nicht gewachsen zeigten. Unter Hinterlassung einiger Geschütze, die sich im Gebirge festgefahren hatten,

und ihrer gefüllten Lager wichen sie am 8. Dezember auf das Norduser des Kozludere. Am 9. Dezember traf von Doiran die 22. englische Division ein und schob sich in die wankende Front. Aber diese Verstärkung vermochte die Lage auf dem britischen Heeresflügel nicht mehr herzustellen. Am 10. Dezember warf Geschew beide Divisionen über den Fluß, schnitt sie von den Franzosen ab und zwang sie, gegen Doiran auszuweichen. Sie ließen Kanonen und Fuhrwerke in den Schluchten der Belasica und an den Ufern des Kozludere liegen und waren im Begriff, das Schlachtfeld völlig zu räumen, als es Sarrail mit äußerster Anstrengung gelang, die Verbindung mit ihnen wieder herzustellen und sie dadurch auf den Nordhängen der Hügel von Karabair, nordwestlich vom Doiransee, zum Stehen zu bringen. Nun bildete die englisch-französische Armee einen spitzen Winkel, dessen feindwärts gekehrter Scheitel bei Davidovo am Südausgang der Wardarklamm lag

Die beiden englischen Divisionen und Bailloud hielten die Nordflanke, die auf dem Süduser des Kozludere vom Doiransee über die Höhen von Karabair, das Dorf Furka und den Bababerg zum linken Wardarufer lief, während die 57. Division Leblois' und die 122. Division Delards die Westflanke verteidigten, die sich von Davidovo am rechten Wardarufer abwärts über Smokvica und Negorci nach Gewgheli zog.

Sarrail mußte noch zwei Tage Frist erstreiten, um den Abzug über Gewgheli und Doiran auf griechisches Gebiet zu sichern. Während in Saloniki zur Herstellung der großen Lagerfestung der letzte Mann aufgeboten wurde, der Arme und Beine rühren und schaufeln und schanzen konnte, suchte die Orientarmee sich am Wardar vom Feinde zu lösen.

Die Bulgaren waren nicht stark genug, nochmals zu einer Umfassung zu schreiten, und suchten dem Feinde nur noch nach Kräften Abbruch zu tun. Am 11. Dezember griff Todorow die Winkelstellung auf beiden Schenkeln an. Er hatte die Divisionen Geschew, Zlatorow, Brnew und Wassilew endlich vor dem Feind vereinigen können. In rücksichtslosen Anläufen brachen Geschew und Zlatorow an der Nahtstelle der englisch-französischen Nordflanke ein und sprengten die Briten noch einmal von den Franzosen ab. Die Mazedonier stießen bei Furka durch, und die 2. Division drängte den südwärts weichenden Briten bis Doiran nach. Bailloud hielt die Babahöhe noch eine Weile fest, dann wich er nach Südwesten aus, setzte sich aber bei Bogdanci in der Linie Gewgheli—Bogdanci—Doiran und sicherte dadurch die Zurücknahme der entblätterten Front.

Unterdessen wurde Sarrails Westflanke von der 5. und 7. Division bestürmt. Sie hielt aber lange genug stand, den Rückzug Baillouds auf Bogdanci zu decken. Leblois' 57. Division zog sich im Anschluß an Bailloud Schritt für Schritt auf Gewgheli zurück, und Delards 122. Division stritt bei Smokvica und Negorci, bis bulgarische Kavallerie in ihrer Flanke auftauchte und zu beschleunigtem Abzug mahnte.

Am Abend war die Winkelstellung abgebaut; die Orientarmee befand sich auf der ganzen Front im Rückzug auf Doiran—Gewgheli. Der Rückzug glich einer Flucht, obwohl die Franzosen die Ordnung bewahrten und dem Feinde nicht erlaubten, in ihre Reihen zu brechen, aber es blieb so viel Gerät liegen, und die Engländer waren gezwungen, Doiran so rasch zu räumen, um nicht umgangen und von Kilindir und damit von der Bahnlinie Kilindir—Saloniki abgeschnitten zu werden, daß Sarrail nicht mehr daran denken konnte, das wichtige Gewgheli zu behaupten. Um die Mittagszeit des 12. Dezember rückten die Bulgaren in Doiran ein, wenige Stunden später erschienen sie vor Gewgheli. Die militärischen Anlagen beider Städte standen in Flammen.

Mit dumpfem Krachen flog kurz darauf die große Eisenbahnbrücke, die den Wardar an der Mündung der Kodza, 16 Kilometer südlich von Gewgheli, überschritt, in die Luft. Sie lag schon auf neugriechischem Gebiet. Sarrail hatte die Grenze zwischen sich und den Feind gebracht.

Und nun geschah etwas Seltsames — diese von Geschossen überflogene Grenze wirkte auf den Verfolger wie eine unüberschreitbare Schranke. Die Bulgaren drängten nicht nach, sondern blieben auf neuserbischem Boden stehen und bezogen zwischen Doiran und Gewgheli feste Stellungen.

Einige Tage später trafen deutsche Truppen ein und steckten die militärische Grenze ab. Es waren Teile des IV. Reservekorps, das in Eilmärschen über Vranje—Kumanovo—Üsküb heranrückte, unter großen Schwierigkeiten im überschwemmten Moravatal aufwärtszog, an Üskübs schlanken Minaretten vorbei ins Wardartal einbog, in den Weihnachtstagen Veles erreichte und sich allmählich bis Gewgheli vorschob, um die Hut der Wardarstrecke im Zentrum der bulgarischen Front zu übernehmen und sich Freund und Feind als Riegel vorzulegen.

Hart an der serbisch-griechischen Grenze erlosch der gleich einem Feuerbrand vorgetragene Feldzug Mackensens wie eine Kerze. Serbien und Mazedonien waren in der Hand der siegreichen Mittelmächte und Bulgariens, und die Verbindung mit Konstantinopel, durch welche die Türkei vor der Erschöpfung ihrer Streitmittel bewahrt wurde, hergestellt, aber die Orientarmee war gerettet, und die Entente im Besitze einer strategischen und politischen Flankenstellung gelassen worden, die drei Monate später unüberwindbar starrte und jenem festen Punkte jenseits der irdischen Grenzen glich, den Archimedes verlangt hatte, um die Welt aus den Angeln zu heben.

Die Kämpfe im Sandschak und in Montenegro

Als die Orientarmee längst auf griechisches Gebiet zurückgekehrt war und sich ungestört dem Ausbau des verschanzten Lagers von Saloniki und der Errichtung unangreifbarer Sperrstellungen zwischen Vodeni und Kukus,

am Prespasee und auf den Höhen des Krusabalkans widmete, kämpften die Montenegriner und Trümmer der serbischen Nordwestarmee noch im Sandschak Novipazar und an den Westzugängen des Landes der Schwarzen Berge mit den Armeen, die General Kövess zum Sturm auf Nikitas Felsenreich führte.

Der linke Flügel der neugegliederten Armee des Generals Kövess, dessen Befehlsbereich jetzt von Cattaro bis Mitrovica reichte, hatte die serbischen Nachhuten nach dem Falle Mitrovicas von der Mokra Planina vertrieben und war über Rudnik gen Ipek vorgedrungen. Die Serben ließen zwischen Ipek und Rozaj einen Teil ihres Trosses stecken, stießen die Zugtiere nieder, vergruben oder zerstörten die Geschütze und wichen auf Ipek, Berane und Gusinje auseinander. Am 7. Dezember fiel Ipek, am 11. Dezember Rozaj. Die letzten Serben schieden als selbständige Truppe aus dem Kampf, stellten aber noch Geschütz und Freischaren zur Sandschakarmee, die Kriegsminister Wukotic führte, indem sie sich mit ihr bei Berane vereinigten.

Die Sandschakarmee wich vor Kövess' rechtem Sandschakflügel von Plevlje kämpfend auf die große Taraschlucht. Kövess erstürmte am 13. Dezember die Sperrstellungen auf der Krana Gora bei Kalmuz und trieb Wukotics linken Flügel an der Nordflanke der Sinjavina Planina in südöstlicher Richtung über die Linie Glibaci—Grob gegen Bijelopolje. Unüberschreitbar klaffte in der Südflanke der nach Südosten schreitenden Armeen die Tararinne, an deren jenseitigem Hang die Sinjavina Planina ihre Schneewände türmte und den Einbruch ins Innere Montenegros verwehrte. Von Schlucht zu Schlucht und von Kuppe zu Kuppe wurden die Montenegriner geworfen. Sie konnten den österreichischen Gebirgskanonen nicht standhalten, setzten aber den Kampf fort, solange sie noch eine Brotrinde in der Tasche und eine Kugel im Lauf hatten.

Am 14. Dezember war Bijelopolje von Westen abgeschnitten.

Der Angriff der Österreicher begann sich von zwei Seiten auf Bijelopolje—Berane zuzuspitzen, wo die montenegrinischen Streitkräfte, von den versprengten Serben unterstützt, das Einfallstor Südmontenegros hüteten. Am 15. Dezember wurden sie bei Bijelopolje angegriffen und am Tage darauf die Stadt erstürmt. Darauf zogen sich die Montenegriner nach Mojkovac an den Rand des Taraknies zurück und setzten sich in der Linie Mojkovac—Lepenac—Berane mit allen verfügbaren Kräften zu nachhaltigem Widerstand. Vorprallende österreichische Bataillone stießen unversehens auf starke Befestigungen, die von langer Hand vorbereitet und mit französischen und serbischen Kanonen bestückt waren, und wurden abgewiesen.

Wukotic hielt die parallel ziehenden Täler der Tara und des Lim zwischen Mojkovac und Berane durch eine querlaufende Verteidigungslinie von 12 bis 15 Kilometern Länge gesperrt. Die linke Flanke war durch die

unzugängliche Taraschlucht und die Sinjavina Planina geschützt, die rechte Flanke wurde durch die Ausläufer der Mokra Planina und die letzten bei Plav-Gusinje stehenden Serben — Trümmer der 2. Sumadjadivision — gedeckt.

Feldzeugmeister v. Scheuchenstuel, der die österreichische Sandschakgruppe vor Berane vereinigte, sah sich zum Stellungskampf verurteilt.

Unterdessen war die rechte Flügelgruppe der gegen Montenegro in Bewegung gesetzten österreichisch-ungarischen Streitkräfte vom Oberlauf der Drina bis zur Meeresküste zum Angriff vorgegangen.

Köveß verfügte hierzu über die von General v. Sarkotic, dem Nachfolger Potioreks, in Bosnien bereitgestellten Gebirgsbrigaden. Sie waren von Foca und Trebinje langsam gegen die montenegrinische Nord- und Westgrenze vorgerückt, indem sie Freischaren und einzeln kämpfende Bataillone vor sich hertrieben. Die Focaer Kolonne griff am 4. Dezember bei Celebic, westlich von Plevlje, in die Kämpfe um Katmuz ein und drängte den Feind gegen die Tara ab. Die von Trebinje vorgehende Kolonne stieg das Tal der Trebinjca aufwärts und suchte im vereisten Karstgestein den Weg zur Hochfläche von Grahovo in die Nordflanke des Lovcenmassivs. Glückte es, den Zugang von Grahovo zu erstreiten, so gelangten die Österreicher ins Innere des montenegrinischen Hochlandes und in den Besitz der Linie Niksic—Cettinje. Da der Angriff auf Grahovo auf Schwierigkeiten stieß, wurde eine zweite Kolonne über Urbanje gegen das Becken von Dragalje angesetzt, um die Südflanke der Hochebene zu öffnen und zugleich die Aufmerksamkeit vom Lovcen und der Küste abzulenken, wo Köveß den Stier an den Hörnern packen wollte.

Als die Sandschakkämpfe bei Berane festgerieten, war der Augenblick zum Angriff auf den Lovcen gekommen. Der Lovcen hatte in den ersten Monaten des Krieges die Bucht von Cattaro und die vorüberziehenden österreichischen Kriegsschiffe mit den schweren Geschützen bombardiert, die Nikita von Frankreich, Rußland und Italien erhalten hatte, war aber durch das Vergeltungsfeuer des österreichisch-ungarischen Flaggschiffes zum Verstummen gebracht worden. Nikita sparte fortan sein Pulver und begann im Frühling alle Zugänge des Berges und die ganze Seeflanke bis Trafic und Budua zu befestigen. Der Zar sandte dem König zu diesem Zweck den General Gerasimow und den Artillerieingenieur Anjanin, die den Lovcen, die Zupahöhen und den steilen Bjeloberg mit Infanteriewerken spickten. Die Serpentinenstraße, die von Cattaro zum Lovcen führte, wurde gesprengt und verschüttet. Dreifach gegürtet, überragte die nackte, löwenköpfige Kuppe den blauen Golf und schien jedes Angriffs zu spotten. Sie stand noch unbestürmt, als Sarrail längst auf griechisches Gebiet zurückgeworfen war und Wukotic schon vor Berane in hartem Kampf lag.

Erst am 7. Januar war der Aufmarsch Sarkotics in der Bucht von Cattaro und im Dragaljbecken vollendet. Am Tage darauf begann der

Artillerieangriff, der von großen Mörsern und Haubitzen und den Turmgeschützen der Linienschiffe mit furchtbarer Wucht geführt wurde. Der Tag war klar, und man sah den Bjeloberg, den Lovcen und die Zupahöhen unter dem Aufschlag der Riesengeschosse Rauch und Feuer speien und die Batteriestellungen auf ihren Felsenkanzeln von Stunde zu Stunde mehr zusammensinken. Die Verteidiger antworteten nach Kräften, konnten aber die Kriegsschiffe in den Buchten nicht erreichen und dankten dem Himmel, der am Nachmittag Schnee und Regen sandte und die Berge der „Bocche" in graue Nebel hüllte. Trotzdem gab Sarkotic dem Führer der Lovcengruppe, Feldmarschalleutnant Trollmann, den Befehl zum Angriff.

Trollmann setzte eine Brigade gegen den Bjeloberg und zwei Brigaden gegen den Lovcen in Bewegung. Am Lovcen gewann der Österreicher kletternd und kämpfend 800 Meter Raum, dann fiel der Abend ein und zwang die Stürmer, sich in den toten Winkeln der steilen Wände niederzukauern und den Morgen zu erwarten. Am Bjelos gelang es den Angreifern, die montenegrinischen Feldwachen in später Abendstunde zu überrumpeln, niederzustoßen und im Schutze der Nacht den Höhenrand zu erreichen. Erst hier gebot der überraschte Feind Halt. Von der Bora ausgekältet und vom Maschinengewehrfeuer des Verteidigers bestrichen, verbrachten die Österreicher — Egerländer Landwehr und mohammedanische Bosniaken — die Nacht. Als der Tag graute, nahm Trollmann den Angriff wieder auf. Es war ein Kampf im Wesenlosen, der Nebel hing in Schwaden um die Kuppen und verschluckte die Gestalten. Trotzdem rangen sich die Angreifer zur Hochfläche empor und erreichten die Randstellung 700 Meter unterhalb des Löwenkopfes. Die Verteidiger wichen nach hartem Kampf in die stärkere zweite Linie. Sie dachten nicht daran, den Widerstand aufzugeben. Da fiel eine schwere Granate, die auf gut Glück in der Bocche abgefeuert worden war, auf das Hauptmagazin der Montenegriner auf der Kuckhöhe. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte den Berg, eine Rauchpinie stieg in den Himmel. Die Verteidigung des Lovcen war ins Herz getroffen. Sarkotic trieb alsbald auf der ganzen Linie vom Meere bis zur Hochfläche von Grahovo Verstärkungen vor und erneuerte den Sturm.

General Martinovic, der die Verteidigung der Westfront leitete, erwehrte sich des von Westen und Norden nahenden Angreifers mit letzter Kraft. Um jeden Gesteintrichter und um jeden Felskopf wurde gerungen. Ein Wintergewitter umtobte die Kämpfenden in der zyklopischen Einöde, der Schnee flog in Fetzen, die Bora heulte, Kanonen- und Wetterblitze zuckten, der Donner rollte ohne Unterbrechung. Sarkotics Bjelosgruppe wurde auf der Hochfläche von Grahovo, die Lovcengruppe vor dem Kuck noch einmal zum Halten gezwungen. Nachdem es Trollmann in der zweiten Nacht gelungen war, Artillerie auf die Höhe zu bringen, drang er am 10. Januar von zwei Seiten gegen die Kuckhöhe und gegen den Ostrand der Bjeloskuppe

vor. Die Montenegriner verloren viele Leute durch Granat- und Steinsplitter und begannen zu versagen. Da Martinovic keine Reserven besaß — Nikitas Hauptarmee kämpfte an der Tara, wo Scheuchenstuel am 7. Januar die Schlacht erneuerte —, blieb ihm nichts übrig, als die umfaßten und zerschlagenen Stellungen auf dem Lovcen zu räumen und fechtend auf Cettinje und Grahovo zurückzugehen. Am Abend pflanzten die Österreicher ihre Fahne auf den Lovcen. Lodernde Feuerzeichen verkündeten Cattaro den Fall des historischen Bollwerks der Czernagorzen. Nikita flüchtete nach Skutari.

Der Angriff auf den Lovcen und die Seeflanke machte Wukotics Widerstand bei Berane zunichte und entschied Montenegros Schicksal. Wukotic war weder imstande, sich vom Feinde zu lösen, noch konnte er die Verteidiger des Lovcen und Grahovos durch Entsendung von Verstärkungen unterstützen. Drang der Feind nach dem Fall des Lovcen über den Paß von Njeguši gegen Cettinje vor, stieg er über Rijeka ins Seebecken von Skutari und das Moracatal nach Podgorica hinab, so stand der Österreicher im Herzen Montenegros und 60 Kilometer tief im Rücken der am Taraknie und an der Limschlucht kämpfenden Sandschakarmee. Die Montenegriner bezahlten ihr Ausharren in der Flanke der serbischen Armee und die Deckung ihres Rückzuges mit der eigenen Umzingelung. Sie fochten bei Mojkovac und Berane, wo sie ihre Hauptkräfte vereinigt hatten, vom 7. bis 12. Januar ohne Aussicht auf Entsatz oder Entrinnen aus der Zange mit äußerster Erbitterung. Auf dem linken Flügel hielten sie unverrückt stand, wurden aber in der Mitte durchbrochen und am 10. Januar zum Rückzug auf Berane gezwungen. Wukotic räumte die Stadt und ging auf die südlichen Höhen zurück. Im Nachstoß entriß ihm Scheuchenstuel eine Stellung nach der anderen, zuletzt die herrschende Gradinahöhe, die am 14. Januar in seine Hände fiel.

Als noch um Gradina gekämpft wurde, befand sich Cettinje bereits in Sarkotics Besitz. Martinovic hatte den Paß von Njeguši nicht halten können, die Linie Grahovo—Njeguši—Budua preisgegeben und war über Cettinje gegen Rijeka gewichen. Die Österreicher überflügelten ihn, erreichten am 13. Januar das Hochtal von Cettinje und die Hauptstadt des Landes, besetzten am nächsten Tage rechts Spizza an der adriatischen Küste, links das hartnäckig verteidigte Grahovo und folgten dem kampflos weichenden Feinde bis Virpazar und Rijeka. Martinovic gab den Widerstand auf.

Am 13. Januar tat König Nikita den ersten Schritt zur Unterwerfung und bat den Kaiser von Österreich durch Parlamentäre, die nach Cettinje entsendet wurden, um Waffenstillstand und Frieden, am 16. Januar willigte er in die von Österreich-Ungarn verlangte Streckung der Waffen und befahl seinen Truppen, sich entwaffnen zu lassen und zu zerstreuen. Doch es kam nicht zum Friedensschluß, denn die Diplomatie der Entente griff mit starker Hand ein und nötigte den König und die Regierung zur Flucht. Ein italienisches Kriegsschiff brachte Nikita und seine Minister nach Rom.

Das montenegrinische Heer war nicht mehr zu retten. Am 23. Januar zogen die Österreicher in Niksic, Podgorica und Skutari ein; am 25. Januar verließen die Montenegriner die Stellungen im Umkreise von Berane und Plav und legten in Kolasin und Andrijevica, den Endpunkten der großen Podgoricaer Talstraße, die sie so lange verteidigt hatten, die Waffen nieder.

Das montenegrinische Kriegstheater war ausgeräumt und der Feldzug zu Ende.

Aber es war nur ein Nebenfeldzug, der zwar Österreich-Ungarns Seeflanke kräftigte und die Handlungsfreiheit der Italiener und der Entente in der Adria beschränkte, den Balkanfeldzug jedoch nicht zur Vollendung brachte.

Der Ausklang der Balkanoffensive

Während die Montenegriner fochten und verhandelten, war die Masse der serbischen Heerestrümmer unter furchtbaren Qualen und großen Marschverlusten nach Skutari und Elbassan abgeströmt. Tausende waren unterwegs liegen geblieben, steifgefrorene Leichen säumten die Karrenwege, Zug- und Tragtiere brachen zusammen und wurden ausgeweidet und gierig verschlungen, in Lumpen gehüllte, abgezehrte Gestalten schleppten sich dem Meere zu. Der Feind war hinter ihnen zurückgeblieben, aber aufständische Albanier schossen, Blutrache heischend, in die flüchtenden Kolonnen. Die meisten Kinder und Greise fielen dieser unerhörten Flucht zum Opfer, und von den Soldaten und Rekruten erreichten viele nur mit erfrorenen Gliedmaßen das rettende Skutari. Trotz allem blieb der Lebenswille der Nation ungebrochen.

Als König Peter und der sterbende Woiwode Putnik auf schwankenden Sänften ins Tal von Skutari hinabgetragen wurden, scharten sich noch 30 000 Mann in Waffen um die serbische Heeresleitung, die sich bereits mit der Wiederaufnahme des Feldzuges beschäftigte. Putnik legte den Oberbefehl in Misics Hände und kehrte sich zum Sterben. Der König, dessen zähe Natur alle Prüfungen bestanden hatte, begab sich nach Korfu und fuhr von dort auf einem Torpedoboot nach Saloniki in das Lager Sarrails.

Unterdessen sammelte die Entente die Trümmer des serbischen Heeres, die entronnenen Truppen und die flüchtende Bevölkerung auf der Insel Korfu, um daraus eine neue Armee zu bilden. England, Frankreich und Rußland unterrichteten die griechische Regierung von diesem Vorhaben, besetzten Korfu und richteten die Insel trotz dem Einspruch Griechenlands zur Operationsbasis des serbischen Heeres ein. Im ganzen erreichten etwa 50 000 Mann in Kolonnen, Banden und als waffenlose Scharen oder Versprengte Durazzo, San Giovanni di Medua und Kavaja und schifften sich auf italienischen Dampfern nach Korfu ein. Sie bedurften der Ruhe, der Kräftigung und völliger neuer Ausrüstung, um wieder im Felde zu erscheinen,

aber sie waren noch kriegführende Partei und entschlossen, den Kampf um das verlorene Vaterland wieder aufzunehmen und sich als Kontingent in die englisch-französische Orientarmee einreihen zu lassen, die unangefochten auf griechischem Gebiet saß und Saloniki in ein waffenstarrendes Feldlager verwandelt hatte.

Mackensens Feldzug, der mit der völligen Ausräumung Altserbiens und Mazedoniens und der Vernichtung von vier Fünfteln der serbischen Heereskraft durch die verbündeten deutschen, österreichischen und bulgarischen Streitkräfte geendet hatte, war ein Torso geblieben. Auch dieser Feldzug endete — und zwar nicht infolge falschen Kraftentzugs und feindlicher Gegenwirkung wie im Westen oder infolge der Unergründlichkeit des Raumes und der Unerschöpflichkeit der geschlagenen feindlichen Armeen wie im Osten, sondern infolge eigenen Verzichtes — als halbe Arbeit.

Deutschland, das zu Beginn des Krieges die Imponderabilien beiseiteschob und, militärische Gründe voranstellend, in Belgien einfiel, auf dessen Boden damals noch kein feindlicher Soldat stand, scheute vor der Überschreitung der griechischen Grenze zurück, obwohl eine englisch-französische Armee von über 100 000 Mann in Saloniki Fuß gefaßt und die Bai von Saloniki zum Ausgangspunkt eines Zukunft und Leben der Mittelmächte und ihrer Verbündeten bedrohenden Orientfeldzuges gemacht hatte.

Aus diesem zwiespältigen Verhalten sprach die ganze innere Unsicherheit der deutschen Politik.

Als Falkenhayn sich mit der Erkämpfung des Balkankorridors begnügte, um sich schnellgewandt mit neuen Plänen zu befassen und vorzeitig auf eine Wiederaufnahme der strategischen Offensive im Westen hinzuwirken, als Kaiser Wilhelm II. Mackensen befahl, an der griechischen Grenze haltzumachen, weil er vor dem Zerhauen des von Venizelos geschürzten politischen Knotens zurückschreckte, verzichtete Deutschland auf die folgerichtige Durchführung des Krieges und auf die Lösung des Orientproblems, das den äußeren Anlaß zum Weltkriege gegeben hatte.

Der Dardanellen-Feldzug
vom 3. Dezember 1914 bis 10. Januar 1916

Vorspiel

„Goeben“ und „Breslau“

Am 10. August 1914 erschienen zwei deutsche Kriegsschiffe vor den Dardanellen und begehrten Einlaß in die Meerenge. Es war gegen Abend, die See von dunkler Bläue und der Himmel in Licht gebadet. Die Inseln Lemnos, Imbros und Tenedos lagen in farbigen Glanz getaucht, als dunkle Massen in westlicher Ferne. Die Umrisse der Halbinsel Gallipoli hoben sich in feinster Linienführung vom goldsprühenden Horizont ab. Kap Helles stand groß und klar in der Abendsonne. An der asiatischen Küste grüßte das grüne Skamandertal, wuchsen gelbgefärbte Weinberge und schwärzliches Hügelland in die ersten Abendschatten. Auf den Zinnen der Türkenschlösser Sid ul Bachr und Kum Kale, die Sultan Mohammed IV. im Jahre 1669 zum Schutze gegen die Flotte Venedigs am Eingang der Meerengen hatte errichten lassen, wehte der Halbmond. Dahinter duckten sich ein paar moderne Strandbatterien, darüber stieg auf europäischer Seite der Berg Kritia, ein kahler, tiefgefurchter Rücken, auf asiatischer Seite die Dardanoshöhe, ein weicherer, den Hintergrund mit gerundeteren Formen füllendes Hügelland, empor.

Die beiden Schiffe dampften langsam gegen die Meerengen an. Am Mast des größeren flatterte ein Signal und verlangte einen Lotsen. Der Lotse kam — die deutsche Mittelmeerdivision, die wenige Stunden nach Ausbruch des Krieges Befehl erhalten hatte, sich von Messina nach Konstantinopel durchzuschlagen, fuhr unter den Kanonen von Kum Kale vorbei in die sonst für Kriegsfahrzeuge gesperrten Dardanellen.

Die Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ hatten eine abenteuerliche Fahrt hinter sich. Vizeadmiral Souchon war am 1. August mit „Goeben“ vor Brindisi erschienen, hatte dort den kleinen Kreuzer „Breslau“ an sich gezogen und war am 2. August mit beiden Schiffen in den Hafen von Messina eingelaufen. Hier füllte Admiral Souchon Kohlen auf, machte klar zum Gefecht, verließ aber in der Nacht plötzlich mit halbgefüllten Bunkern die Reede und verschwand aus dem Gesichtskreis der sizilischen Küste. Er gewann die hohe See, gewillt und bereit, den ersten Schuß zu lösen, sobald er in den Besitz der Kriegserklärung gelangte. Sein Plan war einfach und klar: er wollte aus eigenem Entschluß vor Frankreichs algerischen Häfen erscheinen und die Einschiffung des XIX. Korps nach dem Mutterlande stören.

Von diesem Vorhaben erfüllt, betritt er in der Nacht auf den 3. August den Kriegspfad.

Die Schiffe marschieren während der ganzen Nacht und tief in den nächsten Tag hinein gen Westen. Am Abend schlägt eine drahtlose Botschaft an „Goebens" Antenne und meldet, daß der Krieg mit Frankreich erklärt sei. Sofort befiehlt Souchon dem kleinen Kreuzer „Breslau", gen Bône und dem Panzerkreuzer „Goeben", gen Philippeville vorzustoßen. An der Südspitze Sardiniens trennen sich die Schiffe. In sternenklarer Nacht jagen sie südwärts dem Ziele zu. Da schlägt um Mitternacht eine neue Botschaft an den Mast des Admiralschiffes. Sie lautet: „Von größter Wichtigkeit, daß „Goeben" und „Breslau" schleunigst nach Konstantinopel fahren." Souchon dampft weiter, erscheint im ersten Frühlicht vor Philippeville, schleudert Granaten in den Hafen und auf den Hafenbahnhof, wendet im Feuer der französischen Strandbatterien, vereinigt sich kurz darauf wieder mit dem Kreuzer „Breslau", der die Anlagen von Bône in Brand geschossen hat, und nimmt Kurs nach Messina. Dort will er Kohlen auffüllen und dann versuchen, dem Befehl gemäß sich nach Konstantinopel durchzuschlagen. Seit wenigen Minuten weiß er, daß es sich wirklich um ein „Durchschlagen" handelt, denn er muß jetzt mit den englischen Mittelmeergeschwadern als Feind rechnen, lautet doch ein Funkspruch, der um diese Zeit aufgefangen wird: „Seid auf der Hut vor englischen Schiffen!"

Wenige Stunden später begegnet die nach Messina steuernde Division einem englischen Geschwader. Die Panzerkreuzer „Invincible", „Inflexible" und ein leichter Kreuzer ziehen in westlicher Richtung an „Goeben" und „Breslau" vorbei. Auf „Invincible" weht die Flagge des Admirals Milne. Ohne Gruß fahren die beiden Geschwader mit ausgeschwenkten Geschützen aneinander vorüber. Plötzlich wendet der Engländer und setzt sich hinter den Deutschen. Souchon beschleunigt die Fahrt, heizt die Kessel zum Bersten, läßt Milne hinter sich, hält nordwärts auf Neapel zu, um den Verfolger zu täuschen, und wirft erst in der Nacht, als der Mond von Wolken verdunkelt wird, das Steuer herum und sucht Messina zu erreichen. Die Irreführung des Freundes von gestern, des Feindes von morgen gelingt, der Engländer dreht ab und steuert gen Malta. Kaum ist die Fühlung verloren gegangen, so schlägt dicht unter der sizilischen Nordküste auf „Goeben" der Funkspruch ein: „England hat den Krieg erklärt!"

Von italienischen Torpedobooten beobachtet, die die deutschen Kriegsschiffe ohne Signal, ohne Gruß umschwärmen und mißtrauisch warten, bis die Ankerketten fallen, fahren „Goeben" und „Breslau" mit dem ersten Sonnenstrahl des 5. August in den Hafen von Messina. Souchon erzwingt die Herausgabe frischer Kohle, fertigt einen Adjutanten des Kommandanten von Messina ab, der ihm erklärt, daß die Schiffe nur 24 Stunden verweilen dürften, da Messina ein „neutraler Hafen" sei, und rüstet zur zweiten Kriegsfahrt, zur Brechung der Sperre, die der Engländer inzwischen vor Messina aufgerichtet hat.

Der Admiral teilte seinen Kommandanten, dem Kapitän des Panzerkreuzers „Goeben", Ackermann, dem Kapitän des Kreuzers „Breslau", Kettner, und dem Kapitän des Begleitdampfers „General", Fiedler, seine Absicht mit, nach Osten durchzubrechen und die Dardanellen zu erreichen. Während alle Welt, sogar die Besatzungen seiner Schiffe glauben, es gehe in die Adria und zu den Österreichern nach Pola, lautet die Parole: Konstantinopel!

Dieser Befehl verknüpft Okzident und Orient und verkettet Deutschland mit der Türkei.

Gegen Abend verließ das Geschwader den Hafen und trat bei sinkender Sonne aus der Straße von Messina ins offene Meer. „Goeben" und „Breslau" nahmen Kurs nach Norden, als ging es in die Adria, der Dampfer „General" schlich sich an der sizilischen Ostküste entlang nach Süden, um erst auf der Höhe von Tripolis zu wenden und der Weisung des Admirals gemäß nach Santorin, der südlichsten der Zykladen, zu steuern und dort auf weiteren Befehl zu warten.

Als Souchon aus den Schatten der kalabrischen Südküste ins Jonische Meer tauchte, jeden Augenblick gefaßt, auf Milnes Geschwader zu stoßen, spähte er vergebens nach den Umrissen der großen englischen Panzerkreuzer. Ein einziges leichtes Schiff kreuzte auf der Höhe von Spartivento. Es war der Kreuzer „Gloucester". Er hatte noch vor wenigen Tagen mit „Breslau" Bord an Bord vor Durazzo gelegen — jetzt hielt er als Milnes Vorposten Fühlung mit den deutschen Schiffen und sandte Botschaft an seinen Admiral, daß der Feind in Sicht gekommen sei. Milne wartete 300 Kilometer weiter nördlich, vor der Straße von Otranto, auf Souchon, um ihn bei der Einfahrt in die Adria zum Kampf zu stellen und zu vernichten.

Milne wartete umsonst. Im Abenddunkel warf Souchon plötzlich den Bug nach Osten herum und nahm Kurs auf Kap Matapan. „Gloucester" wollte Milne herbeirufen, wurde aber durch Dazwischenfunken der stärkeren deutschen Stationen daran verhindert und hing sich, als Milne nicht erschien, an den ostwärts steuernden Feind, um wenigstens die Spur festzuhalten. Mit „Gloucester" auf den Fersen jagten „Goeben" und „Breslau" gegen Matapan, jagten die ganze Nacht hindurch und in den dunstigen Morgen hinein, erreichten die griechischen Inseln, schüttelten „Gloucester" nach einem kurzen Gefecht ab und tauchten dann zwischen den Inselchen der Ägäis unter. Sie fanden glücklich einen dorthin bestellten Kohlendampfer und füllten in einer einsamen Bucht die leeren Bunker.

Der Durchbruch war dank Milnes Kurzsichtigkeit gelungen, aber Souchon befand sich immer noch in Sorgen.

Ein neuer Funkspruch hatte dem deutschen Admiral mitgeteilt, daß das Einlaufen in die Dardanellen vorläufig nicht möglich sei. Warum,

wußte er nicht, wußte nur, daß er keine andere Wahl mehr hatte, als mit Milne und allen englischen Kriegsschiffen, die vor Malta, Suez und Alexandria lagen, hinter sich, so schnell als möglich den Hellespont zu erreichen und sich in der Meerenge zu bergen. Er rief daher sofort den Dampfer „General" an, befahl ihm, nicht nach Santorin, sondern nach Smyrna zu fahren und die Verbindung mit Konstantinopel herzustellen.

Unterdessen duckten sich „Goeben" und „Breslau" zwischen den griechischen Inseln.

Am 9. August lief „General" in Smyrna ein und stellte die Verbindung mit der Deutschen Botschaft in Konstantinopel und Berlin her, am Tage darauf dampften „Goeben" und „Breslau" mit voller Kraft den Dardanellen zu. Am Abend des 10. August erblickte Souchon Kap Helles und die Zinnen der türkischen Schlösser.

Als der Lotse an Bord stieg, atmete der Admiral auf. Der Befehl war ausgeführt und — Geschichte geworden.

Zwei Stunden später erschienen vor den Dardanellen die Rauchwolken eines britischen Spähkreuzers. Er kam zu spät; das deutsche Geschwader hatte schon das erste Becken der langgestreckten Meerengen, die Bucht von Erenköi, durchmessen und lief zwischen Minen und Batterien hindurch in den Hafen von Tschanak.

Als Souchon am asiatischen Ufer vor Tschanak Kale Anker warf und den Halbmond auf dem zyklopischen Turm des alten Türkenschlosses grüßte, bereitete sich eine entscheidende politische Wendung vor. Die Türken machten sich zum Eintritt in den Krieg an der Seite der Mittelmächte fertig.

Die Entwicklung ließ nicht lange auf größere Ereignisse warten. Am 18. August hißte „Goeben" unter dem Namen „Sultan Yawuz Selim", „Breslau" unter dem Namen „Midilli" die türkische Flagge, am 18. September fuhren sie unter den Palastmauern des Sultans am Goldenen Horn vorbei und fingen den ersten Wind vom Schwarzen Meer, auf dem seit einem Menschenalter keine türkische Kriegsflagge mehr geweht hatte. Am 28. Oktober fielen vor dem Bosporus die ersten Schüsse. Souchon hatte russische Minenleger in der Bosporusmündung überrascht und versenkte sie. Am Tage darauf erschien „Sultan Yawuz Selim" vor Sebastopol, wo Rußlands ganze Südflotte vor Anker lag, und schoß das Militärlager zusammen. Zur gleichen Zeit kreuzten „Midilli" und der alte Kreuzer „Hamidje" vor Noworossisk und warfen Granaten auf die Petroleumtanks, die Getreidespeicher und die Schiffe im Hafen. Der Krieg zwischen der Türkei und Rußland war entbrannt.

Am 3. Dezember dröhnte vor Kap Helles der erste Kanonendonner. Englische und französische Panzerschiffe beschossen die Dardanellenforts, das Vorspiel war zu Ende und der große Kampf begann.

Die Kämpfe in der Meerenge

Als die englisch-französische Flotte zum ersten Male vor den Dardanellen erschien und ihre Geschütze auf die Forts richtete, lag die Verteidigung der Meerengen schon in deutschen Händen. Die Admiräle Usedom und Merten waren Ende August in Konstantinopel eingetroffen und hatten den Ausbau der Befestigungen und die Ausbildung der Küstenartillerie übernommen. Die veraltete Bestückung der Forts war teilweise erneuert, die Forts selbst durch Erdwerke und Flankenbatterien verstärkt und zahlreiche Haubitzen in den Schluchten der Landzunge und auf den Hügeln des Festlandes aufgestellt worden. Die türkischen Landstreitkräfte waren gering. Nur drei Divisionen hüteten die weitgeschwungenen Küsten von der Besikabai bis zum Golf von Saros und die Halbinsel Gallipoli. Die Türken fürchteten keine Landung; sie vertrauten auf die Werke und die schwere Artillerie, die Oberst Wehrle auf beiden Ufern der Meerengen aufgepflanzt hatte. Den Oberbefehl über die Dardanellenbefestigungen führte Dschewad-Pascha.

Der Kampf um Kum Kale und Sid ul Bachr

Der Angriff, der am 3. Dezember überraschend eingesetzt hatte, war nicht ernst gemeint und endete als kurze Beschießung der Schlösser Kum Kale und Sid ul Bachr.

Ein Geschwader von zehn schweren Schiffen dampfte von Imbros und Tenedos heran, legte sich in einer Entfernung von 16 000 Metern vor die weithin leuchtenden Ziele und sandten eine Viertelstunde lang Schuß auf Schuß in die zinnengekrönten Kastelle. Ein Doppelschuß traf das gefüllte Pulvermagazin der Hauptbatterie von Sid ul Bachr und sprengte es mit 5 Offizieren und 60 Mann in die Luft. Die Erdfeste bebte, dumpfes Grollen lief 30 Kilometer landeinwärts bis Maidos und Eskiköi, und eine weiße Dampfwolke rollte schwerfällig über das nackte, vom Regen zerfressene und von der Sonne ausgeglühte Felsgestein der Landspitze von Gallipoli. Es war der sichtbarste Erfolg der kurzen Beschießung. Um Kum Kale war nur die Erde aufgewühlt worden. Die Schiffe kehrten unverletzt aus dem Kampfe zurück, den sie aus so großer Entfernung geführt hatten, daß nur vier türkische Geschütze das Feuer hatten erwidern können. Erst am 7. Dezember erschien der Feind wieder vor der Enge, griff aber nicht an, sondern deckte nur vorstoßende Torpedo- und Tauchboote, die sich tiefer in die Einfahrt wagten, aber bald wieder umkehrten.

Am 13. Dezember stieß ein englisches U-Boot bis Tschanak vor und bettete das alte türkische Linienschiff „Messudje“, das als schwimmende Batterie vor dem Fort Hamidje lag, auf den Grund der See.

Daraufhin wurde die Minensperre vermehrt, Feldartillerie zur Abwehr von Torpedobooten und Minensuchern aufgefahren und die Bestückung der Halbinsel durch das Aufpflanzen von Mörser- und neuen Haubitzbatterien verstärkt. Wehrle befehligte jetzt zwölf Batterien Mörser, Haubitzen und Langrohre, die aufs scharfsinnigste im Gelände verteilt wurden und ihr Feuer vielfach über dem Fahrwasser kreuzten.

Aber der Feind läßt warten.

Es ist Winter geworden. Die Berge der Götterinsel Samothrake, auf denen Homer den Erderschütterer Poseidon hausen ließ, starren von Schnee, und um Imbros, Tenedos und Lemnos hängen schwere Wolken. Die Eilande sind von der Entente mit Beschlag belegt worden und dienen der englisch-französischen Flotte als Stützpunkte. Sie bergen Panzerschiffe, Troßdampfer und reiche Vorräte in ihren unangreifbaren Häfen.

Das Jahr geht zu Ende. Es ist still auf Gallipoli, still vor der einsam liegenden Meerenge. Die Türken glauben nicht mehr an eine ernsthafte Bedrohung der Dardanellen und widmen sich dem Krieg im fernen Asien.

Enver hat vier Armeen aufgestellt. Die 1. steht bei Konstantinopel und am Bosporus aufmarschiert, die 2., 3. und 4. kämpfen in Hocharmenien, in Mesopotamien und der Sinaiwüste an der Peripherie des Reiches mit Russen, Briten und Arabern.

Da dringt im Januar die Kunde von einem schweren Rückschlag der Kaukasusarmee nach Konstantinopel. Die Kaukasusarmee ist nach Posseldts Sieg bei Köpriköi in zwei Kolonnen über Olty gegen Batum und über Sarykamisch gegen Kars vorgerückt, um gegen den Rat der deutschen Generale in einem Winterfeldzug Batum und Kars zu erstreiten. Im weglosen Lande quält sie sich vorwärts und erreicht unter Verachtung aller rückwärtigen Verbindungen und glücklichen Gefechten die Hochtäler des russischen Kaukasus. Der Russe weicht fechtend auf die große Rochadelinie Batum-Kars. Aus dieser bricht er Ende Dezember gegen die zerstreuten türkischen Kolonnen vor. Bei Sarykamisch und Ardaghan kommt es im verschneiten Hochgebirge zu schweren Kämpfen, die am 15. Januar mit einer Niederlage der Türken enden. Das IX. Korps wird nahezu aufgerieben und das X. und XI. Korps werden unter schweren Verlusten zum Rückzug auf die Grenze gezwungen. Hals über Kopf verlassen Reserven das Lager von Konstantinopel, um die armenische Front zu verstärken.

Marschall Liman von Sanders, der Führer der deutschen Militärmission, warnt vor jeder Schwächung der türkischen Zentralstellung und dringt auf die Aufstellung einer besonderen Kampfgruppe auf Gallipoli, aber die türkische Heeresleitung bleibt ruhig und gelassen. Sie glaubt nicht mehr an einen gewaltsamen Angriff auf die Meerengen und vertraut auf ihr Kismet.

Da erscheinen am 19. Februar zwei große feindliche Geschwader vor Kum Kale und Sid ul Bachr und greifen die türkischen Schlösser zum

zweiten Male an. Diesmal gilt es Ernst; die Kastelle und die auf den äußeren Flanken der alten Festen errichteten Batterien Urchanie und Ertogrul werden stundenlang mit schwerstem Eisen überschüttet. Fünf französische Panzerschiffe beschießen Kum Kale und Urchanie, zehn englische feuern auf Sid ul Bachr und Ertogrul.

Als es Abend wird und die Flotte wieder gen Lemnos verschwindet, hängen Rauch- und Staubwolken schwer und dicht über den beschossenen Zielen. Uchranie ist bös heimgesucht worden. Die Brustwehr liegt abgekämmt, die Kaserne ist eingestürzt, die Geschütze sind verschüttet, der Kommandant, Leutnant zur See Woermann, ist gefallen. Auch Kum Kale und Sid ul Bachr sind stark beschädigt, das Mauerwerk ist zerschlagen und die Wälle sind aufgewühlt, aber die alten Kastelle sind trotz der Zerschmetterung ihres Zinnenkranzes noch nicht niedergekämpft und bedrohen jeden näher kommenden Feind mit dem Kreuzfeuer ihrer unzerstörten Geschütze. Am 25. Februar kehrt die Flotte zurück und schießt sie aus sicherer Entfernung vollends zusammen. Die Batterien werden zerstört, Zinnen und Türme stürzen — die Einfahrt in das erste Becken der Meerengen springt auf. Am Tage darauf landen die Verbündeten ein paar Patrouillen; sie dringen keck in die verstummten Forts, sprengen die letzten Geschütze und ziehen sich dann, von den zu spät vorstürzenden Türken verfolgt, wieder auf die Schiffe zurück.

Um dieselbe Zeit brechen englische Torpedoboote durch die Einfahrt in das Becken von Erenköi und jagen, dicht gefolgt von den Linienschiffen „Majestic“ und „Triumph“, gen Dardanos. Der Vorstoß hat den Zweck, das Feuer der Batterien am asiatischen Ufer herauszufordern und die Aufstellung der versteckten Batterien zu erkunden. Wehrle läßt den Feind nahe genug herankommen, schießt von Intepe und Erenköi aus und wirft zwei Haubitzgranaten auf das Panzerdeck des Linienschiffes „Majestic“, das daraufhin abdreht und das Weite sucht. Von Wehrles Feuer verfolgt, treten die Engländer den Rückzug an. Zum ersten Male türmen sich Wassersäulen rings um die Bordwände und zeugen von der starken Bestückung der Dardanellen. Als am 2. und 3. März abermals drei Schiffe gegen Dardanos vorstoßen, um die Batterien von Erenköi zu bekämpfen, erhalten sie Kreuzfeuer von Langrohren und Haubitzen, das sie wiederum zu raschem Rückzug veranlaßt. Am Tage darauf setzen Engländer und Franzosen kleine Truppenkörper ans Land, um auf Kum Kale und Sid ul Bachr festen Fuß zu fassen. Sie werden abgeschlagen. Am 5. März erhält Fort Kilid Bachr gegenüber Tschanak plötzlich Rückenfeuer. Der Feind ist in den Golf von Saros eingedrungen und schießt mit Hilfe eines Flugzeugs über die Halbinsel weg. Am 7. März erscheinen vier französische und zwei englische Linienschiffe vor Erenköi und setzen den Batterien Wehrles auf dem asiatischen Ufer hart zu. Das Dorf Erenköi geht in Flammen auf.

Am 8. März streckt der Angreifer die Bahn seiner Geschosse und wendet sich gegen die große Batterie Hamidje und das Schloß Kilid Bachr, die im Verein mit Tschanak Kale die inneren Engen hüten. Die Engländer führen fünf Linienschiffe ins Treffen, darunter das neueste und stärkste Schiff ihrer Flotte, „Queen Elizabeth", aus dessen Türmen 38-cm-Granaten brechen und mit dumpfem Dröhnen 30 Kilometer zurücklegen, um Tschanak Kale und Kilid Bachr zu zerstören. Oberstleutnant Wossidlo, der Kommandant von Hamidje, antwortet mit gleicher Münze, und die Steilgeschütze Wehrles feuern aus allen Winkeln und Schrunden des zerklüfteten Geländes.

Unverkennbar ist Methode in den Beschießungen und Vorstößen der englisch-französischen Flotte, die unter dem Befehl des Vizeadmirals Carden vorsichtig, aber zielbewußt vorgeht. Die Niederkämpfung von Kum Kale und Sid ul Bachr war der Beginn eines methodischen Angriffs, der auf der asiatischen Seite nach und nach die Besikabai und das Becken von Erenköi von der Skamandermündung und der trojanischen Ebene bis zum Dardanosrücken und Kap Kephes erfaßt und auf der europäischen Seite die Südspitze der Halbinsel Gallipoli von Kap Helles und der Morto-Bai bis zur Querschlucht des Soghandere verwüstet. In der trojanischen Ebene sinken die Dörfer Khatin Dermein, Jenisbehr und Hissarlik in Asche, in den Weinbergen und Eichenhainen von Hissarlik und auf der weißen Straße, die von Kum Kale über Intepe, Erenköi und Dardanos gen Tschanak zieht, spritzen die Einschläge schwerer Schiffskanonen. Der gelbe Strand und die steilen, von schwarzem Gestrüpp bekränzten Felsen der Südspitze von Gallipoli, die Schluchten der Bäche Sighindere, Kerewisdere, Kirtedere und Soghandere, die Höhen von Eski Hissarlik, der Krithiaberg und die Straße, die von Sid ul Bachr nach Maidos führt, stäuben vom Aufprall berstender Geschosse. Bis zum ragenden Eltschitepe, der die ganze Südspitze der Halbinsel beherrscht, spritzt die eiserne Saat.

Täglich tauchen neue Schiffe auf. Zahlreiche Minensucher fahren in die Mündungsenge, Hunderte von Scheinwerfern erhellen die Nächte — bei Lemnos und Imbros sammeln sich Landungstruppen, große Frachtdampfer furchen die Ägäis — bald ist kein Zweifel mehr möglich: der Kampf um die Dardanellen wird zum Ringen um Konstantinopel und um die Vereinigung der Westmächte mit Rußland auf der äußeren Linie.

Die Schlacht bei Erenköi

Am 18. März fallen die letzten Schleier.

Es ist ein weicher Frühlingstag. Meer und Land glänzen in bunten Farben, rot, grün und gelb das Land, silbern der gewundene Lauf des Skamander, tiefblau das Meer. Zarter Duft zerfließt an den dunklen Höhen von Imbros und Tenedos.

Auf Gallipoli und am asiatischen Ufer ist alles ruhig, das Meer liegt still, nur einige Minensucher fahren zwischen Kum Kale und Sid ul Bachr emsig hin und her, um Treibminen aufzufischen, die von der Strömung mitgeführt werden.

Da erheben sich gegen 11 Uhr Wolkensäulen bei Tenedos. Eine mächtige Flotte dampft heran; voraus ein Dutzend Zerstörer, dahinter 20 Linienschiffe. Wasserflugzeuge erscheinen über Kum Kale, um das Feuer zu regeln, und leichte Kreuzer huschen als seitliche Beobachter unter den Ufern hin.

In den türkischen Batterien schrillt die Lärmglocke, von Tschanak Kale klingen Trommel und Horn, der Entscheidungskampf zwischen Panzerschiff und Landkanone beginnt.

Der Angriff war als Niederkämpfung sämtlicher Werke zwischen Kum Kale—Sid ul Bachr und Tschanak—Kilid Bachr gedacht und am Tage vorher in einem Kriegsrat der Verbündeten festgelegt worden. Der Kriegsrat fand auf der Insel Tenedos statt und wurde von Vizeadmiral John Michael de Robeck geleitet, der am 13. März an Stelle des Vizeadmirals Carden den Oberbefehl über die Flotte übernommen hatte. Der Draufgänger Robeck war dazu ausersehen, der vorsichtigen Strategie Cardens ein Ziel zu setzen und die Durchfahrt mit versammelter Schiffskraft zu erzwingen. Er fand den Befehlshaber des französischen Geschwaders, Vizeadmiral Guépratte, willig, ihm auf dieser Bahn zu folgen, und glaubte zuversichtlich an den Erfolg. Auch die Führer der Landungstruppen waren zur Stelle. Die Briten führte Sir Ian Hamilton, der London am 13. März verlassen, Frankreich im Sonderzug, das Mittelmeer auf dem Schnellkreuzer „Phaeton" durcheilt und soeben erst den Fuß auf Tenedos gesetzt hatte. Die Franzosen wurden von General d'Amade befehligt. D'Amade hatte in Marseille aus Fremdenbataillonen, Senegalesen, Linientruppen eine gemischte Division gebildet und sein Hauptquartier auf Lemnos aufgeschlagen. Die Generale saßen im Kriegsrat, ließen aber den Admiralen den Vortritt und hielten sich nur bereit, Truppen ans Land zu werfen und die von der Flotte zerstörten Forts zu besetzen, sobald die Armada die Werke niedergekämpft und die Linie Tschanak—Kilid Bachr zu Fall gebracht hatte. Im ganzen standen 25 000 Mann auf Lemnos bereit, den Sieg der Flotte auszunützen, die nicht weniger als 58 Linienschiffe und Panzerkreuzer zählte und 318 Feuerschlünde zu 30,5-cm-Kaliber in die Schlacht trug.

Alles brannte darauf, die Dardanellen zu bezwingen, denn der Aufenthalt auf den Schiffen und den Inseln brachte große Entbehrungen mit sich, und die Zeit drängte.

Unter Wimpeln und Flaggen, mit Musik an Bord und von lautem Zuruf begleitet, verließen die Geschwader Englands und Frankreichs die Inselhäfen und marschierten auf der Höhe von Imbros zum Angriff auf.

Im ersten Treffen standen die Briten „Majestic“, „Triumph“, „Prince George“, „Agamemnon“ und „Inflexible“, die Franzosen „Bouvet“, „Gaulois“, „Suffren“ und „Charlemagne“. Sie erreichten um 11 Uhr die Mündung des Skamander, brachen in die Enge ein und begannen auf der Höhe von Erenköi einen Kreis zu bilden. Blitz auf Blitz zuckte aus den nach außen gewendeten Türmen, Schuß auf Schuß fuhr aus den rastlos kreisenden Schiffen, und Einschlag auf Einschlag fleckte die Ufer zwischen Kum Kale—Sid ul Bachr und Tschanak—Kilid Bachr. Aus dem Hintergrund feuerte das zweite Treffen und aus weiter Ferne „Queen Elizabeth“.

Es war eine Beschießung von unerhörter Gewalt. Turmhoch stiegen die Erdsäulen aus den Batterien von Erenköi, Dardanos, Hamidje, Tschanak Kale, Eski Hissarlik, Maghrem, Medzidie und Kilid Bachr. Unaufhörlich rollte der Donner der Entladungen, Wände von Staub, Kalk, Rauch und Pulvergasen erhoben sich über den Ufern und verfinsterten die Sonne. Fort Hamidje wurde zu einem feuerspeienden Krater aufgewühlt, Batterien verschüttet, Dörfer in Brand geschossen, aber die Türken standen wie Mauern an den Geschützen, und Oberst Wehrle leitete die Artillerieschlacht, von der das Schicksal der Dardanellen abhing, so fest und sicher, wie einst die Übungen auf dem großen Schießplatz Jüterbogk. Er hatte seine Batterien in den letzten Tagen weiter auseinandergezogen, dadurch größeres Schußfeld gewonnen und dem Feinde neue, unbekannte Ziele vorgesetzt. Während sich Hunderte von Schiffsgeschossen in die von ihm errichteten Scheinbatterien und in verlassene Werke bohrten, feuerten Haubitzen und Langrohre nach vorher aufgestelltem Schießplan auf das kreisfahrende Geschwader.

Um 12 Uhr trifft ein Doppelschuß Wossidlos das Deck „Inflexibles“, über dem am 8. Dezember 1914 vor Falkland Sturdees siegreiche Flagge geweht hatte. Die modernen Donnerkeile schlagen tief in die Pulverkammer, Stichflammen lodern am Dreibeinmast, brennend dreht der Panzerkreuzer ab und schleppt sich außer Schußbereich in seichtes Wasser.

Der Kampf dauert fort.

Plötzlich trennen sich die Franzosen von dem Feuerkreis und setzen zu einem mächtigen Anlauf an. „Bouvet“, „Gaulois“, „Suffren“ und „Charlemagne“ stoßen mit wehender Flagge, Kiel hinter Kiel, in raschem Anlauf bis Kap Kephes 15 Kilometer weit in die Dardanellen vor und beginnen die Hauptverteidigungslinie Tschanak Kale—Kilid Bachr aus einer Entfernung von 6000 Metern mit Granaten zu überschütten, während das englische Geschwader Wehrles Batterien auf Erenköi und Dardanos unter Feuer hält. Der kühne Vorstoß trifft auf eiserne Gegenwehr. Aus dem halbverschütteten Fort Hamidje blitzt Schuß auf Schuß, aus Wehrles Batterien fällt Salve auf Salve. Verwundete schleppen sich an die Geschütze,

Verschüttete wühlen sich aus Kalk und Lehm und fassen wieder zu. Hunderte von Wassersäulen umtanzen die Panzerschiffe und künden die Heftigkeit des türkischen Feuers. Jetzt schlägt ein schwerer Treffer auf „Gaulois“ ein und reißt dem Schiff die ganze Seite auf. Wrackgeschossen dreht der Panzer ab und verläßt kriechend, von Wehrles Sprenggranaten verfolgt, die Schlachtlinie. Er gelangt noch bis Tenedos und strandet dort in seichtem Wasser.

Robeck ruft das zweite Treffen in den Kampf. In einen Rauchmantel gehüllt, braust es von Tenedos heran. Es besteht aus den Linienschiffen „Ocean“, „Albion“, „Vengeance“, „Swiftsure“, „Canopus“, „Irresistible“ und „Cornwallis“, die in zwei Staffeln ins Feuer gehen.

Der Donner der Schlacht — der größten, die jemals zwischen Kriegsschiffen und Landbatterien ausgefochten wurde — schwillt zu ungeheurer Gewalt. Auf Tschanak Kale gehen Salven nieder, die Stadt Tschanak beginnt zu brennen. Dardanos und Hamidje verschwinden im Pulverrauch, brauner Qualm verfinstert das glänzende Meer. Wie von einem Erdbeben geschüttelt, wanken die Küsten des Hellespont.

Um 2 Uhr beginnt die Schlacht zu gipfeln.

Ein Doppelschuß schlägt auf „Bouvet“ ein. Mit aufgerissener Seite wendet sich das französische Panzerschiff vom Feinde ab und sucht taumelnd, wie geblendet, den Ausgang aus den Dardanellen. Zu spät — die See stürzt in das klaffende Leck und bringt das Schiff zum Kentern. Schwerfällig legt es sich hintenüber, ein hellgrün glänzender Keil dreht sich nach oben, und gurgelnd und brausend versinkt „Bouvet“ mit Mann und Maus in der schäumenden Flut. Ein Ölfleck glänzt, wo der Panzer auf den Grund ging. Aus den türkischen Batterien bricht das Hurra der Deutschen und der Allahruf der Türken. Von Haubitzgranaten verfolgt, treten „Charlemagne“ und „Suffren“ den Rückzug an.

Auch das englische Geschwader hat schwer gelitten. „Queen Elizabeth“, die sich im Eifer des Gefechts zu nahe an Intepe herangewagt hat, erhält fünf Treffer und dreht ab, ein Zerstörer wird durch eine Haubitzgranate mitten entzweigerissen, Robecks eisernes Karussell gerät in Unordnung. Er sucht die Schlacht wiederherzustellen, ruft das Reservegeschwader heran und befiehlt „Ocean“ und „Irresistible“, die Franzosen abzulösen. „Irresistible“ setzt sich an die Spitze, reißt die Linie hinter sich her gegen Kilid Bachr und kämpft weiter, obwohl eine türkische Granate die Haube des vorderen Turmes zerschlägt.

Bis 4 Uhr steht die Schlacht, dann geht sie für die Entente verloren.

„Irresistible“ legt sich plötzlich auf die Seite und beginnt zu sinken. Ein schwerer Schuß oder eine Treibmine hat das Schiff verkrüppelt. „Ocean“ dampft trotz des Geschoßhagels dicht heran, um den steuerlos treibenden Panzer ins Schlepptau zu nehmen, bevor er ins Nahfeuer der türkischen

Kanonen gerät, aber die Hilfe kommt zu spät. Oberst Wehrle befiehlt fünf Haubitzbatterien, das Feuer auf „Irresistible“ und „Ocean“ zu vereinigen, fegt die Schanze und schießt „Irresistible“ vollends wrack. Von der Strömung erfaßt, treibt das verstummte Schiff der Mündung des Skamander zu. Dem Panzer „Ocean“ wird sein Rettungsversuch zum Verhängnis. Er erhält beim Stilliegen eine Anzahl schwerer Treffer, speit weißen Dampf aus den Schloten, fällt mit zerstörten Kesseln ab und beginnt gleich „Irresistible“ mit dem Strom dem Ausgang zuzutreiben. Um 7 Uhr versinkt „Irresistible“, von Fernfeuer verfolgt, in der Bucht von Erenköi. „Ocean“ treibt noch bis zur Skamandermündung und bettet sich dort auf den Grund.

Admiral Robeck gibt die Schlacht verloren und hißt das Signal zum allgemeinen Rückzug. Er deckt die Bewegung durch das Feuer seiner Heckgeschütze und dampft unter schweren Rauchmassen auf die hohe See.

Der Versuch, die Dardanellen mit Gewalt zu durchbrechen, ist gescheitert. Cardens Vorsicht hat recht behalten.

Die Sonne, die hinter Samothrakes Felsengebirge erloschen ist, sah im Niedergehen Hamiltons und d'Amades Landungstruppen wieder in ihre Zelte auf Lemnos zurückkehren und gefüllte Hospitalschiffe langsam gen Malta ziehen.

Die Kämpfe auf dem Lande

Die strategische Lage vom 19. März bis 25. April

Die Niederlage der englisch-französischen Flotte vor den Dardanellen ging weit über die Vereitelung eines entscheidend gedachten Angriffes hinaus und wirkte nicht minder stark auf die Dauer des Krieges als der Rückzug der Deutschen über die Marne.

Als vier Tage nach der Dardanellenschlacht Przemysl fiel, und Nikolai Nikolajewitsch seine Myriaden zum letzten Ansturm auf die Tore Ungarns führte, lagen die großen Frachtdampfer, die Geschütz und Munition nach Sebastopol bringen sollten, um dem russischen Heere neue Kräfte einzuflößen, bewegungslos in den Häfen des Mittelmeers. Sir Jan Hamilton aber kabelte dem englischen Kriegskabinett lakonisch, daß der „Amphibienkrieg“ zwischen Panzerschiffen und Landforts mit dem Rückzug der Flotte geendet habe, und daß die Mitwirkung einer großen Truppenmacht notwendig sein werde, um die Dardanellen zu bezwingen.

Der englische General urteilte nach englischen Gesichtspunkten und handelte im höchsten englischen Interesse, als er diese Schlußfolgerung aus den ungeheuren Ereignissen des 18. März zog. England durfte keine Schiffe mehr aufs Spiel setzen, um die Durchfahrt in rücksichtslosem Ansturm zu

öffnen. Man stand in London vor der Frage, ob man das Unternehmen preisgeben oder eine Armee bilden und opfern wollte, um den Kampf um die Dardanellen zu Lande auszufechten.

Da weder Frankreich noch England gewillt waren, auf die Eroberung der Meerengen und die Vereinigung mit den Russen zu verzichten und sich geschlagen zu bekennen, wurde aus der überseeischen Expedition über Nacht ein großer Feldzug. Hierzu reichten 25 000 bis 30 000 Mann nicht aus. Die Truppen, die auf Lemnos bereitgestellt worden waren, um Gallipoli zu besetzen, sobald die Flotte ins Marmarameer durchgebrochen war, mußten jetzt ungleich schwerere Arbeit tun. Galt es doch, den Zugang zu dem Herzen des Osmanischen Reiches auf den Felsen Gallipolis und in der Niederung des Skamander freizuschlagen, Forts, Kastelle und Batterien mit stürmender Hand zu nehmen, die türkische Landmacht zu besiegen und sich hierbei der Flotte nur als Beförderungsmittel und Rückenstütze zu bedienen.

Die Westmächte gingen sofort ans Werk. England forderte und erhielt den Oberbefehl und bestellte Sir Jan Hamilton zum Leiter des großen Unternehmens.

Sir Jan Hamilton war Lord Kitcheners bester Mann. Er hatte in Indien, in Südafrika und als Befehlshaber der englischen Streitkräfte im Mittelmeer eiserne Willenskraft und große Fähigkeiten bewiesen und ging sofort daran, den Feldzug von Grund aus zu erneuern. Er sandte die auf Lemnos liegenden Truppen nach Ägypten zurück, um sie dort neu auszurüsten, mit bedeutenden Verstärkungen zu vereinigen und unter günstigeren Bedingungen bereit zu halten, befahl den Bau von großen Barackenlagern auf Lemnos, Imbros und Tenedos, ließ Brunnen graben, zog unzählige Leichter und Motorboote zusammen und bediente sich der Kriegsflotte, indem er sie als schwimmende Artillerie verwandte und von ihr die Erkundung von Landungsstellen und die Säuberung der erkundeten Stellen durch das Feuer ihrer weittragenden Geschütze verlangte.

Da das Wetter kurz nach dem 18. März umgeschlagen war und Sturm und Regen über die Dardanellen pfiffen, kehrte vor Gallipoli trügerische Stille ein.

Im türkischen Lager herrschte Siegesfreude, aber der Einfluß und die Warnungen der deutschen Offiziere sorgten dafür, daß die Verteidiger nicht auf ihren Lorbeeren einschliefen.

Die Amphibienschlacht, die mit einem Siege der Landbatterien geendet hatte, war den türkischen Munitionsvorräten gefährlich geworden. Über die Hälfte der aufgestapelten Granaten war verschossen. Wehrle hatte schon in den letzten Stunden des entscheidenden Kampfes mit Sprenggranaten geizen müssen. Mit Sorgen blickte Usedom-Pascha einer Erneuerung der Schlacht entgegen, denn an eine rasche Auffüllung der Bestände war nicht zu denken. Wäre Robeck am 19. März noch einmal mit gesenkter

Stirn wie ein Bulle gegen Tschanak—Kilid Bachr angerannt, wer weiß, ob das türkische Feuer stark genug gewesen wäre, ihm den Durchbruch zu verwehren! Aber der Engländer scheute das gewagte Spiel, und die deutschen Offiziere wandten alles auf, neue Batterien heranzuschaffen, in schnell errichteten Fabriken Notmunition zu erzeugen und die Dardanellen vor einem zweiten Angriff großen Stils so zu verstärken, daß der Feind auf Granit biß, wenn er den blutigen Strauß erneuerte.

Am 23. März gab die türkische Heeresleitung den Vorstellungen Limans nach und schritt zur Bildung einer 5. Armee, die die Verteidigung der Meerengen zu Lande übernehmen sollte. Es war die höchste Zeit, denn Batterien und Forts hatten bisher beinahe ohne Infanterieschutz gefochten, und die kecken Landungsversuche der Engländer am Kap Helles und vor Sid ul Bachr hatten gezeigt, daß der Angreifer unter dem Schutze seiner Schiffskanonen jederzeit Truppen ans Land werfen konnte. Liman von Sanders zweifelte nicht daran, daß sich auf Lemnos und Imbros ein Wetter braute — Gerüchte von großen Truppenverschiffungen der Franzosen und Engländer schwirrten in der ganzen Levante — und betrieb den Aufmarsch an der anatolischen Küste und auf der Halbinsel mit allen Mitteln. Er begann auf dem verkarsteten Hochland von Gallipoli, das einst ein Paradies an Fruchtbarkeit war, Wege und Straßen zu bauen, bespannte Troß und Artillerie mit Wasserbüffeln, um der ungeheuren Schwierigkeiten der Fortbewegung im Gelände Herr zu werden, häufte Munition, so viel er konnte, ordnete Armee, Küstenbatterien, Forts und Flotte zu einheitlich gedachter Verteidigung und brachte in kurzer Frist so viel zustande, daß die Gefahr einer Überrumpelung der Dardanellen durch eine rücksichtslos ans Land geworfene englisch-französische Armee ihre größten Schrecken verlor. Aber nur das Notwendigste war geschehen, und weder genügende Streitkräfte noch hinreichende Kriegsmittel zur Stelle, um den Kampf leichten Herzens aufzunehmen. Es fehlte an ausgebildeten Streitern, an Waffen und Munition, an Stacheldraht, Handgranaten, Scheinwerfern, Ballonen, Flugzeugen, Verbandstoffen, kurz an allem, was der Gegner im Überfluß besaß. Dagegen zeigte der türkische Soldat sich willig zum Kampf, um die Pforten des Osmanischen Reiches zu verteidigen, und der türkische Offizier war bereit, mit den strengen deutschen Lehrmeistern zu wetteifern.

Die Zeit rückte. Unter Geplänkel und kurzen gegenseitigen Beschießungen vergingen vier Wochen; der Frühling kam und färbte die trojanische Ebene mit frischem Grün und füllte die Schluchten von Gallipoli mit schießenden Bächen, die ihre gelben Wellen über den nackten Vorstrand kräftig ins Meer stießen.

Allmählich nahmen die kriegerischen Handlungen an Umfang und Heftigkeit zu.

Am Tage schossen sich die Batterien mit den Linienschiffen herum, in der Nacht tauschten Torpedoboote und Feldbatterien am Strand aufregendes Schnellfeuer. Am 16. April wurde das Linienschiff „Prince George" schwer getroffen, am Tage darauf das englische Tauchboot E 15 durch die Soghandere-Batterien zerschossen und bei Dardanos auf den Strand gejagt, am 18. April „Albion" durch einen Schuß aus den Intepe-Batterien außer Gefecht gesetzt. So kam unter Kämpfen, die dem Verteidiger günstig waren, aber den Absichten des Angreifers als Verkleidung dienten, der 25. April heran, jener wichtige Tag, der in den politischen und militärischen Annalen des Krieges durch eine eigentümliche Häufung von Ereignissen und Entscheidungen gekennzeichnet ist.

Die Landungsschlacht

Der Aufmarsch

Kaum graute der Morgen — noch lag die trojanische Ebene in weichem Nebelflor, die felsige Südspitze Gallipolis von Schatten umgeben und der Golf von Saros stumpf und glanzlos hingegossen — als eine Flotte von zweihundert Kielen gegen die Dardanellen herandampfte. Im ersten Treffen marschierten Torpedoboote und Minensucher, dahinter die Linie der Panzerschiffe und im Hintergrund eine Unzahl von Dampfern, Leichtern und Motorbooten, auf denen Sir Jan Hamilton fünf Divisionen mit Pferden, Geschütz und Gerät zur Landung im ganzen Umkreis der Meerengen heranführte.

Hamilton hatte Ägypten am 7. April nach einer glänzenden Heerschau über Briten, Inder, Australier, Neuseeländer und das französische Orientkorps verlassen und sich mit seinem Stabe nach Lemnos eingeschifft. Ihm folgten die 29. Felddivision, das 30 000 Mann starke „Australian and New Zealand Army Corps", kurzweg „Anzac" genannt, und das Orientkorps d'Amades, in dem französische Linienregimenter, Fremdenlegionäre und Kolonialtruppen aller Farben in der Stärke einer Division vereinigt waren. Zu diesen Streitkräften trat noch die „Royal Naval Division", die schon auf den Inseln bereit lag.

Als das Landungskorps am 23. April vollzählig zur Stelle war, gab Hamilton die Angriffsbefehle aus. Um den Feind zu überraschen und es ihm unmöglich zu machen, seine Streitkräfte an die bedrohten Punkte zu werfen, bezeichnete Hamilton nicht weniger als acht Landungsstellen, die sich über die asiatische und europäische Küste von der Besikabai bis ins Innere des Golfes von Saros verteilten, und schickte dem Angriff eine Beschießung sämtlicher Batterien und Werke voraus, die zwischen den erzen-

trischsten Punkten dieser Front lagen. Von der Besikabai bis zum Golf von Saros reichte der Feuerkranz der von der hohen See aus schießenden Geschwader.

Die Franzosen, die sich ein eigenes Angriffsfeld ausbedungen hatten, gingen auf dem rechten Flügel gegen die asiatische Küste vor, mit dem Auftrag, in der Besikabai und bei Kum Kale zu landen, das Fort Kum Kale und die gefährlichen Intepe-Batterien zu nehmen und den Türken die Straße von Erenköi zu entreißen. Wenn dies gelang und der Verteidiger aus dem Skamandertal und von Intepe auf Erenköi zurückgeworfen wurde, war die Stellung der Türken auf dem asiatischen Ufer erschüttert und der Angriff der Engländer auf die Südspitze Gallipolis jeder Flankenbedrohung entrückt.

Im Zentrum der Schlachtordnung standen die altenglischen Truppen der 29. Division und der Navaldivision mit dem Auftrag, die türkischen Stellungen zwischen Sid ul Bachr und Maidos von Südwesten anzugreifen und sich möglichst rasch des Krithiaberges zu bemächtigen.

Auf dem linken Flügel fochten Australier und Neuseeländer, die an der Mündung des ins Ägäische Meer mündenden Sighindere und an den weiter nordöstlich hinausgerückten Punkten Kaba Tepe und Ari Burnu landen und im Zusammengehen mit den Briten das Krithiamassiv von Nordwesten angreifen sollten. Im Golf von Saros war nur eine Scheinlandung vorgesehen, aber auch diese durch die Entsendung einer ansehnlichen Flotte drohend gestaltet, um starke türkische Kräfte zwischen Kavak und Bulair an der Wurzel der Landzunge zu fesseln, während auf der Südspitze die Entscheidung fallen sollte.

Hamiltons Entwurf verriet den rücksichtslosen Führer, der den Gegner spitz anfällt und über den Haufen zu rennen sucht. Es war ein starker Einschlag von Sportlust in diesem Angriffsplan, stachelte er doch die verschiedenen Landungsabteilungen und im einzelnen Verband jedes Schiff, jedes Boot und jede Kompagnie, sich hervorzutun und den Strand vor allen anderen zu erreichen. Dazu kam das freie Spiel der Kräfte, die Sicherheit und Schnelligkeit der Bewegungen auf dem flüssigen Feld, die Möglichkeit, die Artilleriemassen der schwimmenden Zitadellen und die Reserven nach Gefallen zu verschieben, während der Verteidiger in seinen Werken auf zwei getrennten Schauplätzen festlag und dem Angreifer eine hundert Kilometer lange, von den Schiffsgeschützen beherrschte Flanke zukehrte und seine Reserven nur durch Hin- und Herwerfen zwischen zwei Ufern bewegen konnte.

Liman von Sanders kannte diese Schwäche und die Gefahren, die der Verteidigung aus der unvermeidlichen Unterordnung aller Abwehrpläne unter die Absichten des Angreifers erwuchsen. Er hatte das Äußerste getan, sowohl der Zersplitterung als auch der Fesselung seiner Kräfte zu begegnen. Der Marschall hütete sich, die sechs schwachen Divisionen, die ihm als 5. Armee zur Verfügung gestellt worden waren, zu verzetteln,

um „Alles und Nichts“ zu decken. Er hatte zwei Divisionen unter dem Befehle des Generals Weber-Pascha auf dem asiatischen Ufer und drei unter dem Befehle Essad-Paschas auf Gallipoli aufgestellt. Webers linker Flügel, die 11. Division, die von einem Araber, Oberst Refet-Bei, geführt wurde, lehnte sich an die südlichen Randhöhen des Skamandertales und schützte die Besikabai. Auf beiden Ufern des Skamander und an den Höhen der Bucht von Erenköi stand die 3. Division, die der sächsische Oberst Nicolai befehligte. Sie verteidigte Kum Kale, Intepe und die Straße von Erenköi. Essad-Pascha, der tapfere Verteidiger Janinas im Balkankrieg, hatte der 9. Division und ihrem Führer Sami-Bei die Verteidigung des Strandes der Mortobucht, der Trümmer von Sid ul Bachr, des Sighinderetals und des Vorsprungs von Kaba Tepe anvertraut und die von Mustapha Kemal-Bei geführte 19. Division bei Maidos aufgestellt, um sie nach Bedarf auf Gallipoli oder am asiatischen Ufer zu verwenden.

Zwischen der Stadt Gallipoli und den Schanzen von Bulair stand die 7. Division unter Remsi-Bei, die gegen den Golf von Saros Front machte, und bei Kavas am äußersten rechten Flügel und zugleich in der weit zurückgebogenen Flanke harrte die 5. Division unter Oberst v. Sodenstern als Armeereserve der Verwendung.

So standen sechs türkische Divisionen zu drei Regimentern mit leichter Artillerie, Gebirgskanonen und einigen schweren Batterien zum Empfang des englisch-französischen Landungskorps bereit, das an Kräften gleich, an Angriffsmitteln unendlich überlegen und von den mächtigen, beweglichen Feuerschlünden der Flotte gedeckt, zum Landkampf antrat. Wahrlich, Sir Jan Hamilton leitete kein aussichtsloses Unternehmen, als er in der Frühe des 25. April zum Angriff auf die Dardanellen schritt, und weilte Zeus noch als Kampfrichter auf dem umwölkten Ida über dem Schutthügel Ilions, ohne im neuen Völkerstreit Partei zu ergreifen und die Lose nach Gefallen zu bestimmen, so war nicht vorauszusehen, zu wessen Gunsten sich die Wage neigen werde.

Der Kampf bei Kum Kale

Als die Flotte am 25. April aus dem blassen Morgendunst heraustrat, in dem die Umrisse von Lemnos und Imbros verschwammen, wurden die türkischen Batterien zum Geschützkampf aufgeboten. Aber bald zeigte sich, daß Robecks und Guépratteś Panzer diesmal außerhalb der Meerenge haltmachten und die Reichweite der Festungskanonen mieden.

Die Schlacht rollte ihre Donner rasch von der Besikabai zur Nordküste Gallipolis und gipfelte kurz nach Sonnenaufgang in einem allgemeinen Angriff auf die Linie Kum Kale—Sid ul Bachr—Kaba Tepe.

D'Amade fesselte die Division Refet-Bei, indem er eine Landung in der Besikabai vortäuschte, und führte dann seine Truppen gegen Jeniköi und Kum Kale vor. Die ganze französische Flotte fuhr auf und ergoß das Feuer ihrer Turmgeschütze und der Mittelbatterien über die Ebene des Skamander. Turmhoch spritzten die Erdsäulen im deckungslosen Gelände, aus Sümpfen und Schlauchseen stiegen schäumende Geiser, die Anmarschstraßen wurden zerschlagen, die Kompagnien, die als Uferschutz in den Trümmern von Jeniköi und Kum Kale lagen, nahezu vernichtet, Leutnant Ali, der Kommandant von Kum Kale, mit allen Unterführern getötet und die Skamanderbrücke zerstört. Um 4 Uhr sprangen die Franzosen ans Land. Legionäre und Senegalesen stürmten die Ruinen des Schlosses und des Dorfes Kum Kale.

Die Türken begegneten dem Angriff nach Kräften.

Oberst Nicolai entsandte sofort Verstärkungen aus der linken Flanke ins Hügelland von Jeniköi und führte ein Bataillon von Jenischehr gen Kum Kale. Weber-Pascha ersuchte die Batterien der Meerengen um Unterstützung, und Wehrle richtete sofort die Rohre auf Kum Kale, aber nur die Batterien von Intepe konnten sich am Kampf beteiligen, denn schon nahte ein neuer Feind: ein starkes englisches Geschwader dampfte gegen Sid ul Bachr an, um die Landung des Zentrums Hamiltons zu decken, das unter dem Schutze der Schiffskanonen bei Sid ul Bachr und Kap Helles ans Ufer drängte. Da setzte Wehrle kurz entschlossen die Haubitzenbatterie Ali Tewfik nach Kum Kale in Bewegung, gab ihr 200 Ladungen mit und befahl ihr, Nicolais Gegenangriff zu unterstützen, während er selbst die Landung der Engländer bei Sid ul Bachr zu stören suchte.

Der Kampf auf dem asiatischen Ufer nimmt rasch den Charakter einer schweren Verstrickung an. Nicolais Bataillone leiden im aufglänzenden Tag entsetzlich unter dem Feuer der Schiffsgeschütze. Schon quellen französische Truppenmassen, um ihre Fanons und Richtflaggen geschart, aus dem Dorf Kum Kale, da schlagen Ali Tewfiks Haubitzgranaten in ihre Reihen und zwingen sie zur Erde.

Im Schilf von Skamander, in Erdlöchern und Dorngestrüpp kauern Nicolais Bataillone, schlagen vorprallende Senegalesen zurück, können sich aber nicht vom Fleck rühren, denn die Schiffsgeschütze halten alles in Bann. Französische und englische Panzer legen sich dicht an den Strand und überschütten das klassische Gelände, die Arena der Ilias, von den Ufern des Skamander bis zu den Eichenhainen des Ida mit schwerstem Feuer. Die Granaten des englischen Linienschiffes „Agamemnon" wühlen — o seltsame Ironie menschlicher Geistesgeschichte! — den Schutthügel von Troja auf.

Unter dem Schutze dieser Eisensaat gelingt es d'Amade, eine Brigade auszuschiffen und einen Brückenkopf anzulegen, der Jenischehr und Fort und Dorf Kum Kale umfaßt.

Nicolai wartet, bis die Sonne sinkt und die Dämmerung den Panzern das Zielen erschwert, dann tritt die 3. Division zum Angriff an. Intepe beginnt zu feuern, Feldartillerie eilt nach vorn, Ali Tewfik versendet seine sorglich gesparten Granaten. Als es dunkel geworden ist und blaue Schatten über die Ebene rollen, gehen die türkischen Schützenlinien unter Vorantritt deutscher und türkischer Offiziere zum Angriff vor. D'Amade hat Senegalesen und Legionäre des 6. Regiments „Colonial mixte“ gegen den Skamander vorgeschoben und hält Kum Kale mit dem 175. Infanterieregiment besetzt. Beim Aufblitzen der türkischen Bajonette legt die Flotte einen Feuerkreis um das eroberte Gelände. Aber es ist zu spät, Nicolais erste Bataillone haben die Todeszone schon durchlaufen, und die Anatolier dringen mit dem alten Schlachtruf „Allah, Allah!“ durch die flüchtig aufgesetzten Drahthindernisse in die französischen Gräben. Dreimal gelingt es dem Verteidiger, den Angriff abzuschlagen, der durch das ununterbrochene Feuer der Kriegsschiffe auf das äußerste erschwert wird, dann bricht der Widerstand der Senegalschützen unter dem wütenden Ansturm der Anatolier zusammen.

Um 4 Uhr morgens, 24 Stunden nach der Landung, wälzt sich der Kampf wieder nach Kum Kale hinein. Die Franzosen verteidigen Haus für Haus, bis ein letzter Ansturm sie bei aufgehender Sonne aus dem Dorf treibt.

D'Amade reißt die Trümmer seiner Landungstruppe vom Feinde los und befiehlt den Schiffsgeschützen, Kum Kale wieder unter Feuer zu nehmen. Furchtbar schlägt's in die zerstörten Gassen, zerreißt Türken, gefangene Senegalesen, Verwundete und Tote und zwingt Nicolai, den Ort zu räumen und wieder gegen den Skamander zurückzugehen. Hier gräbt er sich ein, zieht die Feldartillerie in die vorderste Linie und hält die Trümmer und den Strand unter Feuer. Alle Versuche der Franzosen, neue Streitkräfte auszuschiffen, werden im Keime erstickt. Als es dunkelt, schaffen die Franzosen ihre Verwundeten auf die Leichter und graben sich am Strand und in den Trümmern des Kastells ein, um Nicolais Nachtangriffe abzuwehren. Ali Tewfiks letzte Granaten platzen mitten unter ihnen und zerrütten ihre schmelzenden Verbände. D'Amade kommt zur Einsicht, daß er den Strand und die Trümmer des Schlosses zur Not und unter schweren Opfern behaupten, aber keinen Boden mehr gewinnen kann. Hamilton macht der unhaltbaren Lage ein Ende, indem er die Franzosen auffordert, sich an den Kämpfen um Sid ul Bachr zu beteiligen. In der Nacht auf den 29. April zieht d'Amade die letzten Überlebenden der gelandeten Brigade von Kum Kale zurück.

Der Kampf am asiatischen Ufer ist zu Ende. Tausende von Toten beider Parteien liegen im Skamandertal, an den Grabhügeln des Patroklos und des Achilleus und in den Ruinen des alten Türkenschlosses gebettet. Aus der Landung d'Amades war eine blutige Diversion geworden, und auch diese am 29. April abgetan.

Der Kampf bei Sid ul Bachr, Kap Helles und Ari Burnu

Um so wilder und hartnäckiger wird seit dem 25. April auf Gallipoli gefochten, wo Hamilton das Ufer unter Opfern erstritten hat, die sich zu wahren Hekatomben erheben, und der Türke im Gegenangriff Leichen über Leichen liegen läßt.

Die Beschießung hat an Gewalt alles bisher Erlebte übertroffen und die türkischen Kompagnien, die zwischen den Klippen der Mortobai, in den Ruinen von Sid ul Bachr, am Strand von Kap Helles, an der Mündung des Sighindere und am felsigen Ufer von Kaba Tepe und Ari Burnu wachten, fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Ehe Sami-Beis Reservebataillone das Sperrfeuer durchlaufen haben, sind Boote, Leichter und kleine Dampfer auf fliegender Fahrt bis zur Küste durchgedrungen, und als die Wolke von Rauch, Staub und Pulvergasen, die sich am felsigen Gestade geballt hat, im Morgenlicht zerfließt, sehen türkische Offiziere vom Krithiaberg, vom Eltschi Tepe, vom Mal Tepe und vom ragenden Kodja Tschemen Dagh, den höchsten Erhebungen der gebirgigen Landzunge, den Feind in dicken Massen aufwärtsklimmen. Das Meer ist weithin mit Booten, Kähnen und Schaluppen bedeckt, Pferde, Kanonen, Infanterie werden herangebracht, Fesselballone stehen über ihren Mutterschiffen in der klaren Luft, Flugzeuge kreisen über den Schluchten und spähen in die türkischen Lager — England landet auf Gallipoli.

Bei Ari Burnu, bei Kap Helles und in der Mortobai ist der Überfall geglückt. Der Angreifer schanzt schon am Strand und an den Hängen, um Stützpunkte anzulegen, und bildet Sturmbataillone, um gen Krithia durchzubrechen.

Die Türken erkennen den Ernst der Lage. Sami-Bei wirft ein Regiment nach Ari Burnu, führt das zweite bei Eski Hissarlik und Kap Helles in den Kampf und ersucht Essad-Pascha um Unterstützung. Sie wird ihm rascher zuteil, als er hoffen konnte.

Mustapha Kemal ist in der Morgenfrühe, ehe noch Hamiltons Flotte aus dem Dunst des Meeres trat, auf die Höhe des Kodja Tschemen Dagh geritten. Als er bei dem Ausblick von der ragenden Höhe die Armada nahen und die Engländer an der Nordküste landen sieht, handelt er auf eigene Faust, ruft rasch entschlossen eines seiner Regimenter von Maidos heran, befiehlt ihm, sich auf dem Rücken des Kodja Tschemen Dagh festzusetzen, um Maidos und die Nordflanken der Meerengen zu decken, und sendet ein zweites Regiment gen Kaba Tepe, wo die linke Flanke der von Sami-Bei bei Ari Burnu eingesetzten Bataillone durch eine neue Landungsstaffel schwer bedroht wird. Essad-Pascha, der auf die Meldung der drohenden Landung mit seinem Stab von Gallipoli heranjagt, findet die dringendste Gefahr beschworen und den Gegenangriff im Fluß. Offiziere und

Hodjas reißen die türkischen Bataillone durch den Granatenhagel nach vorn. An den Hängen, auf dem Strand und zwischen den Klippen wütet das Handgemenge; Briten, Australier, Neuseeländer, Anatolier und Araber fechten Brust an Brust. Hoch über sie weg heulen die Schiffsgranaten und zerschlagen die Anmarschstraßen und die Lager der türkischen Reserven. Bis Maidos und Gallipoli quer über die Halbinsel, spritzt, von Fliegern gelenkt, die eiserne Saat und entzündet lodernde Brände.

Essad befiehlt Mustapha Kemal, das dritte Regiment der 19. Division mit der gesamten Artillerie bei Ari Burnu einzusetzen und eilt selbst nach Krithia, wo die 9. Division sich in verzweifelten Anstürmen verblutet. Sami-Beis Küstenschutz ist so gut wie ausgetilgt, von drei Regimentern sind ihm kaum zwei geblieben, eins ist auf dem Marsch an den Sighindere, an dessen Mündung schwer gekämpft wird, das andere eilt an den linken Flügel, wo der Brite im ersten Anlauf am Kap Helles und in der Mortobai festen Fuß gefaßt und den Hügel von Eski Hissarlik erstiegen hat. Zwar zerschlagen einzelne Langrohre Wehrles, von Intepe herüberlangend, Leichter und Boote in der Mortobucht und scheuchen vorprallende Linienschiffe aus der Enge, aber die Entscheidung fällt außerhalb des Bereiches der Intepe-Batterien und muß von Samis Infanterie ausgekämpft werden.

Sir Ian hat seine besten Stürmer und seinen schärfsten Witz aufgeboten, um zwischen der Mortobai und dem Sighindere, wo die Südspitze Gallipolis von drei Seiten angepackt werden kann, den Sieg zu erringen und die 29. Division und die Marinedivision in Massen an den Strand geworfen. Als Hauptlandungsstelle war westlich von Sid ul Bachr ein flacher Strand erkundet worden, von dem das Gelände in weitgedehnten grünen Terrassen amphitheatralisch zu 100 Fuß Höhe emporsteigt. Um den Türken sofort mit Übermacht gegenüberzutreten, wurden drei Kompagnien des Dubliner Füsilierregiments auf Boote eingeschifft, 2000 Mann der Füsilierregimenter Münster und Hampshire unter dem Befehle des Generals Napier auf dem Kohlendampfer „River Clyde" untergebracht, dem Schiff ein halbes Dutzend Leichter angehängt und der ganze Schiffszug mit schlagender Schraube hart am Ufer aufgesetzt. Ein Kranz von Kriegsschiffen deckte das kühne Manöver durch schweres Feuer, im Hintergrund hielt sich Marineinfanterie zum Nachstoß bereit.

Als General Essad-Pascha auf der Kuppe des Krithiaberges erschien, war das Unternehmen in vollem Gange. Die Schiffsartillerie hatte den Strand gefegt, und die Boote mit den Dubliner Schützen waren so nahe ans flache Ufer gelangt, daß die Offiziere ins Wasser sprangen und ihren Leuten den Weg mit dem Degen zur Höhe wiesen. Aber kaum hatte das erste Boot seine Fracht abgesetzt, so brach das Schnellfeuer der überlebenden türkischen Besatzung über die Dubliner Füsiliere herein und forderte in den Booten und im seichten, von Stolperdrähten durchzogenem Wasser

fürchterliche Opfer. Nur wenige entrannen dem Blei und richteten sich an der Uferböschung ein. Von den Booten kehrte kein einziges zurück. Sie lagen voll Toter und Verwundeter und wurden von der Strömung an die Küste gespült.

Unterdessen war der Kohlendampfer, ein eisernes Schiff von 8000 Tonnen, am Ufer aufgefahren. Wie ein Berg hob sich der eiserne Schiffsbauch über den flachen Strand und spie — wie weiland das trojanische Pferd — lebendige Fracht aus. General Napier befahl, aus den großen Schleppkähnen eine Brücke zu bilden, um seine Bataillone Schlag auf Schlag ans Land zu werfen. Aber kaum waren zwei Kompagnien Münsterfüsiliere auf Deck erschienen, so schlug Schnellfeuer von den Stufen des Amphitheaters in ihre Reihen. Die erste Kompagnie wurde völlig vernichtet. Als die zweite von Bord ging, brach die Brücke und riß die Füsiliere ins Wasser.

Ingrimmig rangen die Engländer, die schwimmende Brücke wiederherzustellen. Von den Dubliner Schützen und den Münsterfüsilieren lebte noch eine Handvoll Leute, die zwischen den Klippen kauernd das Feuer der Türken erwiderten und auf Unterstützung warteten.

Jetzt treten die Hampshireleute an. Oberstleutnant Carrington Smith setzt sich an ihre Spitze und führt sie an Napier vorbei gegen den Feind. Aber das Feuer der Türken zerschlägt auch diesen Anlauf. Trotz der vernichtenden Beschießung durch die Kriegsflotte halten sich die Türken an den Rändern des Amphitheaters und mähen den anstürmenden Feind auf den Brückenkähnen, im Wasser und am Strand nieder. General Napier fällt, sein Stab liegt um ihn her im leichengefüllten Leichter. Oberst Carrington Smith bricht tot zusammen, ehe er den Fuß auf festes Land gesetzt hat, von den Dubliner Schützen leben kaum noch ein Dutzend Leute, von den Münsterfüsilieren nur noch Trümmer, die sich um das Fähnchen der 3. Kompagnie scharen, von Hampshire die Reste dreier Kompagnien.

Es bleibt nichts übrig, als die Landung einzustellen. Aber aufgegeben wird sie nicht: Im Bauche des „River Clyde“, der dann und wann von Wehrles fernher treffenden Granaten erreicht wird, kauern noch 1000 Mann und warten auf die Nacht, um das Abenteuer zu Ende zu führen.

Unterdessen ist auch bei Teke Burnu, in der Nordflanke von Kap Helles, wo sich die Landzunge nach Nordosten zurückbiegt, auf Tod und Leben gekämpft worden. Hier sind die Lancashirefüsiliere in Booten ans Land gegangen. Sie erreichten den Strand zwischen den Hellesklippen und dem 100 Fuß hohen Felsenkopf Teke Burnu, gerieten aber in der sandigen Bai in verderbliches Kreuzfeuer und an versteckte Drahtverhaue und mußten dicht über der Flutgrenze liegen bleiben, bis es Abend wurde. Ganz vertreiben lassen auch sie sich nicht.

Einige tausend Schritte nordöstlich von Teke Burnu kämpfen die Royalfüsiliers und ein Bataillon der Marinedivision. Das Linienschiff „Im-

placable" ist ihnen vorausgedampft, hat sich dicht am Strand in tiefem Wasser festgelegt und schlägt mit den Breitseiten seiner 30,5- und 15,2-cm-Geschütze den Klippenrand und die zerrissene Hochfläche vom Feinde frei. Die Türken lassen Haufen von Toten liegen und weichen gegen Krithia, behaupten sich aber auf einem 114 Fuß hohen Hügel, der den Engländern den Aufstieg zur Hochfläche von Krithia verwehrt. Jedesmal, wenn die Angreifer aus dem Schutz der Kanonen „Implacables" heraustreten, um den Hügel zu stürmen, brechen die Osmanen zum Gegenangriff vor und werfen den Feind wieder gegen den Strand zurück.

Weiter nördlich, an der Mündung des Sighindere, kämpfen die Schotten. Das Linienschiff „Goliath" und die Kreuzer „Dublin", „Amethyst" und „Saphir" decken die Landung. Der Ort ist günstig. Ein schmaler Sandstreifen bietet dem Angreifer Gelegenheit, Fuß zu fassen. Er rührt von der Anschüttung des Krithiamassivs her, das zu Regenzeiten von den Flanken des Massivs herabstürzt, um sich in tiefgerissener Schlucht ins Ägäische Meer zu ergießen. Da die Kriegsschiffe hier keine Küstenforts zu fürchten haben, gelingt es ihnen, den türkischen Uferschutz zu vertilgen und dem 1. Bataillon der Kings Own Scottish Borderers und dem Marinebataillon Plymouth den Weg freizuschlagen. Oberst Koe faßt seine Schotten und die Plymouther sofort zu Kolonnen zusammen und sucht in die rechte Flanke der Verteidiger von Teke Burnu und Kap Helles einzubrechen und die Division Sami-Bei zu umfassen. In diesem Flankenangriff schlummert die Entscheidung über den Ausgang des ersten Schlachttages. Gelingt es Koe, die Royalfüsiliere, die Lancashirefüsiliere und die Brigade Napier nacheinander zu deblockieren und die Division Sami-Bei aufzurollen, so fällt die Südspitze der Halbinsel bis zum Krithiaberg und dem Eltschi Tepe in englische Hand.

Oberst Sami hat die Gefahr erkannt. Sorgenden Blickes verfolgt er den Marsch des Reserveregiments, das er von Maidos herangezogen und gegen den Strand des Sighindere in Bewegung gesetzt hat. Er sieht es in schwerem Feuer zum Ziel streben, in Sprüngen das tiefgerissene Sighinderetal überschreiten und in der Mittagsstunde in den Kampf um die Klippen eingreifen.

Koes Schotten werden auf ihrem kühnen Flankenmarsch angefallen, müssen Front machen und erliegen dem wütenden Ansturm der türkischen Bataillone, die sich, von Offizieren und Feldpriestern geführt, mit dem Bajonett auf die Borderers und Plymouth stürzen und sie auf ihre Schiffe zurückwälzen. Oberst Koe fällt, fast alle Offiziere liegen im Blut, schaufelnd und schießend suchen sich die gelichteten Kompagnien am Strand zu behaupten und einzugraben, aber der Türke läßt sie nicht zu Atem kommen, unterläuft das Feuer der britischen Kriegsschiffe, deren Kanonen angesichts des Handgemenges am Strande verstummen, und zwingt den Feind endlich, sich wieder einzuschiffen.

Auch bei Kaba Tepe und bei Ari Burnu hat der Angreifer Fuß gefaßt. Hier führt General Birdwood Australier und Neuseeländer ins Treffen. Er ist entschlossen, starke Kräfte einzusetzen, die Krithiastellung durch eine Landung an der schmalsten Stelle der Landzunge zwischen Kaba Tepe (am Ägäischen Meer) und Kilia (in der Meerenge) abzuschneiden und sich in der Linie Kaba Tepe—Eskiköi—Maidos festzusetzen.

Oberst Mustapha Kemal, der in der Morgenfrühe auf dem Kodja Tschemen Dagh gestanden hatte, wußte genau, was er tat, als er ein Regiment auf den Kodja Tschemen rief, um den auf Maidos zielenden Durchbruch aus der Flanke zu bedrohen und ein zweites Regiment im Gewaltmarsch nach Ari Burnu sandte, um Sami-Beis Flanke zu stützen und das dort verblutende Bataillon des Küstenschutzes aufzunehmen. Die Lage war ernst, ja kritisch. Hing an erfolgreicher Abwehr des gewaltsamen Angriffs auf den Berg Krithia, den Hamilton von Eski Hissarlik, Kap Helles und Kap Tepe aus unmittelbar bedrohte, das Schicksal des Tages, so hing an der Vereitelung des Flankenangriffs auf Maidos das Schicksal der Dardanellen. Wenn das Korps Anzac, das bei Ari Burnu und Kaba Tepe Bataillon auf Bataillon ans Ufer setzte, Kodjadere nahm, acht Kilometer vordrang und Maidos erreichte, war nicht nur Samis 9. Division abgeschnitten, sondern auch die Meerenge aufgesprengt. Dann wurde die Befestigungsgruppe Kilid Bachr von hinten gefaßt und die Verteidigung des asiatischen Ufers von Kum Kale bis Tschanak aus dem Angel gehoben. In diesem Fall blieb der 5. Armee nur noch der Rückzug auf die gegen Norden gewendeten Linien von Bulair und das Marmarameer übrig, und die englisch-französische Flotte fand den Weg durch die Meerengen frei.

Der rasche Entschluß Mustapha Kemals hatte die Krisis unterbunden, und als der Kommandant der 19. Division auf Befehl Essad-Paschas auch sein drittes Regiment und die ganze Artillerie der Division in Bewegung setzte und im Gewaltmarsch gen Ari Burnu führte, war das Äußerste geschehen, die Gefahr zu beschwören, der Kampf selbst jedoch mitnichten entschieden.

Das Geschwader, auf dem die Australier ins Feld rückten, war schon um 2 Uhr nachts vor Kaba Tepe und Ari Burnu erschienen. Der Mond stand noch am Himmel, als drei englische Linienschiffe auf 2500 Meter an die Steilküste herangingen, um als schwimmende Batterien mit gestoppten Maschinen die Landung zu decken. Die Truppenschiffe blieben weit draußen liegen und entledigten sich vorsichtig ihrer lebendigen Fracht. Langsam dampften die Schleppboote mit gefüllten Leichtern der düsteren grauverschatteten Küste zu. Die Panzer ließen sie stumm vorüberziehen. Dicht gedrängt saßen die Leute, die Gewehre waren ungeladen, kein Ruf erklang, kein Lichtschein blitzte, dumpfer Ruderschlag und unterdrücktes Mahlgeräusch der Schrauben verlor sich in der Nacht.

Um 4 Uhr näherten sich die ersten Boote dem Lande.

Da blitzte am Ufer ein Signal und stach grell in das verblassende Dunkel. Gleich darauf umzuckte das Mündungsfeuer türkischer Gewehre die Küstenlinie. Die Überraschung war nicht völlig gelungen.

Die Australier erlitten schwere Verluste, besannen sich aber keinen Augenblick, sondern sprangen ins Wasser, pflanzten das Messer auf und wateten ans Land. Die türkische Vorpostenkompagnie wurde überwältigt und der Strand erklommen. Nun brausten Pinassen und Zerstörer heran und warfen Verstärkungen ans Ufer. Gleichzeitig setzte das deckende Feuer der Panzerschiffe ein. Der Kampf wuchs zum Ringen um die Steilkante, auf der das türkische Bataillon in aufgelöster Linie hinter Brustwehren und Drahthindernissen verzweifelten Widerstand leistete. Furchtbar hauste das Feuer des Verteidigers in den dicht und dichter schwellenden Massen der Australier, die hastig vom Strand zur Höhe strebten.

Als die Sonne aufging und die Nebel aus den Schrunden des Kodja Tschemen Dagh vertrieb, erstieg Anzac die erste Höhenstufe und drang in die türkische Stellung ein. Ein Bajonettangriff warf die ersten Sturmgruppen zurück, aber verstärkt kehrten sie wieder, und um die Mittagsstunde schwangen sie sich über den Hügelrand und setzten den Fuß auf die zweite Höhenstufe.

Unterdessen wurden am Strand Munition und Lebensmittel gehäuft, Pferde, Maschinengewehre, Stahlblenden, Geschütze ausgeladen. Näher und näher kamen kleine und große Transportdampfer, kein Zweifel, es war die entscheidend gedachte Landung, gefährlicher als der Angriff bei Sid ul Bachr und bestimmt, die Südspitze abzuschnüren.

Die Türken wehren sich mit letzter Kraft, sind aber viel zu schwach, dem Ansturm Halt zu gebieten. Da schlägt plötzlich Schrapnellfeuer in die Reihen der Anzacs, zwei Halbbatterien Feldartillerie sind in den Flanken aufgefahren und nehmen den Angreifer unter Kreuzfeuer. Vergebens richten die Panzerschiffe ihre Mittelartillerie auf den neuen Feind, der Vormarsch kommt ins Stocken. Erst nach Stunden gelingt es Robeck, das türkische Artilleriefeuer zu dämpfen. Nun überschwemmt der Angriff die Düne und breitet sich auf den Flügeln aus — der Widerstand der Türken erstirbt. Doch der Entsatz ist nahe. Kurz vor der völligen Vernichtung der Strandhut erreichen Mustapha Kemals keuchende Bataillone das Schlachtfeld und werfen sich vom Fleck weg mit Allahgeschrei auf den stürmenden Feind. Mustapha Kemal entwickelt Bataillon neben Bataillon, und um 5 Uhr abends steht die 19. Division auf der ganzen Linie festgeschlossen im Kampf und drängt den Australier Schritt für Schritt gegen die Dünen zurück. Gegen 7 Uhr meldet Mustapha Kemal dem Marschall, daß der Feind bei Ari Burnu auf dem Rückzug gegen die Küste sei und seine Verwundeten einschiffe.

Doch Birdwood denkt nicht daran, den teuer erkauften Boden wieder herzugeben, sondern beschränkt sich darauf, die Flügel näher heranzuziehen und die Front zu verkürzen, um sich in einen engen Brückenkopf zu setzen, in dem er die Nacht unter dem Schutze der Schiffskanonen überdauern will. Vorprallende türkische Kompagnien werden abgewiesen, der Kampf kommt auf der ersten Höhenstufe zum Stehen.

Der erste Schlachttag geht zu Ende.

Es ist dunkel geworden, Kum Kale, Sid ul Bachr, der Hügel von Eski Hissarlik, der Strand von Kap Helles, die Mündungsdüne des Sighindere und das Ufer zwischen Kaba Tepe und Ari Burnu sind in den Händen des Angreifers, aber der Türke verwehrt ihm überall den Vormarsch ins Innere, und der Kampf wälzt sich zwischen Strand und Höhengelände unentschieden hin und her, durchtobt die Nacht und flammt am 26. April von Stunde zu Stunde höher auf.

Beide Parteien ziehen Verstärkungen heran, beide sinnen auf Sammlung ihrer Kräfte an den entscheidenden Punkten.

Hamilton landet Verstärkungen bei Kap Helles und am Sighindere und entschließt sich, den Eltschi Tepe und den Berg Krithia am 26. April von drei Seiten anzugreifen. Kann sich d'Amade bei Kum Kale nicht halten, so sollen auch die Franzosen nach Gallipoli herangezogen und bei Sid ul Bachr und in der Mortobai eingesetzt werden, um die Front zu verstärken und als rechte Flügelgruppe gegen den Eltschi Tepe anzustürmen.

Liman von Sanders faßt den Entschluß, alle Kräfte zwischen Maidos und Krithia zu vereinigen, bietet also dem Gegner mit sicherem Zuge Schach. Er hat die ersten Kämpfe von der Höhe Ghasi Tepe, unweit Gallipoli verfolgt und eine große Transportflotte unter der Deckung britischer Linienschiffe im Golf von Saros kreuzen sehen. Wenn diese Armada keine Landung vortäuschen soll, sondern Hamiltons höchsten Trumpf darstellt und am 26. April bei Bulair starke Truppenmassen aussetzt, gewinnt die Schlacht über Nacht ein anderes Aussehen und zwingt Liman, mit halbverwandter Front, in der Verbindungsflanke bedroht, auf einer über 100 Kilometer messenden Linie zu kämpfen. Wie aber, wenn es sich wirklich nur um ein Manöver handelt, das bestimmt ist, den ganzen rechten Flügel der 5. Armee zwei Divisionen, alles, was noch nicht im Feuer steht, bei Kavak und Bulair zu fesseln, während Essad-Paschas Korps sich bei Sid ul Bachr und Ari Burnu verblutet, Hamilton über die 9. und 19. Division hinwegschreiten und Krithia nimmt, vielleicht sogar den Kodja Tschemen Dagh, den Schlüsselpunkt der ganzen Halbinsel, erstürmt? An der richtigen Erkenntnis dieses Stratagems hängt das Schicksal der Armee.

Liman von Sanders schließt auf ein Scheinmanöver in der Sarosbai, entblößt seine rechte Flanke, gibt seine Rückzugslinie auf und sendet der 7. Division Befehl, sich im Hafen von Gallipoli, der 5. Division sich auf

der Reede von Scharköi, nordöstlich von Gallipoli, nach Maidos einzuschiffen. Nur einige Schwadronen und ein paar Bataillone bleiben am Golf von Saros zurück.

In dunkler Nacht legen die Divisionen den 40 Kilometer langen Wasserweg zurück, fahren die Dardanellen abwärts nach Kilie und Maidos, entsteigen vor Tagesgrauen den Schiffen, raffen kärglichen Mundvorrat an sich und eilen im Gewaltmarsch, ohne Gepäck, gen Ari Burnu und Krithia. Die Lage ist kritischer als am ersten Tag, denn der Angreifer hat sich in der Nacht verschanzt, Geschütz ans Land geschafft, und Hamilton kann am zweiten Tag 50 Bataillone gegen Eltschi Tepe—Krithia in Bewegung setzen. Doch ehe er angreift, erreicht die Spitze der 7. Division Krithia und wirft sich, am Kerevisdere abwärts dringend, auf Eski Hissarlik und Sid ul Bachr, wo Samis letzte Streiter am Erliegen sind. Remsi-Bei führt seine Spitzenbataillone selbst an den Feind. Die ersten Höhen werden zurückerobert und der Sturm im Morgengrauen bei Kap Helles sogar bis ans Meer getragen.

Da flammen die Breitseiten der Kriegsschiffe auf und zwingen die Türken, auf die Hänge von Krithia zurückzuweichen. Gleichzeitig bricht ein Geschwader englischer Panzerschiffe zwischen Kum Kale und Sid ul Bachr durch, um die türkischen Forts und die Batterien auf der asiatischen Seite von der Beschießung der Mortobai und des Strandes von Sid ul Bachr abzuhalten. Der „Amphibienkrieg“, von dem Hamiltons Bericht an Lord Kitchener mit einer gewissen ironischen Skepsis gesprochen, lebt noch einmal auf, endet indes nach kurzem Feuerkampf mit dem Rückzug Robecks auf die hohe See. Dschewads Festungsartillerie behält endgültig die Oberhand.

Trotzdem verstummen Wehrles Batterien. Nur selten flammt bei Intepe und Erenköi ein Blitz, schlägt eine schwere Granate in die Mortobai oder in das Gewimmel von Leichtern, Zerstörern und Booten, das das Wrack des „River Clyde“ umgibt. In den türkischen Batterien beginnt die schwere Munition so sehr zu fehlen, daß man sie für den äußersten Notfall bewahren muß. Wüßte der englische Admiral, wie schlecht es damit bestellt ist, er griffe noch einmal an!

Von diesem Tage an stand die Verteidigung der Dardanellen im Zeichen des Munitionsmangels. Da die Türkei keine modernen Munitionsfabriken besaß, Rumänien der Durchfuhr deutschen und österreichischen Kriegsmaterials steigende Schwierigkeiten bereitete und Serbien die Südostflanke der Mittelmächte blockierte, sah sich die türkische Armee genötigt, dem Feind den Zugang zu den Dardanellen mit ihren Leibern zu sperren und alle Verluste, die dieser aus der Not geborenen Taktik entsprangen, mit der Ergebung des Gläubigen in sein Kismet zu ertragen. Wäre es deutscher Tatkraft nicht gelungen, am Marmarameer einzelne Werkstätten zu errichten,

wo Infanteriepatronen und Granaten von geringer Sprengkraft erzeugt werden konnten, so hätte Marschall Liman von Sanders den Kampf um die Dardanellen nicht zu Ende fechten können.

Schon am 26. April 1915 zählte Wehrle seinen Batterieführern die Granaten einzeln vor, und als Essad-Pascha sich entschloß, die 7. Division zum Gegenangriff vorzuführen, um den drohenden Sturm auf Krithia die Spitze abzubrechen, mußte er von vornherein auf stärkere Beschießung der feindlichen Front verzichten und seinen Bataillonen das Bajonett in die Hand drücken, um einen Feind zu bekämpfen, der sich unter dem schützenden und bahnbrechenden Feuer der Schiffsgeschütze vom Kerevisdere bis zum Sighindere zum umfassenden Angriff auf die Linie Eltschi Tepe—Krithia bereitstellte.

Der Tag verging in wildem Ringen. Auf beiden Seiten fielen ungezählte Opfer, und als es Abend wurde, sanken die Gegner ermattet nieder, um in der Nacht ihre Verwundeten zu bergen und die Lücken auszufüllen.

Am 27. April erscheinen auf türkischer Seite die ersten Verstärkungen aus dem Lager von Konstantinopel und dem Abschnitt Weber-Paschas, auf englischer Seite von Kum Kale abgezogene französische Bataillone, die zweite Staffel des Anzackorps und der Rest der Marinedivision im Felde. Liman gibt die Hoffnung auf, den Feind wieder ins Meer zu werfen, Hamilton verzichtet auf die Durchführung des gewaltsamen Angriffs auf Krithia und läßt seiner Schiffsartillerie das Wort. Am Abend des 27. April erstreckt sich die Kampflinie auf der Südspitze der Halbinsel im Bogen von Eski Hissarlik über das zerrissene Hügelland nach der Mündung des Sighindere, im Norden von Kaba Tepe über die Dünen von Ari Burnu.

Um die gelichteten Divisionen dem Feuer der Kriegsschiffe zu entziehen und Blut zu sparen, befiehlt Marschall Sanders der 7. und der 9. Division am Sighindere, am Kirte- und Kerevisdere zurückzugehen und die Bachschluchten zur Verteidigung einzurichten. Das erste Ergebnis der Landungsschlacht beginnt sich abzuzeichnen. Hamilton hat die Südspitze Gallipolis erstritten und auf der ersten Höhenstufe drei Brigaden der 29. Division, ein französisches Bataillon und fünf Marinebataillone in sicheren Stellungen untergebracht. Bei Ari Burnu halten Birdwood und Mustapha Kemal sich gegenseitig umklammert, doch ist es den Türken gelungen, sich auf der Höhe von Kodjadere zu behaupten und die Steilkante mit Hilfe von Verstärkungen wieder zu erstreiten.

Unter heftigen Feuerkämpfen vergeht der 28. April, an dem Hamilton neue Staffeln landet, Liman Munition und Proviant heranschafft, um seine darbenden Truppen zu versorgen, ehe die Schlacht sie verzehrt.

Als Hamilton am 29. April 80 Bataillone und zahlreiche leichte und schwere Geschütze ausgeschifft hatte — d'Amade war bei Sid ul Bachr gelandet —, war der Augenblick zum Sturm auf Krithia und den Eltschi

Tepe gekommen. Aber Hamilton hatte zwei Tage zu lange gewartet, Liman war zur Schlacht bereit.

In den Lücken der auf wenige Gewehrträger geschmolzenen 9. Division steht die 7. Division, stehen Teile der 5. und 11. Division, und statt Sami-Beis hat Oberst v. Sodenstern den Befehl über die Südgruppe übernommen. Auch die Nordgruppe ist verstärkt. Bei Ari Burnu sind die ersten Staffeln der 4. Division eingetroffen. Sie sind in Konstantinopel eingeschifft und unter dem Feuer der aus dem Golf von Saros über die Halbinsel wegschießenden „Queen Elizabeth" in Maidos gelandet worden. Liman von Sanders sucht auch schwere Artillerie heranzuziehen, um den Breitseiten Robecks wenigstens einige große Rohre entgegenzusetzen. Er fordert deshalb von Dschewad-Pascha und Admiral v. Usedom Unterstützung. Dschewad bespannt schwere Festungsgeschütze mit Wasserbüffeln und sendet sie gen Krithia, Usedom stellt Maschinengewehrabteilungen zusammen, ladet leichte Schiffsgeschütze aus und befiehlt den alten Linienschiffen „Torgut Reis" und „Barbaros Haireddin", das Feuer der an der Nordküste Gallipolis kreuzenden englischen Panzer von Kilia und Maidos aus über die Höhe hinweg zu erwidern.

So findet der 29. April beide Parteien aufs äußerste gerüstet und die Entwicklung zu einer Verstrickung gediehen, die nach gewaltsamer Lösung verlangt. Daraus erwächst die erste Durchbruchsschlacht auf dem festen Lande. Sie wird als Zusammenprall auf der Südwestflanke des Krithiamassivs und in den Schluchten des Sighindere ausgefochten.

Hamilton griff zuversichtlich an. Er hatte zwei französische Brigaden auf seinem rechten, vier englische auf seinem linken Flügel aufgestellt, den Franzosen den Eltschi Tepe, den Briten die Krithiahöhe als fernes Angriffsziel gewiesen und den Australiern befohlen, bei Kaba Tepe und Ari Burnu durch Flankendruck zu wirken. In den Ruinen von Sid ul Bachr und tiefgestaffelten, mit Stahlblenden versehenen Gräben harrten die Angreifer auf das Zeichen zum Sturm. Fünf Stunden lang beschossen die Schiffsgeschütze und die am Strand aufgestellten Haubitzen die türkischen Linien, die sich im Zickzack über die nackten, von Geröll, Gedörn und Zwergeichen bedeckten Höhen zogen. Weißer Kalkstaub und gelbe Lydditschwaden bäumten sich zu Wolken, rotgefleckte Erdbrunnen sprangen auf, das Dröhnen der 38- und 30-cm-Geschosse und das nervenzerreißende Kreischen riesiger Granat- und Gesteinsplitter erfüllte die Luft. Die Dörfer Krithia, Maghrem, Halar und die Stadt Maidos gerieten in Brand, die Bachschluchten wurden von Haubitzgranaten zerschlagen, die Dardanellenforts wieder einmal von vorprallenden Panzerschiffen angegriffen — es war eine Vorbereitung, wie sie noch keine Landschlacht gesehen hatte. Sie sollte der Infanterie den Weg auf die Krithiahöhe und in die Kehle von Kilid Bachr freischlagen und die Landung mit einer Durchbruchsschlacht krönen, ehe der Verteidiger sich des Zusammenwirkens von Armee und Flotte durch das Heranführen

schwerer Artillerie, im besonderen weittragender Langrohre größter Kaliber und der gefürchteten deutschen Tauchboote erwehren konnte.

Um 11 Uhr stürzten die Engländer aus den Gräben. Die 29. Division lief, vier Brigaden stark, in Staffeln vom linken Flügel an und drang zweitausend Schritte vorwärts und aufwärts gegen das staubumwölkte Krithia vor. Aber es war kein Sturm auf freigeschlagener Bahn, sondern ein wildes Fechten und Würgen mit standfestem Feind, der kalkbespritzt, von Lydditstaub überschüttet, taumelnd, fiebernd, aus Löchern, Schrunden und hinter den niedrigen Mauern zerwühlter Äcker auftauchte, während deutsche Maschinengewehre, von den letzten Schützen bedient, die Sturmstaffeln von der Seite faßten. Die Franzosen griffen als zurückgehaltener rechter Flügel eine halbe Stunde nach den Engländern an. Senegalesen, Zuaven und das 176. Regiment, d'Amades beste Truppe, brachen von Sid ul Bachr und Eski Hissarlik gegen die Kerevisdereschlucht und den Eltschi Tepe vor.

Anfangs gewann der Angriff Boden. Um den linken Flügel schwenkend stürmten die Franzosen im Bachtal, wo die Haubitzen furchtbar aufgeräumt hatten, aufwärts und gelangten am Nachmittag auf gleiche Höhe mit den Briten. Aber kaum waren sie in die türkischen Linien eingebrochen, so wendete sich das Blatt.

Im Augenblick, da Robeck die Flugbahn seiner Turmgeschütze streckte, um nicht ins Handgemenge zu greifen, das sich auf den Hängen des Krithiaberges und in den Bachschluchten unlöslich verflocht, erwachten die türkischen Feldbatterien. Deutsche und türkische Offiziere rafften die Reserven zusammen und gingen auf der ganzen Linie zum Gegenangriff über. Der rechte Flügel und das Zentrum der Engländer wurden etwa tausend Schritte zurückgetrieben, die Franzosen mit dem Bajonett angefallen und im Kerevisderetal über den Haufen geworfen.

D'Amade vermochte die Verbindung mit Hamiltons rechtem Flügel, der 88. Brigade, nicht aufrechtzuerhalten und wich auf Eski Hissarlik unter den Schutz der Schiffskanonen. Dadurch gerieten die Engländer in eine schlimme Lage. Da Hamilton kein zweites Treffen ausgeschieden hatte und es zu spät war, die Royal-Naval-Division vom Strand heranzuziehen, mußte sich das Regiment Worcestershire in der ungedeckten Flanke auf zwei Fronten schlagen, um den Rückzug der ganzen Linie in eine gesicherte Stellung zu ermöglichen. Das gelang nur unter schweren Opfern. Als die Sonne sank, standen die Engländer wieder fest und hatten noch einige hundert Meter Raum erstritten, aber der Durchbruch war gescheitert, und Krithia und der Eltschi Tepe noch im ungeschmälerten Besitz der Türken.

Robecks Sperrfeuer verhinderte Sodenstern, dem Feinde sofort nachzustoßen. Sodenstern wartete daher, bis es nachtete, und zog inzwischen neun Bataillone auf den linken Flügel, um die geschlagenen Franzosen ins Meer zu drängen und die englischen Linien aufzurollen. Als die Dämmerung

einfiel, ließ er die Feldartillerie spielen, nahm die zurückverlegten englischen Linien und Eski Hissarlik unter heftiges Feuer und ging um 10 Uhr zum Angriff über. Seine Bataillone brachen gegen Eski Hissarlik vor, gerieten aber ins Licht der Scheinwerfer, die von den Gefechtsmasten der Kriegsschiffe blitzten, und trafen auf der Höhe von Hissarlik auf die South Wales Borderers, die sich mit Drahthindernissen umgürtet hatten und weder schrecken noch werfen ließen. Nur im Zentrum, an der Straße Sid ul Bachr, drang der Angriff durch und in die Ruinen des Schlosses ein, wo d'Amades Legionäre, um ihre Fahne geballt, sich wehrten, bis der Angreifer von ihnen abließ und im Dunkel verschwand.

Marschall Liman von Sanders hatte die Kämpfe von der Höhe von Krithia verfolgt. Als der Nachtangriff mit einem halben Erfolg endete, kehrte er ins Hauptquartier zurück, um Verstärkungen aufzubieten und die rückwärtigen Verbindungen seiner ungedeckt fechtenden Divisionen zu sichern. Das Schlachtfeld hüllte sich in Dunkel, aber auf dem Meere blinkten Tausende unabgeblendeter Lichter — die Flotte, die keinen Feind zu scheuen hatte —, und in der Meerenge brannte Maidos mit heller Flamme und übergoß die Ufer und die Wasser des Hellespont von Tschanak bis Nagara mit purpurner Glut.

Der Kampf beginnt zu erstarren. Hamilton rüstet unverzagt zu neuen Stürmen, wird aber von Sodenstern so in Unruhe und Atem gehalten, daß er nicht sofort dazu kommt, den Angriff zu erneuern. Als die Franzosen in der Nacht auf den 1. Mai wiederum angefallen, Senegalschützen und Zuaven von den Anatoliern in den Silberdisteln des Kerevisderetals zu Hunderten erstochen werden, Hamiltons Flanke dadurch abermals in Gefahr gerät und britische Marineinfanterie die Lage um hohen Preis wiederherstellen muß, entstehen tiefgehende Verstimmungen zwischen d'Amade und Sir Jan. Die französische Regierung sieht sich veranlaßt, d'Amade abzurufen, der sich dem britischen Oberbefehl von Anfang unwillig gefügt hat, und sendet General Gouraud mit Verstärkungen nach den Dardanellen. Auch auf türkischer Seite findet ein Wechsel statt. Liman ruft Weber-Pascha von Tschanak Kale nach Gallipoli und überträgt ihm die Verteidigung der Südfront, wo jetzt mehr als drei Divisionen im Kampf stehen.

Erst am 5. Mai ist Hamilton wieder zum allgemeinen Vorstoß bereit. Er gibt Befehl, Krithia und Eltschi Tepe noch einmal mit verstärkten Kräften anzugreifen, zieht die 29. Division nach links zusammen, gliedert ihr die Neuseeländerbrigade an und stellt d'Amade — General Gouraud trifft erst am 13. Mai ein — die 2. Seebrigade zur Verfügung, um am Kerevisdere festen Fuß zu fassen. Nach heftigster Beschießung der türkischen Gräben durch Marinegeschütze, schwere Artillerie und Minenwerfer gehen Engländer und Franzosen gegen die Linie der 9., 11. und 4. Division vor. Der Anlauf endet am 7. Mai in den ersten türkischen Gräben, wo er im Maschinengewehrfeuer deutscher Marineabteilungen und an der Standfestigkeit der

Anatolier scheitert. Hamilton verbeißt den Fehlschlag und erneuert den Angriff. Er schickt Robeck Befehl, die Stellungen von Krithia noch einmal mit Schiffsgranaten zu überschütten und sturmreif zu machen. Wieder schlägt Lage auf Lage aus den Turmschiffen auf dem Berghang ein, schwere Haubitzen, die in den Schrunden der Steilküste versteckt stehen, werfen ihre Steilgeschosse auf Weber-Paschas Stellungen, dann stürzen Briten und Franzosen mit schlagenden Trommlern vorwärts und brechen durch den Lydditqualm in die verschütteten Schanzen. Aber wiederum zerreißt das Feuer der Maschinengewehre die vorprallenden Linien, und als der 8. Mai zu Ende geht, schmälern türkische Nachtangriffe abermals des Gegners Gewinn.

Hamilton hat 400 bis 600 Meter Boden erstritten. Er ersetzt die abgekämpfte 29. Division durch eine verstärkte indische Brigade und die frisch aus England eingetroffene 42. Division und befiehlt Birdwood, bei Ari Burnu anzugreifen. Auch dieser Schachzug mißlingt. Als die Australier am 14. Mai angreifen, stoßen sie auf verstärkten Feind, der sofort zum Gegenangriff schreitet.

Essad-Pascha wälzt den Angreifer rückwärts und sucht ihn, vom Erfolg fortgerissen, ins Meer zu werfen, muß aber vor den Geschützen der Linienschiffe weichen und sich nach fünftägigem Ringen mit dem Rückzug der Anzacs in einen engeren Brückenkopf begnügen. Der Kampf bei Ari Burnu hat auf beiden Seiten schwere Opfer gefordert. Birdwood ist verwundet, General Bridges gefallen. So dichtgehäuft liegen die Opfer des erbitterten Kampfes, daß man einen Waffenstillstand von 24 Stunden schließen muß, um Verwundete und Tote zu bergen.

Die Verstrickung ist ungelöst geblieben.

General Hamilton gelangt zur Erkenntnis, daß er die türkische Front, die sich jetzt von der Mündung der Sighindere über Krithia und den Eltschi Tepe zu der Meerenge zieht, weder durchbrechen noch durch Flankenangriffe der Australier bei Ari Burnu unhaltbar machen kann. Auch Marschall Liman muß mit gewissen Tatsachen rechnen und darauf verzichten, den Briten ins Feuer ihrer Schiffskanonen zu folgen, um sie in die See zurückzustoßen.

Die Gegner verharren auf der Halbinsel Gallipoli Brust an Brust. Der Stellungskrieg beginnt.

Stellungskämpfe auf Gallipoli

Während von Graben zu Graben gefochten wurde, erfüllte die englisch-französische Flotte ihre Aufgabe als Helferin des Landheeres. Das war nicht ohne Gefahren.

In der Nacht auf den 13. Mai schlich sich ein kleines türkisches Torpedoboot unter dem Befehl des Kapitänleutnants Firle in dichtem Nebel von

Tschanak Kale nach Sid ul Bachr, drang in die Mortobai und versenkte dort das Linienschiff „Goliath“ mit 500 Mann. Damit hatten die Unterwasserangriffe begonnen.

Die Aufgabe Robecks wurde dadurch sehr erschwert und Unsicherheit in die nautischen Verhältnisse getragen. Das war von großer Bedeutung, denn die englisch-französische Flotte lieh der Armee nicht nur den artilleristischen Rückhalt, der Hamilton instand setzte, am Strand und auf den eroberten Höhenstufen des verkarsteten Berglandes von Gallipoli auszuharren, sondern schützte auch die Flanken und die rückwärtigen Verbindungen der Expedition. Hamilton hatte Tenedos, Imbros und Lemnos zu großartigen Grundstellungen ausgebaut. Er barg dort seine Reserven und die abgekämpften Truppen und betrachtete sie als wichtige Etappenstationen. Robeck sicherte den Verkehr der Inseln mit der Front und mit den großen Zentren des britischen Machtgebietes im Mittelmeer mit Zypern, dem Suezkanal und Ägypten und mit den Docks von Malta und Gibraltar.

Die ganze Levante lebte von der Erstarrung des Dardanellenfeldzuges. Alles fuhr und frachtete, handelte und schacherte im Dienste der Expedition, die Tausende von Kohlendampfern, Lebensmittelschiffen und Leichtern in Bewegung setzte und das Ägäische Meer von Saloniki und Smyrna bis Imbros und Tenedos in eine offene Reede verwandelt hatte. Kein Levantiner war dem Türken gram, der sich auf die Glanzzeit seines alten Waffenruhms besonnen hatte und unter deutscher Führung die Dardanellen so unerschütterlich verteidigte, daß der Feldzug, an dessen siegreichem Ausgang zu Englands und Frankreichs Gunsten niemand zu zweifeln wagte, nicht befristet werden konnte.

Da fuhr am 25. Mai ein furchtbarer Schrecken in den Schiffspark vor Gallipoli.

Das englische Linienschiff „Triumph“ kreuzte mit ausgespannten Torpedonetzen auf der Höhe von Ari Burnu und deckte den Nordflügel der Australier, die sich unter den 25-cm-Turmgeschützen des Panzers vor türkischen Angriffen sicher fühlten. Zwei Zerstörer begleiteten das langsam dampfende Schiff. Weiter draußen lagen die Panzer „Vengeance“ und „Swiftsure“. Auf „Swiftsure“ wehte die Flagge des Konteradmirals Sir Steward Nicholson.

Plötzlich schoß ein Feuerstrahl aus dem Meere, der Donner einer ungeheuren Entladung weckte das Echo von Kaba Tepe, „Triumph“ spie Rauch und Flammen, bäumte sich, brach auseinander und versank. Die Silberspur eines enteilenden Tauchbootes blitzte auf und verschwamm — das erste deutsche Unterseeboot war vor Gallipoli angekommen. U 51 war am 25. April in Wilhelmshaven seeklar gemacht worden und hatte unter der Führung des Kapitänleutnants Hersing die Fahrt um Kap Finisterre ins Mittelmeer angetreten. Hersing durchbrach die Sperrlinien von Gibraltar und Biserta, erreichte am 25. Mai die Dardanellen und erschlug schon am ersten Tag einen starken Feind.

Admiral Robeck zog darauf die modernen Dreadnoughts, vor allen „Queen Elizabeth", aber auch Linienschiffe wie „Swiftsure" nach den Inseln zurück und ließ nur die alten Panzer als schwimmende Batterien vor der Mortobai, vor Kap Helles und Kaba Tepe zurück. Nicholson setzte seine Flagge auf „Majestic", einem schwerbewaffneten Schiff von 15 000 Tonnen, dessen starke Mittelartillerie gegen Torpedoangriffe Sicherheit versprach. Aber auch ihm nahte der Tod. Es lag am 27. Mai vor Sid ul Bachr, und zwar hart am Strand in seichtem Wasser, um Tauchbooten die Annäherung zu erschweren. Trotzdem schlich Hersing heran und jagte ihm kurz nach Sonnenaufgang einen Torpedo in den Leib. „Majestic" löste sterbend noch ein paar Lagen, dann legte sich der Panzer auf die Seite, füllte sich langsam, drehte den grünen Kiel nach oben und sank angesichts der Küste wie ein Stein auf den Grund. Vom anatolischen Ufer sah man den Kiel als seltsames grünes Riff aus dem seichten Wasser ragen.

An diesem Tage schwieg zum erstenmal vor den Dardanellen der Donner der Schiffsgeschütze — alles dampfte erschreckt auf die hohe See.

Die Türken konnten den Erfolg jedoch nicht ausnützen, denn die Alliierten hatten inzwischen auf dem Lande so starke Batterien errichtet, daß ein Angriff ohne große Artillerievorbereitung aussichtslos war, und zu dieser fehlte es an Munition. Kaum vermochte Oberst Wehrle von Intepe aus mit einigen weittragenden Geschützen das Feuer aufrechtzuerhalten, indem er tropfenweise schoß und einzelne Granaten auf die feindlichen Küstenlager, und Flugplätze und landeinwärts ziehende Kolonnen warf. Selbst Oberst Bienhold, der Webers Artillerie führte, war zu Sparsamkeit verhalten, um einem neuen Durchbruchsversuch entgegentreten zu können.

Wie stark die Briten sich auf Gallipoli eingewurzelt hatten, zeigte sich am 31. Mai, als sie Wehrles Feuer plötzlich von Sid ul Bachr aus erwiderten. Sie hatten dort eine Batterie weittragender 15-cm-Haubitzen aufgestellt und schossen über die Meerenge. Zum erstenmal flogen Artilleriesalven von Land zu Land.

Auch Robeck blieb nicht müßig. Er stellte zahlreiche Zerstörer, Minensucher und bewaffnete Motorboote in Dienst, schleppte Kabelnetze, um Truppendampfer und Linienschiffe vor den Angriffen der Unterseeboote zu sichern, und befahl seiner Tauchbootflottille, sich auf die Verbindungslinien der Türken zu werfen. Bald zeigte der Brite, daß er die Tauchbootwaffe ebenso zu handhaben verstand, wie der Deutsche. E 11 drang in die Meerengen, fuhr an Dardanos vorüber, wo E 15 am 17. April von der Strömung in den Schußbereich der türkischen Batterien gedrängt und zerschossen worden war, durchbrach die große Minensperre vor Nagara und erreichte unversehrt das offene Becken des Marmarameeres. Wie ein Hai in einer Südseelagune tummelte sich das Boot in der Marmara, versenkte Munitions- und Truppenschiffe, erschien vor Rodosto und drang sogar bis

Konstantinopel vor, wo eines seiner Torpedos vor dem Marinearsenal platzte.

Unterdessen rüstete Hamilton zu einem letzten großen Angriff auf Krithia. Am 4. Juni waren Engländer und Franzosen bereit. Hamilton hatte beschlossen, zuerst bei Sid ul Bachr und, nach Fesselung des Feindes vor Krithia und Eltschi Tepe, bei Ari Burnu aus der Flanke anzugreifen. Es war der letzte Versuch, aus den geschaffenen Brückenköpfen hervorzubrechen, mit Hilfe der Flotte das Krithiamassiv zu nehmen und dem Stellungskrieg durch eine Doppelschlacht ein Ende zu bereiten.

Der englische General häufte die Truppen auf schmalen Fronten zum tiefgestaffelten Massenangriff. Er wies der 42. Division und der Brigade Manchester, zusammen 24 000 Mann, einen Gefechtsstreifen von 2 Kilometern Breite an und suchte die von Turmgeschützen und Haubitzbatterien zermalmten türkischen Linien durch einen Gewaltstoß dieses Keils zu sprengen. Gleichzeitig gingen Gourauds Franzosen unter der Führung General Bailloubs von Eski Hissarlik gegen den Eltschi Tepe vor.

Nicholsons Beschießung hatte die ersten Türkengräben ganz zerstört und in die Linien der schon so oft gelichteten 9. Division und der 11. Division große Lücken gerissen. In mächtigem Vorprall drang Hamiltons Zentrum tief in die Stellungen der 9. Division ein, aber die Flügel blieben hängen. Die Franzosen waren wieder auf der Distelheide zwischen Eski Hissarlik und dem Kerevisdere vor Schutthalden und Felsenbastionen zu Fall gekommen, und Gouraud weigerte sich mit gutem Grund, den Angriff zu wiederholen.

Unterdessen harren die 42. Division und die „Manchesterleute" in den eroberten Gräben aus, dagegen mißlingt ein Versuch, gegen die zweite Linie vorzugehen. Die Brigade Manchester wagt zwar das tolle Stück und rennt hochgemut an, gerät jedoch in Flankenfeuer, verliert beinahe alle Offiziere und viele tapfere Leute und sinkt blutend zurück. Auch die 88. Brigade und die Inder leiden schwer. Als es Abend wird, schanzen die Engländer in den eroberten ersten Linien.

Da reißt Oberst Kannengießer den rechten Flügel der Türken zum Gegenangriff vor. Er gewinnt unter schweren Verlusten Raum — auch hier fallen fast alle Offiziere — und kauft einen Teil des verlorenen Bodens zurück. Da Birdwoods Flankenangriff vor Ari Burnu unter schweren Verlusten zusammengebrochen ist und auch die Australier am Abend erschöpft niedergesunken sind, ist der Tag für Hamilton verloren. Der große Angriff endet in Stellungskämpfen. Auf beiden Seiten klingen die Grabscheite.

Doch Hamilton bekannte sich trotz aller Hemmungen und Verluste nicht geschlagen und hielt immer noch an dem Plan fest, auf Krithia durchzubrechen. Er ruhte aus, sammelte Kraft und entfesselte am 24. Juni eine neue größere Schlacht. Diesmal gelang es den Engländern, auf dem linken Flügel der Südgruppe Raum zu gewinnen, an der Mündung der Sighindere

vorzudringen und in der Sighinderesschlucht eine Reihe türkischer Schanzen zu erobern. Die Australier, die eine abgesessene Kavalleriedivision als Verstärkung erhalten hatten, behaupteten sich nach hin- und herwogenden Kämpfen im Besitz einiger von den Marinegeschützen verschütteten türkischen Gräben bei Kaba Tepe, und die Franzosen stürmten eine große Redoute im Zentrum der Front vor Sid ul Bachr.

In der Absicht, dem Gegner die Kraft zur Fortsetzung des Sturms zu nehmen, gingen Essad und Weber in der Nacht zu Gegenangriffen über.

Als die türkischen Batterien vor Einbruch der Dunkelheit aus allen Schlünden zu feuern begannen, eilte General Gouraud in die eroberten Linien, um die Befehlgebung im Nachtkampf zu sichern und die Gefahr mit seinen Truppen zu teilen. Hier traf ihn eine Granate, zerschmetterte ihm den rechten Arm und tötete drei französische und einen englischen Offizier seines Stabes. Gouraud hielt aus, bis der Angriff abgeschlagen war, seine Verwundung war indes so schwer, daß er den Befehl in Bailloud's Hände legen und nach Frankreich zurückkehren mußte. Er nahm die Überzeugung mit sich, daß Hamilton auf dem eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele gelangen werde.

Die Landung in der Suvlabai

Es wurde Juli. Die Sommersonne brannte auf Gallipoli herab, trocknete die Bäche aus, versengte die Weidflächen, erhitzte die Geröllhalden und suchte Kranke und Verwundete mit einer fürchterlichen Mückenplage heim. Der Schirokko wirbelte gelbe Staubmassen auf und trieb Verwesungsdünste in die entferntesten Lager; Malaria und Typhus gingen um, und das Gespenst der Cholera zeigte sich in französischen und türkischen Gräben. Briten und Australier bekämpften Seuchen und Leiden durch tadellosen Ausbau ihrer Strandlager und Inselquartiere, erfrischten sich trotz des großen Sterbens an Spiel und Sport und kämpften halbnackt, wie die Helden des Ilias, in der glühenden Sonne.

Sir Jan Hamilton war endlich zur Einsicht gekommen, daß er keine Durchbruchsschlacht mehr liefern durfte, und sann auf eine Zerreißung der Fesseln, in die ihn Liman von Sanders bei Sid ul Bachr und Ari Burnu geschlagen hatte. Spät, zu spät gelangte er zur Erkenntnis, daß er die Bewegung breiter entfalten und dem Gegner die Flanke abgewinnen mußte, um die Handlungsfreiheit wieder zu erlangen. Er betrachtete die Karte, auf der die Halbinsel sich gleich dem schmalen Kopf eines Fuchses abzeichnete, legte den Finger auf den Kodja Tschemen Dagh, um den Mustapha Kemal schon am 25. April gebangt hatte, und beschloß, seine flüssigen Verbindungslinien zu benützen, um eine Rochade auszuführen, den Feind zu überflügeln und diesen strategischen Schlüsselpunkt der ganzen Halbinsel, den Rückhalt

der weitgespannten türkischen Front und der Dardanellenforts, von Norden anzugreifen. In diesem Plan schlief ein erlösender Gedanke: Nach langen, blutigen, mit britischer Hartnäckigkeit immer wieder erneuerten Durchbruchsversuchen eine neue, große, strategische Idee! Hamilton verlangte Verstärkungen aus England, um sie zum Leben zu erwecken, erhielt sie und ging sofort ans Werk.

England stellte Sir Jan starke Kräfte zur Verfügung, so daß er zuletzt nicht weniger als 10 englische, 2 australische, eine neuseeländische, eine indische Division, ein Dutzend Kavalleriebrigaden zu Fuß und drei Marinebrigaden in den Kampf führte. Die Franzosen, die die Hauptlast des Kampfes im Westen trugen, überließen den Briten willig die Führung des Feldzuges, der am 6. August in der Umfassung der rechten Flanke Limans gipfeln sollte.

Am 4. August beginnt Hamiltons neuer Angriff sich schattenhaft am Horizont abzuzeichnen. Englische Linienschiffe und neuherangebrachte Monitore — sie sind an der Ostküste Afrikas frei geworden, wo sie den deutschen Kreuzer „Königsberg" am 11. Juli im Delta des Ruffidje nach monatelanger Gegenwehr vernichtet haben — marschieren vor der Meerenge auf und beschießen herausfordernd die türkischen Linien auf den Hängen des Krithiaberges und des Eltschi Tepe. Dann brechen zwei englische Divisionen gegen die Stellungen am Sighindere vor und dringen in türkische Gräben.

Aber so ernst der Kampf erscheint — er dient nur als blutige Ablenkung, die die Truppen Wehib-Paschas, des Nachfolgers Webers im Oberbefehl an der Südfront, binden soll, während im Norden die große Flankenbewegung vor sich geht. Damit nicht genug, unternimmt Hamilton eine zweite Diversion, um Limans Aufmerksamkeit zu fesseln und seine Streitkräfte vollends zu zersplittern. Er sendet wiederum ein Geschwader gen Saros und wirft bei Karatschali am Norduſer des Golfes ein kleines Korps griechischer Freiwilliger ans Land. Es wird von türkischer Kavallerie angefallen und rasch auf die Barken zurückgejagt.

Unterdessen rückt Hamiltons neue Kampfgruppe unter dem Befehle des Generals Stopford in die Schlachtlinie. Drei Divisionen, die 10. und 11. Infanteriedivision und eine Division Landwehrkavallerie sind auf Imbros bereitgestellt worden und werden nacheinander — zuerst die Infanterie — an die Nordostküste Gallipolis geworfen. Die Nacht ist tiefdunkel und windstill, das Meer liegt völlig unbewegt. Als der Geleitzug auf der Höhe von Ari Burnu ankommt, flackert dort heftiges Gewehrfeuer auf und verrät Stopford, daß Birdwood schon in den Kampf getreten ist. Auch bei Kaba Tepe und Sid ul Bachr leuchten Geschützblitze und Flammenbälle: Sir Jan hat auf der ganzen Linie angegriffen.

Unter dem Schutz dieser Kämpfe nimmt die Flankenbewegung ihren Fortgang.

Lautlos ziehen Schlepper und Boote, von den Kreuzern „Endymion“ und „Theseus“ geleitet, an Ari Burnu vorüber. Unbemerkt erreicht Stopford die Suvlabai. Sie liegt zwölf Kilometer nördlich von Kaba Tepe und bildet ein halbkreisförmiges Becken mit breitem Vorstrand, das, vor Wind und Wellenschlag geschützt, die Landung zu einem Spiel macht, wenn kein stärkerer Feind zur Stelle ist. In der Tat gelingt es Stopford, die ganze 11. Division auf einen Schlag ans Land zu werfen und an vier Punkten im Umkreis der Bucht Abteilungen der 10. Division zu landen, so daß die Küste von der Mündung des Asmakdere, eines ausgetrockneten Baches südlich der Bucht, bis zum Kiretsch Tepe, einem Höhenzug, der den Nordstrand des Wasserbeckens beherrscht und als Kap ins Meer hinaustritt, schon in der Nacht in britische Hände fällt.

Die Türken, einige Bataillone und Batterien unter Major Willmer, ziehen sich fechtend aus der Niederung auf die Höhen von Anaforta gegen die Nordwestflanke des Kodja Tschemen Dagh zurück. Stopford wagt nicht, dem Gegner sofort mit allen Kräften nachzustoßen, sondern schanzt am Strand und auf der ersten Geländestufe, um stärkere Artillerie abzuwarten, ohne die seine Divisionäre nicht marschieren wollen. Als er in der Frühe des 7. August Ernst macht und zunächst den Kiretsch Tepe angreift, stößt er auf den unerschütterlichen Widerstand eines Bataillons Gallipoli-Gendarmerie, das unter dem Befehle Kadri-Beis jeden Fußbreit verteidigt und alle Stürme abschlägt. Glücklicher ist das Zentrum, das unterdessen zum Angriff rüstet. Es nimmt die Vorstufen des Mestan Tepe, der die Wege nach Anaforta beherrscht, und gräbt sich auf den Hügeln ein. Stopfords rechter Flügel rückt in südlicher Richtung vor und sucht am Asmakdere die Verbindung mit den vor Ari Burnu hervorbrechenden Australiern herzustellen.

Während Stopford vorsichtig, ja zögernd vorgeht, kämpft Birdwood mit alter Kraft. Er hat zwei Divisionen Verstärkung erhalten und erstreitet durch einen wilden Ausfall in südlicher Richtung Zeit und Gelegenheit, aus dem Brückenkopf Ari Burnu auf Umwegen in einem Flankenmarsch gegen den Kodja Tschemen Dagh vorzurücken. General Baldwin führt die Angriffskolonnen in der Nacht am Strand über ausgetrocknete Bachbetten auf die Höhe des Asmakdere, reicht dem vorsichtig tastenden rechten Flügel Stopfords die Hand und schwenkt dann gegen den Hauptkamm des Kodja Tschemen Dagh ein.

Aus Hamiltons Plan springt ein großangelegter, konzentrischer Angriff auf die zentrale Schlüsselstellung der Halbinsel, der zugleich überflügelnd wirkt und alle zwischen Ari Burnu und dem Kerevisdere auf den Höhen von Krithia kämpfenden türkischen Divisionen mit Vernichtung oder Einkreisung bedroht.

Auf beiden Seiten hängt alles an entschlossenem, rücksichtslosem Handeln. Wer zuerst die Stufen des Kodja Tschemen Dagh erreicht, wer sie im ersten Anlauf nimmt und sich auf ihnen behauptet, der meistert die Schlacht.

Der Brite ist als Angreifer im Vorteil und im Vorsprung. Er hat das Schlachtfeld aus eigenem Entschluß gewählt, besitzt die kürzere Verbindungslinie — das glatte, ihm willig untertane Meer — und lenkt seine Massen von zwei Seiten auf den entscheidenden Punkt. Mit sechs Divisionen strebt er von der Suvlabai und dem Asmakdere dem Kodja Tschemen Dagh zu — Limans Südgruppe ist umgangen, die Nordgruppe überflügelt.

Die Schlacht bei Anaforta

Im türkischen Hauptquartier war man darauf angewiesen, nach den vom Gegner vorgeschriebenen Umständen zu handeln, auf die Gefahr, sich über die Richtung des Hauptangriffs zu täuschen. Liman hatte die Landung im Golf von Saros abermals als Scheinmanöver erkannt und auch dem Angriff, der von Sid ul Bachr vorbrach, keine große Bedeutung beigemessen. Erst als Essad-Pascha bei Kaba Tepe und Ari Burnu ins Gedränge kam, spitzte sich die Lage zu, denn Birdwoods Angriff band mehr Kräfte, als Liman ohne Gefahr für das Ganze aus der Hand geben konnte. Da rasche Hilfe nottat, blieb nichts übrig, als die Südgruppe zu schwächen. Oberst Kannengießer erhielt daher noch in der Nacht Befehl, die 9. Division an Essads Nordflügel zu führen.

Es war der erste größere Gegenzug im Eröffnungsspiel.

Mit zwei Regimentern eilt Kannengießer gen Norden, nimmt Essads weichendes Flügelregiment auf und wirft sich an der Spitze seiner Division mit gezogenem Degen auf den Feind, der schon auf dem Djonk Bahir, einem Vorberg des Kodja Tschemen Dagh, schanzt.

Im Morgengrauen stoßen die Gegner aufeinander. Englische Maschinengewehre feuern in den rücksichtslos stürmenden Feind. Oberst Kannengießer wird durch die Brust geschossen. Major Hulussi-Bei übernimmt den Befehl und gräbt sich am Nordhang des Djonk Bahir ein. In verzweifeltem Kampf behaupten sich die Türken auf dem zurückeroberten Kuppenrand gegen den Ansturm stündlich schwellender Übermacht. Erst als Dschemil-Bei die 4. Division heranführt, bessert sich Hulussis Lage. Aber die Erleichterung dauert nicht lange. Am 8. August erscheinen Robecks Schlachtschiffe, durch Zerstörer und große Fanggeräte vor dem Angriff der Tauchboote geschützt, vor Ari Burnu und auf der Reede von Anaforta und schleudern ihre Geschosse in die steinigen Täler, die zerklüfteten Schluchten und die von schwärzlichem Eichengestrüpp und Rhododendrenbüschen bedeckten Kuppen des Kodja Tschemen Dagh.

Hamiltons Angriff gewinnt das Aussehen einer großen, kraftvollen Operation.

Die Angriffsziele sind so hoch und so richtig gesteckt, daß der Brite nicht nur den Tag und die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewinnt, wenn es ihm gelingt, zwischen den Djonk Bahir und dem Mestan Tepe durchzubrechen und seine Fahnen auf den Gipfel des Kodja Tschemen Dagh zu pflanzen.

Sir Jan eilt selbst nach Anaforta, um die Schlacht zu leiten.

Auch Liman von Sanders begibt sich an den Brennpunkt des Kampfes. Er hat sich nicht begnügt, die Südfront zu schwächen und dem besorgt um sich blickenden Wehib die 9. und 4. Division zu entziehen, sondern auch den Golf von Saros entblößt und zwei bei Bulair stehende Divisionen, die 7. und die 12., unter dem Befehle Oberst Fehzi-Beis nach Anaforta in Bewegung gesetzt. Es sind seine letzten Reserven.

Vom Kiretsch Tepe bis Eski-Hissarlik wird gekämpft. Kadri-Bei verteidigt den Kiretsch Tepe, Dschemil-Bei die Höhen von Anaforta und die Hänge des Asmakdere, und Mustapha Kemal hält bei Ari Burnu und Kaba Tepe die Australier Birdwoods in Schach. Bei Sid ul Bachr wüten Stellungskämpfe, in die auf seiten der Türken die anatolischen Batterien, auf seiten der Alliierten englische Monitore und französische Panzerschiffe eingreifen. In der Meerenge spritzen die Einschläge der Festungsgeschütze, um vorprallende Zerstörer und Tauchboote von Nagara fernzuhalten und die auf dem Marmarameer schwimmenden türkischen Verstärkungen vor englischen Torpedoangriffen zu schützen.

Trotzdem ist es einem englischen Tauchboot in der Frühe des 8. August gelungen, der türkischen Flotte einen schweren Schlag zu versetzen. Es hat das Linienschiff „Barbaros Haireddin", das mit Geschützen und Munition von Konstantinopel im Anmarsch war, bei den Prinzeninseln angegriffen und versenkt.

Unterdessen ist Marschall Liman mit seinem Stabschef, dem Turkmenen Kiasim-Bei und seinem Adjutanten, Major Prigge, bei Anaforta eingetroffen und Hamilton gegenübergetreten. Das Entscheidungsspiel beginnt.

Beide Feldherren haben große Reibungen zu überwinden, um ihren Maßnahmen Achtung zu verschaffen. Beide gebieten über bunt zusammengesetzte Stäbe und über Truppen, die weit zerstreut auf einem wildzerrissenen Schauplatz kämpfen, beide wissen, daß das Glück des Tages an Augenblicken hängt.

Als Sir Hamilton gen Suvla eilte, trieb ihn schon Sorge um den Enderfolg, denn Stopford säumte, zögerte, machte vorsichtig kleine Schritte und zerstreute seine Divisionen in kleinen Angriffen, statt die ersten Stunden und das unwiederbringliche Überraschungsmoment auszunützen und den Feind zu überrennen. Stopford besaß nicht die Fähigkeit, seine Divisionäre zum Angriff fortzureißen, und handelte mit Methode, wo nur Schneid am Platze

war. Als Hamilton verlangte, daß die 11. Division sofort geschlossen angreife und die Hügelkette nehme, die sie immer noch von Anaforta trennte, gelang es nur, die 32. Brigade zu ballen und in Bewegung zu bringen. Aber selbst dieser Vormarsch reifte erst in der Frühe des 9. August zum Angriff und führte auf den ersten Hügeln zum Zusammenprall mit den von Saros eintreffenden Divisionen Fehzi-Beis.

Auch Liman hatte schon am Abend des 8. August zum Angriff schreiten wollen, aber der kränkelnde Oberst Fehzi-Bei zagte und beschränkte sich auf die Abwehr. Da Australier, Neuseeländer und Inder inzwischen am Asmakdere angegriffen hatten, Dschemil-Bei bei seinen verzweifelten Gegenangriffen am Djonk Bahir ins Kreuzfeuer der Kriegsschiffe geraten war, die ihm im Verein mit den Maschinengewehren der Australier sehr große Verluste zufügten, endete der 8. August auf beiden Seiten in verwirrender Krise.

Der 9. August bringt die Entscheidung. Beide Gegner haben die gefährliche Hemmung überwunden, beide greifen an.

Sir Jan Hamilton setzt die ganze Front vom Kiretsch Tepe bis zum Asmakdere in Bewegung und packt die Nordflanke des Kodja Tschemen Dagh mit fünf Divisionen an. Die Engländer kämpfen mit dem Einsatz der vollen Kraft und nehmen im Zentrum den Mesta Tepe und die Höhen Baka-Baba westlich von Kütschük-Anaforta. Auch am Kiretsch Tepe gewinnt der Brite Boden. Dann verstärkt sich plötzlich der Widerstand der Türken und beginnt sich zu Gegenstößen zuzuspitzen. Ein Angriff der 12. Division unter dem Befehle Salaheddin-Beis bietet Stopford vor Anaforta Halt.

Von Ari Burnu bis Kiretsch Tepe regt sich türkischer Angriffsdrang. Liman von Sanders hat der Verteidigung neuen Atem eingehaucht, indem er den Türken den richtigen Führer gab, Mustapha Kemal-Bei, den entschlußfähigsten, mit dem schärfsten Blick begabten seiner türkischen Offiziere. Während Salaheddin am Kiretsch Tepe und bei Baka-Baba in der Abwehr kämpft, wirft sich Mustapha Kemal in der Frühe des 10. August mit drei Divisionen von den Hängen des Asmakdere auf Hamiltons rechten Angriffsflügel. Es kommt zum wildesten Kampf, der je auf Gallipoli getobt hat. Die Anzacleute wollen die Hügel um keinen Preis hergeben. Alle ihre Offiziere, selbst Obersten und Generale, eilen in die Schützenlinien und greifen zum Gewehr, ihre Winkflaggen fordern die Turmgeschütze der Flotte, trotz der Gefahr, die ihnen von Robecks Kurzschüssen droht, zum Schießen auf, aber die Türken stürmen unter gellendem Allahruf wieder und wieder an, reißen Feldgeschütze in die vordersten Linien und dringen endlich in die britischen Gräben. Mustapha Kemal führt selbst den entscheidenden Sturm — die ihm zugedachte Kugel bleibt im Gehäuse seiner Taschenuhr stecken — und wirft Briten, Neuseeländer und Australier von Kuppen und Hängen gegen den Strand.

General Baldwin fällt. Unter Rhododendren und Disteln liegen Tausende von Verwundeten und Toten beider Parteien gebettet.

Als es Abend wird, ist der Höhepunkt der Schlacht überstiegen, die Krisis zugunsten der Verteidiger entschieden, der Kodja Tschemen Dagh gerettet.

Hamilton verzichtet auf die Durchführung des Angriffs, schaltet eine Pause ein, schanzt, schafft Stahlschilde und Minenwerfer ans Land und verkettet die Front von Ari Burnu mit der Front von Suvla. Robeck schließt die Suvlabucht durch ein kunstvolles Sperrnetz ab, um die im Innern liegenden Kampf- und Truppenschiffe vor den Anschlägen deutscher U-Boote zu bewahren, und holt Verstärkungen von Imbros herbei.

Am 13. August erneuert Hamilton die Schlacht, indem er bei Anaforta angreift und sich auf den Kiretsch Tepe wirft, der störend in seiner linken Flanke sitzt. Zu spät — Liman hat ebenfalls Verstärkungen erhalten, einzelne vom anatolischen Ufer herübergezogene Bataillone, die vom Marschall selbst an den äußersten rechten Flügel geführt werden, um den Kiretsch Tepe und die Seeflanke zu sichern. Sie entsetzen die zu Schlacke gebrannten Gendarmen. Vier Tage wird auf den Stufen des Vorgebirges gerungen. Als Kadri-Bei als letzter überlebender Offizier seines Bataillons am 17. August fällt, ist der englische Angriff am Zusammenbrechen.

Bei Anaforta, wo Hamilton ebenfalls angegriffen hat, endet schon der erste Tag zuungunsten der Briten. Anfangs gewinnt der Angriff Raum. Oberst Beauchamp bricht an der Spitze des 5. Norfolkregiments in die türkischen Linien, wird aber abgeschnitten und fällt in einem Eichendickicht mit 16 Offizieren und fast allen seinen Leuten von des Gegners Hand.

Trotz dieser Rückschläge und des Scheiterns der Umfassungsbewegung, die längst wieder in eine Frontalschlacht gemündet hat, hält Sir Jan Hamilton an seinem Plane fest. Er entsetzt Stapford des Kommandos und kabelt dem Kriegskabinett, daß er nochmals 50 000 Mann haben müsse, um der Flotte einen Weg nach Konstantinopel zu öffnen. Als er zu seiner Überraschung ablehnenden Bescheid erhält — Marschall French braucht alle verfügbaren Truppen zur Durchbruchsschlacht bei Loos —, versucht er das Äußerste, indem er alles zusammenrafft, was noch auf den Inseln und in Ägypten lagert, und am 21. August den Kampf aus eigener Kraft erneuert.

Die Engländer versuchen noch einmal, die türkische Front mit Gewalt zu durchbrechen.

Es war ein glühendheißer Tag, die Luft flimmerte auf dem gelben Strand und stand schwarzblau über den kahlen, grauen Höhen. Das Meer lag hingegossen wie wallendes Metall. Robecks Beschießung türmte Sand- und Staubsäulen über den türkischen Gräben und setzte Gras und Gestrüpp in Brand. Feuerschlangen liefen an den Hügeln hin und versengten die

Kämpfer hinter den Brustwehren. Schwere Verluste überall, vorn in den Schützengräben, dahinter auf den Anmarschstraßen und in den Lagern, und ganz hinten in den Häfen. Das VIII. Britenkorps und zwei Divisionen des Anzackorps schritten zum Angriff. Als Hamilton sich nach kargem Raumgewinn gezwungen sah, haltzumachen, warf er gegen Abend seine selbstbewußteste Truppe, eine Division abgesessener Yeomanry, Altengländer besten Schlags, unter der Führung des Earls of Longford in den Kampf, um das türkische Zentrum bei Kütschük-Anaforta zu durchbrechen.

Nach neuer heftiger Beschießung durch die in der Suvlabai verankerten Schiffe ging die Yeomanry zum Angriff vor und drang mit dem Bajonett in die türkischen Hügelschanzen. Als ihre Flaggen auf den Hügeln von Anaforta auftauchten, erhob sich auf den Schiffen ein Jubelruf — die erste Bresche war geschlagen. Bald darauf fiel Dunkel ein. Hamilton erhielt noch die Meldung, daß türkische Gegenangriffe im Feuer Longfords zerschellt seien, dann schwieg der Feldbericht. Um so lauter klang der Lärm verworrener Gefechte, und als der Morgen tagte, zeigte sich, daß die Türken die Division Longford umgangen und abgeschnitten hatten. In wildem Anprall machten sich einzelne Gruppen rückwärts Bahn, aber große Teile wurden aufgerieben oder gefangen, Longford selbst fiel verwundet in türkische Hand.

Sir Jan beugte sich und gab die Angriffsschlacht verloren. Die Landung in der Suvlabai endete mit der Errichtung einer fortlaufenden Linie von 21 Kilometern Länge, 3 bis 4 Kilometer vom Strand entfernt. Man focht also immer noch unter dem unmittelbaren Schutze der Breitseiten.

In Stellungskämpfen schleppte sich die Schlacht bis zum 27. August hin. In glühender, fantastisch spiegelnder Sonne und im Scheine eines grün verfärbten Mondes wurde von Eski Hissarlik bis Kiretsch Tepe von Sappe zu Sappe gekämpft. Am 27. August brach die Schlacht auf dem Südhang des Kiretsch Tepe und auf den Vorstufen des Kodja Tschemen Dagh zusammen.

Die strategische Lage nach den großen Schlachten

Alle Versuche der englisch-französischen Armee, der Flotte den Weg nach Konstantinopel zu öffnen, waren gescheitert. Unbezwingbar starrten die Dardanellen.

In England war man sich der Notwendigkeit bewußt geworden, den Feldzug zu beenden, der ungezählte Opfer kostete und um so schwieriger zu führen war, je eifriger sich die deutschen Tauchboote im offenen Mittel-

meer betätigten, wo sie auf der ganzen Strecke von Gibraltar bis Lemnos Fracht- und Truppenschiffe der Alliierten versenkten.

Am 1. Oktober legte Kitchener Sir Jan die Räumung von Gallipoli nahe. Als der General antwortete, daß er das für undenkbar halte, forderte der Lord ihn zur mündlichen Berichterstattung auf. Das war deutlich. Hamilton übergab Birdwood den Befehl und fuhr nach London. Kurz darauf traf General Charles Munro auf Lemnos ein und übernahm den Oberbefehl über die englischen Streitkräfte vor den Dardanellen, und am 18. November landete Lord Kitchener selbst in der Suvlabai, um sich über den Stand der Dinge und die Möglichkeit der Räumung Gallipolis zu unterrichten.

Das englische Kriegskabinett, das den Fall der Dardanellen seit dem 18. März täglich erwartet und durch den Mund seiner beredtesten Mitglieder immer wieder in Aussicht gestellt hatte, trug sich mit dem Entschluß, das großangelegte, entscheidend gedachte Unternehmen aufzugeben.

Kitchener überzeugte sich rasch, daß nichts anderes übrigblieb, als die Expedition zu begraben. Der französische Generalstab war längst von der Aussichtslosigkeit des Unternehmens überzeugt, die öffentliche Meinung Englands, die sich während des Krieges freier und kritischer äußern durfte als die jedes anderen Landes, wollte nichts mehr davon wissen.

Was war inzwischen alles geschehen? Warschau war gefallen, Brest-Litowsk niedergebrannt, die Deutschen standen vor Riga, Dünaburg und Minsk, Belgrad war gefallen, österreichische Mörserbatterien und deutsche Sprengmunition befanden sich auf dem Wege nach Konstantinopel, Nisch war gefallen, Saloniki bedroht, French bei Loos, Joffre in der Champagne entkräftet zusammengesunken, Italiens Heer am Isonzo in blutigen Schlachten gefesselt, Feldmarschall von der Goltz als Führer einer türkischen Armee in Bagdad eingetroffen, um der indo-britischen Expedition, die nur noch wenige Meilen von der alten Khalifenstadt entfernt stand, die Spitze zu bieten, Ägypten war von Aufständen umbrandet, der Suezkanal gefährdet, die deutsche Schlachtflotte ungebrochen und die überseeische Blockade Deutschlands durch die unterseeische Blockade Englands beantwortet worden — wahrlich, es war keine Zeit, um des Prestiges willen in einem exzentrischen Feldzug zu verharren, der nicht mehr gewonnen werden konnte, sondern als blutiges Abenteuer einer Katastrophe entgegenreifte!

Als Kitchener am 19. November von Mudros nach Saloniki fuhr, um dort einen Kriegsrat zu halten, an dem sieben englische und fünf französische Generale teilnahmen, war der Abbruch des Unternehmens und die Beteiligung Englands am mazedonischen Feldzug geregelt.

Lord Kitchener trat die Rückreise an. Die Planken brannten ihm unter den Füßen. Auf der Höhe von Malta ereilte ihn die Nachricht

von der Niederlage der britischen Tigrisarmee. Die Engländer waren unter dem Befehl des Obersten Townsend in der Stärke von 1½ Divisionen und von Monitoren begleitet, gegen Bagdad vorgerückt, am 23. November bei den Ruinen von Ktesiphon auf die türkische Irakarmee gestoßen und nach blutigem Kampf zu überstürztem Rückzug nach Kut el Amara gezwungen worden. Kitchener biß die Zähne zusammen. Er fuhr nach Rom, unterhandelte mit Sonnino, um die Italiener zur Teilnahme am Balkanfeldzug zu gewinnen, und begab sich dann nach Udine ins Hauptquartier König Viktor Emanuels, das damals noch vom Echo der vierten Isonzoschlacht widerhallte. Kitchener kümmerte sich nicht um Cadornas Schlacht — er schätzte diese nur als Fesselung 300 österreichischer Bataillone —, rang dem widerstrebenden italienischen Generalstab die Unterstützung des Balkanfeldzuges ab und eilte darauf nach Paris.

Hier erstattete er am 1. Dezember in einem englisch-französischen Kriegsrat über die Lage in der Levante Bericht und erklärte, daß England Gallipoli räume. Sir Charles Munro erhielt den Befehl, die Einschiffung einzuleiten und alles der Rettung der Truppen unterzuordnen.

Die Räumung Gallipolis

Als der Befehl zur Räumung der in zweihunderttägigen Kämpfen erstrittenen Stellungen auf Gallipoli eintraf, war die Lage der Engländer an der Suvlabai und bei Ari Burnu schon unhaltbar geworden. Am 27. November feuerte die erste österreichische Mörserbatterie, die den Weg durch den Balkankorridor nach Konstantinopel gefunden hatte, vom Kodja Tschemen Dagh und trug Verwüstung in die englischen Strandlager. Auch bei Krithia fuhren Skodamörser auf. Auf der ganzen Front erwachte die türkische Artillerie und schleuderte statt der primitiv gearbeiteten Munition, die Pieper-Pascha in den aus dem Boden gestampften Fabriken am Marmarameer erzeugt hatte, deutsche Sprenggranaten auf die feindlichen Linien.

Munro dankte es dem Nebel und den kurzen Wintertagen, daß Gräben und Lager nicht rascher zermalmt wurden, und betrieb die Räumung mit allen Mitteln. Er mußte heimlich abziehen, bevor Liman zur Offensive über ging. Die wachsende Artillerietätigkeit des Feindes ließ den englischen General darüber nicht im Zweifel, daß dieser Angriff dicht bevorstehe. Vielleicht wartete der Marschall nur noch auf größere Munitionsvorräte und klareres Wetter, um loszuschlagen. Der Brite nahm rasch entschlossen den Nebel zum Bundesgenossen, ließ seine Lager an der Suvlabai und am Kap Ari Burnu stehen und entwich in der düsteren Nacht vom 19. auf den 20. Dezember auf die Schiffe. Um 1 Uhr nachts wurde noch von

beiden Seiten gefeuert. Als die Türken eine Stunde später, nach der Sprengung einer Mine, mit dem Bajonett in die englischen Gräben drangen, fanden sie keinen Widerstand mehr. Sie drängten sofort auf der ganzen Linie nach, gerieten aber überall auf Tretminen, die unter ihren Füßen aufflogen, viele Verluste hervorriefen und das Nachsetzen so verzögerten, daß Engländer, Australier und Neuseeländer ungeschädigt entrannen. Selbst die Geschütze waren unter dem Schutze der Schiffsartillerie bis auf ein Dutzend beschädigter Rohre geborgen worden. Dagegen fielen die reichausgestatteten Lager samt ungeheuren Vorräten in türkische Hand.

Nun eilte Marschall Sanders, seine Divisionen bei Krithia zusammenzuziehen, um dem Feind an der Klinge zu bleiben und ihn anzugreifen, bevor er auch hier die hohe See gewann. Aber ehe es den Türken gelungen war, ihre Artillerie vor Sid ul Bachr zu vereinigen — auch sie waren erschöpft von langem Streit, und die Fortschaffung der Geschütze stieß im verkarsteten Hochland und im verschlammten Trichtergelände auf die größten Schwierigkeiten —, baute Munro unter dem Schutze der Linienschiffe ab.

Am 6. Januar feuerten die britischen Batterien an der Südfront mit äußerster Kraft, am 7. Januar schwoll die Kanonade zu einem mächtigen Duell, in das auf türkischer Seite Skodamörser und Usedoms Marinegeschütze, auf englischer französische und britische Linienschiffe und Monitore eingriffen.

Als die Türken, rasch gefaßt, zu Erkundungsstößen übergingen, erkannte Munro, daß er alles opfern müsse, um die 30 000 Mann, die noch auf Gallipolis Höllenstrand standen, in Sicherheit zu bringen. Er ließ daher sämtliche Pferde und Maultiere töten, Zündschnüre an die Munitionsstapel legen, befahl dem Regiment Staffordshire, in den Gräben auszuharren und den Rückzug zu decken, und schiffte die Masse der Armee in den Nächten vom 8. auf den 9. und vom 9. auf den 10. Januar unter dem Schutze eines Geschwaders von 14 Panzern ein. Unterdessen hielt Staffordshire, dem Befehle getreu und ihn sinngemäß erfüllend, dem türkischen Ansturm stand und opferte sich, bis der letzte Mann an Bord war.

Am 10. Januar 1916 endete der Dardanellenfeldzug, der Konstantinopel bedroht und die strategische Vereinigung der Westmächte mit den Russen an den Gestaden des Bosporus zum Ziele gehabt hatte, auf den Leichenhügeln Gallipolis mit dem Siege der Türken.

Er überbietet alles, was Großbritannien an exotischen Feldzügen je unternommen hat, forderte Verluste, die heute noch ungezählt sind, aber auf beiden Seiten wohl die Höhe einer Viertelmillion Menschen erreichen, war als strategische und politische Idee bestimmt und geeignet, dem Weltkrieg eine rasche Entscheidung zugunsten der Entente zu sichern, ermangelte aber

trotz des bereitwilligen Aufwandes ungeheurer Mittel der Zusammenfassung aller Kräfte zum Ziele und blieb, spitz und hart angesetzt und den Feind unterschätzend, im englischen Expeditionsstil stecken. Er hatte das Kriegsbild eine Zeitlang als entscheidend gedachte Operation überschattet, um als Episode zu enden, und wurde schließlich bei Nacht und Nebel zu Grabe getragen.

Schlußwort

Der Dardanellen-Feldzug weist wie kein zweiter auf die Zusammenhänge der kriegerischen Handlungen hin, welche die feindlichen Mächte ersannen, um dem Gegner das Gesetz aufzuerlegen.

Deutschland war zu Beginn des Krieges zum Angriff im Westen geschritten, hatte diesen Feldzug teils infolge unzweckmäßiger eigener Maßnahmen, teils infolge feindlicher Gegenwirkung abgebrochen und sich dann auf Rußland geworfen, um dieses niederzuringen.*)

Die Not Rußlands rief den Dardanellen-Feldzug hervor, und der Dardanellen-Feldzug zwang die Mittelmächte, den Balkan-Feldzug zu eröffnen, Serbien auszuräumen und die unmittelbare Verbindung mit der schwer bedrängten Türkei herzustellen. Die Not der Serben hinwiederum nötigte England und Frankreich, bei Saloniki zu landen, und zwar gestattete

---

*) Es sei hier am Rande und erst während der Durchsicht der Druckbogen beigefügt, auf die Erklärungen hingewiesen, die Marschall Joffre am 6. Juli 1919 zur Gestaltung des englisch-französischen Feldzugsplanes abgegeben hat. Joffre sagte vor der parlamentarischen Kommission, die sich mit der Preisgabe des Beckens von Briey und den daraus geltend gemachten Entsatzansprüchen der Metallurgie befaßte, nach dem Bericht der „Gazette de Lausanne“ vom 7. Juli folgendes:

„En prévision de la violation de la Belgique, notre concentration fut remontée vers le nord jusqu'à Hirson. L'état-major prépara le plan en détail. Pour lutter avantageusement avec l'adversaire nous ne devions engager la bataille qu'avec la totalité de nos forces. En tout état de cause, l'instruction du généralissime était, de livrer deux batailles conjuguées, l'une sur les Vosges, l'autre du côté de Verdun. *L'entrée en action de l'Angleterre était prévue. Il existait une convention militaire, dont on ne pouvait faire état et ayant un caractère secret. Nous comptions sur six divisions anglaises et sur le concours des Belges.*“

Hier wird also die Abänderung des doppelbodigen französischen Feldzugsplanes (vgl. auch die Ausführungen Fochs auf Seite 19 dieses Bandes) im Sinne unserer Darstellung (Band I, Seite 85 und 86) ausdrücklich zugegeben. Frankreich rechnete seit 1913 mit dem Angriff im Norden und hatte seinen Feldzugsplan entsprechend geändert, das heißt den alten Plan, der selbst auf belgisches Gebiet übergriff, klugerweise beiseite gelegt, um dem Gegner die Verletzung der belgischen Neutralität zu überlassen und sich die politischen und militärischen Vorteile der Defensive gesichert. Die „Totalité des forces“ bezifferte Joffre im Prozeß Briey auf 2 300 000 französische Bajonette.

das Scheitern des Dardanellen-Feldzuges der Entente, einen Teil der auf Gallipoli liegenden Truppen binnen weniger Tage in Mazedonien zu verwenden und die riesige Organisation der vielwöchigen Befestigungen der Dardanellenarmee nunmehr der Orientarmee dienstbar zu machen. So reifte der Entente selbst aus dem verlorensten aller Feldzüge noch willkommene Nachfrucht.

Als England und Frankreich, aus der Not eine Tugend machend, ihre Truppen von Gallipoli nach Saloniki warfen, taten sie unbewußt einen entscheidenden Zug im weltgeschichtlichen Spiel.

Das wurde ihnen um so leichter, als Deutschland darauf verzichtete, aus dem Aufmarsch Sarrails vor den Toren Salonikis die zwingende Schlußfolgerung zu ziehen und die griechische Grenze zu überschreiten.

Trotzdem blickten die Mittelmächte und ihre Verbündeten, vor allem Deutschland, an der Jahreswende auf Erfolge zurück, die so reich gehäuft lagen, daß deutsches Kraft- und Machtbewußtsein daraus neue Hoffnungen schöpfte. Die deutsche Heeresleitung kam gleich der österreichisch-ungarischen zu der Überzeugung, daß sie die strategische Handlungsfreiheit in vollem Umfang erkämpft habe. Die englisch-französischen Armeen im Westen waren erschöpft zurückgesunken, die Russen im Osten trotz neuer, um die Jahreswende losbrechender Angriffe in der Bukowina unfähig, die österreichischen Stellungen zu erschüttern, die Engländer in Mesopotamien und auf Gallipoli geschlagen, die Orientarmee über die griechische Grenze zurückgeworfen, die Italiener noch auf dem rechten Ufer des Isonzo und vor den Trentiner Sperrforts gefesselt, und die Entente trotz der Beherrschung der Meere und der Blockade, die von ihr über ein von Lille bis Bagdad und von Mitau bis Triest reichendes Wirtschaftsgebiet verhängt worden war, in die strategische Unterlegenheit gebannt.

Aber ungebrochen war auf der Seite der Entente der Wille, den Krieg siegreich zu Ende zu führen, ungebrochen vor allem in England und Frankreich. England schritt im ungeschwächten Bewußtsein seiner weltgeschichtlichen Mission, Frankreich im Vollgefühl seiner kontinentalgeschichtlichen Rolle in das neue Kriegsjahr, beide zu den größten Opfern bereit, beide entschlossen, sich das Banner mit der verheißenden Devise „Für Freiheit und Gerechtigkeit“ nicht entwinden zu lassen und Fehlschläge und Niederlagen zu ertragen um des Enderfolges willen, der in der Zertrümmerung der deutschen Machtstellung gipfeln sollte. Neue Aushebungen in England, neue Anwerbungen afrikanischer Truppen für Frankreich, das Hineinziehen Portugals in den Kreis der Hilfsvölker, die Sammlung aller Kräfte zur Wiederaufnahme des Angriffsfeldzuges im Westen, das Vertrauen auf Rußlands wiedererstarkendes Heer und auf die langsam, aber sicher wirkende Aushungerung Mitteleuropas befähigten die Entente, den Krieg trotz der erlittenen Schläge auf starken Schultern in das neue Jahr zu tragen.

Dem Bund der Mittelmächte, der sich im Jahre 1915 zum Vierbund geweitet hatte, fehlte das suggestiv wirkende, blitzende, politische Amalgam — die Vermischung des demokratischen Weltideals mit einer imperialistischen Auseinandersetzung —, um seinen Kampf um Sein oder Nichtsein in anziehendem Lichte erscheinen zu lassen. Daran trugen die Verbündeten, trug besonders das führende Deutschland um so schwerer, je stärker der Krieg zu räumlicher und zeitlicher Überstreckung neigte.*)

Da die in der Entente cordiale vereinigten Mächte auf den Außenlinien kämpften, konnten sie große Niederlagen leichter ertragen als die auf den inneren Linien stehenden, vom friderizianischen „Unterwegs" hin und her gehetzten Mittelmächte. Sie sahen, in unglücklichen Schlachten auf ihre Kraftquellen zurückgeworfen, ihre Kräfte in demselben Maße wachsen, wie sich ihre Etappen verkürzten. Deutschland dagegen begann schon damals an einer Hypertrophie des Etappengebietes zu leiden, das im Westen ganz Belgien und einen Teil Nordfrankreichs, im Osten ganz Kongreßpolen und Kurland, im Südosten einen Teil der Balkanhalbinsel und Kleinasiens umfaßte.

Aber diese Verschiebungen in den Unterschichten der strategischen Grundlage machten sich noch nicht so fühlbar, daß die Kriegführung der Mittelmächte darunter gelitten hätte. Die Siege, die Deutsche und Österreicher seit dem Rückzug über die Marne und den Dunajec in Galizien und Polen erfochten und durch die Eroberung des westrussischen Festungssystems und Serbiens gekrönt hatten, schufen den Krieg zugunsten der Mittelmächte neu und sicherten Deutschland und Österreich auf der Schwelle des Jahres 1916 die Freiheit des Handelns zu neuen, wiederum entscheidend gedachten Feldzügen.

---

*) Julius von Hartmann, der den von Clausewitz betretenen Weg zur Erkenntnis des modernen Krieges am sichersten weiter beschritten hat, spricht in seinen nachgelassenen Schriften (Preußische Jahrbücher, 44. Band, Berlin 1879) den grundlegenden Satz aus:

> Je ausgedehnter die Dauer des Krieges war, desto gesteigerter ist die regierende Macht der kriegführenden Nation in Anspruch genommen. Der Druck, welchen die Behinderung des eigenen sozialen und staatlichen Lebens an sich ausübt, kann bereits genügen, um das Verlangen nach Beseitigung des vermeintlichen unhaltbaren Zustandes zu einem derartig gewichtigen zu machen, daß unter seiner Entwicklung die Motive, welche zum Kriege führen, vollständig in den Hintergrund treten. Der nationale Impuls zugunsten der Aktion wird unter dem realen und moralischen Einfluß solchen Verhältnisses auf ein immer niedrigeres Maß zurücksinken, bis sein Erlöschen eine vollständige Wehrlosigkeit zuwege bringt. Je leidenschaftlicher die erste Initiative erfaßt worden, mit desto größerer Gewißheit ist dem Eintritt eines Rückschlages entgegenzusehen. Wenn sich die erstere von der realen Grundlage, wie sie der Machtumfang des Staates zu bilden hat, loslöst, so gerät dieser in die Gefahr der Erschöpfung, noch bevor er imstande war, Resultate zu gewinnen. Nur ein Gleichgewicht von realer Macht und idealer Kraft verleiht eine sichere Bürgschaft für endliches Gelingen.